This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

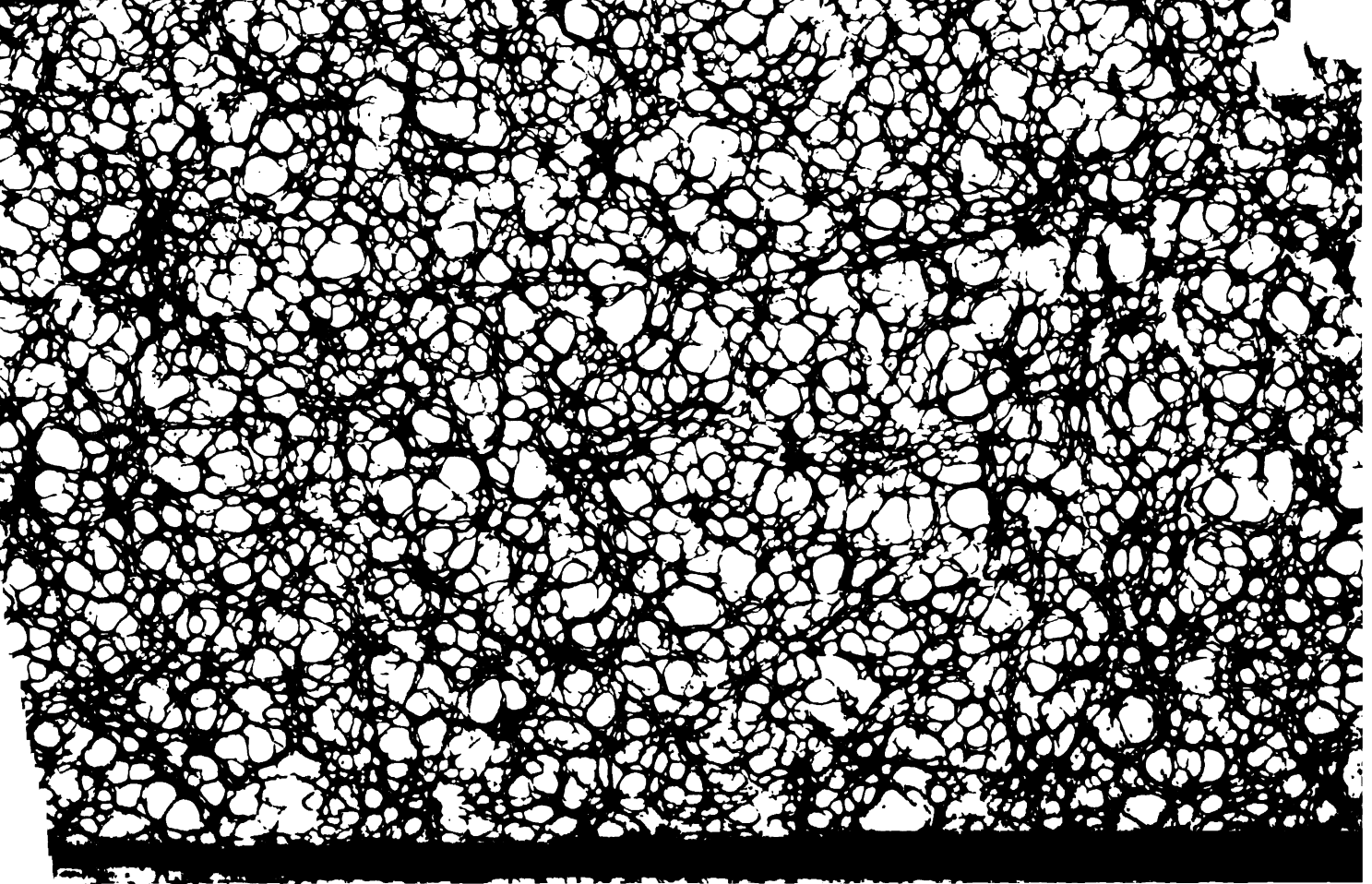
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



[illegible]
20
.B395
1860

Karl Friedrich Becker's

Weltgeschichte.

Achte neu bearbeitete, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe.

Herausgegeben

von

Adolf Schmidt,

ordentl. Professor der Geschichte an der Universität Jena.

Mit der Fortsetzung

von

Eduard Arnd.

Siebenter Band.

Mittlere Geschichte III.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1862.

Inhalt des siebenten Bandes.

Mittlere Geschichte. Dritter Zeitraum.

Vom ersten Kreuzzug bis auf Rudolf von Habsburg (1096—1273).

		Seite
35.	Das Papstthum seit Gregor VII.	1
36.	Das Mönchthum	8
37.	Das Ritterthum	15
38.	Romanische Dichtkunst	24
39.	Mittelhochdeutsche Dichtung der Staufischen Zeit	27
40.	Die Scholastiker	33
41.	Die Universitäten	43
42.	Spanien und Portugal	47
43.	Die skandinavischen Reiche	56
44.	Die Mongolen	61
45.	Rußland	64
46.	Ungarn	67
47.	Das byzantinisch-lateinische Kaiserthum (1204—1261)	68

Mittlere Geschichte. Vierter Zeitraum.

Von Rudolf von Habsburg bis auf die Entdeckung von Amerika (1273—1492).

1.	Einleitung	72
2.	Deutschland unter Rudolf von Habsburg (1273—1291)	73
3.	Adolf von Nassau (1292—1298)	82
4.	Albrecht I. (1298—1308)	87
5.	Befreiung der schweizerischen Waldstätte (1231—1309)	93
6.	Frankreich unter Philipp III. und Philipp IV. dem Schönen	98
7.	Philipp IV. im Kampfe mit Bonifacius VIII.	101
8.	Philipp IV. und seine Söhne	110
9.	England unter Eduard I. (1273—1307)	120
10.	Eduard II. (1307—1327)	125

223671

Seite

11. Kaiser Heinrich VII. (1308—1313) 132
12. Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich (1314—1326) . 139
13. Ludwig's Römerzug (1327—1330) 145
14. Ludwig's fernere Regierung (1330—1347) 147
15. Befestigung und Wachsthum der schweizerischen Eidgenossenschaft (1315—1358) 156
16. Deutschland unter Karl IV. (1347—1378) 163
17. Italien bis auf den Tod Karl's IV. 175
18. Cola di Rienzi 183
19. Deutschland unter König Wenzel (1378—1400) 189
20. Siege der schweizerischen Eidgenossen über Oesterreich und den Adel (1386—1411) 195
21. Begebenheiten in Italien, König Ruprecht und die Kirchenversammlung zu Pisa 199
22. König Sigismund und die Kostnitzer Kirchenversammlung 211
23. Johann Hus. (Geb. 1369, gest. 1415) 219
24. Der Hussitenkrieg (1419—1434) 227
25. Sigismund's Ausgang 234
26. Die Baseler Kirchenversammlung, Albrecht II. und Friedrich's III. Anfang 239
27. Die deutschen Städte 246
28. Die Fehmgerichte 256
29. Bürgerkrieg in der Schweiz 262
30. Anfang des großen Kampfes zwischen Frankreich und England unter Philipp VI. und Eduard III. 265
31. Erneuerung des Krieges unter Johann dem Guten 275
32. Unruhen in Frankreich während Johann's Gefangenschaft 279
33. Karl V. der Weise (1364—1380) 287

Mittlere Geschichte.

Dritter Zeitraum.

Vom ersten Kreuzzug bis auf Rudolf von Habsburg (1096—1273.)

35. Das Papstthum seit Gregor VII.

Im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts bereiteten sich in der Hierarchie große und folgenreiche Veränderungen vor. Der Einfluß, welchen Innocenz III. auf die Staaten übte, wie keiner seiner Vorgänger, mußte der weltlichen Macht höchst drückend sein; doch war eine Reinheit der Gesinnung in diesem Papste, und eine Besonnenheit in allen seinen Schritten, die nur die Unterordnung des Gegners für wahrhaft höhere Zwecke der Kirche, keineswegs aber gewaltsame Vernichtung desselben wollte. Nach ihm bestiegen Männer den heiligen Stuhl, denen es weniger um die Herrschaft des Christenthums als um die höchste Gewalt des Papstthums zu thun war; und nachdem auch der milde Honorius, der den Frieden mit dem Kaiser aufrichtig wünschte, vom Schauplatze abgetreten war, folgten Päpste, bei welchen die von der römischen Staatskunst eingeschlagene Richtung, sich der Uebermacht der Hohenstaufen entgegenzusetzen und dieses Geschlecht zu verdrängen, zur Maxime erstarrte. So wüthete Innocenz IV. gegen Friedrich II. und sein Haus und glaubte Alles erreicht zu haben, als er diesen Gegner gestürzt hatte. Aber er bedachte nicht, daß kleinere Mächte, sobald sie nur in sich fester und geschlossener waren, wie die auf den unsichersten Grundlagen gebaute Kaiserherrschaft, dem heiligen Stuhle noch weit gefährlicher werden konnten. Die Kräfte der ganzen Christenheit bot er auf, um sie in seinem Kampfe gegen den Kaiser zu vergeuden, und vergaß, daß der unerhörte

Druck, den er durch halb Europa übte, die schon erwachte Unzufriedenheit mit der Priesterherrschaft steigern, und besonnenen Gegnern des Papstthums die wirksamsten Waffen bereiten mußte. Man darf daher wohl behaupten, daß Innocenz' Verfahren die Säulen der Hierarchie zuerst bedenklich erschüttert und ihren Widersachern Grund zu den gerechtesten Klagen gegeben hat. Häufig geschah es von dieser Zeit an, daß die Päpste den Lehren des Christenthums, welche sie vertreten und aufrecht erhalten sollten, durch ihren Wandel und durch ihre Maßregeln widersprachen. Vieles, was sonst unbeachtet vorübergegangen wäre, war schon in der Hitze des Kampfes aufgedeckt worden, durch unaufhörliche Geldforderungen wurden die materiellen Interessen nicht blos der Geistlichen, sondern auch der großen Masse der von ihnen abhängigen und auf ihren Grundstücken angesessenen Personen auf das härteste verletzt. Noch gefährlicher drohte aber die in Folge der Kreuzzüge und des entwickelteren Geistes reicher und tiefer gewordene Bildung der Welt zu werden. War die Kirche früherhin, als Rohheit und Barbarei die Staaten erfüllte, in der ersten und zweiten Periode unserer Erzählung, der Halt und die Beschützerin aller höheren Cultur gewesen, so schien jetzt der mit ihrem Standpunkt vereinbarte Grad der geistigen Ausbildung schon durchmessen; wollte sie sich in ihrer bisherigen Macht noch ferner behaupten, so mußte sie weiteren Forschungen und Bewegungen in den Weg treten oder aber lebendiger Entwickelung der Formen und Dogmen in ihrem eigenen Schooße Raum verstatten. Sie wählte zu ihrem Verderben das erstere.

Indeß hatten Rom's Bischöfe während dieses Zeitraums ihre absolute Gewalt innerhalb der Kirche vollendet. Nachdem sie die Höhe erreicht, auf welche sie der falsche Isidor heben wollte, gingen sie, von den Zeiten Gregor's VII. an, weit über dieses Ziel hinaus. Nach jenem System sollte der Papst die oberste Gewalt in der Kirche haben: jetzt strebten sie danach, nicht nur die *obersten*, sondern auch die *einzigen* Regenten in der Kirche zu sein, nicht nur den Vorrang vor allen und die Aufsicht über alle Bischöfe zu haben, sondern allein die Bischöfe der allgemeinen Kirche zu sein, als deren Stellvertreter die übrigen Erzbischöfe und Bischöfe nur aus Gnaden gelten sollten*); die Regierungsform der Kirche war nicht nur eine monarchische, sie war zur unbeschränkten

*) Planck, Geschichte der christlichen Gesellschafts-Verfassung, Bd IV. Abschn. 2, 3. Cap. 3 u. fg. Neander, Allgem. Gesch der christl. Religion und Kirche V, I, 372.

Monarchie geworden und lange, bevor es einen fürstlichen Absolutismus gab, hatte sich ein päpstlicher Absolutismus entfaltet. Da in den Vorstellungen der Zeit alle Gewalt auf Erden als eine verliehene betrachtet wurde, die jeder Berechtigte nur im Namen und im Auftrage eines Höhern übte und verwaltete, und Alles auf eine höchste Spitze, einen Mittelpunkt, eine Quelle zurückgeführt wurde, von der aus sich die Ströme nach allen Richtungen ergossen: so fand auch das Papstthum an diesem Princip des Lehnswesens eine nachgebildete Grundlage. Jede Macht in der Kirche wurde als eine im Auftrage des unmittelbar von Gott dazu Berechtigten, des Papstes, geübte gedacht. Darauf gründeten die Päpste alle ihre Ansprüche und Forderungen, welche sie natürlich viel weiter trieben, als es die weltlichen Herren gegen ihre Vasallen thaten und thun durften, da die letzteren von jenen eben nicht erwählt oder ernannt wurden, sondern ihre Macht vererbten. Ueberhaupt fand hier ein wechselseitiges Verhältniß von Rechten und Pflichten Statt, von welchem in der Kirche nicht die Rede sein konnte.

Von Gregor VII. wurde zuerst den Bischöfen eine Eidesformel vorgelegt, die sie bei ihrer Einsetzung schwören mußten, und deren aus dem damaligen Lehnseide der Vasallen genommene Ausdrücke die Bischöfe zu förmlichen Lehnsmannen des heiligen Stuhls machten. Anfangs wurde dieser Eid zwar nur von den der römischen Kirche unmittelbar unterworfenen Bischöfen und von den Metropoliten gefordert, die ihr Pallium in Rom holten, zu welcher letzteren Sitte die streitigen Bischofswahlen von selbst Veranlassung boten; nach und nach aber rissen die Päpste das Bestätigungsrecht aller Bischöfe an sich, und ließen sonach diesen Eid von allen schwören. Daß aber in Demjenigen, der allein das Recht habe, sämmtliche Bischöfe zu bestätigen, auch die Quelle aller kirchlichen Macht sei, war eine sehr natürliche Schlußfolge.

Aber diese in Anspruch genommene allgemeine bischöfliche Gewalt würde doch in der Ausübung sehr beschränkt gewesen sein, wenn die Päpste nicht dafür gesorgt hätten, sie in den einzelnen Ländern durch ausgesandte Stellvertreter unmittelbar in alle Verhältnisse eingreifen zu lassen. Diese Bevollmächtigten waren die Legaten, von denen in unserer bisherigen Erzählung schon häufig die Rede gewesen ist. Ihr Gebrauch war sehr alt, aber früher waren sie nur zu besonderen Geschäften ausgesandt worden und erst seit Gregor's VII. Zeiten erweiterte sich ihr Wirkungskreis so bedeutend, daß ihnen die Machtfülle des Papstes delegirt wurde und ihre Sendung gewöhnlich blos im Allgemeinen auf die Untersuchung des kirchlichen Zustandes lautete. Oft wirkten sie heilsam

für Frieden und Kirchenzucht, überschritten jedoch bald alle Grenzen der Billigkeit so sehr, daß der Nutzen, den sie stifteten, gegen ihre ungebührlichen Anmaßungen völlig in den Schatten trat. Sie beriefen Concilien, und geboten den Metropoliten und Bischöfen bei Strafe der Absetzung darauf zu erscheinen, führten auf diesen Versammlungen den Vorsitz, und zogen Streitsachen, die vor die Bischöfe gehört hätten, vor ihren Richterstuhl. Kurz, sie ließen den Bischöfen von der ihnen gebührenden Gewalt nur so viel, als ihnen gut dünkte. Mit Beschwerden darüber richtete man bei der Festigkeit, welche die päpstliche Gewalt einmal erlangt hatte, nicht viel aus, so laut sie auch erhoben wurden. Am meisten beklagte man sich über die unerhörten Erpressungen der Legaten. Außer den bestimmten Abgaben, welche sie im Namen der Päpste einzufordern hatten, mußten die Kirchen und Klöster, welche sie auf ihren Reisen berührten, für ihren Unterhalt sorgen, und unter diesem Vorwand trieben sie in den Provinzen ungeheuere Summen bei. Diese Lasten der kirchlichen Anstalten hießen Procurationen. So raubten die Legaten theils für sich, theils für den heiligen Stuhl, und die Legationen wurden endlich nur aus dem Grunde vervielfältigt, weil die Päpste sie als ein treffliches Mittel betrachteten, ihre Schatzkammer und ihre Günstlinge und Verwandte zu bereichern. Schon der heilige Bernhard schrieb dem Papst Eugen III.: „sein Legat habe vom Fuß der Alpen bis an die Pyrenäen alle französische Kirchen so rein ausgeplündert, daß man glauben möchte, die Magyaren wären ins Land gefallen," und Johann von Salisbury, ein berühmter Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts, klagt: „wenn ein römischer Legat in eine Provinz kommt, so ist es, wie wenn der Teufel Hiob's von dem Herrn ausgeht, um ein Land zu verwüsten." Ohne Zweifel mußte der Papst, wenn er einmal eine monarchische Gewalt und Stellung in der Kirche hatte, auch berechtigt sein, Abgaben zu verlangen, welche zur Regierung des Ganzen erforderlich waren; aber eben so gewiß ist es, daß man weit über das Nothwendige hinausging, und besonders übte Innocenz IV., als er alle weltlichen Mittel aufbot, um den Kaiser Friedrich II. zu einem Opfer seines Hasses zu machen, die schamlosesten und drückendsten Erpressungen. Es sind schon bei der Geschichte Frankreich's und England's Proben davon vorgekommen, und die Gesandten des letzteren Reiches erklärten laut auf der Kirchenversammlung zu Lyon: „sie könnten die vor Gott und den Menschen verabscheuungswürdigen Erpressungen, die unerträglichen Beschwerden, nicht länger ertragen." So forderte ein Legat, der in das Bisthum Breslau geschickt war, von sämmtlichen polnischen Bischöfen eine Procuration von eilf-

hundert Mark feinen Silbers, von dem Breslauer allein über hundert, und behielt sich nebenbei noch die Besetzung aller Pfründen vor.

Die Eingriffe der Legaten entzogen den Bischöfen in vielen Fällen die ihnen gebührende Gerichtsbarkeit, aber damit begnügten sich die Päpste noch nicht. Sie machten es im zwölften Jahrhundert zum durchgängigen Rechtsgebrauch, daß in allen erheblichen Sachen von den Aussprüchen der Bischöfe noch an ihren Stuhl appellirt werden könne, ja sie nahmen ohne weiteres schon in der ersten Instanz Rechtsstreitigkeiten an, die mit völliger Uebergehung der bischöflichen an sie gebracht wurden. Innocenz III. allein zeichnete sich auch in dieser Beziehung durch weise Mäßigung aus, indem er auf einem Concil 1215 verordnete, daß das Recht der Bischöfe, ihre Untergebenen zu strafen, durch keine Appellation gehindert werden sollte. Außerdem schrieben sich die Päpste nicht nur ausschließlich das Recht zu, allgemeine Kirchenversammlungen zu berufen, sondern brachten es auch dahin, daß die Beschlüsse der Provinzialsynoden nur durch ihre Bestätigung Gültigkeit erhielten. Sogar die Besetzung der geistlichen Stellen und Pfründen suchten sie nach und nach an sich zu reißen. Sie schickten Leute mit Empfehlungsbriefen an die Bischöfe und Capitel, daß sie dieselben mit einer Stelle versorgen möchten. Der Papst, welcher diesen Gebrauch einführte, war Hadrian IV. Anfangs geschah dies unter der Form einer höflichen Bitte und im Interesse würdiger Bewerber, daher die Bischöfe gewöhnlich auch keinen Anstand nahmen, der Empfehlung Gehör zu geben. Aber mit der Zeit schickte man von Rom einen solchen Schwarm von Precisten (so nannte man die Bittenden dieser Art) in alle Lande, daß die Capitel wohl anfangen mußten, abzuweisen, wenn ihnen nur noch irgend etwas zu eigener Ertheilung übrig bleiben sollte. Sogleich änderten die Päpste ihre Sprache, und schon Alexander III. befahl, einen von ihm Empfohlenen einzusetzen. Ja im dreizehnten Jahrhundert hielt man die Formel des Bittens schon für überflüssig, und die Päpste besetzten nun die Stellen ohne weiteres aus ihrer Machtvollkommenheit. Gewiß verhalfen die Häupter der Kirche oft tüchtigen und gelehrten Männern zu Pfründen, aber solche löbliche Fälle verschwanden gegen den ungeheuren Mißbrauch, der bald mit dieser Einrichtung getrieben wurde. Sie füllten die Capitel mit ihren Creaturen an, und ließen alle Rücksicht auf den wahren Beruf des Priesters so sehr aus den Augen, daß sie Fremdlinge schickten, welche nicht einmal die Sprache des Landes kannten, in das sie versetzt wurden. Ein ausgezeichneter, freimüthiger Geschichtschreiber des dreizehnten Jahrhunderts, der von uns schon erwähnte Matthäus Paris, Benedictinermönch zu

St. Albans in England, erzählt in der Geschichte des Jahres 1240, daß man auf einmal von Rom aus nicht weniger als dreihundert italienische Kleriker an drei englische Bischöfe gesandt habe, welche auf diese Weise untergebracht werden sollten. Alles dieses geschah, weil jene am päpstlichen Hofe ihre Stellen bezahlten. So sehr hatten sich die Zeiten seit Gregor VII. geändert. Als damals die weltlichen Herren mit geistlichen Stellen Handel trieben, bekämpfte jener Papst ihre Ungebühr zum Besten der Kirche mit Kühnheit und Glück, und setzte die Wahlfreiheit der Capitel und Gemeinden durch; jetzt vernichteten seine Nachfolger ihrer Herrschaft wegen alles Gewonnene, trieben ärgere Simonie als jemals Könige und Fürsten, und da sie selbst den Tempel des Herrn zu einem Kaufhause machten, war Niemand, der ihre Wechslertische umstieß.

Die Geistlichen, welche auf solche Weise zu ihren Stellen gelangten, konnten unmöglich in evangelischem Geiste ihren Amtspflichten genügen; und die Häupter der Kirche selbst trifft der nicht zu widerlegende Vorwurf, aller Verderbniß und Sittenlosigkeit die Pforten geöffnet zu haben. Je höher die Anforderungen der Reinheit und Heiligkeit an den katholischen Geistlichen gestellt waren, um so schärfer mußten die Abweichungen hervortreten. Das Cölibat war durchgeführt worden; aber daß die Kleriker jetzt mit Kebsweibern lebten, gab nur zu größerem Aergerniß Veranlassung. Die Bischöfe waren durch die Beschränkungen ihres Ansehens von Seiten des Papstes und der Legaten nicht mehr im Stande, ihre Geistlichen zu einer würdigeren Lebensweise zu zwingen. Die Capellane an den Höfen und auf den Ritterburgen hatten sich jeder Abhängigkeit von ihnen entzogen und lebten in der vollkommensten Ungebundenheit. Ebenso waren die Klöster der Diöcesen, ja selbst ganze Mönchsorden von der bischöflichen Aufsicht befreit, und einzelne Priester konnten ohne große Mühe Exemtionsprivilegien in Rom erkaufen. Nicht minder verderbliche Folgen hatte es, daß mehrere geistliche Würden in einer Hand vereinigt wurden, und die Ausübung der Amtspflichten gedungenen Vicaren überlassen ward. Schon lange benutzten adelige Familien die reichen Pfründen der Stiftsherren zur Versorgung ihrer jüngeren Söhne, deren Aufnahme in die ihren Gütern benachbarten Capitel sie nöthigen Falls mit Gewalt erzwangen, und Kanoniker, die solchen Rückhalt hatten, brauchten sich ebenfalls wenig um den Bischof zu kümmern. Die Zahl derer, welche aus niederen Klassen der Gesellschaft, in der Hoffnung guten Auskommens und bequemen Gewinnes, in den geistlichen Stand traten, war ebenfalls sehr groß und wirkte wieder in anderer Rücksicht unheilbringend. Für eine geringe Geldsumme vollzogen

Bischöfe und Legaten ohne allen Betracht des Alters und der andern Bedingungen, welche die Kirchengesetze vorschrieben, die Priesterweihe, und da oft die auf solche Weise Ordinirten nicht für eine einzelne Kirche, sondern vorläufig nur für den Dienst der Kirche im Allgemeinen bestimmt wurden, so zogen zahllose bettelnde Priester im Lande umher und erregten durch ihre Lebensweise Verachtung oder verderbten durch böses Beispiel auch die Sitten der Laien. Doch blieben auch die Bischöfe von dem einreißenden Uebel nicht verschont, ja es waren wiederum zum Theil ihre Gebrechen selbst, welche die Papstmacht so bedeutend emporhoben, weil ihre Untergebenen häufig genug Anlaß fanden, höhere Hülfe gegen sie zu suchen.

Von dem Verfahren der Kirche gegen die Ketzer ist schon bei dem Albigenserkriege die Rede gewesen. Ging Innocenz III. in seinen Ketzergesetzen auch noch nicht so weit als seine Nachfolger, so waren sie doch auch schon niederdrückend und hart. So sollte z. B. auf einen bloßen Verdacht der Ketzerei hin, von dem der Angeschuldigte sich nicht vollkommen zu reinigen im Stande wäre, der Bann verfügt werden. Die weltliche Macht unterstützte die Päpste bereitwillig, Friedrich II. und Ludwig IX. erließen die schärfsten Gesetze gegen die Ketzer. Indeß betrafen ihre Verordnungen nur die Vollstreckung der Urtheile, Untersuchung und Spruch über kirchliche Vergehen gehörten ohne Einrede geistlichen Gerichten. Das Schlimmste geschah von dieser Seite auf einer zu Toulouse im Jahre 1229 gehaltenen Synode bei der Beendigung des Albigenserkrieges. Zuerst durch Schärfung der Vorschriften wider die Ketzer. Das Haus, worin ein Ketzer gefunden würde, sollte niedergerissen, freiwillig Reuige aus verdächtigen Orten in eine katholische Stadt versetzt werden, gezwungene Reuige sollten in solcher Haft bleiben, daß sie Niemand verführen könnten. Schon das Eigenthum eines jeden Gutsherrn, der nur wissentlich einen Ketzer auf seinem Grund und Boden dulden werde, sollte eingezogen werden. Noch stärker hat diese Synode ihr Andenken durch die erste Einrichtung der schrecklichen Inquisitions-Tribunale befleckt. Es wurde nämlich hier verordnet, daß an jedem Orte und in jedem einzelnen Kirchspiele eine stehende Inquisitions-Commission, zusammengesetzt aus dem Pfarrer und zwei bis drei angesehenen Laien, eingerichtet werde, die sich das Aufspüren der Ketzer und Ketzereien zum eigenen und beständigen Berufsgeschäft machen sollte. Für sie dürfte kein Haus verschlossen, kein Schutzort unzugänglich sein. Waren die Gesetze dieser Synode zwar nur für ihre Provinz bestimmt, wo die Kirche wegen der Albigenser ein ganz besonderes Verfahren nöthig zu haben glaubte, so

machte doch Gregor IX. bald nachher die meiſten der zu Toulouſe gefaßten Beſchlüſſe zur Grundlage für das allgemeine Verfahren gegen Ketzer, nahm den Biſchöfen das ganze Geſchäft aus der Hand, und ernannte die Dominicaner zu beſtändigen Inquiſitoren. In allen zur römiſchen Kirche gehörigen Ländern gelang die Einführung der Inquiſition freilich nicht, aber wo ſie zu Stande kam, that ſie Uebles genug. Gegen Ketzer war das ungerechteſte, verſteckteſte Verfahren, welches faſt jeden Beweis der Unſchuld unmöglich machen mußte, nicht nur erlaubt, ſondern geboten. Die Anklagezeugniſſe wurden geheim gehalten, und zu ſolchen Zeugniſſen ließ man Mitſchuldige, Verbrecher und Ehrloſe zu. Es wurde beſtimmtes Geſetz, überführte Ketzer zum Feuertode zu verurtheilen, und zahllos loderten die Scheiterhaufen. Der Predigermönch Johannes ließ 1233 zu Verona auf einmal ſechzig Männer und Frauen verbrennen. Viele waren von der Wahrheit ihres Glaubens ſo durchdrungen, daß ſie mit Freuden in den Tod gingen und als Märtyrer ſterben wollten. Auch in Deutſchland trat der Dominicaner Konrad von Marburg 1231 mit dem Auftrage Gregor's IX. auf, die Irrgläubigen zu bekehren und zu beſtrafen. Der ſtolze und finſtere Mönch übergab Viele den Flammen, und lud Grafen und Herren vor ſeinen Richterſtuhl; aber dieſe heiligen Gräuel erweckten hier ſo vielen Abſcheu, daß Konrad 1233 auf dem Wege von Frankfurt nach Marburg von den Leuten des Herrn von Dernbach erſchlagen ward. Niemand hatte Luſt in ſeine Fußtapfen zu treten, und ein Reichsſchluß ſicherte allen wegen Ketzerei Angeklagten billige Behandlung nach rechtlichen Formen zu.

---

36. Das Mönchthum.

Im Laufe der Jahrhunderte hatten auch dem Mönchsleben, deſſen Grundlage die völlige Entäußerung von allen irdiſchen Intereſſen bilden ſollte, durch reiche Schenkungen und ſchlaffere Beobachtung der Regel des heiligen Benedictus Verderbniß und Verweltlichung gedroht. Solcher Entartung war dann aber auch immer größere Strenge entgegengetreten. Wir haben oben gezeigt, wie ſchon im zehnten Jahrhundert die Aebte Odo und Berno das Kloſter Cluny (Cluniacum) in Burgund reformirten. Der Letztere ſchärfte die Regel durch mehrere Zuſätze. Er und ſein dritter Nachfolger, Odilo (ſt. 1048), waren durch Frömmigkeit und Rein-

heit der Sitten so ausgezeichnet und berühmt, daß sie nach allen Seiten hin zur Anlegung neuer, und zur Umbildung alter Klöster nach den Gewohnheiten von Cluny berufen wurden. So entstand in dem Benedictinerorden die erste Congregation, d. h. eine besondere Vereinigung vieler Klöster unter einem gemeinsamen Oberhaupt, dem jedesmaligen Abte von Cluny. Zur Zeit Peter's des Ehrwürdigen, der 1126 diesem Stammkloster als Abt vorstand, waren ihm an zweitausend andere Klöster unterworfen. Es stand in einem solchen Ansehen, daß die Aebte desselben bischöfliche Abzeichen und Rechte erhielten. Wie er selbst aber ein Mann war, der für alles rein Menschliche Sinn hatte, der den Geist der Liebe und Milde in sich pflegte und ausbildete, so nahm der Orden unter seiner Leitung eine von seinem Ursprunge verschiedene Richtung; die Klöster, die früher der Sitz strenger Ascetik gewesen waren, mit deren Hülfe Gregor VII. seine Reformen durchgeführt hatte, wurden nun die Stätten der Bildung und Wissenschaften, so daß ihnen die gleich zu nennenden Cistercienser entgegen traten.

Schon vor diesen war jedoch ein anderer strenger Orden gegründet worden. Bruno, ein Kölner von Geburt, später Chorherr und Vorsteher der Schule zu Rheims, beschloß der Welt abzusagen, und gründete im Jahre 1084 mit dreizehn Gefährten in einem unzugänglichen rauhen Thal bei Grenoble, Cartusium oder Chartreuse genannt, ein Kloster. Das Einsiedlerleben sollte mit dem klösterlichen verbunden werden; daher wohnten sie nicht im Kloster, sondern jeder erbaute sich seine Zelle, in welcher er arbeitete, aß und schlief. Die Nahrung bestand nur in Brot und Gemüse, welches ebenfalls von jedem selbst bereitet wurde. Fast niemals wurde ein Wort gewechselt; über das Nothwendigste verständigte man sich durch Zeichen. Stets trugen die Karthäuser ein härenes Büßerkleid, die Regel war sehr streng, und legte den Mönchen scharfe Geißelungen und Andachtsübungen, zugleich aber auch die Beschäftigung mit dem Abschreiben von Büchern auf; eine Thätigkeit, durch die sie sich sehr nützlich gemacht haben. Auch von diesem Kloster gingen viele neue Gründungen aus, die alle den Namen Karthausen empfingen. Die erste Anstalt hieß zum Unterschiede die große Karthause. Doch hat dieser Orden wegen der harten Strenge seiner Vorschriften nicht so ausgebreiteten Eingang gefunden, als die übrigen; andererseits ist er freilich auch weniger von seiner ursprünglichen Reinheit abgefallen.

Der Cistercienserorden wurde im Jahre 1098 vom heiligen Robert, dem die Cluniacenser nicht mehr rein genug waren, gestiftet. Zu Citeaux (Cistercium), bei Dijon, legte er mit mehreren Gleichgesinnten

ein neues Kloſter an. Größere Verbreitung erhielten die Ciſtercienſer durch den Ruf und die Thätigkeit des heiligen Bernhard, und in Kurzem ſtieg nun ihr Anſehen und die Zahl ihrer Klöſter ſo hoch, daß ſie dreiſt dem Orden von Cluny an die Seite treten durften, von dem ſie ſich auch äußerlich dadurch unterſchieden, daß ſie ſtatt der ſchwarzen, den Benedictinercongregationen eigenthümlichen Kleidung, die weiße wählten *). Den Einrichtungen der Ciſtercienſer ſchloß ſich ein etwas ſpäter errichteter Mönchsverein, der der Prämonſtratenſer, an. Gründer deſſelben war Norbert, aus einem edlen und reichen Geſchlechte am Niederrhein, der ſich im Jahre 1120 mit einigen Genoſſen im Walde von Couci bei Laon, an einer Stelle, welche Premontré genannt wurde, niederließ. Weit und breit erſchallte der Ruf von ſeiner Heiligkeit. Schon 1125 ernannte ihn Kaiſer Lothar zum Erzbiſchof von Magdeburg, und dies beförderte die Ausbreitung ſeines Ordens in Deutſchland. Das Haupt deſſelben blieb der Abt von Premontré, jedoch war er in wichtigen Angelegenheiten von der Verſammlung der Aebte der übrigen Klöſter, welche jährlich am Feſte des heil. Dionyſius im Stammkloſter zuſammentrat, abhängig. Schon nach dreißig Jahren fanden ſich über hundert Vorſteher zu dieſer Zuſammenkunft ein.

Man ſpricht oft von den Mönchen als einem Heer unverſchämter Tagediebe und ſchlauer Betrüger, und verabſcheut die zahlreichen Klöſter als die ſtillen Wohnſitze aller Laſter. In dieſen Urtheilen hallt im Grunde noch immer der Tadel der erſten Reformatoren wieder, die freilich zu einer Zeit lebten, wo das Mönchsweſen durchaus entartet war. In ihrer Blüthezeit waren die Klöſter die Zufluchtsörter der verfolgten Unſchuld, die Beſchirmer der Schwachen, die Ernährer der Armuth, die Erhalter und Fortpflanzer der litterariſchen Trümmer des Alterthums, die Beruhigungsörter ſo manches beängſtigten Gewiſſens und die Vorbilder heldenmüthiger Entſagung und wohlthätiger Frömmigkeit. In ihnen allein lebten die Gelehrten und Denker jener Zeiten; in ihnen die Gegner des wilden weltlichen Lebens und der Entſittlichung der entarteten Geiſtlichkeit. Um aber ſeinem Weſen und Gehalte und der Idee, von welchem ſeine Gründung ausgegangen war, treu zu bleiben, bedurfte das Mönchthum allerdings ſtets einer großen geiſtigen Anſpannung und fortdauernder Anregung, da es auf die völlige Abtödtung und Be-

*) Vgl. Gieſeler, Kirchengeſch. II, 2. 4. Aufl. 310, wo die charakteriſtiſchen Unterſcheidungen der Ciſtercienſer aufgezählt, auch die Vorwürfe, die ſich die Orden gegenſeitig machten, erwähnt werden.

zwingung der Natur durch den Geist abgesehen war, und aus diesem Umstande sind die von Zeit zu Zeit wiederholten Schärfungen und strengeren Abfassungen der Regel, wohlthätige und erfrischende Reactionen aus dem eigenen Schooße der Orden, zu erklären, deren wichtigste wir eben angeführt haben. So angemessen indeß das ganze Institut dem Mittelalter war, so nothwendig es sich aus der Stellung der Kirche, aus der Ansicht der Zeit, welche Himmlisches und Irdisches, Geistiges und Natürliches völlig auseinanderriß und die natürlichen Triebe und Neigungen, so wie das Leben in der Welt und ihren Zwecken für durchaus sündlich und böse erklärte, entwickeln mußte, so waren doch diese Vorstellungen einseitige und nur für eine Periode des Durchgangs und der Fortbildung die richtigen. Durch die tiefste Begeisterung für die Lehren des Christenthums, durch deren unmittelbarste Anwendung auf die Verhältnisse, sollte sich der Mönch nicht blos über sein natürliches Dasein erheben, sondern dieses sogar vernichten. Versenkte sich das Leben des Orients in das Sinnliche, freute sich einst der Hellene der schönen Harmonie des Geistigen und Natürlichen, so ist das Ideal des Mittelalters diese Entsagung, die Austilgung der Welt und ihrer Schmerzen aus dem Gemüthe, und die Qualen des Todes werden in den Märtyrern angebetet. Das Christenthum gebot allerdings nur dem Geiste und dessen Gütern zu leben, nur in ihm Ruhe und Frieden zu finden und das Irdische diesen Zwecken unterzuordnen. Das Mönchthum wollte aber die Erde vernichten, während sie doch nur vom Geiste durchdrungen, verklärt und erhoben werden sollte. Wohl erreichten Einzelne hohe Stufen solcher abtödtenden Vollkommenheit, und der geistigen Kraft, dem Idealismus der Entsagung, die sie dahin führte, soll rühmende Anerkennung nicht versagt werden; wohl gelang es begeisterten Männern, ganze Massen auf eine Zeitlang fortzureißen und zu stählen, aber dann übten Welt und Natur wieder ihre Rechte, denn der Geist vermag nicht, ohne den Körper zu sein. Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts befanden sich die Klöster aufs neue in einem Zustand der Erschlaffung, die Weltgeistlichen gingen dem Verderbniß und der Sittenlosigkeit entgegen, deren Ursachen und beginnende Züge wir im vorigen Abschnitte gezeichnet haben. Die Ketzer warfen der Kirche ihren entarteten Zustand vor. Da faßten beinahe zu derselben Zeit zwei Männer den Entschluß, das, was früher Heil gebracht hatte, die Idee der Entsagung, dem weltlichen Glanze und dem Ueberfluß der Geistlichen gegenüber, in ihrer ganzen Stärke wiederherzustellen und damit den praktischen Zweck der Belehrung des Volks zu verbinden.

Francesco (geb. 1172, gest. 1226) war der Sohn Pier Bernardone's, eines reichen Kaufmanns zu Assisi. Anstatt für Waaren gelöstes Geld nach Hause zu bringen, verwendete er den größten Theil desselben zu frommen Zwecken, und als er einmal das Evangelium von Verwerfung aller irdischen Güter lesen hörte, wurde er davon so gewaltig ergriffen, daß er beschloß, sein ferneres Leben der geistlichen Beschauung und unaufhörlichen Bußübungen zu widmen. Er hüllte sich in Lumpen und wollte fortan nur durch Betteln sein Brot verdienen. Sein Vater zürnte, sein Bruder verspottete ihn; da zerriß er die Bande der Familie, und ging aus, das Wort Gottes zu verkündigen. Bald vereinigten sich Mehrere mit ihm, die sein Beispiel hinriß. Mit einem Strick um die Lenden, und ohne Geld, welchem sie gänzlich entsagten, zogen sie von Ort zu Ort, fasteten, beteten, zerrissen sich mit Geißeln den Rücken, und vernachlässigten alle Pflege des Körpers. Zu seinen Genossen sprach Francesco: Laßt uns, die wir Alles verließen, nicht um schnöden Geldes willen den Himmel verlieren. Achtet es geringer als den Staub, den wir mit Füßen treten, und verkündet ungestört und unbesorgt um Essen und Trinken Reue und Wiedergeburt aller Orten. Von diesem Zwecke auf das höchste begeistert, ging er nach Rom, um vom Papst Innocenz III. die Erlaubniß zu erbitten, einen neuen Orden stiften zu dürfen. Dieser fand ein gänzliches Entsagen alles Besitzes zu ungewöhnlich und zu gewagt. Da sagte der Prediger von Assisi im heiligen Eifer: „Es stehet geschrieben: gehet hin, prediget und sprechet: Ihr sollt nicht Gold, nicht Silber, nicht Erz in euren Gürteln haben, auch keine Tasche zur Wegfahrt, auch nicht zween Röcke, keine Schuhe, auch keinen Stecken. Es spricht der Herr: Verkaufe was du hast und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und folge mir nach. Und wer Haus, Bruder, Schwester, Vater, Weib oder Kind verläßt, um meines Namens willen, der wird das ewige Leben ererben. Wer mir angehören will, verläugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich täglich." Das vermeintlich apostolische Leben der bisherigen Mönche war verdächtig geworden; dagegen hatten die Waldenser die Idee einer auf alle Genüsse verzichtenden und nur der Verkündigung des Evangeliums gewidmeten Wirksamkeit ins Leben gerufen und praktisch bethätigt, so daß das niedere Volk sich ihnen zuwandte. Innocenz konnte sich der Einsicht nicht verschließen, daß durch Franciscus ein Weg gezeigt werde, den der Kirche feindseligen Geist in den Dienst der letzteren zu nehmen. Er bestätigte also die Errichtung eines Ordens vorläufig und verstattete dem Stifter, auf dem betretenen Wege vorzuschreiten. Von nun an wurde seine Lebensweise noch strenger

als zuvor, er quälte sich mit Kasteiungen, die alle menschlichen Kräfte zu überschreiten schienen. Regelmäßig geißelte er sich in jeder Nacht dreimal mit eisernen Ketten, einmal für sich selbst, dann für die noch lebenden Sünder, endlich für die Seelen im Fegefeuer. Um sein Fleisch zu züchtigen, sprang er nackt in den Schnee. Zur weitern Ausbreitung seiner Lehren durchzog er unermüdlich fast ganz Europa, und starb im vierundfunfzigsten Jahre seines Alters, nackt auf bloßer Erde liegend. Bald nachher wurde er von Gregor IX. heilig gesprochen. Seine Anhänger haben sein Leben mit den abenteuerlichsten Wundergeschichten ausgeschmückt, ja ihre Absicht geht deutlich dahin, wo möglich durch Franzens Thaten die Wunder Christi zu überbieten. So erzählten sie auch unter andern, Christus habe mehrere Male mit ihm gesprochen, und ihm die Nägelmahle an Händen und Füßen selbst eingedrückt. Im Jahre 1223 hatte Honorius III. den neuen Orden der Franziscaner bestätigt, der sich wie alle Mönchsgesellschaften zu den drei Gelübden der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams verpflichtete; zu ersterer aber in einer solchen, zeither ungewöhnlichen Ausdehnung, daß der Neuaufzunehmende allem gegenwärtigen und künftigen Besitze schlechthin entsagen mußte. Niemand, so lautete die Regel, darf Geld haben oder annehmen, selbst unentbehrliche Dinge, Kleidung u. s. w. sind nicht ein Eigenthum der Einzelnen, sondern des Ordens. Aber auch dem Orden ist der Besitz alles dessen untersagt, was nicht zur strengsten Nothdurft gehört; er darf daher keine Güter geschenkt nehmen. Diejenigen, welche ein Geschäft gelernt hatten, sollten arbeiten, aber auch des Bettelns solle sich keiner schämen. Diese heldenmüthige, allgemein bewunderte Entsagung erweckte so viel Nachahmer, daß in kurzem alle Länder von Franziscanern wimmelten. Die Stiftung ihrer Klöster ging um so leichter von Statten, da sie nichts als Dach und Fach brauchten und es ausdrücklich geboten war, daß die Kirchen nur klein und ungeschmückt sein sollten. Ihre Kleidung, der ihres Meisters nachgeahmt, war eine graue Kutte, wie ein Sack, mit einer Kappe (Kapuze) am Kragen, die man über den Kopf schlagen konnte. Sie nannten sich aus Bescheidenheit die geringeren Brüder (fratres minores, daher Minoriten). An der Spitze jedes Klosters stand ein sogenannter minister guardianus, an der Spitze jeder Landschaft oder „Provinz" ein minister provincialis, dem ganzen Verein war der minister generalis oder Ordensgeneral vorgesetzt. Es gab auch Laien, die durch äußere Lage und Umstände am vollständigen Eintritt in den Orden verhindert, sich an die Franziscaner schlossen und eine eigene Regel hatten, ohne doch zu der ganzen Strenge der Klosterzucht

und der Gelübde verbunden zu sein. Sie hießen Tertiarier oder Bußbrüder (tertius ordo de poenitentia), und wurden dem Orden dadurch höchst wichtig, daß sie einen Uebergang zu dem Volke bildeten und trefflich dienten, großen Einfluß auf dasselbe zu gewinnen. Ihre Verpflichtung war besonders in der Welt, in welcher sie fortlebten, das Beste des Ordens nach Vermögen zu fördern, wofür sie aber auch alle Segnungen desselben genießen sollten. Bald theilten sich die Franziscaner in mehrere Zweige. Spiritualen, Barfüßer, Conventualen, Capuziner ꝛc. sind alles Glieder jener großen Gesellschaft. Ein weiblicher Orden, der von Franciscus seine Regel erhielt, war der der Clarissinnen (ordo s. Clarae).

Fast zu gleicher Zeit mit den Franziscanern entstanden die Dominicaner oder Predigermönche. Ein Spanier, Dominicus (geb. 1170) aus dem edlen Geschlecht der Guzmanen, Chorherr zu Osma, hatte auf einer Reise durch die Sitze der Albigenser in Languedoc mit innigem Mitleid die Verirrungen dieser unglücklichen Ketzer kennen gelernt. Es that ihm weh, daß so viele Verblendete seiner Meinung nach ihrem Verderben entgegengehen und ewig verloren sein sollten, und sein heiliger Eifer entbrannte, diese Bejammernswürdigen ihren Irrthümern zu entreißen. Zehn Jahre lang wirkte er durch Ermahnung und Predigt in jenen Gegenden, und als sich Gefährten zu ihm fanden, stiftete er zu gleichem Zwecke zu Toulouse eine Gesellschaft von reisenden Predigern, die das Gelübde der gänzlichen Armuth ablegten und in Rücksicht des strengen Lebens den Franziscanern gleich stehen sollten. Wie der heilige Franz unternahm er zur Ausbreitung seines Ordens viele Reisen, und zeichnete sich wie jener durch Strenge in der geistlichen Uebung aus. Papst Honorius III. bestätigte schon 1216 diesen Orden der Predigerbrüder, der sich nun so schnell ausbreitete, daß er nach dem Tode des Stifters (1221) in acht Provinzen vertheilt war. Die Verfassung desselben stimmt in vielen Punkten mit der der Franziscaner überein, doch wurde mehr auf Kenntnisse und wissenschaftliche Bildung gehalten, als bei diesen. Ihre Oberen wurden Prioren genannt. In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zählten die Dominicaner 400, die Franziscaner über 1000 Klöster. So empfänglich war das Zeitalter für die Richtung, aus welcher sie hervorgegangen waren.

Gewiß war die Wirksamkeit der beiden Orden, an die sich nachher die Carmeliten und Serviten anschlossen, von bedeutender Wirksamkeit auf das niedere Volk durch Predigt und Seelsorge*). Es machte einen

*) Die beiden Orden hatten politischen Tact genug, die Gebiete ihrer Wirksamkeit je nach der besonderen Anlage und dem Geschmacke der einzelnen Nationen

überwältigenden Eindruck, wenn das einfache, kräftige Wort vor allen Andern den Armen gepredigt ward. So erschienen sie denn auch den Päpsten als die geeignetsten Werkzeuge, auf die Massen zu wirken, und wurden nun mit den ausgedehntesten Privilegien ausgestattet. Sie hatten das Recht, überall Beichte zu hören, Absolution zu ertheilen und zu predigen, wo sie wollten, und kein Priester durfte ihnen seine Kanzel verschließen, wenn sie dieselbe besteigen wollten, kein Bischof durfte sie vorladen oder gar wegen Vergehen bestrafen. Aber gerade in Folge dieser Vorrechte ging der ursprüngliche Geist bald verloren und sie büßten ihre Bedeutung allmählig auf demselben Wege ein wie die älteren Orden, während die lauten Klagen und der Haß dieser letzteren ihnen wenig Abbruch thaten.

---

37. Das Ritterthum.

Wie die Zeit der Kreuzzüge jede Blüthe des Mittelalters zur Entfaltung brachte, so gewann in ihr auch das Ritterthum seine schönste Gestalt. Diese merkwürdige Erscheinung ging aus dem mächtigen Einflusse des Christenthums auf die ursprüngliche germanische Anlage und Gemüthsart hervor und erhielt ihre fernere Entwickelung durch die innige Verschmelzung beider. Dem alten Deutschen galt der Mann nur, insofern er seine Kraft, den Inbegriff seiner Mannheit, darthat und übte, und das Bewußtsein dieser rein auf sich beruhenden Selbständigkeit gab dem Einzelnen das Gefühl der Ehre, deren Anerkennung von andern er nöthigen Falls erzwang. Geadelt wurde diese Gesinnung schon durch die redliche Offenheit, mit der sie sich kund gab, durch die Verschmähung aller Hinterlist, ja alles Erfolges, sobald Waffen und Vortheile des Kampfes nicht gleich waren. Dies waren die ursprünglichen Elemente, aus denen in der Folge das Ritterthum erwuchs, das indeß noch ungezähmt und roh blieb, bis die Religion der Liebe den Ritter lehrte, sich vor dem zu beugen, was der äußern Kraft am wenigsten zu widerstehen vermag. Gerechtigkeit, Milde, Schonung der Schwachen, Schutz der Unterdrückten, besonders der Frauen und Geistlichen

auszuwählen; in Spanien, in Frankreich, am Rheine schlugen die Dominicaner ihren Sitz auf; die Franziscaner fanden in Italien, im östlichen Deutschland, insonderheit in England ihre Heimath. Vgl. den vortrefflichen Aufsatz „Mönch und Bettelbruder" in Pauli, Bilder aus Alt-England, S. 51.

gegen mächtige Dränger, wurden allgemein anerkannte Pflichten christlicher Krieger. Endlich der Kampf für Gott und seine Kirche, der Streit gegen die Ungläubigen, galten der begeisterten Zeit, wie leicht begreiflich, für die würdigste Weihe, für die Verklärung der irdischen Tapferkeit. In den Kreuzzügen fanden diese idealen Ziele ihre glänzendste Bethätigung; sie sind es daher, in denen das Ritterthum mit seinen drei Aufgaben, dem Dienst der Religion, der Liebe und der Waffen zur Vollendung reifte.

Und selbst unmittelbarer noch lassen sich die Keime und Ursprünge des Ritterthums in den Charakteranlagen des germanischen Stammes der frühesten Zeiten entdecken. Stellen doch schon die alten Gefolgschaften eine Art ritterlicher Verbindungen dar! Es ist nämlich überhaupt eine bei den germanischen Völkern besonders hervortretende Eigenthümlichkeit, daß ein gemeinsames Lebensgeschäft, ein gemeinsames Ziel der Bestrebungen die Menschen zu eng verbundenen Genossenschaften führt, ohne Rücksicht auf die ursprünglichen Bande der Familie, des Stammes, selbst des Vaterlandes. Im Mittelalter vorzüglich haben diese Verbindungen sehr merkwürdige und folgenreiche Erscheinungen veranlaßt; sie bestanden wie unter Kriegern, so unter Mönchen, Gelehrten, Künstlern und Handwerkern; und da sie fast durch ganz Europa gingen, so fanden sich in allen Ländern wo nicht völlig gleiche, doch ähnliche Einrichtungen unter ihnen, und gegenseitiger Antheil an Fortschritten und Schicksalen. In diesen Genossenschaften fand Jeder die natürlichste Befriedigung des Bedürfnisses, sich in seinem Berufe von Anderen unterstützt zu sehen; im gemeinschaftlichen Handeln, in den steten lebendigen und persönlichen Berührungen gedieh Alles fröhlicher und besser. Die vollendete Tüchtigkeit eines Jeden zu seinem Geschäfte, seine Meisterschaft, wurde nur durch eine bestimmte Art von Erlernung und Bildung für möglich gehalten, die nach einer gesetzlich vorgeschriebenen Abstufung geregelt war, und auch das Ritterthum folgte einer solchen.

Es ist früher darauf hingewiesen, in welcher Weise das Lehnswesen die Standesverhältnisse ebenso durchdrang wie zersetzte, wie durch den Einfluß desselben einzelne Classen in einander verwuchsen und umgekehrt Zusammengehöriges sich trennte. In dieser Periode nun gab die stehende kriegerische Beschäftigung, gleichviel ob sie von Mitgliedern des Herrenstandes oder der Mittelfreien oder der Vasallen oder endlich der Ministerialen ausgeübt wurde, allen Einzelnen ein so bestimmtes Gepräge, daß aus der Gleichartigkeit der Lebensweise auch eine bestimmte Standesgleichheit folgte. Es bildete sich ein Ritterstand, neben dem die übrigen, durch Geburt, Abhängigkeit und Verpflichtungen begründeten Unterschiede

fortbestanden, der auch nicht kastenmäßig abgeschlossen war, zu dem jedoch nur die gerechnet zu werden pflegten, deren nächste Vorfahren gleichfalls Ritter gewesen waren. Das Auftreten dieser neuen Classe von Ritterbürtigen läßt sich nicht in einer bestimmten Zeit oder hervorstechenden Thatsache nachweisen, der Stand bildete sich vielmehr unbemerkt und allmählig; vornehmlich aber war es das Recht und die Pflicht, zu Roß in den Krieg zu ziehen, wodurch er sich auch äußerlich auszeichnete *). Auf den Kreuzzügen, wo sich solche Kämpfer aus allen Völkern Europa's zusammenfanden, wo sie die Gefahren und Schlachten vorzugsweise bestanden, bildete sich nun durch das Ziel des Krieges selbst, sowie durch das Vorbild der geistlichen Ritterorden, denen doch die große Mehrzahl der Ritterbürtigen wegen ihrer sonstigen Verhältnisse nicht beitreten konnte, der Gedanke einer höheren Ordnung und Verbindung derer unter ihnen, welche nicht blos ein adeliges Leben führen, sondern auch den Vorschriften der Religion und der Kirche, der Ehre und der Lehnstreue genügen, und das Waffenhandwerk kunstmäßig üben wollten. Dieses Alles von früher Jugend auf zu erlernen, sich der Aufnahme in die große Ritterverbindung fähig zu machen, ward der Knabe an eines fremden Ritters, gewöhnlich des Lehnsherrn Hof geschickt, wo er zunächst unter der Obhut einer Edelfrau höfische Sitte zu lernen hatte, wo er Gesang und Saitenspiel und den bunten Schatz der Sagen, der das Mittelalter erfüllt, kennen lernte, wo er aber auch in dem Verkehr mit Männern in körperlichen Uebungen, Bogen und Armbrust zu spannen, das Pferd zu lenken, unterwiesen ward. Wuchs er heran, so hieß er Knappe oder Junker; meist trat mit dem vierzehnten Jahre dieser Abschnitt ein. Nun wurde er der Person des Ritters beigegeben; er wurde dessen Waffenträger, besorgte die Rüstkammer und die Pferde desselben; auf die Jagd, zum Turnier, in die Schlacht begleitete er ihn, überall zur Bedienung wie zur Hülfe bereit. Und wie er nun mit der Waffenführung vertrauter ward, so sollte er in dem Umgange mit untadelhaften Männern auch die Tugenden derselben sich aneignen, an Gottes Gebot zu halten, Treue, Milde und Einfalt zu üben, Hoffahrt und Gewaltthätigkeit zu meiden lernen. War dann das einundzwanzigste Jahr herangekommen, so erfolgte die „Schwertleite", die Wehrhaftmachung und Aufnahme in den

*) Der Ausdruck miles, mit dem die Ritter urkundlich sehr häufig bezeichnet werden, deckt nicht ganz den Begriff, den das deutsche Wort enthält, da darunter nicht nur ein Soldat überhaupt, sondern auch ein Reiter und ein rittermäßiger Lehnsmann verstanden wird; der ebenfalls urkundliche Ausdruck eques entspricht dem Begriffe mehr.

Ritterstand, eine feierliche Ceremonie. Sie geschah öfter an großen Höfen, bei Festen in einer glänzenden Versammlung von Fürsten, Geistlichen und Edelfrauen. Die Gebräuche waren nicht überall dieselben. Gewöhnlich fastete der Aufzunehmende Tages zuvor, und brachte die Nacht in der Kirche unter Andacht und Gebet zu. Am folgenden Morgen nahm er ein Bad. Aus diesem sollte er rein von Sünden und ohne Fehler herausstеigen und sich baden in Ehrbarkeit und Ritterſitte. Das schöne Bett, worauf er sich alsdann niederlegte, sollte bedeuten, daß er durch ritterliches Kämpfen und Leben eine Stätte im Paradiese gewönne; die weißen und rothen Gewänder, welche ihm angelegt wurden, ermahnten ihn zur Reinheit des Wandels und zur Vergießung seines Blutes für Gott und die heilige Kirche; wogegen ihn die dunklen Schuhe an den Tod und das Hinabsinken des Körpers in die Erde erinnerten. Dann that der Aufzunehmende mehrere Gelübde in Bezug auf die eigene Religiosität, den Schutz der Frauen und der Geistlichen und auf treuen und gerechten Lebenswandel. Hierauf erhielt er von einem versuchten und berühmten Ritter, öfter von Königen und Fürsten, einen oder drei Schläge mit dem flachen Schwert auf den Nacken, wobei ins Besondere die Worte üblich waren: Im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg mache ich dich zum Ritter. Endlich wurden ihm die einzelnen Stücke der ritterlichen Rüstung gegeben, unter ihnen von besonderem und auszeichnendem Werthe der Gürtel, an dem das Schwert hing, und die goldenen Sporen. Ein Schmaus und andere Ergötzlichkeiten beschlossen meistens die Feier des Tages. Aermere begnügten sich mit weniger Ceremonie. Oft belohnte ein alter Held nach einer gewonnenen Schlacht unmittelbar auf der Wahlstatt eine Anzahl von Jünglingen, die sich tapfer gehalten hatten, mit dem Ritterschlage. Von der Wehrhaftmachung des zum deutschen König erwählten Grafen Wilhelm von Holland, die 1247 in Köln erfolgte, ist uns eine ausführliche Beschreibung aufbehalten, in der die einzelnen Fragen, die der päpstliche Legat dem Jüngling stellte und die Antworten, die dieser vor Ablegung des Gelübdes gab, genau angegeben sind.

Zu den schärfsten Gegensätzen des Alterthums und der modernen Zeit gehört das Verhältniß der Männer zu den Frauen, welches allmählig auf eine Stufe gehoben wurde, von der auch die gebildetsten Griechen und Römer keine Ahnung hatten. Die Frau wurde jetzt nicht mehr wie eine Sklavin vom Manne besessen; sie sollte ihm nur dann zu Theil werden, wenn er ihre freie Gunst erlangt, wenn er, um sie werbend, sich ihr freiwillig unterworfen hatte. Der Trieb des Germanen im starken

Contrast zu der sonstigen Selbständigkeit des Charakters, den eignen Willen und die eigene Persönlichkeit aufzugeben an einen andern Einzelnen, zu dem er sich durch innere Uebereinstimmung hingezogen fühlte, um sich selbst in diesem Verhältniß erhöht und gekräftigt, um in dieser Unterordnung seine Freiheit zu finden, hatte das Gefolgsleben und später das Lehnswesen erzeugt und sollte fortdauernd dessen Grundlage bilden, so häufig diese auch in der Wirklichkeit verletzt werden mochte. Noch höher stieg die Sehnsucht, einen solchen Anklang des eignen Seins und Lebens zu finden, im Verhältniß zum Weibe als der natürlich und geistig nothwendigen Hälfte des Mannes. Die Anlagen der Germanen zu solcher Hingebung und zum Festhalten dieser Empfindung wurden dann durch das Christenthum, dessen Mittelpunkt eben die höchste Liebe, die letzte Entäußerung des Eignen ist, weiter gebildet und, nachdem Rohheit und Barbarei abgestreift waren, zum Wesen der modernen Liebe entwickelt, welches bis zum Extrem von den Rittern erschöpft worden ist, und ihrem aus Tapferkeit und Frömmigkeit bestehenden Charakter das dritte Element hinzugefügt hat, die Courtoisie*). Eine Dame der Gedanken und des Herzens durfte dem rechten Ritter nicht fehlen, und jede Liebeswerbung erhielt durch die vollständigste Ergebung in ihre Launen einen phantastischen Anstrich. Das Fräulein, das er sich erwählte, mußte lange streng gegen ihn sein, mußte ihm Abenteuer auflegen, damit er ihre Liebe durch Tapferkeit verdienen konnte; und selbst wer von seiner Geliebten noch nicht einmal gekannt oder anerkannt war, sondern nur erst im Stillen für sie seufzte, schlug sich doch für sie mit allen Läugnern ihrer Schönheit und Tugend freudig auf Tod und Leben. Wer aber die seinige laut nennen durfte, trug ihr Bildniß am Halse, führte beständig ein Zeichen ihrer Gunst, eine Leibbinde, einen Ring, oder eine Halskrause von ihrer Arbeit mit sich herum, und ließ sich von ihr ein Losungswort (parole) geben, das ihn in allen Gefahren begeisterte. Ging er zu öffentlichen Kampfspielen, so mußte sie ihm die Rüstung anlegen, ihm ein Andenken an sie mitgeben, und wenn es sein konnte, auch bei dem Turnier selbst zugegen sein. Doch wählte man auch nicht selten verheirathete Damen zu Gebieterinnen des Herzens; und von sinnlichem Begehren und Genuß blieben diese Verhältnisse ebenso wenig entfernt, wie sie es

*) Daß auch hier, wie bei der Wehrhaftmachung der Knappen, die Kirche ihren Einfluß äußerte, hat Weinhold, die deutschen Frauen im Mittelalter, S. 163 fgd. an dem Marienkultus nachgewiesen, dessen Blüthezeit das zwölfte Jahrhundert war.

vermeiden konnten, dem ganzen Verkehr der Geschlechter untereinander überhaupt etwas Weichliches zu verleihen. Frankreich war der Hauptsitz des Ritterthums und dieser ausharrenden leidenschaftlichen Minne.

Es gab endlich auch fahrende oder irrende Ritter, die auf Abenteuer umherzogen, nur um Ehre und Ruhm, auch wohl um Beute zu gewinnen. Ihr Sinn und Streben findet sich treffend in den Worten Hartmann's von der Aue ausgesprochen, bei dem ein Ritter auf die Frage, was das sei, Abenteuer suchen, antwortet: „Ich heiße ein Ritter, und bin des Sinnes, daß ich suchend ausreite, um einen Mann zu finden, der mit mir streitet, und der wie ich gewappnet sei. Schlägt er mich, so wird er gepriesen; besiege ich ihn aber, so hält man mich für einen Mann, und ich werde dadurch würdiger, als ich bisher war" *).

Ein Hauptmittel zur Abschließung des Ritterstandes und zur Erhaltung des ritterlichen Sinnes waren die Turniere. Auch ihre Entstehung fällt ins elfte Jahrhundert; es ist aber zweifelhaft, ob damals schon die Sitte, einzeln gegen einander zu fechten, festgesetzt war, oder ob man Anfangs nur in ganzen Schaaren focht, um so einen Krieg im Kleinen vorzustellen; jedenfalls prägten sich erst im zwölften Jahrhundert bestimmtere Formen aus. Gewöhnlich veranstaltete man ein großes Turnier zur Ehre eines festlichen Tages und machte es lange vorher bekannt. Da fanden sich denn aus der Ferne und Nähe eine Menge tapferer Ritter ein, prächtig geschmückt mit Sammet, Seide, Gold und feinem Pelzwerk, aber zum Kampfspiel hüllten sie sich vom Haupt bis zu den Füßen in Eisen. Auch ihre Pferde waren mit glänzendem Eisenblech bedeckt. Nur Ritter von gutem Adel wurden zugelassen, und deshalb mußte sich jeder erst vorher bei den Kampfrichtern melden, und seine Turnierfähigkeit erweisen. Es gab eine Menge Turniergesetze, desgleichen viele Personen, die bestimmt waren, die Ordnung zu erhalten, z. B. Turniervögte, Herolde, Wappenkönige, Gieswärtel, welche die zu hart Streitenden auseinander brachten, und Prügelknechte, die das Volk in Ruhe hielten.

Der Platz, auf dem das Spiel vor sich gehen sollte, war mit Schranken umgeben. Auf Balconen und Gerüsten saßen die Damen und vornehmen Zuschauer, rings umher stand das Volk. Die Paare der Fechter, die schon vorher, entweder durchs Loos oder nach dem Range, oder nach den Herausforderungen gesondert wurden, ritten unter kriegerischer Musik in prächtigem Aufzuge in die Schranken ein. Ein Herold

*) Iwein, v., 530 fgd.

rief die einzelnen Paare nun namentlich auf, außer wenn etwa ein unbekannter Ritter mit geschlossenem Visiere, der aber seinen Stand den Kampfrichtern anvertraut haben mußte, ausdrücklich unbekannt zu bleiben wünschte. Jeder der Kämpfenden war bemüht sich durch die Pracht seiner Rüstung und Kleidung, durch die Schönheit und Gewandtheit der Rosse hervorzuthun. Bestimmte Turniergesetze sollten mögliche Ausschreitungen verhindern; es durften keine scharfen Lanzen, nicht die Spitze des Schwertes gebraucht werden; auch war es nicht erlaubt das Pferd des Gegners zu verwunden.

Beim Lanzenstechen rannten die beiden Gegner mit eingelegtem Speer auf ihren scharf angespornten Pferden gegen einander an, und suchten sich gegenseitig vom Pferde zu stoßen. Saßen sie beide fest, so zersplitterten oft die Lanzen an den Brustharnischen, zuweilen flogen auch Beide zugleich aus dem Sattel, zuweilen ward einer, der Zügel und Steigbügel nicht loslassen wollte, sammt dem Pferde rücklings zur Erde geworfen. Dann focht man auch mit dem Schwerte, zu Fuß und zu Pferde. Hier konnten die Verwundungen nicht häufig sein, weil die Kämpfer ganz mit Eisen bedeckt, die Schwerter nicht geschliffen und Stechen nicht erlaubt war. Man kämpfte indeß selbst später nicht nur Mann gegen Mann, sondern „buhurdirte" oft auch in ganzen Schaaren*).

---

*) Wolfram von Eschenbach giebt uns in seinem Parzival, 812, 9 fgd. ein ziemlich anschauliches Bild von den verschiedenen Kampfesreihen:

fünf stiche mac turnieren hân:
die sint mit miner hant getân.
einer ist zem puneiz:
ze triviers ich den andern weiz:
der dritte ist zentmuoten
ze rehter tjost den guoten:
hurteclîch ich hân geriten,
und den zer volge ouch niht vermiten.

Die Verse lauten in freier Inhaltsangabe etwa so: Fünf Stiche mit der Lanze kommen im Turnier vor, auf die ich mich wohl verstehe: einer beim puneiz (erstes Gestech beim Ansprengen); der zweite ze triviers (à travers, von der Seite); der dritte ze rehter tjost (von vorn, indem der Speer gerade auf die Brust des Gegners gesetzt wird); der vierte hurteclîch (indem Schild gegen Schild, Roß gegen Roß gestoßen wird); der fünfte zer volge (indem Einer dem Andern nachjagt). — buhurt, ein Ausdruck, der neben puneiz und tjoste am häufigsten vorkommt, bedeutet das Kampfspiel, wobei man in Schaaren auf einander eindrang.

Die Ritter, welche in allen Arten des Kampfes den Sieg davon getragen, erhielten, nach dem Ausspruche der Richter, aus den Händen der vornehmsten und schönsten Damen, einen sogenannten Dank (kleinote), etwa eine goldene Kette, ein Wehrgehenk, eine gestickte Leibbinde, ein Schwert, einen Ring oder sonst ein kostbares Geschenk. Der Ritter, der damit geschmückt ward, hatte die Erlaubniß, der Dame, die sich so huldreich gegen ihn erwiesen, die Lippen zu küssen. Zuweilen gaben die Edelfrauen selbst die Geschenke aus ihrem Vermögen her. So brachten zu einem Turniere, welches die Rheinische Ritterschaft 1290 nach Worms ausgeschrieben hatte, vier Fürstinnen selbst die Preise oder den Dank mit. Den ersten, einen Kranz mit zwölf goldnen Ringen, dessen Werth zwölfhundert Gulden betrug, überreichte die Gräfin von Montferrat einem Herzoge von Böhmen; den zweiten, der auf vierhundert Gulden geschätzt ward, empfing Graf Ruprecht von Kärnthen aus den Händen einer Fürstin von Lothringen; der dritte und vierte ward zweien Rittern von Limpurg und Rußdorf durch die Gräfinnen von Kleve und von Bitsch zu Theil. Bei dem festlichen Mahle, welches gewöhnlich den Waffenübungen folgte, hatten die Sieger die Ehre, von den Damen entwaffnet und mit prächtigen Feierkleidern angethan zu werden und neben den schönsten Frauen und Jungfrauen zu sitzen.

Nicht immer liefen diese Spiele so fröhlich ab. Mancher Ritter mußte mit zerbrochenen Rippen weggetragen werden. Im Jahre 1185 verlor Herzog Gottfried von Bretagne, der Sohn König Heinrich's II. von England, in einem Turnier zu Paris das Leben. Markgraf Johann von Brandenburg, ein Sohn Otto's III., blieb 1269 todt auf dem Platze. Ebenso erhielt 1175 Konrad, Markgraf Dietrich's von Meißen Sohn, einen tödtlichen Lanzenstich. Zuweilen mischte sich persönlicher Groll in das Spiel, und dann verwandelte sich Scherz in Ernst. So kamen im Jahre 1175 allein in Sachsen sechszehn Ritter in Turnieren um, und in einem einzigen Turniere zu Neuß in Niederlothringen blieben einmal zwei und vierzig Ritter und eben so viele Knappen. Bei einem Turniere zu Darmstadt, 1403, geriethen die Hessen und Franken so hart zusammen, daß sie trotz aller Bemühungen der Grieswärtel nicht aus einander gebracht werden konnten.

Zum Schlusse verdienen hier noch die Wappen Erwähnung, die auf Veranlassung der Turniere und der Ritterzüge entstanden sind. Da die Ritter durch ihre alles verhüllende Rüstung ganz unkenntlich geworden waren, so diente irgend ein symbolisches Zeichen, auf den Schild gemalt, oder an den Helmbüschen angebracht, ihren Knappen und Freunden zum

Unterscheidungsmerkmal. In den Wappen, welche seitdem in den adeligen Familien erblich geworden sind, hat sich die ritterliche Phantasie in ihrer Eigenheit gegen andere Zeitalter charakteristisch ausgesprochen. Die älteren Urkunden sind mit den Wappen der Klöster und Stifter besiegelt, und diese enthalten zunächst Abbilder, besonders der Heiligen, ihrer Schutzpatrone. In den Wappen der weltlichen Ritter erscheinen sodann wohl die Zeichen der Hausmarke ihres Hauptwohnsitzes oder Handgemales, späterhin auch Sinnbilder, die das Andenken an eine glorreiche That oder hervorstechende Begebenheit verewigen sollten.

Waren die Turniere eine Vorübung auf den ernsten Streit und nicht minder ein heiteres Spiel, so dienten auch die Wohnsitze der Ritter, die Burgen, dem doppelten Zwecke, der Vertheidigung im Kriege wie der behaglichen Wohnlichkeit in ruhigen Tagen. So weit sich die Einrichtung derselben noch erkennen läßt*), zerfielen sie gewöhnlich in zwei Theile, die Vorburg und die Hofburg. Die erstere war durch einen breiten und tiefen Graben, dann durch eine beträchtlich hohe und dicke, mit Zinnen besetzte Burgmauer (Letze oder Zingel) gegen Angriffe von außen geschützt; sie hatte nur einen Eingang, das Burgthor, der durch eine Zugbrücke und außerdem meist durch die sogenannte Barbacane, ein vorgeschobenes Außenwerk, gesichert war. Oft war durch die Burgmauer ein so großes Stück Land umzogen, daß sich innerhalb derselben weite Gärten befanden. In der Mitte der ganzen Umhegung befand sich die innere Burg oder Hofburg, die wieder durch Graben und Mauer von der Vorburg getrennt war und den großen Saal, die Wohnzimmer, die Wirthschaftsräume und den großen Befestigungsthurm umfaßte. Von den Kellerräumen, die gewölbt waren, stieg man auf der Freitreppe (grede, stiege) zu dem Saale hinauf, dem Empfangszimmer für die Gäste, der meist am Boden und an den Wänden mit Teppichen belegt war und überhaupt Alles an Glanz enthielt, was der Burgherr aufbieten konnte. In der Nähe lagen die kleineren Zimmer, von denen ein heizbares Kemenâte oder Phiselgadem genannt wurde, während die übrigen Gadem oder Kamer hießen; das ganze Wohnhaus hieß Palas. Der Thurm, die letzte Zuflucht für die Belagerten, stand zuerst wohl allein, später lehnten sich die Wirthschaftsgebäude daran.

*) Vgl. Leo in Raumer's histor. Taschenbuch 1837, über Burgen und Burgenbau, sowie A. Schultz, Bau der Hofburgen im 12. Jahrh. Berlin 1862.

38. Romaniſche Dichtkunſt.

Bevor ſich die ſogenannten romaniſchen Sprachen bis zu ſchriftmäßigem Gebrauch ausbildeten, war im Süden und Weſten Europa's noch immer die lateiniſche Sprache die der Dichtkunſt. Größere lateiniſche Gedichte haben wir aus dieſer Zeit nicht; wohl aber ſtehen manche kleinere lyriſche Geſänge noch heute in wohlverdientem Anſehn; ſo das Stabat mater eines Franziscaners, das Mihi est propositum eines oxforder Geiſtlichen, endlich das hochpoetiſche, viel bewunderte Dies irae, als deſſen Verfaſſer man den Franziscaner Thomas von Celano zu nennen pflegt. Von den neuentſtandenen Sprachen war die provenzaliſche die erſte, die ſich einer kunſtmäßigen Geſtaltung der Poeſie fügte. Die Provence machte einen Theil des arelatiſchen Reiches aus, aber ihre Grafen, auch Grafen von Arles genannt, waren ſo gut wie unabhängig. Nach dem Ausſterben derſelben kam das Land an die Grafen von Barcelona (1112), und als dieſe 1137 den Thron von Aragonien beſtiegen, wurde es auf kurze Zeit mit dieſem Reiche vereinigt, indeß durch jüngere Söhne oder Brüder abgeſondert beherrſcht, bis Alfons, Alfons II. von Aragonien zweiter Sohn (reg. ſeit 1196), der Ahnherr eines neuen Herrſchergeſchlechts wurde*). Unter Provenzalen verſtand man damals nicht nur die Bewohner der heutigen Landſchaft Provence, ſondern die des ganzen ſüdlichen Frankreich's, welches ſich vor dem nördlichen nicht nur durch größere Betriebſamkeit und feinere Sitten, ſondern auch durch eine verſchiedene, gebildete Sprache, die provenzaliſche genannt, auszeichnete (langue d'oc im Gegenſatz zu der Sprache des Nordens, langue d'oui). Dieſe Sprache war auch über das aragoniſche Reich verbreitet, wo ſie eben ſo wie im ſüdlichen Frankreich, freilich mit merklichen Veränderungen, noch heut zu Tage im Munde des Volkes iſt.

Der Hof der Grafen von Provence galt ſchon zu Anfang des zwölften Jahrhunderts für den gebildetſten und prachtvollſten in Europa. An ihm konnte man nur durch das Talent geiſtreicher und in eine zierliche Sprache gekleideter Unterhaltung gefallen. Die Ritter bereiteten ſich zu jedem Beſuch durch künſtliche Verſe vor, und Dichtkunſt und Muſik wurden die Würze jeder geſellſchaftlichen Unterhaltung. Der Adel

*) Der Mannsſtamm dieſer Herrſcher erloſch ſchon 1245 mit Raimund Berengar IV., deſſen vierte, durch das Teſtament ihres Vaters zur Erbin eingeſetzte Tochter Beatrix Karl von Anjou, dem nachmaligen Könige von Neapel, ihre Hand reichte und ihm die Provence zubrachte.

vertauschte auf eine Weile Schwert und Lanze mit der Laute, und ergötzte die Damen abwechselnd mit kriegerischen und poetischen Wettkämpfen. Troubadours (Erfinder) war der eigentliche Name der provenzalischen Dichter. Sie nannten ihre Kunst die fröhliche Wissenschaft (gaya ciencia), mit Bezug auf ihre kunstreichen Sylbenmaße, Rhythmen und mannichfaltige Art zu reimen. Die meisten Troubadours verstanden sich auch zugleich auf die musikalische Begleitung ihrer Lieder. Bei wem dies nicht der Fall war, der pflegte einen Jongleur (joculator) mit sich zu führen. So hießen nämlich alle diejenigen, welche aus der Musik und Poesie ein Gewerbe machten. Nebenbei legten sich diese Leute gewöhnlich auch auf Seiltänzerei und andere Künste der Art. Die Gesänge der Troubadours gehörten fast alle der lyrischen Gattung an, und feierten Frauenliebe, Ritterthum und die Schönheiten der Natur. Doch wendeten sie sich auch tadelnd gegen die Gebrechen der Zeit und des damaligen Lebens, verfolgten mit bitterem Spott die Ueppigkeit der Geistlichen, ermahnten die Fürsten zu Recht und Billigkeit, und forderten die Lässigen zur Uebernahme des Kreuzes auf (Sirventes).

Wie die Provenzalen die Lyrik, so bildeten die Nordfranzosen die Gattung der größeren epischen Rittergedichte oder Romane aus, und zwar ursprünglich und bis auf Philipp August in prosa-lateinischer Sprache, bis endlich unter diesem König auch die französische diejenige Bildsamkeit erhielt, die sie zu poetischen Vorträgen geschickt machte. Die Stoffe sind fast durchgängig dieselben, die wir in dem folgenden Capitel bei Gelegenheit der deutschen Dichtung zu erwähnen haben werden; sie handeln von Kaiser Karl, von König Artus, vom heiligen Gral, nur daß sie noch durch Beziehungen auf die Normandie und deren Herzöge lokal gefärbt sind. Zu den größeren Epen, die diese Stoffe in mannichfaltigster Weise behandelten, traten bald auch die sogenannten Contes und Fabliaux, die weniger zum Singen als zum Erzählen bestimmt waren. Sie sind in zahlloser Menge gedichtet worden und zeigen die bunteste Mannichfaltigkeit, bald in tragischer, bald in komischer Weise die Abenteuer und Begebnisse von Rittern, Bürgern oder Geistlichen darstellend.

Während die provenzalische Poesie zugleich den Osten von Spanien und ganz Oberitalien umfaßte, war die nordfranzösische auch über England verbreitet; die Dichter lebten oft zu gleicher Zeit in England und in Frankreich. Dort wurden sie Trouveres genannt. Mit der musikalischen Darstellung ihrer Produkte beschäftigten sich die Menetriers (ministeriales), welche aber eine edlere Haltung als die Jongleurs bewahr-

ten, indem ſie ſich vom Poſſenreißen und Taſchenſpielereien fern hielten. Mit der Entwickelung der Poeſie wuchs die Achtung und Begünſtigung ihrer Pfleger und Vertreter. Ueberall an den Höfen der Könige und Fürſten wurde die Gabe des Geſanges hochgeehrt. Ludwig VII. und dem tapfern Richard Löwenherz mußten Dichter ins gelobte Land folgen, um die Muße der Helden im Lager durch ihre Lieder zu erheitern. Für einen neuen Geſang wurden den Dichtern aus den Händen der Frauen ſchöne Geſchenke, ein Kleid, ein Waffenſtück, ein Pferd, eine goldene Blume oder ein anderes Denkmal von Werth überreicht.

In Folge der Albigenſerkriege ſank die provenzaliſche Dichtkunſt*). Im vierzehnten Jahrhundert ſuchte man ſie durch äußere Mittel wieder zu erwecken. Die Stadt Toulouſe errichtete in dieſer Abſicht 1324 die ſogenannte Académie des jeux floraux, in deren Sitzungen — die jährlich zweimal, am 1. und 3. Mai, gehalten wurden — dem beſten Gedicht ein goldenes Veilchen als Preis zuerkannt ward. Dieſem Beiſpiele folgte noch ſpäter der König von Aragonien Johann I. Er ſchickte 1388, wie in einer wichtigen Reichsangelegenheit, eine außerordentliche Geſandtſchaft an den König Karl VII. von Frankreich, und erbat ſich einige Dichter aus Toulouſe, um in Barcelona ein ähnliches Inſtitut anlegen zu können, wofür er ihnen die reichlichſten Belohnungen zuſicherte. Sie kamen und richteten nach ſeinen Wünſchen ein Consistorio de la gaya ciencia ein, das ſich monatlich verſammelte, eine poetiſche Bibliothek anlegte, und beſtimmte Geſetze, Privilegien und Einkünfte erhielt. Solche Einrichtungen mußten aber erfolglos bleiben, da die Verhältniſſe und der Geiſt, welche jene ſchöne Kunſt hervorgerufen hatten, längſt vorüber waren. Der Norden und Süden Frankreich's waren unterdeß vereinigt worden und hatten nunmehr einen gemeinſamen Mittelpunkt ihres geiſtigen Lebens am Hofe des Königs erhalten. Von dieſem iſt die weitere Entwickelung der franzöſiſchen Poeſie ausgegangen.

*) Nach der gewöhnlichen Anſicht ſind auch die berühmten Liebeshöfe (cours d'amour), welche um die Zeit der Kreuzzüge in der Provence erſchienen, wo Damen Sitzungen hielten, um vorgetragene Lieder poetiſch zu richten, die beſten zu krönen und Fragen über Verhältniſſe und Streitfälle der Liebe zu entſcheiden, aus den dichteriſchen Spielen der Troubadours hervorgegangen. In ſogenannten Tenzonen ließen ſie die wettkämpfenden Sänger über fragliche und ſtreitige Punkte der Minnegeſetze entſcheiden.

39. Mittelhochdeutsche Dichtung der Staufischen Zeit*).

Der Antheil, den das deutsche Volk an jenem Frühling der Poesie nahm, der in Folge der Kreuzzüge und der veränderten Bildung auf allen Gebieten aufblühte, fällt gleichfalls in das Zeitalter der Staufen. War noch im eilften Jahrhundert der deutsche Gesang nur beim Volke, in den Klöstern aber nur lateinische Dichtung oder deutsche Prosa gepflegt worden, so ließ sich seit dem zwölften deutsche Dichtung in den Klöstern und an den Höfen vernehmen. Ursachen der verschiedensten Art hatten dieses Resultat gefördert; der Streit zwischen Papstthum und kaiserlicher Macht hatte überall die geistige Bewegung angeregt; die Kreuzzüge hatten die goldenen Thore von Byzanz geöffnet und das Morgenland mit seinen Heiligthümern erschlossen; die getrennten Nationen waren in gemeinsamen, großartigen Unternehmungen geeinigt; die Geistlichkeit war dem Volke mit der Predigt des Kreuzes wieder nahe getreten; es hatte sich der deutsche Adel durch Gottes- und Frauendienst zu feinerer Sitte heraufgebildet. Das zwölfte Jahrhundert ist die Zeit des allseitigen Erwachens und Aufstrebens zu der hohen Blüthe, die das dreizehnte dann, wenigstens in seiner ersten Hälfte, aufweist.

Zwei große Strömungen sind es, die sich in der poetischen Production dieser Periode überall erkennen lassen: die Volksdichtung und die Kunstdichtung. Während die Geistlichkeit anfing auf diesem Gebiete zurückzutreten, begann die Masse des eigentlichen Volkes, das den Sinn für Formen und Stoffe festgehalten hatte, sich der Poesie zu bemächtigen. Fahrende Sänger und Spielleute, Pilger aus dem niederen Adel suchten die Höfe und ihre Feste auf, wußten in den höheren Ständen Theilnahme und Interesse zu erregen und vermittelten die höfische und Kunstpoesie; Andere, die Verbindung mit dem Volke selbst festhaltend, leiteten die Volksdichtung weiter. Die Letzteren waren von selbst darauf hingewiesen, die heimische Sage und ihre poetische Gestaltung zu pflegen; der an den Höfen verweilende Adel dagegen, der auch in politischer Hinsicht unter dem Einflusse des Auslandes stand, wählte meist fremde, von Westen her hereingebrachte Stoffe. Die volksmäßige Dichtung hatte ihren Anhalt im Südosten, in Oesterreich, die höfische am Niederrhein.

Allein nicht nur in diesen beiden Richtungen offenbarte sich die Befähigung des deutschen Volkes zu poetischer Gestaltung: sie fand auch

*) Das Folgende nach: Wackernagel, Lit. Gesch. I, 141 fg.

den Ausdruck für verschiedene Darstellungsformen des dichterischen Gedankens. Der vorwiegend epische Zeitraum war abgelaufen; in der letzten Hälfte des Jahrhunderts wuchs nicht nur eine Form des Epos auf, die, graziöser und feiner als die frühere, zur Epopöe wurde, sondern es gelangten auch die einzelnen Menschen zu einer solchen subjectiven Reife, daß eine kunstmäßige Lyrik sich bilden konnte und mußte. Bei den ältesten solcher lyrischen Productionen, die erst vom Jahre 1170 datiren, finden wir kaum mehr als einen Uebergang aus dem Epos, so bei dem Kirnberger; die vorzüglicheren der nachfolgenden Dichter, Meinloh von Sevelingen, Friedrich von Hausen, Heinrich von Veldeke, Heinrich von Morungen weisen dann schon einen stufenmäßigen Fortschritt in kunstvollerer Darstellung der Empfindung und des Gedankens auf; und es findet zwischen dem Kirnberger und dem Morunger ein bedeutender Abstand in Wort und Weise statt, da, während bei jenem Alles einfach ist und mit den geringsten Mitteln erreicht wird, sich bei diesem schon eine bemerkbare Abhängigkeit von fremden, meist provenzalischen Mustern äußert. — Mit Reimar dem Alten hebt sodann eine neue Epoche an, in der auch der bekannteste und gedankenreichste der mittelhochdeutschen Lyriker steht, Walther von der Vogelweide. Daß für die höfische Lyrik die gebräuchliche Bezeichnung „Minnegesang", so bequem sie sein mag, wenig passend ist, zeigt Walther in seiner Vielseitigkeit wie kein Anderer. Während er, was das innige und schelmische Liebeslied angeht, sowie in seiner Stellung zur Natur und ihren Wechseln die Uebrigen nicht eben überragt, steht er ihnen in dem Ausdruck seiner religiösen Empfindung und, wenn es gilt seine warme Vaterlandsliebe, sein Urtheil und seine Sympathien in den kirchlichen und politischen Wirren seiner Zeit zu äußern, weit voran. Er darf für den Meister in der Behandlung des dreigetheilten Stoffes gelten, der die Lyriker überhaupt beschäftigt, des Gottesdienstes, Frauendienstes, Herrendienstes.

Wir nannten eben Heinrich von Veldeke unter den Lyrikern. Aber eine weit höhere Stellung nimmt er als Epiker ein; alle Dichter der Folgezeit sehen mit einmüthiger Verehrung auf ihn zurück als auf den Begründer des Epos (er inphete das erste ris in tiutescher zungen — Gottfried von Straßburg). Auch er übrigens ist aus der Zahl jener Fahrenden, die wir vorhin als die Vermittler beider entgegengesetzten Richtungen bezeichneten, und die durch Eröffnung neuer Quellen es möglich machten, daß das mittelalterliche Epos einen unendlich reichhaltigen Kreis von Stoffen umfaßt. An den einzelnen Gruppen derselben,

die wir nachstehend geben, wird sich die Bedeutung der Dichter am besten veranschaulichen lassen.

Da die Entwickelung des Epos von den Geistlichen ausgeht, so ist es natürlich, daß in der ersten Zeit biblische Geschichte und Legende am meisten anziehen, begreiflicher Weise indeß die Geistlichen mehr als die Laien, die sie nur dann bearbeiten, wenn ihnen etwas Abenteuerliches inne wohnt. Hierher ist Veldeke mit seinem Servatius, der lange Zeit verloren gegangen war, Hartmann von Aue (um 1200) mit dem Gregorius und dem fein gearbeiteten, anmuthig lebendigen, armen Heinrich, Rudolf von Hohen-Ems (um 1230) mit dem Barlaam und Josaphat und dem guten Gerhard, endlich Konrad von Würzburg außer Andern von geringerer Bedeutung zu zählen.

Dieselbe Gelehrsamkeit der Geistlichen bringt den Dichtern einen andern, ähnlichen Stoff nahe, die Geschichte des klassischen Alterthums. Der Pfaffe Lamprecht verfaßte noch unter der Regierung des Barbarossa sein Alexanderlied, etwas später Veldeke seine Aeneide (Êneit) nach einem französischen Virgil, auf Veranlassung des Landgrafen Hermann von Thüringen Herbort von Fritzlar sein „liet von Troye", Albrecht von Halberstadt endlich verdeutschte Ovid's Metamorphosen.

Auch die Stoffe des Karolingischen Sagenkreises sind erst auf dem Wege gelehrter Ueberlieferung in Deutschland heimisch geworden. Karl der Große konnte wenigstens in Niederdeutschland, das er mit den Waffen unterworfen hatte, nicht wohl ein nationaler Held sein. In Frankreich beschäftigte sich die Sage schon früh mit ihm, am liebsten jedoch mit seinem Zuge in die spanische Mark, der als ein Kreuzzug erschien, und doch trat er selbst hier gegen seinen sagenhaften Neffen Roland zurück. Als dann durch Friedrich I. sein Andenken wieder erneuert ward und Paschalis III. ihn heilig gesprochen hatte, ward um 1175 von einem Geistlichen Konrad das Ruolandes liet gedichtet, dem um 1200 der Karlmainet folgte; ein Schwabe, Konrad Fleck, behandelte die Liebesgeschichte von Karl's Großeltern, Flore und Blancheflur; auch der Wilhelm von Orange, den Wolfram von Eschenbach leider nicht vollendete, ist hierher zu zählen.

Die Thiersage, ursprünglich ächt germanisch, war von den Franken auf gallischen Boden übertragen und nahm hier den Löwen statt des deutschen Bären als König der Thiere auf. Ein fahrender Dichter (Heinrich der Gleißner) übertrug nach einem französischen Vorbilde die Abenteuer von Wolf und Fuchs um 1170 ins Deutsche. In der Folgezeit ist dieser nationale Stoff den Deutschen nochmals verloren gegangen.

Entlegener iſt der Urſprung der Epen, die man unter dem Namen der byzantiniſch-paläſtiniſchen Dichtung zuſammenzufaſſen pflegt. Mußten nicht auf die Pilger des Abendlandes die Wunder des Orients, Sonnenglanz und Vegetation, Abenteuer und Gefangenſchaft in weiter Ferne einen gewaltigen Eindruck machen? Was dort erlebt war, ſpiegelte ſich in dem wieder, was man einzelnen Helden, die die Sage im Morgenlande verweilen ließ, andichtete. Das Hauptgedicht aus dieſer Gruppe, Herzog Ernſt von Schwaben, von dem es ungewiß bleibt, ob Veldeke ſein Verfaſſer, iſt uns in ſeiner urſprünglichen Faſſung verloren gegangen; aus einer ſpäteren Bearbeitung und einer lateiniſchen Uebertragung kennen wir ſeinen Inhalt, der ſich auf die Schickſale des unglücklichen Stiefſohns von Kaiſer Konrad II. bezieht.

Die ſchönſten Blüthen der höfiſchen Poeſie bietet der Sagenkreis von der Tafelrunde des Königs Artus, von Triſtan, und von dem Gral. Artus, jener wahrſcheinlich unhiſtoriſche Britenkönig, ſteht in der Mitte einer glänzenden Ritterſchaft, ſeiner Tiſchgenoſſen, er ſelbſt unbedeutend und, wie der große Kaiſer in der Karlsſage, zurücktretend gegen ſeinen Hof, der der eigentliche Sitz des Minnedienſtes iſt; Erec, Iwein mit dem Löwen, Wigalois mit dem Rade, Gawein, die Krone des Ritterthums, Wigamur mit dem Adler, Gauriel mit dem Bocke ſind die bedeutendſten dieſer Ritter, die alle im Dienſte edler Frauen Abenteuer ſuchen und Heldenthaten vollbringen. Ein engerer Kreis zieht ſich um Triſtan, den Neffen des Königs Marke von Cornwallis, der, durch einen Zaubertrank verführt, ſeinem Oheim die ſchöne Gemahlin, Iſolde, abwendig macht. Unter dem Gral*) endlich dachte man ſich einen Edelſtein von ungekannter Wunderkraft, weil ihn Chriſtus als Schüſſel beim Abendmahl und Joſeph von Arimathia zum Auffangen des Blutes Chriſti gebraucht hatte. Die Sage, zunächſt auf ſpaniſchem Boden erwachſen, wo arabiſche, jüdiſche, chriſtliche Glaubenselemente ſich berührten, wohin auch die Burg des Gral und ſeine Hüter (die templeisen) verſetzt wurden, wanderte durch die Provence nach Nordfrankreich, wo ſie mit der vom König Artus verwoben ward. Jede der drei Sagen hat in Frankreich ihre erſte dichteriſche Geſtaltung gefunden, und erſt nach den von dort empfangenen Vorbildern haben die größten Epiker des Mittelalters,

*) Gral bedeutet im Altſpaniſchen Becken, altfranzöſiſch greal, provenzaliſch grasal, im mittelalterlichen Latein gradalis; vgl. Wackernagel a. a. O. S. 388. Siehe auch Diez, Wörterbuch der roman. Sprachen, S. 648, der es unbeſtimmt läßt und an crater zu denken ſcheint, und Burguy, Grammaire de la langue d'oil. S. 189.

Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach, ihre Dichtungen verfaßt. Hartmann dichtete seinen Erec um 1200, gleich danach auch den Iwein, den letzteren nach Chrestien von Troyes; beide Ritter büßen eine Schuld gegen ihre Frauen durch lange Irrfahrten und viele Proben heldenhafter Tugend. Ausgezeichnet durch gelehrte wie durch höfische Bildung, durchdrungen von sittlichen, idealen Gedanken, ist Hartmann in der Kunst eleganter und anschaulicher Erzählung, die zugleich maßvoll und ruhig die eigene Person immer zurücktreten läßt, vollendeter Meister, vielfach nachgeahmt, von Keinem erreicht. Andere Vorzüge sind es, die Gottfried von Straßburg in seinem Gedichte, Tristan und Isolde (um 1210), auszeichnen. Fehlt ihm die sittliche Tiefe und der Ernst der Lebensanschauung, so überragt er die beiden Andern durch den blendenden Glanz der Darstellung, durch bequemen, gefälligen Satzbau, durch Klarheit und Zierlichkeit der Rede. Wolfram von Eschenbach entlehnte seinen Parzival von Guiot de Provins (1205). Parzival ist sowohl ein Verwandter der Gralkönige als des Artus, er wird durch eine unbestimmte Sehnsucht nach Thaten in die Fremde getrieben und verliert die Aussicht auf das Gralkönigthum, das ihm bestimmt ist. Der Zweifel an Gott und an sich selbst weicht erst nach einer Menge von Prüfungen und Abenteuern, in denen er seinen Ritterstand durch die Beziehung auf ein Höheres und Besseres adeln lernt, einem ernsten Vertrauen, womit er denn an das Ende seiner Mühsal und zu dem Königthum des Gral gelangt. Der Titurel, in dem Wolfram den Parzivalstoff weiter führte, ist nicht von ihm vollendet. Wolfram ist unzweifelhaft der tiefsinnigste aller zeitgenössischen Epiker; in planvoller und großartiger Anlage des Stoffes, in seinem psychologischen Blick und Kenntniß des menschlichen Herzens erhebt er sich weit über Hartmann und Gottfried; leider ist er nicht in gleicher Weise Herr seines Gegenstandes und entbehrt so der Durchsichtigkeit, die jene auszeichnet.

Völlig deutschen Ursprunges und auch in Bearbeitung und Entwickelung ganz deutsch ist die vaterländische Heldensage. Sie umfaßt drei Gruppen, die jedoch ineinander eingreifen und eben durch diese Verbindung zeigen, wie das Volk an ihr arbeitete; eine Arbeit, an der das Volk in seiner Masse mit den fahrenden und höfischen Poeten gleichen Antheil hatte. Die Sagen von Siegfried und den Königen der Burgunden, die an König Etzel's Hofe durch die Rache ihrer Schwester Kriemhild untergehen, sind in dem sogenannten Nibelungenliede vereinigt, das jedoch aus einzelnen Liedern besteht; davon ist der „Nibelunge nôt“ wahrscheinlich um 1210 in österreichischer Gegend aus

Geſängen des Volkes wie aus Vortrügen fahrender Dichter zuſammengeſtellt, wogegen die Klage einer ſpätern Zeit angehört. Die zweite Gruppe bilden die Sagen von Dietrich von Bern, von ſeiner Vertreibung aus Italien, von ſeinem Aufenthalte an Etzel's Hofe, wo er ein bedeutendes Glied der Nibelungenſage wird, von ſeiner Rückkehr in die Heimath. Dietrich ſcheint der Lieblingsheld des Volkes geweſen zu ſein, da er in den verſchiedenſten Verbindungen und Zuſammenhängen immer anders, aber immer als der Ueberlegene behandelt wird. Alphart's Tod, der große und kleine Roſengarten, die Rabenſchlacht und andere Lieder, die zu einem Ganzen nicht verbunden ſind, gehören in dieſen Kreis. Der Stoff endlich des Gedichtes von Kudrun ſtammt aus Norddeutſchland, von den Küſten und Inſeln der Nordſee, und erzählt die Entführung von Kudrun, der Tochter des Hegelingenkönigs Hettel, wie ihre Befreiung; doch iſt die Sage auch nach dem Süden gedrungen und hier wie die beiden andern umgedichtet worden. Mit Recht gilt von den Epen der vaterländiſchen Heldenſage das Nibelungenlied als das vorzüglichſte Gedicht. Aus der Tiefe des Volksgeiſtes geboren und volksthümlich entwickelt, ſteht es zwar in ſcharfem Gegenſatz zu dem conventionellen Charakter der höfiſchen Dichtung; dafür aber hat es eine Schönheit des Ernſtes und der Strenge, die der homeriſchen Ilias ebenſo gleicht, wie ſein Seitenſtück Kudrun der Odyſſee ähnlich iſt in ſeiner weicheren, oft idyllenartigen Haltung.

Nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts verlor ſich die Friſche des dichteriſchen Schaffens. Die Fürſten entzogen ſich den Dichtern, und der Adel gab die Beſchäftigung mit der Poeſie auf. Dagegen rechneten es ſich nun die wohlhabenden Bürger zur Ehre, die ſinkende Kunſt zu unterſtützen. Blieb auch der Stoff zunächſt noch derſelbe, ſo war doch der dieſen durchdringende Geiſt hier nicht wieder herzuſtellen: das ganze Leben hatte eine Wendung von großartigen Gegenſtänden auf kleinere Kreiſe genommen und gerade dies hatte den Untergang der Ritterdichtung erzeugt. Vornehmlich wandten die ſogenannten Meiſterſänger, weil die Begeiſterung des Inhalts fehlte, ihre Aufmerkſamkeit auf die Form; aber ihr Ernſt und Eifer verwandelte deren freie Beweglichkeit in trockene Geſetzmäßigkeit. Sie vereinigten ſich dann nach der allgemeinen Tendenz der Zeit in Schulen und Corporationen und bald war an die Stelle ritterlicher und romantiſcher Anſchauungen moraliſcher Ernſt, und ein breites, lehrhaftes Weſen getreten. Das heitere Spiel der Verskunſt wurde unter ihren Händen eine ſteife, handwerksmäßige Förmlichkeit.

Aber zu derselben Zeit, als das Seichte, Langweilige und Hausbackene in den Schulen der Meistersänger immer mehr um sich griff, machte sich die Tiefe und Innigkeit des deutschen Sinnes in frischen Naturlauten Raum. Hell und freudig erklangen aus den niederen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft in unzählbarer Menge die verschiedensten Volkslieder, und in gleicher Art, zu Nutz und Frommen Aller, wurden die älteren Gedichte des romantischen Sagenkreises zu Volksbüchern umgearbeitet.

---

40. Die Scholastiker.

Zu welcher Höhe und Feinheit auch die Dichtkunst, sowohl in Gedanken und Empfindungen wie in der Form, während jener Blüthezeit gelangte: so ist doch nicht nach ihr allein die geistige und innerliche Bildung des Mittelalters abzumessen. Gleichen Schritt mit ihr ging die philosophische Bildung; denn daß das Mittelalter nach dieser Seite ein Zeitalter der Barbarei gewesen sei, dieses Vorurtheil ist längst beseitigt. Doch sind freilich die philosophischen Bestrebungen dieser Periode, die man unter dem Namen der Scholastik zusammenzufassen pflegt, weil sie von einer allen Völkern gemeinsamen Schule ausgingen und in derselben fremden Sprache betrieben wurden, insofern in wissenschaftlicher Beziehung gebundener als die der späteren Epochen, weil sie die Kirche und ihre Lehre zur unerläßlichen Voraussetzung hatten.

Die ganze Richtung der Zeit wies die nach höherer Wissenschaft Strebenden fast einzig und allein auf Religion und Theologie hin, deren Grundlagen das Kirchenthum unabänderlich festgestellt hatte. Es blieb also dem speculativen Sinne nichts übrig, als der Versuch, die Ergebnisse seiner Forschung mit der Offenbarung, wie die Lehren derselben von der Kirche gefaßt und bestimmt wurden, in Einklang zu bringen und auf diese Verbindung sein Gebäude zu errichten. Indem aber die Scholastik von unveränderlichen Sätzen ausging, späterhin auch sich an das für unbestreitbar geachtete Ansehen des Aristoteles band, wurde sie eine Mischung von Glauben an feste, alle weitere Auflösung verbietende Bestandtheile, und von alles auseinanderlegender und nach allen Seiten wieder frei verknüpfender Reflexion und streng aufbauender Schlußfolge, von Beharrlichkeit bei festen Ausgangspunkten und von den mannichfachsten Abweichungen in der Entwickelung derselben; eine Weise des

Philosophirens, welche zwar Vielen wunderbar vorgekommen ist, aber ungeachtet ihrer Einseitigkeiten, ihrer Lücken und Mängel, doch einen großen Reichthum an befruchtenden Gedanken erzeugte, und durch den redlichen Ernst des Strebens, wie durch den nie ermüdenden Scharfsinn in der Erforschung eine nachhaltige Einwirkung auf die Folgezeit geübt hat.

Die lateinische Sprache, deren sich die Scholastiker ausschließlich bedienten, war selbst in ihrer lebendigen Blüthe, zur Bezeichnung philosophischer Begriffe nicht sehr tauglich gewesen. Deshalb sah man sich genöthigt bis an ihre Wurzel zu greifen und, zum größten Nutzen aller neulateinischen Sprachen, die dadurch einen Vorrath von Wörtern zur Bezeichnung abgezogener Begriffe erhalten haben, derselben neue Formen abzuzwingen, welche aber den Verehrern der klassischen Werke Rom's nur als Ausartungen und geschmacklose Barbarei erschienen sind. Solcher Maßstab mußte den Scholastikern fremd bleiben. Sie waren nur bemüht, die Sprachbezeichnung so zu vervielfältigen, wie es die sich überbietende Abstraction erforderte. Der Stil ging vollkommen zu Grunde in den blos logischen Formen von Sätzen und Gegensätzen, Beweisen und Widerlegungen, die in langen Schlußreihen ausgesprochen wurden. Daher ist auch an keine lebendige Eigenthümlichkeit dieser Schriftsteller zu denken, sondern alle sehen sich in der Darstellung gleich und unterscheiden sich nur durch den höher getriebenen Grad der Spitzfindigkeit und der Abgezogenheit, haben aber selbst in ihrer unklassischen Art, für das Gedachte die entsprechende Form zu finden, auf die Vervollkommnung und Bereicherung der Volkssprachen Einfluß geübt.

Es ist früher bei der Darstellung des Christenthums und seiner Ausbildung im römischen Reiche bemerkt worden, wie die Theologie von den Kirchenvätern auf philosophische Weise behandelt, und so eine Verbindung der Philosophie mit der Religion herbeigeführt wurde. Bald nach der Zeit Karl's des Großen philosophirte Johannes Scotus Erigena (Thl. V. S. 222) in diesem Sinne. Er schrieb gegen den Abt des Klosters von Corvey, Paschasius Radbertus, der zuerst die Lehre aufgestellt hatte, daß Brot und Wein im Abendmahl unmittelbar durch die Consecration des Priesters in den Leib und das Blut Christi verwandelt würden. Dennoch wurde diese sinnliche Auffassung zur Lehre der Kirche erhoben. Denselben Streit nahmen nach den bösen und verwirrten Zeiten der Carolinger, als im eilften Jahrhundert das geistige Leben sich wieder zu heben begann, zwei Männer von Neuem vor. Es waren Berengar (gest. 1088), Lehrer an der Stiftsschule seiner Vaterstadt Tours, und Lanfrancus aus Pavia, zuletzt Erzbischof von Canterbury

(geb. 1005, gest. 1089; Thl. VI. S. 42). Mehrere Schriften wurden gewechselt, in denen Lanfrancus, welcher die Kirchenlehre vertheidigte, sich insbesondere dialektischer Gründe bediente, um seinen Gegner zu widerlegen. Berengar wurde zu wiederholtem Widerruf von Seiten der kirchlichen Gewalt gezwungen. Als der eigentliche Begründer der Richtung aber, Glaubenslehren auf dem Wege des Gedankens zu beweisen, ist erst des Lanfrancus Schüler und Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle von Canterbury, Anselmus von Aosta (gest. 1109) anzusehen. Er sagt in seiner Abhandlung von der Menschwerdung Gottes (cur deus homo), es scheine ihm eine Nachlässigkeit zu sein, wenn man im Glauben fest sei, nicht auch zu streben, das was wir glauben zu begreifen. Durch den Glauben muß der Christ zur Vernunft fortgehen, nicht aber von der Vernunft zum Glauben kommen. Noch weniger darf er, wenn er nicht erkennen kann, den Glauben verlassen, vielmehr muß er dann verehren und bei der Lehre der Kirche bleiben.

Ein rascherer Aufschwung dieser Philosophie begann, als Johann Roscelin aus der Bretagne, Canonicus zu Compiegne (um 1100), mit der Lehre auftrat*), daß die allgemeinen Begriffe keine Wirklichkeit hätten, und daß nur das Individuelle, nach dem scholastischen Ausdruck die Haecceitas, das Wahre sei, aus dem dann unser Verstand die Begriffe erst abstrahire. Dieser Behauptung stellte sich Wilhelm von Champeaux, Archidiaconus und Lehrer der Rhetorik und Theologie an der Kathedralschule zu Paris, entgegen, und behauptete nach Anselm's Vorgang die Realität der Gattungsbegriffe. So entstanden die Schulen der Nominalisten und Realisten, die einander mit großer Heftigkeit bekämpften. Frankreich, und vorzüglich der nördliche Theil desselben, war der Sitz dieser wissenschaftlichen Bemühungen, indem hier eine Reihe scharfsinniger und durch dialektische Gewandtheit ausgezeichneter Männer hintereinander auftrat. Der berühmteste unter ihnen ist Peter Abälard.

Abälard war im Jahre 1079 in einem Flecken unweit Nantes geboren und vereinigte mit der schönsten männlichen Gestalt einen eindringenden Verstand, unersättliche Wißbegierde, heftige Leidenschaftlichkeit und den empfindlichsten Ehrgeiz. Sein Vater war ein wackerer Ritter und Kriegsmann. Um sich ganz den Wissenschaften widmen zu können, opferte Peter die Rechte der Erstgeburt den jüngeren Brüdern auf. Das

*) Prantl, Geschichte der Logik im Abendlande. 1861. Thl. II. S. 80 fg. weist nach, daß der Standpunkt des Roscelin kein neuer war; die Keime zu den jetzt entstehenden Gegensätzen finden sich, nach ihm, schon bei Scotus Erigena vor.

Studium der Logik unter Roscelin gewährte ihm am meisten Befriedigung, und bedeutende Fortschritte machten ihn bald so kühn, daß er den Wanderstab ergriff, um als fahrender Schüler berühmte Männer zu hören und dialektische Wettkämpfe zu suchen. So kam er auch nach Paris, hörte Wilhelm's von Champeaux Vorträge und wurde anfangs freundlich von ihm aufgenommen. Bald aber entzweiten sich beide Männer, da Abälard mit den Grundzügen einer neuen Ansicht hervortrat, welche sich gegen die Lehre der Nominalisten sowohl als die der Realisten wandte, die Einseitigkeit beider aufzeigte und bemüht war, die Identität des Einzelnen mit dem Allgemeinen, des Individuellen mit dem Gattungsbegriffe geltend zu machen. Abälard behauptete: das Allgemeine existire zwar, wohne aber jedem Individuum auf eine besondere endliche, nicht unendliche Weise bei, wogegen Wilhelm fest auf seiner Meinung beharrte, der Begriff sei wesentlich in allen Individuen, und diese seien nicht wesentlich verschieden. Abälard siegte in mehreren Disputationen, und erhielt trotz seiner Jugend und kurzen Studienzeit einen ungemein großen Zulauf von Schülern, so daß er selbst, erst zu Melun, dann zu Corbeil eine eigene Schule anlegen konnte, während Champeaux's Hörsäle leer standen.

Als er sich späterhin wieder in Paris aufhielt, wählte ihn ein alter Domherr, Fulbert, in dessen Hause er wohnte, zum Lehrer seiner achtzehnjährigen schönen Nichte, Heloise, eines Mädchens von den vortrefflichsten Anlagen des Geistes und Herzens. Abälard hatte nur kurze Zeit diesen Unterricht ertheilt, als die großen glänzenden Eigenschaften seines Geistes des Mädchens innigste Bewunderung und Verehrung erweckten. Sie sah in ihm den vollkommensten Mann, wie er in ihr das edelste weibliche Wesen verehrte. Er besang seine Heloise in Minneliedern, die er freilich nachher selbst unterdrückte. Die Einsamkeit der Lehrstunden, die bald nur zum Vorwande verliebter Zusammenkünfte dienten, lockte verführerisch, und nach einiger Zeit fühlte Heloise die Folgen ihres Fehltritts. Abälard entführte sie und brachte sie zu seiner Schwester, wo sie mit einem Knaben niederkam. Fulbert wüthete vor Zorn, indeß besänftigte ihn Abälard einiger Maßen, indem er Heloise insgeheim heirathete. Als er sie aber bald darauf in das Nonnenkloster zu Argenteuil brachte, um sie den Mißhandlungen des Oheims zu entziehen, hielt Fulbert dies für einen neuen Schimpf. Er sann auf schreckliche Rache und ließ den unglücklichen Abälard in einer Nacht auf seinem Zimmer überfallen und entmannen. Ergriffen von Scham und tiefer Betrübniß ward Abälard Mönch und ging in das Kloster St. Denys. Die abgelegene Zelle,

welche er hier bewohnte, konnte den zahllosen Schwarm von Schülern nicht fassen, die nach wie vor seinen Unterricht begehrten. Dies bereitete ihm neue Leiden, indem der Neid erwachte und ihn mit aller Heftigkeit verfolgte. Er hatte um diese Zeit zum Behufe seiner Vorlesungen eine Philosophie der Dreieinigkeit, die er Einleitung in die Theologie nannte, geschrieben; diese griffen seine Feinde an und behaupteten, sie enthalte ketzerische Lehren. Abälard wurde vor eine im Jahre 1121 zu Soissons gehaltene Synode gefordert, dort genöthigt, selbst sein Buch ins Feuer zu werfen, und zur Einsperrung verurtheilt. Man hatte ihm keine Vertheidigung gestattet, weil die Bischöfe seine Ueberlegenheit und Gewandtheit im Disputiren fürchteten. Aber der Unterdrückte fand bald desto mehr Freunde, und seine beschämten Gegner mußten ihm erlauben, wieder nach St. Denys zurückzukehren. Hier zog ihm jedoch seine Freimüthigkeit und der laute Tadel, mit welchem er das weltliche Treiben der Mönche verfolgte, neue Verfolgungen zu; endlich erhielt er die Erlaubniß, das Kloster zu verlassen. Nur von einem einzigen treuen Gefährten begleitet, eilte er den dunkeln Wäldern von Champagne zu, um hier eine Ruhestätte aufzusuchen. Auf dieser Irrfahrt erinnerte er sich eines angenehmen, ehemals von ihm bemerkten Thales, durch welches ein kleiner Fluß rann, unweit Nogent an der Seine. Er fand es, blieb die erste Nacht mit seinem Begleiter unter einem Baume; am Morgen machte er Anstalt, sich in der einsamen, wilden Gegend anzubauen. Er flocht sich eine Hütte von Baumästen, und führte in derselben einige Zeit ein Einsiedlerleben. Aber kaum hatten seine Schüler seinen neuen Aufenthalt ausgespäht, so wallfahrteten sie auch schon wie ehemals zu Hunderten zu ihm, und er mußte ihnen Vorlesungen unter den Bäumen halten. Sie richteten sich eine Menge Hütten in der Nähe der seinigen auf, schossen dann Geld zusammen und baueten ihm ein größeres Gebäude, das er mit einem griechischen Worte Paraklet, den Tröster, nannte.

Heloise lebte indeß als Aebtissin in dem Kloster Argenteuil. Als sie dieses nach einiger Zeit mit ihren Nonnen verlassen mußte, weil der Abt Süger von St. Denys diese Frauenabtei, welche von seinem Kloster abhängig war, einzog und deren Güter dem heiligen Dionysius einverleibte, eröffnete ihr ein Zufall den glücklichsten Zufluchtsort, den sie sich wünschen konnte. Die Mönche von St. Gildas in der Bretagne, einem Kloster in der Nähe von Abälard's Geburtsort, wählten Abälard zu ihrem Abte, und er nahm die Einladung an. An seiner Stelle zog nun Heloise in den verlassenen Paraklet als Aebtissin, und ihr unglücklicher Gatte übernahm selbst das Geschäft, sie feierlich einzuführen. Die Arme

liebte ihn noch immer mit der zärtlichsten Treue, sie richtete ihn oft durch die rührendsten Briefe auf; alle Widerwärtigkeiten, die er erfuhr, verwundeten ihre innerste Seele; ihr ganzes Sinnen war nur auf seine Beruhigung gerichtet*).

Abälard hatte seinen Paraklet verlassen, weil die große Wirksamkeit, die er dort übte, seine Gegner von neuem erweckte. Zu diesen hatte sich jetzt ein Mann gesellt, den nicht kleinlicher Neid in Bewegung setzte, der aber eben darum Abälard furchtbarer wurde als die Uebrigen, der heilige Bernhard. Gegen das neu erwachte Studium der Philosophie und deren Verwendung für die Theologie hatte sich bereits eine andere Partei erhoben, welche diese philosophische Stütze ablehnte, weil sie von solchen Bestrebungen für die Grundlage des Glaubens eher Erschütterung als Befestigung erwartete. Wie damals Abälard das Licht jener philosophirenden Theologen war, so wurde der heilige Bernhard seiner ganzen Geistesrichtung gemäß das Haupt dieser zweiten Partei. Auf einer zahlreichen Synode zu Sens (1140) legte Bernhard Stellen aus Abälard's neuen Schriften der „christlichen Theologie" und der „Ethik" vor, die er für ketzerisch erklärte, und als Abälard schwieg, verdammte die Kirchenversammlung jene Sätze. Abälard appellirte an den Papst, aber Innocenz II., bei dem Bernhard, wie wir wissen, sehr viel galt,

---

*) Von der Inbrunst und Stärke ihrer Leidenschaft, welche das Verhältniß Abälard's und Heloisens zu einem besonders hervorstechenden Bilde romantischer Liebe und Hingebung gemacht haben, mögen nur folgende Stellen aus ihren Briefen nach St. Gildas Zeugniß geben. Die Ueberschrift des ersten lautet: Domino suo, imo patri; conjugi suo, imo fratri; ancilla sua imo filia; ipsius uxor, imo soror, Abaelardo Heloissa. Dann heißt es weiter unten: Nihil unquam, Deus scit, in te nisi te requisivi, te pure non tua concupiscens. Non matrimonii foedera, non dotes aliquas exspectavi, non denique meas voluptates aut voluntates, sed tuas sicut ipse nosti adimplere studui. Et si uxoris nomen sanctius ac validius videtur, dulcius mihi semper extitit amicae vocabulum, aut si non indigneris, concubinae vel scorti, ut quo me pro te amplius humiliarem, ampliorem apud te consequerer gratiam et sic etiam excellentiae tuae gloriam minus laederem..... Deum testem invoco, si me Augustus universo praesidens mundo matrimonii honore dignaretur, totumque mihi orbem confirmaret in perpetuo praesidendum, carius mihi et dignius videretur tua dici meretrix, quam illius imperatrix. Und in einem andern Briefe: In omni Deus scit vitae meae statu, te magis adhuc offendere quam Deum vereor: tibi placere amplius, quam ipsi appeto. Tua me ad religionis habitum jussio, non divina traxit dilectio. P. Abaelardi et Heloisae opp. ed. Par. p. 41, 45, 60.

bestätigte den Ausspruch des Conciliums und sprach den Bann über alle Anhänger jener Lehren aus. Glücklicherweise war schon Friede zwischen den Gegnern geschlossen, als dieses Urtheil des Papstes nach Frankreich kam. Der entkräftete Abälard war nämlich auf seiner Reise nach Rom nur bis Cluny gekommen; er wünschte, der Streitigkeiten und der Stürme seines unruhigen Lebens müde, eine Ruhestätte für seine letzten Tage und diese verlieh ihm der Abt jenes Klosters, Peter der Ehrwürdige, ein menschenfreundlicher Mann, der die Wissenschaften schätzte, und Abälard's große Fähigkeiten und Kenntnisse zum Unterricht seiner Mönche zu benutzen gedachte. Durch diesen trefflichen Geistlichen wurde Abälard mit dem heiligen Bernhard versöhnt, vom Papste losgesprochen, und hatte endlich einen Ort gefunden, wo er die letzten Jahre seines Lebens, unter Andacht, ruhigem Studiren und dem Unterricht der übrigen Mönche zubringen konnte. Da er erkrankte, schickte ihn Peter nach dem Kloster St. Marcell bei Chalons, wo er von der reinern Luft noch Hülfe für ihn hoffte; aber er starb daselbst, den 21. April 1142. Seinem Wunsche gemäß ward er im Paraklet bestattet. Heloise überlebte ihn noch einundzwanzig Jahre, allgemein verehrt und geliebt. Sie starb den 17. Mai 1163, und ward neben ihrem Abälard in die Gruft gesenkt.

Der große Einfluß, welchen Abälard's geistreiche Ansichten auf die unglaubliche Anzahl von Schülern, die aus allen Ländern Europa's ihm zugeströmt waren, ausgeübt hatten, erhöhte und verbreitete den Eifer für philosophische Studien in hohem Grade. In seinen Werken hatte er zuerst auf eine umfassende Weise alle Punkte berührt, mit denen sich die Erkenntniß zunächst beschäftigen mußte. Ein neues Element, welches bald darauf von außen her hinzugebracht wurde, trug zur Feststellung der Methode und systematischen Behandlung, so wie zur Bereicherung und Vertiefung des Inhalts wesentlich bei. Seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts besuchten, in Folge der durch die Kreuzzüge hervorgerufenen Vertrautheit mit morgenländischen Sitten und Leben, häufiger als es bisher geschehen war, Abendländer die Schulen der gelehrten Araber in Spanien, wo außer der Medicin und Chemie, insbesondere das Studium der Aristotelischen Philosophie blühte (Thl. V. S. 185). Von hier aus brachten sie die nähere Kenntniß und die Schriften jenes großen Denkers in arabischer Sprache mit, von denen bisher nur eine, das Organon, in der mangelhaften lateinischen Uebertragung des Boethius (Thl. V. S. 13) bekannt gewesen war. Nach der Eroberung von Constantinopel durch die Lateiner wurden auch die griechischen Originale des Aristoteles zugänglicher, und Kaiser Friedrich II. so wie Manfred

sorgten anderer Seits eifrig für Uebersetzungen seiner Werke aus dem Arabischen. Die Früchte dieser neuen Anregung zeigten sich in drei Männern, die in verschiedenen Ländern lehrten, aber von ganz Europa bewundert wurden.

Der erste ist **Albertus Magnus**, aus dem Geschlechte der Vögte von Bollstadt, geboren zu Lauingen in Schwaben um 1193. Nachdem er in Padua studirt hatte, trat er in den Dominicanerorden, besuchte Paris, war eine Zeit lang Ketzerprediger und lehrte dann in verschiedenen Städten Deutschland's, vornehmlich in Hildesheim, Regensburg und Köln, wo er der Schule vorgesetzt ward. Das ihm übertragene Bisthum Regensburg gab er bald wieder freiwillig auf, um sich als Mönch in seiner Zelle zu Köln allein mit den Wissenschaften zu beschäftigen. Dort ist er 1280 gestorben. Seine Zeitgenossen hielten ihn für einen Zauberer; es wird berichtet, daß König Wilhelm bei einem Besuche in Köln den Klostergarten mitten im Winter voll von blühenden Bäumen und Blumen gefunden habe. In der That ist Albert einer der größten Männer des Mittelalters, der fast das ganze damalige Wissen in sich vereinigte. „Er ergänzte dasselbe durch die Richtung auf die Physik, die er von den Arabern, welche auf Aristoteles weiter gebaut hatten, entlehnte und im Abendlande glänzend einführte, ohne darum Dialektik und Theologie zu vernachlässigen; die Richtung auf die Ethik, die ursprüngliche und charaktergebende Richtung des christlichen Abendlandes, war auch in ihm überall die Siegerin."

Des Albertus Ruhm überstrahlte noch sein großer Schüler und Ordensgenosse **Thomas von Aquino**, obwohl dieser an umfassender Gelehrsamkeit jenem weit nachstand. Er war ein Neapolitaner, aus einem edlen Geschlechte. Weder Gewalt noch Ueberredung von Seiten seiner Aeltern konnten ihn von den Studien abhalten. Nachdem er in Paris 1255 die Doctorwürde erhalten hatte, trat er fast in allen angesehenen Städten Italien's als Lehrer auf. Er versammelte eine Menge ausgezeichneter Schüler um sich, welche sich nach ihm Thomisten, ihn selbst aber den engelgleichen Lehrer (Doctor angelicus) nannten. Seine Auffassung der Dogmatik wurde zur Norm und Glaubensregel des Dominicanerordens erhoben und eifrig gegen die Angriffe anderer Theologen vertheidigt. Etwas Aehnliches wie Thomas für seinen Orden, bewirkte dessen Gegner Johann Duns Scotus mit dem Beinamen Doctor subtilis für die Franziscaner. Derselbe stammte, wie gemeinhin angenommen wird, aus Dunstan in Northumberland (geb. 1276, gest. 1308), und lehrte zu Oxford und zu Paris. Beide Männer waren

Realisten, wichen aber dennoch in vielen Punkten von einander ab. Die Scotisten sagten von ihrem Lehrer: er habe die Mysterien des Glaubens so erkannt, daß er sie fast nicht geglaubt habe. Er hat in der That die scholastische Methode zu argumentiren auf ihren höchsten Gipfel gehoben, aber damit zugleich ihren Mangel, welcher über dem Scharfsinn und der Consequenz der äußeren und formellen logischen Entwickelung den Inhalt der Sache ganz hintansetzt und vernachlässigt, entschieden herausgestellt. „Hätte er zu der Zeit des heiligen Bernhard gelebt, so würde er dem Schicksal Abälard's schwerlich entgangen sein." Die schriftstellerische Fruchtbarkeit beider Männer war nicht gering. Die Werke des Erstern sind in achtzehn, die des Zweiten in vierzehn Folianten gesammelt, ohne das was ungedruckt geblieben ist.

Der Dritte der Koryphäen ist der Engländer Roger Baco (geb. 1214, gest. 1294), ein Franziscanermönch. Nachdem er zu Paris den Doctorgrad erworben hatte, eröffnete er zu Oxford Vorlesungen. Bedeutende Erfindungen, wozu ihm Scharfsinn und freier Blick verhalfen, zogen ihm ebenfalls den Ruf eines Zauberers zu, den Ansichten jener Zeit gemäß, die weder das Verhältniß Gottes, noch das der menschlichen Vernunft zur Natur in ihrem wahren Lichte erkannte. Indem er, ohne die Speculation gering zu schätzen, neben ihr noch einen andern Weg, zur Kenntniß zu gelangen, annahm, den der Beobachtung und des Experimentes, leitete er seine Zeitgenossen auf die sogenannten Erfahrungswissenschaften, um die er sich durch Erfindungen in der Optik und Mechanik, im Messen und Berechnen große Verdienste erworben hat. Er wurde heftig verfolgt, woran freilich Neid eben so viel Schuld hatte als Aberglauben, und endlich sogar in das Gefängniß geworfen, aus dem er erst nach vielen Jahren, kurz vor seinem Tode, befreit wurde. Wie es nicht selten geschieht, waren es weniger seine alchymistischen und astrologischen Irrthümer, denen er sein hartes Schicksal zu verdanken hatte, als der Freimuth, womit er den falschen Auctoritätsglauben angriff.

Im Gegensatz zu jener scharfen Ausbildung der Formen des Verstandes in der Scholastik entfaltete sich das Gefühl zu einem Mysticismus, der auf die stetige und unabläßige Gemeinschaft des Menschen mit Gott drang. Beide Richtungen lagen in dem Wesen der christlichen Religion, die zunächst auf den Friedenszustand der Seele durch die ewige Versöhnung hinweisend, allerdings eher und allgemeiner mit der Tiefe der Empfindungen als mit der Schärfe des Begriffs aufgefaßt werden will. Wie die Scholastik durch den Aristoteles, so wurde die Mystik durch die Platonische Philosophie gefördert. Die ersten bestimmteren Spuren

dieſer Anſchauungsweiſe, welche die Abgeſchloſſenheit des Mönchthums von außen her unterſtützte, finden ſich in Bernhard von Clairveaux, wie wir dies ſchon angedeutet haben (Thl. VI. S. 100). In ſeiner Schrift de consideratione ſetzte er die verſchiedenen Stufen auseinander, auf welchen ſich die Seele immer reiner und heiliger zu dem Höchſten emporhebt. Als Wilhelm von Champeaux dem kecken Disputirgeiſte Abälard's weichen mußte, wandte er ſich von der dialektiſchen Beſchäftigung ab und ſtiftete in der Nähe von Paris die gottſeliger Beſchaulichkeit und praktiſcher Frömmigkeit geweihte Schule von St. Victor. Hier folgte ihm Hugo aus dem Geſchlecht der Grafen von Blankenburg (geb. 1097, geſt. 1141), bei einfacher, gottergebener Geſinnung, ein Mann von großen Kenntniſſen und tiefem wiſſenſchaftlichen Blick. Er wurde der Begründer der ſpeculativen Myſtik, und ſuchte die Richtung des heiligen Bernhard mit der Scholaſtik in Einklang zu bringen. Drei Wege unterſchied er, um ſich in Gott zu verſenken: den des Fleiſches, der Vernunft und des Geiſtes. Sein Schüler Richard von St. Victor (geſt. 1173) ſchloß ſich dieſer Lehre an, ſetzte aber ſechs Stufen des Emporſteigens zu Gott. Auf der erſten ahnen wir durch die Sinneswahrnehmung die Weisheit und Macht des Schöpfers, auf der zweiten grübelt der Verſtand über Grund und Zweck der Welt, auf der dritten erhebt ſich die Vernunft mit Hülfe der Phantaſie zu dem Ueberſinnlichen, auf der vierten will die Vernunft durch eigene Kraft das Weſen des Ewigen ergreifen; aber das eifrige Bemühen bleibt vergebens bis ihr auf der fünften Stufe die Offenbarung entgegenſtrahlt, und auf der ſechsten, vom göttlichen Lichte erhellt, unſer Geiſt alle Geheimniſſe der Gottheit empfindet. In ähnlicher Weiſe lehrte Johann Bonaventura, genannt Doctor seraphicus (geb. 1221, geſt. 1274), in ſeinem Itinerarium mentis in deum. Er ſtieg im Franziscanerorden bis zum General, dann auch zum Cardinal empor. Der deutſche Sinn neigte vorzüglich zu dieſer Richtung hin, und die Verehrer derſelben nannten ſich in der ſpätern Zeit die „Jünger der Brüderſchaft der ewigen Weisheit.“ Einer der merkwürdigſten dieſer Männer iſt der Dominicanermönch Johann Tauler aus Strasburg oder Köln (geb. 1294, geſt. 1361), der durch ſeine begeiſterten Predigten ſeine Zeitgenoſſen und ſpätere Geſchlechter erbaut hat. Von Gott und ſeiner Anſchauung ſagte er: Gott hat kein Bildniß ſeiner ſelbſt, du mußt mit reinen Sinnen dich erſchwingen, über dich ſelbſt und alle Creatur in die verborgene ſtille Finſterniß, auf daß du kommſt in eine Erkenntniß des unbekannten Gottes. Dieſe ſtille Finſterniß iſt aber ein Licht, das keine erſchaffene Verſtändniß zu erreichen vermag; in ihr

wird der Geist geführet über sich selbst hinaus und all sein Verstehen. In ihr verliert der Geist sich selbst, daß er in den göttlichen Abgrund versunken nichts weiß, nichts schaut und nichts empfindet, als den lauteren Gott. Aber nur in der Darbung von zeitlichen Dingen wird der Mensch solcher Erhebung fähig, denn in der Krankheit leiblicher Kraft erstehet dem Menschen eine geistliche Lauterkeit, und in dieser ein klares Licht, und der heilige Geist macht das Licht brennend und zieht die Seele in alle Wahrheit.

---

41. Die Universitäten.

Das erneute wissenschaftliche Leben des Abendlandes fand in dieser Zeit seine Zusammenfassung, lebendige Wechselwirkung und kräftige Beförderung in den Universitäten. An Schulen hatte es, wie aus dem Laufe unserer Erzählung erhellt, nie ganz gefehlt, aber erst die Vermehrung der Unterrichtsgegenstände, die Erweiterung ihres Umfangs und ihres Inhalts, so wie die größere Anzahl der sich solcher Beschäftigung widmenden Männer, gab zum Emporkommen höherer wissenschaftlicher Anstalten Anlaß und Gelegenheit. Die ältesten hohen Schulen gingen nicht von Stiftungen der Fürsten oder Stadtobrigkeiten aus *), sondern bildeten sich von selbst, durch das Auftreten eines oder mehrerer berühmten Lehrer an einer ältern Schule. Dies lockte Lernbegierige in größerer Menge herbei, und aus solchen einmal geknüpften Verhältnissen gingen dann ganze Reihenfolgen von Lehrern hervor, die anderes Seits wiederum einen fortdauernden Zulauf von Schülern veranlaßten. Es war das Zeitalter der Corporationen, und nichts natürlicher, als daß auch die des Lehrens und Studirens wegen an einem Orte Versammelten eine Innung bildeten, wie Geistliche, Ritter und Handwerker, und besondere Gesetze und Verfassungsregeln erhielten. In jenen Jahrhunderten, wo Bücher noch wenig verbreitet und schwer zu erlangen waren, wo daher mündlicher Unterricht beinahe der einzig mögliche Weg war, zu umfassenden Kenntnissen zu gelangen, waren Einfluß und Wirksamkeit der Universitäten noch viel größer als heut zu Tage, und ihr Ruhm leuchtete um so höher und heller, je geringer ihre Anzahl war. Man studirte weit

*) v. Savigny's treffliche Darstellung in der Geschichte des röm. Rechts im Mittelalter, Bd. III. Cap. XXI.

länger als jetzt, viele der Lernenden standen durch ihr reiferes Alter, ihren Rang, ihre Aemter und Würden in weit größerm Ansehn, als die Studenten unserer Tage.

Die drei Universitäten, welche am frühesten blühten, waren Salerno für Arzneikunde, Paris für Theologie und Philosophie, und Bologna für Rechtswissenschaft. Denn zuerst lehrte man an diesen Orten nur einzelne Wissenschaften oder einen bestimmten Kreis von Disciplinen, erst später kamen die übrigen Lehrgegenstände hinzu. Daher auch der Name Universitas nicht auf die Gesammtheit der Wissenschaften zu beziehen ist, sondern auf die Gemeinschaft der mit derselben Beschäftigten. Auch der in jenen Jahrhunderten gebräuchliche Ausdruck studium generale geht nur auf die ausgedehnte Bestimmung und Wirksamkeit der hohen Schulen. Salerno erhielt seine Verfassung durch König Roger II. von Sicilien; die beiden anderen genannten Universitäten aber sind für die allgemeine Culturgeschichte ungleich wichtiger, weil sie den zahlreichen späteren hohen Schulen als Vorbild gedient haben, welches bei Salerno nicht der Fall ist. Paris wurde das Muster für England und Deutschland, während sich fast alle übrige Universitäten in Frankreich so wie die italienischen und spanischen nach Bologna bildeten.

Der Anfang der Universität von Bologna kann so wenig als der der beiden übrigen mit Genauigkeit und nach der Jahreszahl bestimmt werden. Das römische Recht war in Italien zu keiner Zeit völlig erloschen, es wurde in Gerichten angewendet, in Schriften bearbeitet und mündlich gelehrt; aber die Kenntniß und Anwendung desselben waren dürftig, bis die Cultur, der Wohlstand, die Macht, die republikanische Gestaltung, zu welchen die lombardischen Städte im zwölften Jahrhunderte emporwuchsen, auch ein ausgebildetes bürgerliches Recht erforderten, und daher ein gründlicheres, lebendigeres Studium der römischen Jurisprudenz hervorriefen. Dieses fand zu Bologna seine Hauptstätte *).

*) Neben dem römischen Rechte wurde auch das canonische oder kirchliche ein vorzüglicher Lehrgegenstand der hohen Schulen. Der neu erwachte große Eifer für die Rechtswissenschaft regte den Camaldulensermönch Gratian zur Bearbeitung eines Systems des geistlichen Rechts an, welches er um das Jahr 1160 in einer Sammlung von Kirchenschlüssen und päpstlichen Verfügungen aufstellte. Das Decret Gratian's (so wurde es genannt) erhielt außerordentlichen Beifall, und wurde als Rechtsquelle betrachtet. Da aber die Decretalen der Päpste sich seit dieser Zeit außerordentlich häuften, so entstanden wieder mehrere Sammlungen derselben, bis Gregor IX. durch den Dominicaner Raimund von Pennaforte eine neue in fünf Bücher getheilte verfertigen ließ, die er als die völlig

Der erste berühmte Lehrer, welcher der dortigen Rechtsschule ihren grossen Schwung gab, war Irnerius (gest. um 1140); Kaiser Friedrich I. ertheilte ihr 1158 auf dem roncalischen Reichstage die ersten Privilegien, durch welche die Schüler in besondern Schutz genommen, und ihnen ein eigener Gerichtsstand bewilligt wurde. Ueberhaupt begünstigte dieselben die weltliche und geistliche Obrigkeit hier so wie auf anderen Universitäten so viel als irgend möglich. Sie waren frei von bürgerlichen Lasten, und obschon sie dadurch, daß man sie zu den Geistlichen zählte, mancher härtern weltlichen Strafe entgingen, so drangen doch selbst die Päpste darauf, daß man auch die Kirchengesetze nicht sogleich streng gegen sie anwenden solle*). Zur Zeit des berühmten Rechtslehrers Azzo, der um das Jahr 1200 blühte, waren in Bologna zehntausend Studirende aus allen Ländern. Die Schüler waren es, die hier die eigentliche Corporation bildeten und aus ihrer Mitte die Häupter der Genossenschaft wählten. Man wird diese Einrichtung weniger seltsam finden, wenn man bedenkt, daß ein großer Theil der damaligen Studirenden eben aus Männern bestand, welche Güter, Einkünfte und Würden besaßen, und nur aus Liebe zur Wissenschaft das ferne Bologna aufsuchten, daher große Begünstigungen erwarteten und verdienten. Noch ehe die übrigen Facultäten in Bologna auftraten und abgesonderte Corporationen bildeten, theilten sich die dortigen Scholaren in zwei Hauptkörper oder Universitates nach dem Vaterlande, nämlich in Citramontaner und Ultramontaner. Jene bestanden wieder aus siebzehn Nationen, diese aus achtzehn. Der erste Beamte der Universität war der Rector. Um zu dieser Würde zu gelangen, mußte man Scholar sein (doch kommen auch Professoren als Rectoren vor), unverheirathet, fünfundzwanzig Jahre alt, nicht Klostergeistlicher, und wenigstens fünf Jahre auf eigne Kosten die Rechtswissenschaft studirt haben. Der Rector wurde jährlich neu gewählt, und sollte im Range, mit Ausnahme des Bischofs von Bologna, allen Bischöfen und Erzbischöfen vorangehen. Anfänglich bezeichnete man die Lehrer mit dem Namen Doctor, ohne darunter eine besondere Würde zu verstehen, erst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts scheint der Name und die Würde eines Doctors besonders verliehen worden zu sein. Die sich dazu meldenden Candidaten wurden geprüft, und wenn

---

authentische betrachtet wissen wollte. Daher sandte er sie 1231 den Universitäten Paris und Bologna zu, damit sie in den Vorlesungen erklärt würde, und befahl, daß in den Gerichten danach gesprochen werden sollte.

*) v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, Bd. VI. S. 353.

sie würdig erschienen, als neue Glieder in die Reihe der Doctoren einzutreten, so erhielten sie durch diese Aufnahme (Promotion) ein unbeschränktes Recht zu lehren und an neuen Promotionen Theil zu nehmen.

Keine Universität hat ihren Ruhm so lange behauptet und einen solchen Einfluß auf Kirche und Staat geübt, als Paris. Im zwölften Jahrhundert fanden sich hier, wie schon oben (S. 35) bemerkt ist, mehrere ausgezeichnete Lehrer der Theologie und Philosophie, unter welchen Petrus Lombardus (gest. 1164), ein Schüler Abälard's, einen hohen Platz einnimmt. Seine libri sententiarum enthalten die Hauptzüge eines Systems der Theologie, welches Jahrhunderte hindurch aller Bildung in derselben zum Grunde gelegt worden ist. Durch solche Männer erlangten die an den Klöstern zu Paris schon längst bestehenden Schulen immer größern Ruf und stärkeren Zulauf, und in den letzten Decennien dieses Jahrhunderts entstand zwischen den verschiedenen Lehrern eine Vereinigung, aus welcher die spätere Universität erwuchs. Im Jahre 1206 findet sich schon eine Lehrende und Lernende umfassende Eintheilung in vier Nationen: die französische, zu welcher auch Spanier und Italiener gehörten; die englische, welche außerdem noch Deutschland, Ungarn, Polen und die nordischen Reiche begriff, und endlich die normannische und picardische, denen die Niederländer zugerechnet wurden. Eine bestimmtere Organisation und Statuten erhielt die Universität im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts. In dieser Verfassung zeigt sich ein merkwürdiger Gegensatz zu der von Bologna. Denn hier wurde nun die Corporation nur aus den Lehrern zusammengesetzt, diese kamen in Besitz aller Gewalt, und von den Schülern, als blos unterthänigen Mitgliedern des kleinen Staates, war dabei gar nicht die Rede. Ja so groß zeigte sich der Unterschied in der Disciplin der Scholaren, daß Ruthenstreiche, die dem Schuldigen in Gegenwart des Rectors auf den bloßen Rücken gegeben wurden, eine sehr gewöhnliche Strafe waren. Dennoch fehlte es weder hier noch auf anderen Universitäten an Unruhen, Händeln mit der Bürgerschaft und Auswanderungen der Studenten, und die Furcht vor solchen äußeren Nachtheilen bewirkte, daß Unruhestifter oft milder als billig bestraft wurden.

Zu den Universitäten, die in diesem Zeitraume noch entstanden, gehören in Italien: Padua, Neapel (Thl. VI. S. 205), Reggio, Rom, Treviso; in Frankreich: Montpellier, Orleans und Toulouse; in Spanien: Salamanca. In England sind Cambridge und Oxford sehr alten Ursprungs.

42. Spanien und Portugal.

Die christlichen Staaten der pyrenäischen Halbinsel, Castilien und Leon, Navarra, Aragonien, Barcelona, bildeten eine für sich bestehende Welt, die in ihrem Innern genugsam beschäftigt, in wenige Berührungen mit den übrigen Staaten des westlichen Europa kam. Alle Kräfte waren fortwährend auf den hartnäckigen Kampf gegen die Araber gerichtet, die gegen die Christen immer mehr in Nachtheil traten, seitdem der Ommajadenstaat in eine Menge kleiner Herrschaften zersplittert worden war. Unter den Fürsten dieser Staaten war der über das vereinigte Cordova und Sevilla regierende König der mächtigste; aber auch er hatte von den Castiliern, als diese 1085 Toledo erobert hatten, Alles zu fürchten, und obschon das christliche Spanien nicht minder getheilt und oft in sich selbst zwieträchtig war, würde die arabische Herrschaft in Spanien schneller ihr Ende erreicht haben, wenn sich der Mohammedanismus nicht aus Afrika wieder erfrischt hätte.

Im Nordwesten dieses Erdtheils hausten im elften Jahrhundert rohe arabische Stämme, fast ohne alle Kenntniß von Religion. Zu diesen kam Abdallah Ben Yasim, predigte den Islam und erweckte Lust und Muth zu Krieg und Eroberung. Er nannte diesen neuen Streiter für den Islam Morabethen oder Almoraviden*), und ernannte den Abu Bekr zu ihrem Herrscher, der die begonnenen Eroberungen fortsetzte und 1070 Marocco gründete**). Abu Bekr's Nachfolger, Jusef Ben Tasfen, ein tapferer und thätiger Fürst, der die Macht der Morabethen noch weiter ausgedehnt und höheres Ansehen erworben hatte, ward von dem Könige von Sevilla zu Hülfe gerufen. Er erschien und schlug die Christen 1086 in einer großen Schlacht bei Zalacca, aber bald wurde er nach den Besitzungen, die er geschützt, selbst lüstern, und unterwarf sich durch Gewalt und Treulosigkeit das ganze arabische Spanien. So bekamen die Feinde des christlichen Glaubens neue Stärke; doch die Christen verloren darum den Muth nicht. Die Könige von Aragonien drangen

*) „Morabethen, d. i. die dem Dienste Gottes sich freiwillig widmenden conföderirten Männer, oder nach einer Ableitung von dem arabischen Worte Ralin, die Klause, die eifrigen, von der Welt zurückgezogenen Bekenner des Islam." Aschbach, Geschichte Spanien's und Portugal's zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden, Thl. I. S. 67.

**) Conde, Gesch. der Mauren in Spanien, deutsche Uebers. Bd. II. S. 73.

gerade damals aus ihren Gebirgen hervor, und Alfons I. erweiterte ſein kleines Beſitzthum durch Huesca (1096), Tudela und das beſonders wichtige Saragoſſa (1118). Der König von Caſtilien und Leon, Alfons VI. (geſt. 1109), wurde wie auch die übrigen chriſtlichen Fürſten Spanien's von franzöſiſchen Rittern im Kampfe gegen die Mohammedaner unterſtützt, bis dann der Kriegsluſt und Tapferkeit jenes Adels durch die Kreuzzüge eine andere Richtung geöffnet wurde. Durch Anſehen und vielfache Dienſte war damals der ausgezeichnetſte unter ihnen, Heinrich Graf von Hochburgund, ein Urenkel des Capetinger's Robert. Dieſem gab Alfons in dankbarer Erkenntlichkeit alle in den nördlichen Gegenden des heutigen Portugal's gemachte Eroberungen mit der Hand ſeiner natürlichen Tochter Thereſe, als ein von Caſtilien abhängiges Fürſtenthum (1095). Als endlich Alfons VII. (1109 — 1157), König von Leon und Caſtilien, dem die Könige von Aragonien und Navarra, die Grafen von Barcelona und Toulouſe huldigten, ſich auf einer feierlichen Verſammlung zu Leon zum Kaiſer von Spanien ausrufen ließ (1135), ſchien er dabei den Gedanken zu haben, alle chriſtlichen Gebiete der Halbinſel zu einem kräftigen Ganzen zu vereinigen. Aber dieſes Kaiſerthum war von kurzem Beſtande. Schon bei Alfons' Lebzeiten begannen die Kämpfe der einzelnen Staaten unter einander von neuem; ſelbſt ſein Lehnsmann, der Graf Alfons von Portugal, Heinrich's Sohn und Nachfolger, machte ſich unabhängig, nahm die Königswürde an und vermehrte dadurch nur die Verwickelung der inneren Fehden; bei ſeinem Tode aber (1157) theilte Alfons ſogar das von ihm unmittelbar beherrſchte Reich in zwei Theile: Leon, mit Aſturien und Galicien, und Caſtilien, wozu Burgos, Biscaya und Toledo gehörten. Gegen das Ende dieſer Regierung wurde der Grund zu dem geiſtlichen Ritterorden von St. Julian, ſpäterhin von Alcantara genannt, gelegt, der zum Kriege gegen die Mauren beſtimmt und nach dem Muſter der Templer gebildet war. In der Folge entſtanden im caſtiliſchen Reiche noch zwei andere ähnliche Orden zu demſelben Zwecke, der von Calatrava und der von St. Jago di Compoſtella.

Indeß ward, dem ſich ſtets wiederholenden Entwickelungsgange der arabiſchen Reiche gemäß, die Macht der Almoraviden eben ſo ſchnell zerſtört, als ſie entſtanden war. Eine von friſchem Fanatismus durchdrungene Secte, die Muahedim oder Almohaden, gegründet von einem Maroccaner, der ſich für den Sendboten Mohammed's, „Mahadie", erklärte, machte 1146 durch Eroberung von Marocco dem Reiche der Almoraviden in Afrika ein Ende. Um dieſelbe Zeit gingen die Sieger

nach Spanien hinüber und begannen auch hier ihre Macht auszubreiten. Ihr Fürst Jakub Almanzor, dessen Trefflichkeit und Macht die arabischen Geschichtschreiber nicht genug preisen können *), errang 1195 über die Castilier bei Alarcos einen großen Sieg, und doch konnte die drohende Gefahr die Christen nicht dahin bringen, von ihren Zwistigkeiten zu lassen. Größere Erfolge zu erringen, kam 1210 Jakub's Nachfolger, Muhamed, mit einem Heere nach Spanien, welches mehr als fünfmal hunderttausend Streiter gezählt haben soll. Zum Glück hatten die christlichen Könige damals Friede geschlossen; das geistliche Haupt der Christenheit, der Papst Innocenz III., ermahnte dringend, diese Eintracht zu erhalten, und verstärkte die Kräfte der Spanier durch einen Kreuzzug, den er predigen ließ. So erfochten die vereinigten Könige von Castilien, Aragonien und Navarra, Alfons VIII., Peter II., Sancho VII., auf der Ebene von Tolosa jenseits der Sierra Morena, durch deren Pässe ein Schäfer ihnen einen sichern Weg gezeigt, einen der allerglänzendsten Siege (1212). Fast zweimal hunderttausend Araber blieben angeblich auf dem Schlachtfelde, und von der ganzen Masse kamen nur wenige nach Afrika zurück. Die arabischen Geschichtschreiber selbst sehen diese Schlacht als eine Hauptursache des Verfalls ihres Reiches in Spanien an **), da ihnen seit dieser Zeit fast nur der eigentliche Küstensaum im Süden blieb.

Die nächste Folge derselben war, daß, da auch in Afrika Erschütterungen folgten, die Herrschaft der Almohaden in Spanien sich auflöste. Zwar versuchte nun noch einmal ein kräftiger Mann, Aben Hud, ein Abkömmling der alten Könige von Saragossa, der sich zum Herrn von Sevilla, Granada und Murcia gemacht hatte, sich aller Mohammedanischen Staaten in Spanien zu bemächtigen und dadurch eine Kraft zu bilden, welche den immer gewaltigeren Strom der christlichen Herrschaft in ein engeres Bett zurückzudrängen vermöchte; aber die Könige von Leon und Castilien erkannten seine Absicht, und ließen ihm nicht Zeit, sie auszuführen. Bei Merida gewann Alfons IX. von Leon einen Sieg über ihn (1230), der um so glänzender war, weil die Christen gegen eine sehr überlegene Macht mit einem kleinen Haufen gefochten hatten. Von dieser Zeit an wurde die Macht der Christen immer bedeutender. Ferdinand III., der Heilige, seit 1217 durch seine Mutter König von Castilien und 1230 beim Tode seines Vaters, Alfons IX., auch von Leon,

*) Conde, Bd. II. S. 394.
**) Conde, Bd. II. S. 431.

vereinigte beide Reiche aufs neue und stellte die Untheilbarkeit derselben und das Recht der Erstgeburt als Grundgesetze für alle folgende Zeiten durch ein Reichsgesetz fest. Castilien und das neben ihm mächtig emporstrebende Aragonien waren jetzt die beiden Hauptstaaten des christlichen Spanien's, Navarra dagegen, welches 1234 nach dem Tode König Sancho's VII. an den Gemahl seiner Tochter und Erbin Blanca, den Grafen Theobald IV. von Champagne, kam, hatte wenig Bedeutung und Macht. Ferdinand der Heilige wendete sich gegen das mächtige Cordova, an dessen Besitz, weil es immer die Hauptstadt der arabischen Herrschaft gewesen war, bei den Mohammedanern der Glaube an die Fortdauer derselben haftete. Vergebens thaten die Einwohner den heftigsten Widerstand, Cordova mußte sich am 29. Juni 1236 den Christen ergeben, nachdem es fünfhundert und zweiundzwanzig Jahre in den Händen der Ungläubigen gewesen war. Die Bestürzung der Araber war außerordentlich, und bald nachher (1238) hatten sie auch den Verlust Aben Hud's zu bedauern*), den einer seiner Günstlinge verrätherisch ermorden ließ. Aben Alahmar, König von Granada, verzweifelte am Widerstande, begab sich in Ferdinand's Schutz, verpflichtete sich zu Zinszahlung und Heeresfolge, und überlieferte ihm die von den Christen hart bedrängte Stadt Jaen (1245). Ferdinand wandte nun seine Waffen gegen Sevilla. Sein Landheer rückte vor die Stadt, seine Flotte besetzte den Ausfluß des Guadalquivir. Von beiden Seiten wurden die ungeheuersten Anstrengungen gemacht; nur erst der gänzliche Mangel an Lebensmitteln nöthigte die Belagerten nach einem sechszehnmonatlichen Widerstande zur Uebergabe (1248). Die Bewohner erhielten die gewöhnlich zugestandene Erlaubniß, mit ihren Habseligkeiten abzuziehen. Dreimal hunderttausend Mauren sollen Sevilla verlassen haben; sie gingen theils nach den noch übrigen arabischen Gebieten, theils nach Afrika. Zwei Jahre darauf unterwarf sich Ferdinand auch Xerez de la Frontera, Medina Sidonia, Cadiz und mehrere andere Plätze. Endlich wollte er durch einen Angriff auf Afrika selbst den Quell aller frischen Kräfte des Feindes verstopfen, als ihn der Tod überraschte (1252). So erstreckte sich Castilien auf dieser Seite bis an den atlantischen Ocean, während es durch die Eroberung von Murcia auch einen Zugang zum Mittelmeere erlangte.

Die Ausführung jenes Planes, die Araber in Afrika selbst anzu-

*) In dieses Jahr setzt Conde (Bd. III. S. 22) Aben Hud's Tod; nach Cardonne, Ferreras und Andern wurde er noch vor der Einnahme von Cordova getödtet.

greifen, überließ er seinem Sohne und Nachfolger Alfons X. Dieser Fürst, welcher den Beinamen des Weisen erhalten hat, liebte die Wissenschaften und beförderte sie durch Freigebigkeit. Er erweiterte 1254 die Freiheiten der Universität zu Salamanca, und errichtete daselbst zwei neue Lehrstühle für die Naturlehre und einen für die Musik. Die Landessprache war bereits so weit ausgebildet, daß er 1260 verordnen konnte, alle öffentliche Urkunden in derselben zu verfassen und sie in den Gerichtshöfen anzuwenden; sogar eine Uebersetzung der Bibel in das Spanische ordnete er an. Auch eine allgemeine Chronik von Spanien ließ er schreiben, von welcher uns Bruchstücke erhalten sind. Auf seine Kosten wurden ferner astronomische Tafeln verfertigt, die den Sternkundigen noch jetzt unter dem Namen der Alfonsinischen bekannt sind. Er selbst beschäftigte sich mit Musik, Dichtkunst und Sternkunde, mit Sterndeutung und Alchymie, Zweigen jener mystischen Naturlehre, die seine arabischen Nachbarn damals so sehr in Aufnahme gebracht hatten. Aber die praktische Weisheit, welche das Rechte im Leben aufzufinden und mit Sicherheit zu vollführen vermag, fehlte ihm. Seine Regierung war von einer Reihe innerer, zum Theil über seine Lebenszeit hinaus dauernder Unruhen erfüllt. Anfangs schien er den Gedanken zu dem afrikanischen Kriege mit großer Lebendigkeit zu ergreifen. Der Papst gab ihm den vierten Theil des Kirchenzehnten, er selbst vermehrte seine Schätze durch Ausprägung geringhaltiger Münzen, und ließ auch in Sevilla Schiffe bauen. Aber bald vertauschte er diesen Plan mit einem andern, der den Verhältnissen seines Reiches auf keine Weise angemessen war. Er versuchte nämlich, wie wir schon aus der deutschen Geschichte wissen, die römische Kaiserkrone zu gewinnen, stürzte aber nur, ohne seinen Zweck zu erreichen, Castilien in Verwirrung. Denn um jenes Schattenbild zu erjagen, vergeudete er nicht blos alle seine Schätze, sondern drückte auch seine Unterthanen mit Auflagen. Um der großen Theurung, welche er selbst durch die Verfälschung der Münzen hervorgerufen hatte, abzuhelfen, setzte er einen bestimmten Preis für die Lebensmittel fest, bewirkte aber dadurch nur, daß bald nichts mehr zu Markte gebracht wurde. Dies vermehrte die Unzufriedenheit, und Empörungen kamen zum Ausbruch, an deren Spitze sich sogar des Königs Brüder stellten. Aber Alfons unterdrückte sie und ließ sich nicht abhalten, seinen träumerischen Plan zu verfolgen. Als Richard gestorben war, ging er 1274 nach Frankreich, um dort mit dem Papste persönlich zusammenzukommen. Unterdeß drohten seinem Reiche neue Gefahren. Es war zu jener Zeit in Afrika die Dynastie der Meriniden gewaltig, durch welche die Macht der Almohaden

heftig erschüttert und schon dem Untergange nahe gebracht war. An den damals regierenden König aus diesem Geschlechte, Abu Jusef, wandte sich der König von Granada um Unterstützung. Abu Jusef kam mit einem großen Heere *), und die Christen wurden geschlagen. Don Sancho, Erzbischof von Toledo, Sohn des Königs von Aragonien, brachte in aller Eile Truppen zusammen, um diese Schmach zu rächen. Aber auch dies Heer ward besiegt, und Sancho selbst gefangen genommen. Bald erhob sich Streit zwischen den spanischen und afrikanischen Arabern, wer ihn behalten sollte, und schon wollten sie Kampf darüber erheben, als einer der vornehmsten Hauptleute sich dem Erzbischof näherte, und ihm mit einem Säbelhieb den Kopf spaltete, laut rufend: Allah verhüte, daß so viele tapfere Krieger um einen Hund sterben. Trotz jener glücklichen Erfolge zwang Sancho, Alfons zweiter Sohn, den Abu Jusef bald darauf zum Rückzug nach Afrika, wo dieser Marocco eroberte und dadurch der Herrschaft der Almohaden ein völliges Ende machte.

Als König Alfons von seiner Reise zurückkehrte, fand er seinen ältesten Sohn Ferdinand de la Cerda mit Hinterlassung zweier Söhne, Alfons und Ferdinand, gestorben. Dieser Todesfall wurde die Ursache langjähriger Verwirrungen für das castilische Reich; denn Sancho forderte jetzt, daß ihm mit Uebergehung seiner beiden Neffen die Thronfolge versichert werde. Der König überließ die Entscheidung der Sache einer Versammlung der Stände, deren Ausspruch zu Gunsten Sancho's ausfiel; aber die Wittwe des ältern Bruders, Blanca, eine Tochter Ludwig des Heiligen, floh zum Könige Peter III. von Aragonien, und auch der König von Frankreich, Philipp III., nahm sich der Rechte seiner Neffen an. Es war ihm um so wichtiger, dereinst verwandte Herrscher auf dem Throne Castilien's zu erblicken, weil er nur auf diese Weise einen ruhigen Besitz Navarra's erwartete, welches um diese Zeit mit Frankreich vereinigt wurde. Das Königshaus von Navarra war nämlich schon mit dem dritten Nachfolger Theobald's, Heinrich, im Jahre 1274 ausgestorben, und seine Tochter und Erbin Johanna war mit dem Sohne Philipp's III. verlobt. Indeß erhoben die Könige von Castilien und Aragonien ebenfalls Ansprüche auf die erledigte Krone, aber Philipp wußte sich schnell des Landes zu bemächtigen. Da Unterhandlungen wegen der Thronfolge in Castilien erfolglos blieben, griff der König von Frankreich auch dieses Reich an, ohne jedoch viel auszurichten. Unterdeß brachen im Schooße desselben bedenklichere Unruhen aus. König Alfons begann

*) Conde, Bd. III. S. 64.

ſich ſeinen Enkeln zuzuneigen. Um allen üblen Folgen, welche für ihn hieraus entſpringen konnten, vorzubeugen, ließ Sancho ſeinen Vater auf einer Verſammlung der Stände für unfähig zu fernerer Regierung erklären. Von Allen verlaſſen nahm Alfons ſeine Zuflucht zu dem mächtigen Könige Abu Juſef von Marocco. Papſt Martin IV. ſprach über den aufrühreriſchen Sohn den Bann aus und Abu Juſef führte 1282 ein Heer über die Meerenge, wogegen ſich Sancho mit den Mauren von Granada verband. Kummer und Gram endeten mitten unter dieſen Zerrüttungen Alfonſens Leben (1284).

Aragonien war ſeit dem zwölften Jahrhundert mit verdoppelter Macht wider die Mauren aufgetreten und mit großem Erfolge. Als Alfons I., König dieſes Landes, genannt el Batallador, weil er in neun und zwanzig Schlachten geſiegt hatte, beim Verſuche, Fraga zu erobern, eine Niederlage erlitt, und ſein Leben verlor (1134), folgte ihm ſein Bruder Ramiro, damals ſeit 40 Jahren Geiſtlicher. Dem Herrſchen und Kämpfen abgeneigt, legte dieſer ſchon nach drei Jahren die Regierung nieder, und überließ ſie dem Grafen Raimund IV. von Barcelona, der ſich künftig mit ſeiner damals zweijährigen Tochter Petronella verheirathen ſollte. So waren ſeit 1137 Aragonien und Barcelona (Catalonien) vereinigt. Graf Raimund (den Königstitel wollte er nicht führen), einer der vollkommenſten Fürſten und Ritter ſeiner Zeit, war der Schrecken der Mauren, die er aus vierzig Orten vertrieb. Er ſtarb 1162 und es folgte ihm ſein Sohn, König Alfons II. Dieſer erhielt durch den Tod ſeines Oheims, der die Provence beherrſcht hatte, jene reichen und blühenden Landſchaften und, durch das Teſtament des letzten Beſitzers, auch die Grafſchaft Rouſſillon. Gegen die Saracenen war er gewaltig, und für die Sicherheit in ſeinen Staaten wirkte er mit großem Eifer. Nach ſeinem Tode (1196) herrſchte in Aragonien ſein älteſter Sohn Peter II.; der zweite, wie der Vater Alfons genannt, erhielt die Provence; der dritte Rouſſillon. Peter gewann in Frankreich auch die Herrſchaft Montpellier; er war es, der an dem großen Siege bei Toloſa einen entſchiedenen Antheil hatte. Trotz dieſer Verdienſte um die Chriſtenheit und ſtreng ergebener Geſinnung für den heiligen Stuhl, die ihn vermocht hatte, ſeine Königskrone aus den Händen Innocenz III. zu empfangen (oben Th. VI.), und ſich wie ſeine Nachfolger den Statthaltern Chriſti zinsbar zu machen, wurde er durch ſeine Beſitzungen im ſüdlichen Frankreich in den Albigenſerkrieg verwickelt, und fand hier, wie ſchon oben (Th. VI.) erzählt iſt, ritterlich kämpfend in der Schlacht bei Müret

seinen Tod (1213). Ihm folgte sein damals erst fünfjähriger Sohn Jakob (Jayme) I., der in der aragonischen Geschichte den Beinamen des Eroberers führt. Nachdem er sich das Reich wider die Pläne herrschsüchtiger Verwandten mit einer für seine Jugend bewundernswerthen Klugheit und Thätigkeit gesichert hatte, begann er Krieg wider die Mauren, entriß ihnen zuerst die balearischen Inseln, und griff dann (1232) das schöne Königreich Valencia an, dessen Besitz ihn vorzüglich reizte. Auch dieser Kampf hatte guten Fortgang, mehrere feste Plätze fielen, und nun beschloß Jakob die Belagerung der Hauptstadt. Sechzigtausend Krieger führte er vor ihre Mauern und schwur, nicht eher in sein Reich zurückzukehren, bis sie erobert sei. Papst Gregor IX. ließ einen Kreuzzug predigen, und aus England und Frankreich strömten kriegslustige Haufen herbei, an diesem wichtigen Kampfe Theil zu nehmen. Valencia wurde eng eingeschlossen; als alle Außenwerke erobert waren und drinnen die Lebensmittel fehlten, mußte die Stadt sich ergeben, unter der Bedingung, daß die Einwohner mit dem, was sie tragen konnten, freien Abzug erhielten (1238). Die Stadt wurde meistens mit Cataloniern bevölkert, und dreihundert achtzig Ritter erhielten große Lehnsgüter in den Umgegenden. Funfzehn Jahre nachher war die Eroberung des ganzen Königreichs Valencia beendigt, und dem aragonischen Reiche auf allen Seiten Sicherheit vor den Angriffen der Mauren verschafft. Aber nicht blos als Eroberer glänzte König Jakob, auch als Gesetzgeber zeigte er sich trefflich. Das Gesetzbuch, welches er sammeln ließ und nach manchen Erweiterungen und Verbesserungen bestätigte, enthält so milde Bestimmungen, wie sie bei keinem andern Volke jener Zeit sich finden*). Nur Theilungen des Reiches unter seine Söhne, die er schon bei seinem Leben anordnete, riefen Unzufriedenheit, Zwietracht, Aufstände und innere Kämpfe hervor, die sich damals um so schneller verbreiteten, da die Gesetze die Fehden nur beschränkt, nicht verboten hatten. Die Städte, welche unter den Räubereien, die ein solcher Zustand hervorrief und begünstigte, am meisten litten, schlossen daher Verbindungen, wie auch in anderen Staaten um diese Zeit, um selbst für Schutz und Unterdrückung der Fehdelustigen zu sorgen. Jakob starb 1276 und hinterließ den Ruhm, den früh gefaßten Vorsatz, sein Leben dem Kampfe gegen die Ungläubigen zu widmen, auf's herrlichste erfüllt, in dreißig Schlachten, welche er geliefert, stets den Sieg behauptet, die eroberten Gebiete mit zahlreichen Kirchen geschmückt zu haben. Er war ein edler Fürst, und seine ritter-

*) Schmidt, Geschichte Aragonien's im Mittelalter, S. 159.

lichen Tugenden glänzten selbst in jenem davon erfüllten Zeitalter. Seine Persönlichkeit entsprach ihnen vollkommen; er war einer der schönsten Männer seiner Zeit, von kraftvollem, edlem Wuchse. Sein ältester Sohn Peter III. erhielt Aragonien mit Catalonien und Valencia, und gelangte durch die sicilianische Vesper auch in den Besitz von Sicilien; Majorca, Roussillon und Montpellier fielen an den jüngeren, Jakob.

Der portugiesische Staat hatte in dieser Zeit schnell seine ganze Ausdehnung gewonnen. Nachdem Heinrich als Schwiegersohn des Königs Alfons VI. von Castilien und Leon das Land zwischen dem Minho und dem Duero — von der Stadt Porto (Portus Cale) Portugal genannt — erhalten hatte, mit der Erlaubniß, Alles, was er von den Mauren gewinnen würde, dieser Grafschaft hinzuzufügen, war er unablässig thätig gegen die Ungläubigen und lieferte ihnen siebzehn Schlachten. Aber sein Nachfolger Alfons I. (seit 1112), welcher den Beinamen des Eroberers führt, that für die Erweiterung des Landes noch mehr. Ein herrlicher Sieg über die Mauren bei Ourique (1139), wo er mit kleiner Macht gegen eine vielfach überlegene zu streiten hatte, und der so groß und glänzend war, daß er nur durch die unmittelbare Mitwirkung Gottes selbst gewonnen zu sein schien, wurde Veranlassung, daß er den königlichen Titel annahm, den ihm anfangs die Könige von Castilien streitig machten, Papst Alexander III. aber gegen einen jährlichen Zins bestätigte. Im Jahre 1143 hielt Alfons einen feierlichen Reichstag zu Lamego, auf welchem die Erbfolgeordnung bestimmt und mehrere den Adel und das peinliche Recht betreffende Gesetze gegeben wurden. Mit Hülfe englischer und deutscher Kreuzfahrer aus Westphalen und Niedersachsen wurde bald darauf (1147) Lissabon den Mauren entrissen. Alfons starb 1185. Sein Nachfolger Sancho I. erhielt von seiner Bemühung, das durch Krieg, Hungersnoth und Pest entvölkerte Land wieder mit Menschen zu besetzen, den Namen des Bevölkerers. Die folgenden Könige Alfons II. und Sancho II. wurden in Streitigkeiten mit der stolzen und reichen Geistlichkeit ihres Landes verwickelt, und Sancho durch Innocenz IV. auf derselben Kirchenversammlung zu Lyon, wo dieser den Kaiser Friedrich II. demüthigte, seines Thrones entsetzt (1245). Sancho starb unter vergeblichen Versuchen, sich desselben wieder zu bemächtigen. Daher standen auch die Kämpfe gegen die Mauren still, bis dessen Nachfolger, Alfons III., der Wiederhersteller (gest. 1279), durch Eroberung Algarbien's den Umfang des Reiches vollendete.

---

43. Die skandinavischen Reiche.

Die Völker Skandinavien's gingen von ihrem frühern Zustande nur allmählig zu der Cultur und den Einrichtungen der südlicheren Länder über. In Schweden dauerte es noch einige Zeit, bis das Heidenthum vertilgt war, und blutige Streitigkeiten um den Thron verwirrten das Reich. Nachdem die Stenkilsche Dynastie erloschen war (1130), entstand Zwietracht zwischen den beiden Stämmen, in welche das Volk von uralten Zeiten her zerfiel, den Schweden und den Gothländern. Die Letzteren hielten sich an das Haus Swerker, die Ersteren an das Haus Bonde. Diese Geschlechter wechselten bald auf dem Throne, bald herrschten sie neben einander, bis sie sich in den fortdauernden Fehden aufrieben, und das Haus der Folkunger, dessen Ursprung sich in die Sagenzeit verliert, auf den Thron kam. Birger, der Jarl von Schweden, welcher Titel die oberste Würde des Hofes und der Regierung bezeichnet, ein kräftiger Mann jenes Geschlechtes, hatte schon zur Zeit König Erich Erichson's (1222—1250), des letzten Herrschers aus dem Hause Bonde, die höchste Gewalt in Händen gehabt. Um diese Zeit ward Finnland unterworfen und dem Christenthume zugewandt. Nach dem Tode Erichson's wurde Birger's unmündiger Sohn Waldemar auf den Thron gerufen, an dessen Stelle er das Reich mit Geschick und Einsicht verwaltete, und die Krone seinem Hause zu sichern suchte. So lange er lebte, hatte er Ruhe und Frieden aufrecht erhalten, aber nach seinem Hintritt (1266) fingen blutige Zwiste unter den Folkungern nach der vorigen Weise wieder an. Birger hatte Stockholm mit festen Mauern und hohen Thürmen umgeben, denn erst in dieser Zeit entstanden in Schweden Städte. Weder zunehmende Gewerbsthätigkeit und gesteigerte Bedürfnisse beförderten das städtische Leben, noch trieb Unsicherheit vor einem räuberischen Feinde zur Anlage von Burgen und ummauerten Plätzen. Auch hatte der Adel sich bisher in Schweden nicht wie in andern Ländern zu einem vor den übrigen Freien begünstigten Stande gebildet; diese waren deshalb nicht gezwungen, sich in Städte zu flüchten, um ihre Unabhängigkeit zu sichern. Darum ging hier das Gedeihen der Städte nicht vom Volke, sondern von der Aufmunterung und der Vorsorge der Fürsten aus. In den Handelsstädten, welche an den Küsten entstanden, saßen meist deutsche Kaufleute als Bürger, die von solcher Bedeutung waren, daß die Gemeindeverwaltung allein in ihren Händen lag. Das

größte Ansehn und den ausgebreitetsten Handel hatte die Stadt Wisby auf der Insel Gothland, wohl eine der ältesten Niederlassungen von Deutschen in dieser Gegend, mit welchen sich die Eingebornen vereinigt hatten, und neben denen sich dann, gelockt von der günstigen Lage für den Handel, Kaufleute aus allen Nationen niederließen. Merkwürdig ist das frühe Seerecht, das hier entstand, und auch an anderen Orten angenommen wurde (Waterrecht).

Die Unterwerfung und Bekehrung Finnland's, die von Jarl Birger begonnen ward, wurde am Ende des dreizehnten Jahrhunderts vollendet. Die Finnen standen noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur und waren ohne alle eigentliche Staatsverbindung; es gab nur Freie und Sklaven, und für die Ersteren keine Obrigkeit; nur die Aeltesten hatten einiges Ansehen. Da ihnen die Schweden an Ordnung, Ausdauer und Art der Waffen weit überlegen waren, wurden sie ohne viele Mühe besiegt und zur Annahme der Taufe gezwungen.

Fast noch wilder und unruhiger als in Schweden ging es in Norwegen her. Auch hier waren die Zerrüttungen größten Theils Folge des Mangels fester Erb- und Thronfolge. Es erhoben sich öfter Bastarde der Könige, die ein eben so gutes Recht an den Thron zu haben behaupteten, als die ehelichen Söhne, fanden Anhänger und erregten heftige Parteikämpfe. Erst Hakon V. (seit 1217) stellte die Ruhe wieder her, und sein Sohn Magnus VII. (1263—1280), der wegen seiner Sorgfalt für die Gesetzgebung den Beinamen Lagabätter (Gesetzverbesserer) erhielt, sicherte durch einen Vertrag mit der Geistlichkeit seinem Hause die Thronfolge. Unter Hakon V. unterwarf sich auch Island den norwegischen Königen mit Vorbehalt der Regierung unter einem eigenen Jarl und seiner alten Gesetze.

Wichtiger, auch in Bezug auf Deutschland, ist die Geschichte von Dänemark während der hohenstaufischen Zeit. Nach einer langen Reihe von Familienkriegen im Hause Swen Estritson's stellte Waldemar I. (1157—1182) nicht nur im Innern des Reiches die Ruhe einigermaßen her, sondern wendete sich auch erobernd gegen die wendischen Seeräuber, welche in Mecklenburg und Pommern ihren Sitz hatten. In Verbindung mit Heinrich dem Löwen zog er wider sie zu Felde und schlug sie; er eroberte Rügen (1168) und faßte in Pommern festen Fuß; doch mußte er, wie oben erwähnt ist, die Oberlehnsherrschaft Friedrich's I. anerkennen. Auch als Gesetzgeber machte sich Waldemar um sein Volk verdient. Hier stand ihm ein trefflicher Mann zur Seite, der Bischof Axel oder Absalon von Roeskild, nachmals Erzbischof von Lund, gleich ausgezeichnet als

Staatsmann und als Beförderer der Wissenschaften. Auf Waldemar folgte sein Sohn Knut VI., der seine Herrschaft in Mecklenburg und Pommern noch weiter ausdehnte und dem Grafen Adolf III. von Holstein seine Länder entriß. Nach ihm bestieg den Thron sein Bruder Waldemar II. der Sieger (1203), dem gleich nach seinem Regierungsantritt zu Lübeck die rügischen, pommerschen und mecklenburgischen Fürsten als König der Slaven und Herrn von Nordalbingien (Holstein) feierlich huldigten. Ja Kaiser Friedrich II. trat ihm 1214 die Länder jenseits der Elbe und Eider, die früher dem deutschen Reiche unterthänig gewesen waren, völlig ab; er hatte dabei die Absicht, Waldemar von seinem Bunde mit den Welfen in Norddeutschland abzuziehen, was ihm jedoch nicht gelang. Zunächst setzte der Däne seine Eroberungen im Osten weiter fort, und unterwarf sich Pommerellen und einen Theil der preußischen, livländischen und esthländischen Küsten. Dies war der höchste Gipfel der Macht, den Dänemark je erreichte, von dem es aber schnell herabgestürzt ward. Den Anstoß dazu gab ein Vasall Waldemar's, der Graf Heinrich von Schwerin, welcher, vom Könige beleidigt und eines großen Theils seiner Besitzungen beraubt, den verwegenen Entschluß faßte, ihn gefangen zu nehmen, um ihm alsdann nach Willkür Bedingungen vorschreiben zu können. Die That gelang am 6. Mai 1223 in der Nacht, als Waldemar mit seinem Sohne auf der Insel Lyöe unweit Fünen, von der Jagd ermüdet, ohne Wache unter Zelten schlief. Heinrich führte seine Gefangenen zuerst nach dem altmärkischen Schlosse Lenzen und später nach Dannenberg. Der Neid, den Waldemar's große Eroberungen erregt hatten, und das Streben der abhängigen Fürsten, das fremde Joch abzuschütteln, unterstützten ihn mächtig. Die Dänen ernannten zwar einen Reichsverweser in der Person des Grafen Albrecht von Orlamünde, und wandten sich an Papst und Kaiser, ihrem Könige die Freiheit auszuwirken, aber lange vergeblich. Endlich kam die Auslösung zu Stande (1225). Die Bedingungen waren hart: Waldemar mußte dem Besitze Holstein's und sämmtlicher slavischen Länder bis auf Rügen entsagen, 45,000 Mark Silber und andere Kostbarkeiten versprechen, auch einen Eid schwören, sich wegen seiner Gefangenschaft nicht rächen zu wollen. Er ließ sich zwar durch den Papst von seinem Schwure lösen und griff zu den Waffen, aber ohne glücklicheren Erfolg. In der Schlacht bei Bornhöved unweit Kiel (22. Juli 1227) standen die Grafen von Schwerin und Holstein, der Erzbischof von Bremen, der Herzog Albert von Sachsen und die Lübecker wider ihn, und schlugen ihn trotz seiner Uebermacht völlig. Die freien Bauern aus Ditmarschen, die die dänische Herrschaft

haßten und wieder unter das Scepter des bremer Erzbischofs zurückkehren wollten, entschieden den glänzenden Sieg. Damit endete die Herrschaft der Dänen im nördlichen Deutschland; Graf Adolf IV. behauptete Holstein; Hamburg und Lübeck bekamen vom Kaiser Friedrich so viele Vorrechte, daß sie der völligen Reichsfreiheit, die sie nachher erhielten, schon sehr nahe waren. Von Waldemar's Vergleiche mit den Schwertbrüdern, wodurch er einen Theil von Esthland erhielt, ist schon oben (Thl. VI.) die Rede gewesen. Nach so vielem Verluste suchte er sich wenigstens um das, was er zurückbehielt, durch ein neues Gesetzbuch verdient zu machen. Er starb 1241, nachdem er das Königreich seinem Sohne Erich IV., das Herzogthum Schleswig aber dessen Bruder Abel bestimmt hatte.

Diese Theilung verursachte innere Kriege, in denen das Land verwüstet wurde, und der Trotz der Barone Nahrung erhielt. Denn auch in Dänemark hob der Adel sein Haupt immer mehr empor, und der Staat schwankte zwischen der Erb- und der Wahlform. So wurde Abel, der seinen Bruder Erich ermordet hatte, 1250 von den Reichsständen zum König erwählt. Er ließ zwar seinem Sohne Waldemar die Nachfolge zusichern; als er aber bald darauf von den Nordfriesen, die er mit den Waffen zur Erlegung neuer Auflagen (des Pflugpfennig) zwingen wollte, erschlagen wurde, wählte man seinen Bruder Christoph I., den vierten Sohn Waldemar's des Siegers, der es sich sehr angelegen sein ließ, die großen Reichslehen und die an nachgeborne Prinzen vergebenen Landschaften wieder mit der Krone zu vereinen, und mit vieler Kraft, aber auch mit Härte, sein Ansehen behauptete. Dies war um so nöthiger, je größer die Zügellosigkeit des Adels und überhaupt die Unsicherheit im Lande war. Ein Edelmann holte 1255 den Bischof von Schleswig aus dem Bette, um von ihm Geld zu erpressen; auch die Landleute plünderten die Priester und ermordeten sie wohl gar. Doch war es die Geistlichkeit, die sich dem Verfahren des Königs entgegensetzte. Jakob Erlandson, Erzbischof von Lund, wollte des Königs Gewalt über die Geistlichen nicht anerkennen, vielmehr die seinige ungebührlich ausdehnen, und machte auf der Synode zu Wedel (1256) ein vom Papst Alexander IV. bestätigtes Gesetz bekannt, vermöge dessen das Interdict über das Reich ausgesprochen werden sollte, sobald ein Bischof angehalten, beschädigt oder beleidigt worden, falls dies auf Befehl des Königs geschehen sei, oder falls man auch nur Grund habe zu vermuthen, daß ein solches Gebot ergangen sei. Als der König sich diesen Anmaßungen widersetzte, erregte der Erzbischof einen Aufruhr, und trachtete danach ihn vom

Throne zu stoßen. Im Verfolge dieses Kampfes wurde Christoph von einem erzbischöflichen Chorherrn durch Gift aus dem Wege geräumt (1259). Unter seinem Sohne Erich V. dauerte der Streit fort, bis endlich ein Vergleich zu Stande kam. Auch dieser König verlor durch eine vom Marschall Stigo angestiftete Verschwörung sein Leben (1286).

Die Isländer wurden noch immer von einem fast instinctartigen Hange zum Reisen häufig in die südliche Welt getrieben. Es war eine Ehre, wenn Jemand weit gereis't war, und von fremden Sitten zu erzählen wußte. In einem alten Isländischen Buche heißt es: „Oede und ärmlich ist unser Leben, wenn wir hier auf den Bergen, in Gründen und in Wüsteneien bleiben, und nie zu Anderen, und Andere nie zu uns kommen." Und im Königsspiegel, einer andern Schrift, liest man: „Willst du vollkommen in Wissenschaft sein, so lerne alle Sprachen, besonders aber Latein und Welsch, denn diese Sprachen gehen am weitesten." Eben daselbst wird ein Jüngling also redend eingeführt: „Da ich jetzt in meinen besten Jahren bin, so will ich als Kaufmann fremde Länder sehen, denn ich wage es nicht, mich eher an den Hof zu begeben, bis ich vorher anderer Völker Sitten kennen gelernt habe." Der Isländer Björn that die Reise nach Rom dreimal, nahm seine Frau Olufa mit nach dem gelobten Lande, und führte ein sorgfältiges Tagebuch von seiner Reise, welches noch jetzt vorhanden ist. Viele dieser Isländer und andere skandinavische Pilger nahmen Kriegsdienste im Süden, besonders in Constantinopel, und alle zeichneten sich durch Tapferkeit und Ruhmliebe aus. Aber wenige blieben im Auslande; die meisten kehrten reich an Ehre und Gütern nach Hause zurück, um dort ihre Tage zu beschließen. Liebe zur Poesie hatten die Isländer von ihren Stammsitzen mitgebracht. Sie pflegten diese Kunst ganz besonders, und Isländische Skalden erscheinen als Hofdichter Nordischer Könige. Durch diese Gabe, diese Geistesrichtung gewinnt die ärmliche, gleichsam außer der historischen Welt gelegene Insel in der Geschichte der Poesie eine merkwürdige Bedeutung. Die alten nordischen Sagen, die sich lange nur wie die alten Griechischen von Munde zu Munde fortgepflanzt hatten, wurden nun auch aufgeschrieben. Die beiden berühmten Sammlungen derselben, welche unter dem Namen der ältern und jüngern Edda oft genannt werden, beziehen sich vornehmlich auf Odin und die Götter. Aber auch zur Geschichtschreibung ist dieser Trieb, die Sagen fortzupflanzen, herangereift, und der isländische Lagmann Snorro Sturleson (gest. 1241), von dem auch die jüngere Edda herrührt, während die ältere dem weisen Sämund zugeschrieben wird, hat ein treffliches Werk über die nordische Geschichte hinterlassen. Etwas früher

verfaßte der Däne Saxo Grammaticus in zierlichem Latein eine Geschichte seines Vaterlandes, in welcher aber die mythischen Sagen über die früheren Zeiten ganz wie beurkundete Geschichte behandelt sind.

---

44. Die Mongolen.

Es ist eine beachtenswerthe Erscheinung, daß gerade um dieselbe Zeit, als das Abendland in immer wiederholten Zügen den Westen Asiens sich zu unterwerfen suchte, aus der Mitte dieses Erdtheils gegen denselben Westen ein barbarischer Volksstamm hervorbrach, der zwar diese Eroberung ebenso wenig zu Stande brachte, dafür aber selbst nach Europa hinein den Schrecken seines Namens trug: die Mongolen. Aus jenen vom Anfang der Geschichte bis auf unsere Tage von rohen nomadischen Stämmen durchzogenen Hochebnen Asien's, südlich von Sibirien, nördlich und westlich von China, den ursprünglichen Wohnsitzen der Hunnen, zogen sie im dreizehnten Jahrhundert aus und wälzten Verderben über die Länder Asien's und Europa's. Der Urheber dieses Weltsturmes war Dschingis-Chan, der durch die Großartigkeit seines Eroberungszuges dem zitternden Europa als ein zweiter Attila erschien, für Asien aber auch der Schöpfer neuer Ordnungen ward. Sein früherer Name war Temudschin (geb. 1154); er war der Sohn des Mongolischen Stammhauptes Jessugei Baghatur, dessen Heerden im Osten des Baikalsee's weideten. Bei dem Tode seines Vaters war Temudschin noch ein Knabe; der größte Theil der Mongolen, die Jenem gehorcht hatten, fiel ab, und Temudschin mußte flüchtig werden. Er kam zu Ung-Chan Toli, dem Herrscher der Karaiten, eines tartarischen Volkes, und schwang sich, als er heranwuchs, durch Tapferkeit und Entschlossenheit empor. Später entzweite er sich mit Ung-Chan, schlug ihn, unterwarf das karaitische Land und wurde Herr vieler weit verbreiteten Horden. Da versammelte er die erblichen Häupter seiner mongolischen Stämme, die Taydschi und ihre Verwandten, die Noyons, welche den Adel des Volkes bildeten, und die Kriegsobersten zu einem Kurultai (Reichstag) um seine Fahne, von der vier schwarze Hengstschweife herabhingen, an den Quellen des Amur (1206). In ihre Mitte trat der Schaman Gökdschu und erzählte, wie er eine himmlische Offenbarung gehabt, daß Temudschin von der Gottheit zum Herrn der Welt berufen sei, und daß man ihn Dschingis-Chan (den größten Chan)

nennen solle. Temudschin war bereit, diesem Rufe zu folgen, und wußte die Horden für die Ausführung seines Entschlusses zu begeistern. So brachen die wilden Schaaren hervor aus den Wüsten der Mongolei. Zuerst fiel der Dschingis-Chan über das nördliche China her. Seine Krieger erstürmten die große Mauer, welche sich an der Nordgrenze des Reichs vom gelben Meer bis in den Westen der Provinz Schensi zweihundert und funfzig Meilen lang erstreckt, unterwarfen nach mehreren Feldzügen (1211—1218) das Land und stürzten den dort herrschenden Stamm der Niutsche. Danach wendete Temudschin den Blick nach Westen. Wie es heißt, forderte der Chalif von Bagdad Abul Abbas Nasr el eddin seine Hülfe gegen Mohammed, Sultan der Chowaresmier (Th. VI.), der vom kaspischen Meere bis nach Indien herrschte. Die Hinrichtung einiger für Kundschafter gehaltener mongolischer Abgeordneten gab die Veranlassung zum Kriege (1219), einem der verwüstendsten in der Menschengeschichte, in welchem die Chowaresmier völlig unterlagen. Viele der blühendsten Städte gingen in Rauch auf, die Einwohner wurden zu vielen Tausenden erschlagen oder in die Sklaverei geschleppt; in Bochara, einem Hauptsitze mohammedanischer Gelehrsamkeit, wurden die Bücherssammlungen vernichtet, Dinge, die keiner der barbarischen Sieger je gesehen hatte. Der große Chan ritt mit seinem Gefolge in die Hauptmoschee, trieb sein Pferd die Stufen der Kanzel hinan, und befahl, Futter herbeizuschaffen. Da warfen die Kriegsleute die Korane und heiligen Bücher aus den Kapseln, in welchen sie aufbewahrt wurden, unter die Hufe ihrer Rosse, und schütteten Hafer ein, öffneten ihre Weinschläuche und ließen die Mauern des Heiligthums von ihren wilden Nationalliedern erdröhnen. Zuletzt wurde Feuer in die Stadt geworfen. Erbarmen galt für Verbrechen. Als Tului, Dschingis-Chan's Sohn, nicht alle Einwohner von Herat hatte umbringen lassen, sagte ihm sein Vater: „ich verbiete dir, jemals ohne meinen ausdrücklichen Befehl gegen die Bewohner eines Landes milde zu sein; Mitleid findet sich nur in schwächlichen Gemüthern.“ Dennoch leistete nach Mohammed's Tode (1221) sein Sohn Dschelaleddin Mankberni, jener gefeierte Held des Morgenlandes, den tapfersten und gewandtesten Widerstand, bald an den Ufern des Indus, bald in den Bergen Iran's, bis er 1231 auf der Flucht erschlagen wurde. Da erst drangen die Mongolen bis an den Euphrat. Unterdeß war ihm sein Gegner schon vorangegangen. Als Dschingis-Chan im Begriff war, sein furchtbares Schwert in den noch unbezwungenen Theil von China zu tragen, starb der Weltstürmer (1227). Seine Leiche wurde im Heimathlande zur Erde bestattet, auf einem Gipfel der Gebirgs-

kette Burkhan Kaldun, den er einst auf der Jagd selbst zum Begräbnißplatze ersehen. Drei Flüsse entspringen auf diesem Berge: Tula, Kerulan und Onon. Auch Temudschin's Nachfolger ruhen hier.

Groß-Chan wurde an seiner Stelle sein Sohn Octai, unter welchem die Eroberungen fortgingen. Ein älterer Bruder Tschutschi, der noch vor dem Vater gestorben war, hatte während des chowaresmischen Krieges die Länder nördlich vom schwarzen Meer erobert, und die russischen Fürsten besiegt, sein Sohn Batu vollendete ihre Unterwerfung. Darauf überschwemmten die zahllosen Schwärme Polen, welches eben so wenig im Stande war, Widerstand zu leisten. Als sie Polen verwüstet hatten, ging eine große Horde über die Oder, verbrannte Breslau, und zog zum Kampfe gegen Herzog Heinrich den Frommen von Niederschlesien. Die nun erfolgende berühmte Schlacht wurde am 9. April 1241 auf der Ebne von Wahlstatt bei Liegnitz geliefert. Die Tataren (so wurden die Mongolen im Abendlande meistens genannt), welche das christliche Heer an Zahl vielfach übertrafen, siegten. Herzog Heinrich starb den edlen Heldentod in der Vertheidigung des Vaterlandes, und nicht vergeblich; denn die Sieger hatten einen so großen Verlust erlitten, daß sie keine Lust empfanden, ihren Weg in der Richtung nach Westen fortzusetzen. Vielmehr räumten sie Schlesien, Octai's Tod rief sie in die Heimath zurück, und Deutschland war von diesen Unholden befreit. Desto schlimmer erging es Ungarn, wo andere mongolische Schaaren eingebrochen waren. Die unglücklichen Einwohner, welche den Barbaren in die Hände fielen, wurden verstümmelt, gemartert, ermordet. Die mongolischen Knaben erhielten von ihren Müttern Knittel, um die gefangenen Kinder zu erschlagen. Als der größte Theil des Landes in eine Einöde verwandelt, Hungersnoth mit ihrem ganzen schrecklichen Gefolge hereingebrochen war, zogen sich die Mongolen zurück. Aber es verging eine lange Zeit, ehe in Polen und Ungarn, hier vornehmlich durch deutsche und italienische Colonisten, der frühere Zustand und Anbau wieder hergestellt werden konnten. Eine außerordentliche Bestürzung ergriff Europa bei diesen Nachrichten, während Kaiser und Papst einander gegenseitig die Schuld zuschoben, daß nichts gegen diese Feinde der Christenheit geschah.

In Asien wuchs die ungeheure Mongolenherrschaft noch immer mehr. Hulaku, ein Enkel Dschingis-Chan's erstürmte 1258 Bagdad, wobei nach der geringsten Angabe zweimal hunderttausend Menschen umkamen, unter ihnen Mostasem, der sechsundfunfzigste und letzte in der Reihe der Chalifen. Sieben Tage lang plünderten die Mongolen. Wälle,

Thürme und Thore wurden dem Boden gleich gemacht, und die seit einem halben Jahrtausend hier gesammelten Werke der arabischen Literatur gingen in Flammen auf. Ein solches Ende nahm das Chalifat von Bagdad, welches einst vom Indus bis zum atlantischen Meere den Völkern geboten, und die Cultur, welche die arabische Herrschaft über den Orient verbreitet hatte, die durch die Kreuzzüge eine so starke Rückwirkung auf das christliche Abendland äußerte, wurde bis auf wenige Trümmer unter den Hufen der mongolischen Rosse zu Grunde gerichtet. Unaufhaltsam drangen die Horden nun nach Westen vor, die ejubidischen Sultane von Aleppo, Emesa, Damaskus, ganz Syrien wurde unterworfen. Erst die mameluckischen Herrscher Aegypten's versuchten erfolgreichen Widerstand. Auch das südliche China und Tibet widerstanden den wilden Schwärmen nicht länger.

Das unermeßliche Reich hatte das Schicksal aller durch Nomadeneroberungen gestifteten. Es zerfiel schon nach einigen Menschenaltern in vier Chanate: von China, Iran, Dschagatai (Bucharei) und Kaptschack (nördlich vom kaspischen Meere, zwischen der Wolga und dem Jaik).

---

45. Rußland.

Die Zerrüttung, in welche die Theilung Jaroslaw's I. (1054) Rußland gestürzt hatte, dauerte mehrere Jahrhunderte. Ein Gesetz, welchem zufolge bei Erledigung des Thrones zu Kiew die Herrschaft nicht dem Sohne des verstorbenen Großfürsten, sondern dem Aeltesten der Familie zufallen sollte, rief jedesmal Unruhen hervor, wenn die Söhne Mittel fanden, dieser Anordnung zu widerstreben. Dazu kamen unaufhörliche blutige Fehden der Theilfürsten unter einander, deren Zahl zuletzt auf mehr als funfzig gestiegen war. Nach einiger Zeit (1157) entstand ein neues Großfürstenthum zu Wladimir, dem zu Kiew auch nicht mehr dem Namen nach unterwürfig, und weit mächtiger als dieses. Bald dieser, bald jener Großfürst erneuerte die Ansprüche, Fürstenthümer beliebig zu verleihen und die Heeresfolge in ihnen auszuschreiben. Die Theilfürsten aber erkannten, ohne gezwungen zu sein, nie eine gesetzmäßige Oberherrschaft an; nur der Eigennutz konnte ihnen, bald gegen Kiew, bald gegen Wladimir, scheinbaren Gehorsam ablocken. Eine treulose Staatskunst leitete fast immer die Schritte dieser Fürsten, oft bebten

sie auch vor den abscheulichsten Mitteln nicht zurück, wenn sie nur zum Ziele führten. Argwöhnische Machträuber ließen sie, nach byzantinischer Weise, ihre Nebenbuhler blenden, und stießen sie ins Kloster oder jagten sie ins Elend. Und nicht blos von inneren, auch von äußeren Feinden wurde Rußland zerfleischt, besonders von den Kumanen, einem tatarischen Volke, welches im elften Jahrhundert von den Ufern des Jaik nach Europa zog. Wohl wären die Russen im Stande gewesen, den Verheerungen dieser Barbarenhorden Grenzen zu setzen, wenn sie nicht ihre Kraft in frevelhaften Kämpfen unter einander vergeudet hätten.

Die Päpste bemühten sich vergeblich, Rußland für die römische Kirche zu gewinnen; es blieb der griechischen und ihren Formen mit großer Beharrlichkeit treu. Die Geistlichen genossen ein kaum minder hohes persönliches Ansehen als in den Abendländern, und übten in den Zeiten so großer Verwirrung und Rohheit zuweilen wohlthätigen Einfluß auf die gesellschaftlichen Verhältnisse. Doch fehlte jene in sich feste und geordnete Verfassung, jene Einheit und vor allem jener Geist der lateinischen Kirche, welche einen dauernden und tiefer eingreifenden Widerstand gegen die Barbarei und Wildheit der Fürsten und des Volkes allein hätten möglich machen können. Große Vorrechte besaßen die Bojaren, der Adel des Landes. Die Nächsten nach diesen waren die ihnen oft widerstrebenden Städtebewohner. Unter den Städten war Moskau damals noch unbedeutend (gegründet um 1150), während das durch seinen Handel reiche und mächtige Nowgorod bereits vor allen hervorragte. Von hier aus fuhren die russischen Schiffe nach Wisby, Dänemark und Lübeck; die Deutschen unterhielten dort Factoreien. Im Gefühle dieser Macht erwarb Nowgorod das Recht, seine Stadthäupter (Possadniki) selbständig zu ernennen, und trotzte den Fürsten, fiel aber in diesem Widerstande oft unter die schlimme und blutgierige Tyrannei des Pöbels. Städtische Gemeindeverfassungen im eigentlichen Sinne bildeten sich sonst in Rußland nicht aus. Die Landleute, obwohl meist noch frei, lebten in Geringschätzung und Verachtung. Der Unfreien gab es zwei Classen, Erkaufte und Gedungene, welche sich nur auf eine bestimmte Frist in Dienstbarkeit begeben hatten, und eigentliche Leibeigene. Die unaufhörlichen Fehden der Fürsten, ihr gesetzloser, stürmischer Wechsel, hatten auch bei den Unterthanen einen anarchischen Sinn erzeugt; Scheu vor dem Herrscher, Gehorsam und Liebe schienen fast überall vertilgt.

Während Rußland so innerlich zerfallen war, erschienen die Mongolen in den Ländern nördlich vom Kaspischen und Schwarzen Meere, und stürzten sich auf die Kumanen. Die russischen Fürsten beschlossen,

diese ihre alten Feinde gegen jene weit gefährlichere Macht aus allen Kräften zu unterstützen, erlitten aber am Flusse Kalka eine so furchtbare Niederlage, daß nur der zehnte Theil des Heeres entrann (1224). Damals rief Dschingis-Chan seine Schaaren bald wieder zurück, aber 1235 zogen neue Haufen unter der Anführung Batu's heran (vgl. S. 64), eroberten Wladimir, Moskau und viele andere Städte, und legten sie, unter furchtbaren Freveln und Gräueln gegen die Einwohner, in Asche. Den Gefangenen banden die Wüthriche die Hände auf den Rücken und schossen nach ihnen wie nach Zielscheiben. Der Großfürst von Wladimir, Georg, der von neuem Widerstand versuchte, verlor 1239 am Sit Schlacht und Leben. Zwei Jahre darauf traf Kiew das schreckliche Loos, von den wilden Feinden eingenommen zu werden. Kaum hundert Häuser entgingen ihrer Zerstörungswuth, und noch im funfzehnten Jahrhundert lag die ehemalige Hauptstadt Rußland's in Trümmern. Batu, genannt Saïn Chan, d. i. der gute Chan, hatte sein königliches Zelt zu Serai an der Ostseite der Wolga aufgeschlagen. Hier mußte Jaroslaw II., Georg's Bruder und Nachfolger vor ihm in Demuth und Unterwürfigkeit erscheinen, dafür ließ er ihm unter seiner Oberhoheit die Herrschaft über Rußland. Aber selbst in diesen Zeiten des allgemeinen Unglücks ließen die russischen Fürsten nicht von ihrem kläglichen Hader und brachten ihre Zwistigkeiten vor den Chan, als ob sie selbst die Herrschaft der Fremden recht wirksam machen und befestigen müßten. Berek, Batu's Nachfolger im Chanat von Kaptschack, der den Islam unter den ihm unterworfenen Mongolen als Staatsreligion einführte, setzte den Russen mongolische Aufseher und Steuereinnehmer über zehn, hundert, tausend und zehntausend, die mit Härte und Uebermuth verfuhren, und zur Vollführung ihres Geschäfts Niemand erlaubten, seinen Wohnort willkürlich zu verändern. Nowgorod, welches anfangs verschont geblieben war, hatte Jaroslaw II. seinem Sohn Alexander übergeben. Dieser erfocht an der Newa einen Sieg über die Schweden, welche, die Bedrängniß Rußland's durch die Mongolen benutzend, hier gelandet waren (1240), und von diesem Siege erhielt er den Beinamen Newski. Später folgte er seinem Vater auf den Thron der Großfürsten (1253), und führte die Herrschaft unter mongolischer Aufsicht mit großer Einsicht und Weisheit zehn Jahre lang. Auch Nowgorod mußte die auferlegten Steuern zur Zeit seiner Regierung übernehmen. Dennoch hat ihn das dankbare Andenken des Volkes nach seinem Tode unter die Schutzheiligen Rußland's erhoben.

46. Ungarn.

Koloman, der Neffe und Nachfolger Ladislaus des Heiligen (seit 1095), ein kriegerischer, kluger, kenntnißreicher, aber mißtrauischer und zur Grausamkeit geneigter Fürst, fügte den Erwerbungen seines Oheims in Kroatien noch Dalmatien, dessen Behauptung jedoch zu langwierigen Kämpfen mit den Venetianern führte, und einen Theil von Bosnien hinzu. Im Innern war festere Begründung der königlichen Macht noch immer die Aufgabe der Herrscher. Sehr merkwürdig und auf eine für jene Zeit höchst unerwartete Einsicht deutend ist eine Verordnung Koloman's, welche lautet: „Ueber Hexen aber, die nicht sind, soll man nicht urtheilen." Unter seinem Sohne Stephan II., der 1141 als ein vierzehnjähriger Knabe den Thron bestieg, erneuerten die Venetianer zweimal den Krieg um Dalmatien, doch blieb der größte Theil des Landes den Ungarn, die Venetianer behaupteten einige Seeplätze und die Inseln. Einem spätern Könige, Emerich (1196—1204), gelang es auch, Serbien und einen Theil der Bulgarei seiner Herrschaft zu unterwerfen. Diesem Emerich folgte nach sehr kurzer Zwischenregierung eines Kindes sein Bruder Andreas II., dessen vergeblichen Kreuzzug wir schon kennen gelernt haben (Thl. VI. S. 172). Als er von diesem Zuge zurückkam, fand er in seinem Reiche große Verwirrung und Widerstand der Magnaten, und nach einigen Jahren (1222) mußte er sich zu einem Gesetze verstehen, welches die königliche Gewalt in wesentlichen Punkten beschränkte. Es wird die goldene Bulle genannt, und als die Grundlage der Freiheit Ungarn's, als seine Magna Charta betrachtet. Periodisch abzuhaltende Ständeversammlungen werden darin zugesichert. Ein Edelmann solle nur auf dem ordentlichen Rechtswege gefangen gesetzt oder verurtheilt werden, Niemand der Besitzungen, die er einmal erhalten, je wieder beraubt werden können; Abgaben vom Grundeigenthum sollten nicht Statt finden, und bei jeder Verletzung dieser Bestimmungen sollte der Reichsversammlung das Recht zustehen, Gegenvorstellungen zu machen, ja nöthigen Falls Widerstand zu leisten. Auch der Bauern nimmt sich die goldene Bulle an durch Abstellung einiger vorzüglich schweren Bedrückungen. In kirchlichen Angelegenheiten übte Innocenz III. einen großen Einfluß auf Ungarn, und war besonders bemüht, dem Sinken der Kirchenzucht entgegenzuarbeiten. Indeß stellte das neue Grundgesetz unter der kraftlosen Regierung Andreas' II. die bürgerliche Ordnung keineswegs gänzlich her. Die Geldnoth des Königs war so groß, daß er seine Zu-

flucht zu gewaltſamen Mitteln nahm, Kirchengüter einzog, den Juden wichtige Aemter gab und ſie von Abgaben befreite. Gregor IX. ermahnte und warnte; endlich ſprach der Erzbiſchof von Gran das Interdict über Ungarn aus, welches nicht eher wieder aufgehoben ward, als bis der König geſchworen hatte, jene Ungebühr abzuſtellen. Bald nachher (1235) ſtarb Andreas, ein ſchwacher, wankelmüthiger Fürſt, der die vielfachen Stürme ſeiner dreißigjährigen Regierung großen Theils ſelbſt herbeigeführt hatte.

Unter der Regierung ſeines Sohnes Bela IV. (1235—1270) kamen die furchtbaren Mongolen über Ungarn und alle Gräuel der Verheerung in ihrem Gefolge. Batu führte ſie ſelbſt. Die Ungarn wurden in mehreren Schlachten geſchlagen, der König mußte auf vielen Umwegen durch die karpathiſchen Gebirge nach Oeſterreich flüchten, wo ſein alter Feind, Herzog Friedrich der Streitbare, ſein Unglück benutzte, ihn aller ſeiner geretteten Schätze beraubte und zu Gebietsabtretungen zwang. Als die Mongolen das Reich wieder verlaſſen hatten und Bela zurückkehrte (1243), fand er es in dem furchtbarſten, ſchaudervollſten Zuſtande. Das Feld nirgends bebaut, Hunger und Krankheiten herrſchend, Tagereiſen weit kein Menſch, die wilden Thiere ſo vermehrt, ſo kühn, daß Wölfe ſich bei hellem Tage in bewohnte Orte wagten, Kinder den Müttern entriſſen, ſogar gerüſtete Männer anfielen. Ein großes Glück war es, daß Bela Willen, Kraft und Einſicht beſaß, die Heilung ſo ſchwerer Wunden mit Erfolg zu unternehmen und das Reich, welches der völligen Auflöſung nahe ſchien, zu retten. Er zog fremde Anſiedler, beſonders Deutſche, in das verödete Land, hob die Städte durch Beſtätigung der alten und Ertheilung neuer Freiheiten und das Gewerbe durch Befreiung von allen Zöllen im Innern des Landes, beförderte den Bergbau und ſicherte die Grenzen durch Bündniſſe. So war er einer der preiswürdigſten, dem Lande hülfreichſten Könige, die je über Ungarn geherrſcht haben.

---

47. Das byzantiniſch-lateiniſche Kaiſerthum.

(1204—1261.)

Wir haben dieſes Reich (ſ. Thl. VI. S. 170) bei ſeiner Entſtehung und unter ſeinem erſten Kaiſer Balduin verlaſſen. Die Schwierigkeiten, mit welchen die neue Herrſchaft zu kämpfen hatte, waren nicht gering.

Nicht nur drohten ihr alle äußere Feinde des byzantinischen Reiches, sondern auch die Herrscher von Nicäa, welche auf Constantinopel als auf ein ihnen unrechtmäßig entrissenes Besitzthum hinübersahen. Die Theilung des Ganzen und die Eifersucht der einzelnen Besitzer gegen einander schwächte die Kraft des Reiches; die unterworfenen Griechen waren von Haß gegen ihre lateinischen Herren, die sie als Ketzer und Tyrannen verabscheuten, erfüllt, und gehorchten nur von der Gewalt gezwungen. Sie verbanden sich sogar heimlich mit dem Könige des im Jahre 1186 neu gestifteten bulgarischen Reiches, Johann, welcher bald darauf mit Heeresmacht über die Grenze vordrang. Kaiser Balduin ging den Feinden mit geringen Streitkräften entgegen, und wurde am 15. April 1205 bei Adrianopel geschlagen und gefangen. Im folgenden Jahre starb er in der Gefangenschaft; nach einer andern Erzählung wurde er hingerichtet. Sein Bruder Heinrich folgte ihm in der Regierung, ein tapferer und weiser Fürst, der sich bemühte, das Vertrauen der Griechen zu gewinnen, ihnen Aemter und Würden ertheilte und sie gegen die Unduldsamkeit des lateinischen Klerus in Schutz nahm. Mit den Bulgaren und den Griechen von Nicäa schloß er Frieden.

Nach seinem Tode (1216) wählten die Barone seinen Schwager, den Grafen Peter von Courtenay, einen Enkel des Königs von Frankreich, Ludwig's VI. Dieser verkaufte sogleich den größten Theil seiner Besitzungen in Frankreich, warb Truppen und ging nach Rom, wo ihn Honorius III. krönte. Aus Italien brachten ihn venetianische Schiffe nach Durazzo, das er dem griechischen Beherrscher von Epirus, Theodor, entreißen wollte. Dieser aber bemächtigte sich seiner mit List und warf ihn ins Gefängniß, aus dem er nicht wieder zum Vorschein gekommen ist. Der älteste Sohn Peter's, Philipp, weigerte sich, seine belgische Grafschaft gegen die Würde eines lateinischen Kaisers aufzugeben; so ward sein jüngerer Bruder Robert auf den Thron berufen, der auch 1221 in Constantinopel ankam und in der Sophienkirche gekrönt wurde. Der Zustand des Reiches unter diesem schwachen und verzagten Regenten wurde immer trauriger. Johann Vatatzes, Schwiegersohn und Nachfolger des Theodor Laskaris im Reiche von Nicäa, ein Fürst voll Kraft und Einsicht, nahm nicht nur den Lateinern Alles, was sie in Asien besaßen, sondern ging auch nach Europa hinüber; von der andern Seite bemächtigte sich der Fürst Theodor von Epirus des Königreichs Thessalonich und nahm den kaiserlichen Titel an, so daß den Lateinern fast nichts blieb als Constantinopel. Und während die Feinde im Lande ungestraft walteten, wurde Robert in seiner Hauptstadt auf das frechste

beleidigt. Er heirathete ein Fräulein aus dem Hauſe Neuville in Artois, die früher mit einem burgundiſchen Ritter verſprochen geweſen, aber die Krone des zweiten Bewerbers blendete die Mutter. Der rachſüchtige Burgunder konnte ſeine Zurückſetzung nicht verſchmerzen, und reizte eine Anzahl ſeiner Freunde unter den franzöſiſchen Rittern zu einer ſchändlichen Gewaltthat. Sie brachen Nachts in den Palaſt, bemächtigten ſich der jungen Kaiſerin und ihrer Mutter, erſäuften dieſe, und ſchnitten jener Naſe und Lippen ab. Robert hatte keine Macht, eine ſolche Verwegenheit zu ſtrafen, ſondern verließ im Uebermaß ſeines Schmerzes Conſtantinopel, begab ſich nach Rom und bat Gregor IX. um Beiſtand. Dieſer unterſtützte ihn mit Geldſummen, rieth ihm aber zugleich wieder nach Conſtantinopel zurückzukehren, damit er das Reich nicht ganz verliere. Auf dem Rückwege ſtarb Robert vor Gram (1228).

Da ſein Bruder Balduin noch minderjährig war, ſo übertrugen die Großen dem wegen ſeiner Tapferkeit hoch berühmten Titularkönige von Jeruſalem, Johann von Brienne, dem Schwiegervater Kaiſer Friedrich's II., die Herrſchaft unter der Bedingung, daß Balduin ihm folgen ſollte. Batatzes und die Bulgaren belagerten Conſtantinopel mit aller Macht, aber der beinahe achtzigjährige Held machte durch ſeine tapfere Vertheidigung alle ihre Anſtrengungen zu Schanden. Nach ſeinem Tode (1237) wäre indeß das Reich verloren geweſen, wenn ſich Batatzes und die Bulgaren nicht entzweit hätten. Vergeblich durchreiſte Balduin zu verſchiedenen Malen das Abendland, um Hülfe zu erflehen. Die Truppen, die er durch Verkauf und Verpfändung ſeiner Erbgüter anwarb und mitbrachte, ſchmolzen ſchnell zuſammen, er ſah ſich ſogar genöthigt, mit den Seldſchucken von Iconium und den heidniſchen Kumanen Bündniſſe zu ſchließen. Er war in der hülfloſeſten Lage. Die Einkünfte der Hauptſtadt, welche er mit den Venetianern theilen mußte, reichten nicht zu den nöthigſten Bedürfniſſen hin. Die Schätze der Kirche waren erſchöpft und bereits ſämmtliche Reliquien verkauft; ja der Kaiſer mußte endlich ſeinen einzigen Sohn, Philipp, dem venetianiſchen Handelshauſe Capello für ein Darlehen als Unterpfand ſtellen. Die Bleidächer wurden von den Kirchen und Paläſten genommen und zu Gelde gemacht Aus Mangel an Holz riß man Häuſer ein. Indeß erlebte Batatzes den völligen Sturz der lateiniſchen Herrſchaft nicht. Er ſtarb 1255; ſein Sohn regierte nur wenige Jahre, und ſein Enkel wurde durch Michael Paläologus geſtürzt, der, wie Gibbon ſagt, alle Tugenden und Laſter des Stifters einer neuen Dynaſtie beſaß. Es koſtete ihm, als er Kaiſer von Nicäa war, nicht viele Mühe, der lateiniſchen Herrſchaft den letzten

Stoß zu geben; Constantinopel ward überrumpelt (25. Juli 1261), Baldwin floh mit den vornehmsten abendländischen Familien, und Michael hielt triumphirend seinen Einzug. Aus Eifersucht und Neid gegen die Venetianer hatten die Genueser den Eroberern eifrigen Beistand geleistet; dafür kam nun der byzantinische Handel meist in ihre Hände, Galata ward ihnen ganz eingeräumt; sie legten in der Folge eine lange Kette von Factoreien am Schwarzen Meere an, und wurden dadurch in den Stand gesetzt, den Markt in Europa viel schneller und wohlfeiler zu versehen, als irgend ein anderes seefahrendes Volk*). Von den kleineren Herrschaften, welche die Lateiner gestiftet, blieben mehrere unabhängig. Michael wollte mit dem Abendlande in gutem Vernehmen bleiben, und betrieb deswegen die Union der griechischen und lateinischen Kirche mit großem Eifer, erregte aber dadurch bei seinen Unterthanen Unzufriedenheit und unruhige Bewegungen. Als er starb (1282), stellte sein Sohn Andronikus II. den griechischen Gottesdienst wieder her, ohne dadurch den fortwährenden kirchlichen Zwistigkeiten ein Ende machen zu können.

*) Finlay, Geschichte Griechenland's von 1204—1461, übersetzt von Reichling. S. 388.

Mittlere Geschichte.

Vierter Zeitraum.

Von Rudolf von Habsburg bis auf die Entdeckung von Amerika (1273—1492.)

1. Einleitung.

Mit dem Untergange des Hohenstaufischen Kaiserhauses und dem Ende der Kreuzzüge beginnt für Europa eine neue Zeit, die einen von der verflossenen sichtlich verschiedenen Charakter trägt. Die Ideen, welche das Geschlecht bisher in Bewegung setzten, erblassen und treten in den Hintergrund; das Großartige, Weitaussehende, Romantische, erfüllt die Gemüther nicht mehr und treibt sie nicht mehr zu Thaten; die Zwecke, die verfolgt werden, liegen näher und ruhen auf einem sichrern Boden, sind aber auch von geringerer Natur und kleinlichere Mittel, sie zu erreichen, werden in Bewegung gesetzt. Die glühende Begeisterung, welche das Kreuz zum Kampfe wider den Islam bis in das ferne Asien, bis in die syrische Wüste getragen hatte, macht einer solchen Erschlaffung Platz, daß die europäische Christenheit nicht einmal mehr zusammentritt, die Türken von ihrem eigenen Boden abzuwehren. Die Versuche der Kaiser, Deutschland und Italien zu einem Ganzen zu gestalten, werden immer ohnmächtiger und enden mit einer Zersplitterung dieser Länder, von denen das erstere noch durch einen Namen zusammengehalten wird. Die Hierarchie hat den Bogen überspannt und sieht ihn in ihren eigenen Händen brechen; die Päpste unterliegen und sitzen nicht mehr zu Gericht über Europa's Könige, aber nicht in Folge eines so großartigen Kampfes, als ihn die vorige Periode darbot, sondern indem die Fürsten die Macht der Krone in ihren Ländern consolidiren, auf bisher nicht in Anspruch

genommene Gegenstände ausdehnen, und daher auch die Eingriffe der geistlichen Gewalt in das Innere ihrer Staaten nicht mehr gestatten. Der veränderte und weiter gebildete Geist der Völker, welcher einer Bevormundung durch die Kirche, wie sie bisher nothwendig erschienen war, sich nicht mehr bedürftig glaubte, hinderte sie in diesen Bestrebungen nicht. Vielmehr gab sich die geistige Gährung, welche durch die Kreuzzüge hervorgerufen war und durch die Scholastik befördert wurde, auch ihrer Seits in mannichfachen reformatorischen Versuchen kund, bis sie endlich nach der Aufnahme und dem wieder belebten Studium antiker Kunst und Wissenschaft in der Umgestaltung nicht allein der Form und Verfassung, sondern auch der Lehre der Kirche einen Schlußpunkt erreichte. Die Feudalverfassung, die zu ihrer Blüthe den Sinn der früheren Zeiten erforderte, wird kraftlos, und wie die persönlichen Dienste geringer werden, erhält das Geld für die Fürsten eine viel größere Bedeutung. Ueberall macht der poetische Sinn einem verständigeren und reflectirendern Platz, aus dem sehr merkwürdige und folgenreiche Erfindungen hervorgehen, welche die Cultur steigern und das Leben in mannichfaltigere Richtungen treiben. Gegen Ende des Zeitraums bringt eben deßhalb der Gedanke eines näheren Zusammenhanges der abendländischen Nationen, der lange vergessen worden war, wieder an die Oberfläche; nicht mehr eine durch kaiserliche oder päpstliche Gesammtautorität, wie früher, vermittelte Zusammengehörigkeit ist es, die die Völker in Berührung bringt, sondern das Bewußtsein, einer auf gleichen Grundlagen der Bildung und des Bekenntnisses ruhenden Gesellschaft anzugehören.

Diese Erscheinungen sind es vornehmlich, welche uns in der Geschichte der einzelnen Hauptvölker Europa's während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts entgegentreten werden.

---

2. Deutschland unter Rudolf von Habsburg.

(1273 — 1291.)

Nach dem Tode des Papstes Clemens IV. (1268) hinderte die Eifersucht und Uneinigkeit der Cardinäle drei Jahre hindurch die Wiederbesetzung des römischen Stuhles, bis endlich ihre Wahl auf Gregor X. fiel, einen besonnenen, einsichtsvollen Mann, der, um der drohenden Macht Karl's von Anjou ein Gegengewicht zu geben, die Wiederherstel-

lung des Kaiserthums wünschte, und daher die Kurfürsten nach dem Tode Richard's von Cornwall dringend ermahnte, einen römischen König zu erheben, sonst werde er für ein Oberhaupt des Reiches sorgen. So versammelten sich diese denn auf die Einladung des Erzbischofs von Mainz, Werner von Eppenstein, im September 1273 zu Frankfurt. Aber es hielt schwer, ihre Stimmen zu vereinigen. „Denn (schrieb der Bischof Bruno von Ollmütz an den Papst) geistliche sowohl als weltliche Fürsten verlangen einen gütigen und einen weisen Kaiser, von einem mächtigen aber wollen sie nichts wissen, da doch Wissen und Wollen ohne Können nichts vermag, und nichts ersprießlicher zu sein scheint, als die Macht eines Einzigen, wenn sie auch zuweilen ausartet." Die meiste Rechnung auf den Thron machte sich der Wittelsbacher Ludwig von Pfalzbaiern, der Oheim des Staufen Conradin; aber wie er den Einen als Verwandter des verhaßten Kaiserhauses nicht genehm war, so mißfiel er Andern wegen seiner harten Sinnesart; hatte er doch seine unschuldige Gemahlin Maria von Brabant aus Eifersucht hinrichten lassen. Endlich gelang es einem der einflußreichsten Männer im Reiche, dem Hohenzollern Friedrich, Burggrafen von Nürnberg, den Erzbischof Werner von Mainz für seinen Vetter, den Grafen Rudolf von Habsburg, zu gewinnen*). Die Persönlichkeit wie die Machtverhältnisse entsprachen den Wünschen und Absichten der Wahlfürsten. Rudolf nannte sich Graf von Habsburg und Kyburg, Landgraf im Elsaß; er war der mächtigste Fürst in Helvetien, sein Ansehn und seine Macht reichten von dem Südrande des Schwarzwaldes bis an die burgundische Grenze, waren aber ohne Bedeutung für das Herz von Deutschland, wo die Fürsten keinen größer machen wollten. Ueberdem war er bekannt wegen seines ritterlichen Muthes und Unternehmungsgeistes, so wie wegen seiner Frömmigkeit. Die Sage erzählt, daß ihm einstmals bei schlechtem Wetter und auf noch schlechterem Wege ein Priester begegnet sei, der mit dem Sacramente in das nächste Dorf zu einem Kranken ging. Als Rudolf den Geistlichen sah, stieg er sogleich vom Pferde, beugte sich vor dem Hochwürdigsten, ließ jenen das Roß besteigen und nahm es auch nachher nicht zurück. Auch der Erzbischof von Mainz selbst war dem Grafen verpflichtet, weil er ihn früher auf der Reise nach Rom, um dort das Pallium zu empfan-

*) Daß es vor allen Andern der Burggraf Friedrich war, dem Rudolf seine Erhebung zu danken hatte, ist jetzt nicht mehr zweifelhaft. Vgl. Riedel, Geschichte des preuß. Königsbauses. Berlin 1861. I, 134 fgd., der über das bedeutungsvolle Zusammenwirken der beiden ersten hervortretenden Ahnherrn von den nunmehr mächtigsten deutschen Dynastien die Einzelheiten beibringt.

gen, sicher über die Alpen und zurück geleitet hatte. Beim Abschiede hatte er ihm gesagt, er wünsche nur so lange zu leben, bis er diesen großen Dienst einigermaßen vergelten könne. So bestimmten ihn persönliche Dankbarkeit, Ueberzeugung von Rudolf's innerem Werthe und Erinnerung an die Dienste, welche jener früher den Hohenstaufen in Deutschland geleistet hatte, weshalb er sogar dem Bannstrahl Innocenz IV. verfallen war, der Empfehlung des Burggrafen williges Gehör zu leihen und eifrig für die Erhebung des Grafen von Habsburg zu sorgen.

Rudolf war eben in einer Fehde mit Basel und dem dortigen Bischof begriffen, und lag mit seinem Kriegsvolk vor der Stadt, als ihm Burggraf Friedrich am 22. September die Nachricht von seiner Erwählung überbrachte. „Sitze nun fest, Herr Gott," rief der Bischof von Basel aus, als er die Kunde vernahm, „sonst wird dieser Rudolf noch deinen Platz einnehmen"*). Sofort versöhnte sich Rudolf mit seinen Widersachern und zog über Frankfurt nach Aachen, wo die Krönung unter lautem Jubel der Anwesenden erfolgte (31. October 1273). Nach derselben sollte die neue Belehnung der Fürsten vor sich gehen. Aber erst als man schon am Altare stand, zeigte es sich, daß kein Scepter bei der Hand war. Da ergriff Rudolf ein Cruzifix und sagte: „Dieses Kreuz, in welchem wir und die ganze Welt erlöset sind, wird ja wohl die Stelle eines Scepters vertreten können," eine Geistesgegenwart, die allen Anwesenden wohlgefiel. Es ist — schrieb der Erzbischof von Köln an Gregor X. — dieser König rechtgläubig, ein Verehrer der Kirche, ein Pfleger der Gerechtigkeit, voll kluger Rathschläge, von ausnehmender Frömmigkeit, durch eigene Kräfte mächtig und vielen Mächtigen verwandt, von Gott, wie wir fest glauben, geliebt, leutselig, rüstig und im Kriege glücklich." Die Bestätigung des Papstes aber, der eben damals im Begriff stand, zu Lyon eine Kirchenversammlung zu halten, war dem neuen Herrscher vor allem nöthig. Dorthin schickte er daher Gesandte, unter ihnen vornehmlich den später noch viel erprobten Minoritenbruder Heinrich von Isny, der in der Folge zum Erzbischof von Mainz erhoben ward; diese schworen in seinem Namen, daß er die von seinen Vorgängern Otto IV. und Friedrich II. gegen die römische Kirche übernommenen Verpflichtungen treulich erfüllen, daß er weder selbst noch durch Andere die Güter der römischen Kirche oder ihrer Vasallen angreifen, keine Würde

*) Sede fortiter, domine deus, vel locum occupabit Rudolfus tuum oder nach einem alten Reime: Got, nu sich ze dinem riche, — also daz er niht ersliche — dinen himel ane wer (deinen schutzlosen).

im Kirchenstaat, am wenigsten in der Stadt Rom annehmen, auch den König Karl von Sicilien nicht befeinden, noch Diejenigen, welche diesem gegen Friedrich's II. Nachkommen beigestanden, verfolgen wolle. Dafür erkannte ihn Gregor als römischen König an und bewog, obwohl erst nach vieler Mühe, endlich auch Alfons von Castilien, seinen Ansprüchen auf den Kaiserthron zu entsagen. Rudolf erneuerte auf einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Papste zu Lausanne (1275) alle jene Zusagen seiner Gesandten, und gab dem Papste die streitigen Gebiete in Italien ohne Anstand preis; nur Toscana behielt er sich noch vor, das jedoch von seinem Sohne Albrecht nachher gleichfalls aufgegeben ward. Für das Versprechen des Papstes, ihn zu Pfingsten des folgenden Jahres zum Kaiser zu krönen, — ein Ziel, das Rudolf zeitlebens verfolgt, jedoch nicht erreicht hat — übernahm er die Verpflichtung zu einem Kreuzzuge. Es war dies ein Lieblingsplan Gregor's X., welcher, wie sehr auch der Eifer der Zeitgenossen für diese Unternehmungen erkaltet war, ihm so am Herzen lag, daß die Hoffnung der Ausführung durch einen neuen römischen König nicht wenig dazu beigetragen hatte, ihn für Rudolf's Anerkennung zu stimmen. Dieser wäre indeß durch alle jene Verpflichtungen in eine schwierige Lage und schlimme Abhängigkeit vom römischen Stuhle gekommen, wenn Gregor nicht bald darauf gestorben wäre, und ein schneller Wechsel der Nachfolger der Bewerkstelligung seiner Entwürfe nicht große Schwierigkeiten in den Weg gelegt hätte. Daß er, abgesehen von der Absendung einiger Bevollmächtigten nach Italien, keine weiteren Versuche machte, des Reiches Ansehn dort wieder herzustellen, dies war weniger das Ergebniß der Einsicht, daß Italien der Macht wie den Heeren der deutschen Könige zum Verderben gereiche, als die Folge der augenblicklich drängenden Verhältnisse, die ihn nicht zu einer Romfahrt kommen ließen*). Es wird erzählt, er habe auf Italien die bekannten Worte des Fuchses aus der Fabel angewandt: er sähe wohl Fußtapfen Derer, die glücklich hineingekommen, nicht aber Derer, die wohlbehalten wiedergekehrt.

In der That nahm die Herstellung der fast ganz geschwundenen königlichen Autorität in Deutschland seine angestrengteste Thätigkeit in Anspruch. Schon auf dem Reichstage in Nürnberg (November 1274) war festgesetzt worden, daß König Rudolf von allem Reichsgut wieder Besitz ergreifen solle, das seit den Tagen Kaiser Friedrich's II. entfremdet sei oder vorenthalten werde. Wie viele Länder und Güter fielen

*) v. Stälin, Wirtemberg. Gesch. III, 27.

unter dieſe Beſtimmung! Niemand aber ward mehr davon getroffen, als Ottokar von Böhmen, der, wie früher (Thl. VI. S. 256) geſagt iſt, während des Interregnums Oeſterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain unter ſeine Herrſchaft gebracht und als der mächtigſte Reichsfürſt ſelbſt nach der deutſchen Krone geſtrebt hatte, jetzt aber in ſeiner ſtolzen Seele den Gedanken nicht ertragen konnte, einem armen Grafen, wie er ſich ſpottend ausdrückte, Unterwürfigkeit ſchuldig zu ſein. Rudolf dagegen ſtellte des Böhmen Recht an die neu erworbenen Länder in Zweifel und forderte ihre Zurückgabe als erledigtes Reichsgut. Ottokar hatte einen Bundesgenoſſen an Herzog Heinrich von Baiern gefunden, der wie der vorhin erwähnte Pfalzgraf Ludwig ein Enkel des erſten Ludwig, dem Friedrich II. die Pfalz am Rhein verliehen, mit dieſem ſeinem Bruder das Erbe getheilt hatte und über die Wahlſtimme haderte und ſich deßhalb vom König Rudolf abgewandt hatte. Beide erſchienen weder auf jenem Reichstage in Nürnberg, dem erſten, den Rudolf abhielt, noch auf einem zweiten zu Würzburg, obgleich ſie beide Male vorgeladen waren. Erſt auf einer dritten Verſammlung zu Augsburg trat ein Abgeordneter des Königs von Böhmen auf, der Biſchof von Seckau, um in einer lateiniſchen Rede Rudolf's Wahl und Königthum mit herben Worten anzutaſten. Rudolf gebot ihm Stillſchweigen, weil er zu ihm und den Fürſten von Rechten des Reichs nur Deutſch zu reden habe; dieſe aber hätten faſt Hand an den Redner gelegt, wenn der König es nicht verhindert hätte. Jetzt erfolgte der Spruch des Fürſtengerichts, daß Ottokar und Herzog Heinrich aller ihrer Lehen vom Reiche verluſtig wären, was Rudolf jedoch in Bezug auf den Erſtern dahin milderte, daß er die Erblande ſeines Hauſes behalten ſolle. Als der Böhme aber in ſeinem Trotze verharrte, beſchloß Rudolf den Reichskrieg, zu dem ſich freilich nur ſehr wenige Fürſten einfanden; doch konnte er aus ſchwäbiſchen und elſaſſiſchen Rittern eine tapfere Kriegsſchaar bilden. Auch an Geld mangelte es. Als er den Rhein hinunterzog, fragte ihn der Herr von Klingen: „Herr, wer ſoll eueren Schatz bewahren?“ Rudolf antwortete: „ich habe keinen Schatz und kein Geld als dieſe fünf Schillinge, aber der Herr, der immer geholfen hat, wird auch jetzt für mich ſorgen.“ Der Erfolg hat ſein Vertrauen gerechtfertigt. Zunächſt ſtärkte er ſich durch Bündniſſe. Graf Meinhard von Tyrol und Görz ſagte zu, in Kärnthen einzubrechen, und Rudolf's älteſter Sohn, Albrecht, wurde mit deſſen Tochter verlobt. König Ladislaus IV. von Ungarn, deſſen Bruder, dem Herzog Andreas von Slavonien, auch eine Tochter des Kaiſers verſprochen ward, zeigte ſich ebenfalls zum Kriege gegen Ottokar bereit.

Ja Herzog Heinrich von Niederbaiern söhnte sich mit seinem Bruder und dem Könige aus, und erhielt eine dritte Tochter des Letztern zur Gemahlin für seinen Sohn Otto. So rückte Rudolf ungehindert über Regensburg und Passau in Oesterreich ein, dessen Einwohner, der strengen Herrschaft Ottokar's überdrüssig, sich ohne Schwertstreich unterwarfen. Es glückte ihm auch, die festen Städte im raschen Anlauf fast alle einzunehmen, da Ottokar einen Einfall in Böhmen vermuthet hatte und die Grenzen am böhmer Walde deckte; nur das feste Wien und Klosterneuburg mußten einige Wochen belagert werden. Während nun Rudolf an einer Brücke über die Donau arbeiten ließ, um sein Heer überzusetzen und sich dem befestigten böhmischen Lager zu nähern, auch von anderen Seiten seine Bundesgenossen Fortschritte machten, fühlte Ottokar, überall bedrängt und von seinem alten Kriegsglück verlassen, seines Gegners Ueberlegenheit so sehr, daß er sich zu einem Vergleich bequemte. Dieser ward am 21. November 1276 geschlossen. Der Hauptpunkt desselben war die Abtretung von Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Eger und Portenau. Wechselheirathen sollten diesen Vergleich befestigen und zugleich mildern. Böhmen und Mähren empfing Ottokar, vor Rudolf knieend, in dem Lager desselben als Lehen vom Reiche.

Aber das schmerzliche Gefühl des gebeugten Stolzes, welches in seiner Seele zurückblieb, und in der Heimath durch die Vorwürfe seiner Gemahlin, einer galicischen Fürstin, noch mehr gereizt ward, bewog ihn bald, den Kampf noch einmal zu versuchen. Die Reichsfürsten fanden sich zwar bei Rudolf in noch geringerer Zahl ein, als das erste Mal, aber zum Glück ließ Ottokar den günstigen Augenblick unbenutzt verstreichen, bis Rudolf, verstärkt durch Ungern, Kärnthner und Steiermärker, so wie durch den Zuzug Friedrich's von Nürnberg und Heinrich's von Isny, die auch hier ihre Treue bewährten und mit wenigen, aber trefflichen Truppen auf Umwegen herbeieilten, ihm entgegenrücken konnte. Am 26. August 1278 kam es zur Schlacht auf dem Marchfelde bei Wien. Von beiden Seiten ward muthig gefochten, aber Ottokar erlag endlich der Tapferkeit Rudolf's und der Verrätherei der Mähren in seinem Heere. Er fand auf dem Schlachtfelde seinen Tod durch die Rachbegierde steiermärkischer Kriegsleute, obgleich Rudolf befohlen, ihn so viel als möglich zu schonen. Rudolf selbst war nicht minder in Gefahr gewesen. Er lag schon, von einem böhmischen Ritter herabgeworfen, unter seinem Pferde, und nur sein Schild, mit welchem er sich bedeckte, rettete ihn vor dem Zertreten durch die über ihn herstürmenden Reiterhaufen; ein Schweizer, Ritter Walter von Ramschwag aus dem Thurgau, sprang herzu

und hob ihn auf. Aber der Sieg war sein und er verfolgte ihn mit Eifer. Er nahm Mähren und drang in Böhmen bis Kollin vor. Hier wurde mit dem Markgrafen von Brandenburg, Otto dem Langen, einem Neffen Ottokar's, der die Vormundschaft über den elfjährigen Sohn des erschlagenen Königs übernommen und neue Streitkräfte gesammelt hatte, ein Vergleich geschlossen. Der junge Wenzel behielt Böhmen; Mähren kam auf fünf Jahre an Rudolf zur Entschädigung für die Kriegskosten. Mit den österreichischen Landen belehnte Rudolf, nachdem die Kurfürsten ihre Einwilligung gegeben hatten, seine Söhne Albrecht und Rudolf (1282). Das Herzogthum Kärnthen überließ er dem Grafen Meinhard von Tyrol. So brachte Rudolf, mit vielem Schweiß und Blut, wie Ludwig von Baiern in seiner Zustimmung (Willebrief) schrieb, eine ansehnliche Macht an das Habsburgische Haus. Da das Ansehen des Königthums in Deutschland so tief gesunken war, hielt er die Vergrößerung seines unmittelbaren Gebiets für das einzige Mittel, gegen die Macht der Fürsten nachdrücklich aufzutreten und für den besten Gewinn, den ihm die Krone verschaffen konnte; eine Staatskunst, nach welcher auch die folgenden Könige der Deutschen verfuhren.

Nachdem der König bis zum Jahre 1281 in Oesterreich verweilt hatte, wo ihm die Aufrichtung des Landfriedens vollständig glückte, ward das letzte Jahrzehnt seines Lebens durch die Bemühungen in Anspruch genommen, die Bestimmungen des Nürnberger Reichstages, die 1281 wiederum in Nürnberg noch verschärft wurden, auch im übrigen Deutschland auszuführen. Besonders schwierig war die Ausführung in dem durch den Untergang der Hohenstaufen zertrümmerten Herzogthum Schwaben, wo nicht nur Pfalzgraf Ludwig, der Allodialerbe Konradin's, viel Herzogsgut an sich gebracht hatte, sondern auch die Grafen zu größerer Macht emporgekommen waren, so daß sie den königlichen Befehlen kaum Folge leisteten. Unter den Widerspenstigen trat hauptsächlich der Graf Eberhard von Wirtemberg hervor, dessen Haus sich eben aus jenen Trümmern zu Macht und Glanz erhob. Es war ein wilder, fehdelustiger Kriegsmann. Seine Geburt, so erzählen die Stuttgarter Annalen, hatte der Mutter das Leben gekostet, und diese hatte sterbend vorausgesagt, daß, so lange er leben würde, es keinen Frieden im Schwabenlande geben werde. Rudolf sah sich genöthigt, gegen ihn und mehrere andere schwäbische Herren wiederholt das Reichsaufgebot ergehen zu lassen. Das Herzogthum in Schwaben wurde indeß nicht völlig wieder hergestellt; des Königs Sohn Rudolf führte zwar davon den Titel, der sich auf dessen Sohn Johann vererbte, doch erstreckte sich die Autorität

deſſelben nur auf den ſüdweſtlichen Theil, wo die Habsburger Hausgüter beſaßen. Vieles mußte den Grafen von Wirtemberg und den Markgrafen von Baden gelaſſen werden; der mittlere Adel, viele Stifter, Klöſter, Städte und Bauerſchaften, ſonſt Vaſallen und Dienſtleute der Herzoge, kamen jetzt unmittelbar unter das Reich und wurden unter Vögte geſtellt. Noch größere Hinderniſſe fand Rudolf, als er die Grafen von Hochburgund, Mümpelgard und Savoyen, die ſich gleiche Anmaßungen in Betreff vieler Reichsgüter zu Schulden kommen ließen, zum Gehorſam nöthigen wollte. Mehr als Ein Feldzug wurde theils durch ihn ſelbſt und ſeine Söhne, theils durch ſeine beiden Schwäger, den Grafen von Hohenberg und den Burggrafen von Nürnberg, unternommen, ehe er ſeinen Zweck erreichte. Mitten unter dieſen Kämpfen trat in den Rheinlanden ein Betrüger Namens Tile Kolup oder Holzſchuh auf, der ſich für Kaiſer Friedrich II. ausgab, auch Glauben und Anhang fand. Endlich lieferten ihn die Bürger von Wetzlar aus, worauf ihn Rudolf als Zauberer verbrennen ließ. Bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich, daß die Geneigtheit, mit welcher Rudolf der Geiſtlichkeit bisher überall nachgegeben hatte, von dem Volke, zumal von den Städten, nicht gebilligt wurde; denn gerade die Erinnerung an Friedrich's Streit mit der Pfaffheit machte den Betrüger populär. Auch ſcheint Rudolf die Städte öfter mit ſchweren Steuern belegt zu haben.

Nicht minder ſorgte der König für die Handhabung der Gerechtigkeit und die Herſtellung der Ordnung in den übrigen Landſchaften; er durchzog das Reich von einem Ende bis zum andern, ſaß oft perſönlich zu Gericht, und erlaubte einem Jeden Zutritt; „denn ich bin wahrhaftig nicht König geworden," ſagte er, „um mich vor den Menſchen einzuſchließen." Beſonders ſuchte er für die öffentliche Sicherheit durch Landfriedensgebote zu wirken, kraft deren die Stände des Reiches oder auch nur einzelner Gegenden ſich auf eine gewiſſe Anzahl Jahre der Gewaltthätigkeit und Selbſthülfe enthalten, und in ihren Streitigkeiten den Weg Rechtens einſchlagen ſollten. Doch blieb „aufrichtige Fehde", wie es heißt, wenn man vor Gericht keine Genugthuung gefunden zu haben glaubte, immer geſtattet. Im Jahre 1281 mußten die fränkiſchen zu Nürnberg, die rheiniſchen zu Mainz, 1286 die ſchwäbiſchen und bairiſchen, und 1288 die elſaſſiſchen Stände einen Landfrieden auf fünf Jahre beſchwören. Dieſen Anordnungen gab er durch ſtrenge Beſtrafung der Ruheſtörer Nachdruck. Nach dem burgundiſchen Krieg (1290) kam er nach Thüringen und ließ neunundzwanzig gefangene Raubritter in ſeiner Gegenwart zu Erfurt hinrichten. Ueber ein Jahr verweilte er

hier, bis sämmtliche Fürsten und Herren das Landfriedensbündniß beeidigt hatten und alle Raubschlösser in diesen Gegenden, man zählte sechsundsechzig, gebrochen waren.

Die Nachfolge im Reiche war zuerst seinem zweiten Sohne, Hartmann, zugedacht gewesen. Als dieser 1281 bei einer Fahrt über den Rhein ertrunken war, sollte der dritte, Rudolf, an seine Stelle treten; doch auch dieser starb 1290. Gern hätte nun Rudolf das Reich, für das er so viel gethan, dem Herzoge Albrecht, dem einzigen noch lebenden seiner Söhne, hinterlassen. Allein die Fürsten, welche nicht gern ihr Wahlrecht beschränken und die damit verbundenen großen Vortheile einem Hause, das in kurzer Zeit so starke Schritte zur Macht und Hoheit gethan, aufopfern wollten, auch Albrecht's harten und unfreundlichen Sinn kannten, wichen seinen Anträgen aus, die er ihnen über die Ernennung desselben zum Nachfolger auf dem Reichstage zu Frankfurt machte. Heinrich der Knoderer, so genannt wegen seines Knotengürtels als Minorit, sein bewährter Freund, war todt und Gerhard von Eppenstein an seiner Statt Erzbischof von Mainz geworden, ein offenbarer Gegner des Königs. Mißvergnügt verließ Rudolf die Stadt und ging schon krank und schwach nach Straßburg. Als die schnellere Abnahme der Kräfte ihm in Germersheim die Annäherung des Todes verkündigte, rief er: „wohlan nach Speier!" Hier, an der Begräbnißstätte der Kaiser, wollte er sein Ende erwarten. Am 14. Julius ritt er in die Stadt ein, aber eben nur, um darin zu sterben; sein Tod erfolgte schon des nächsten Tages. Im Dome, zur Seite des Königs Philipp ward er begraben.

Rudolf hat den Ruhm der Gerechtigkeit, Mäßigung und Tapferkeit, den er sich als Graf erworben, als Kaiser bewahrt und gemehrt. Er übte im Großen dasselbe, was er vorher in kleineren Kreisen zu thun gewohnt war. Seine Gestalt war sehr hoch und schlank, seine Sitten einfach; Speise und Trank genoß er mäßig. Er trug gewöhnlich ein schlichtes graues Wamms, das er sich wohl im Felde selbst flickte. Wenn er sprach, gewann er durch biedere Zutraulichkeit; fröhlichen Reden und munteren Scherzen war er geneigt und den Weibern nicht abhold. Niemals ließ er es aber an Ernst und Ausdauer in seinen Unternehmungen fehlen. Als seinem Heere im burgundischen Krieg einst die Zufuhr abgeschnitten war, zog er eine Rübe aus dem Felde und aß sie roh, worauf die Kriegsleute ohne Murren dem Beispiel des Kaisers folgten. Endlich, als nirgends mehr etwas zu finden war, ließ er die Feinde angreifen: „Siegen wir," sprach er, „so bekommen wir Lebensmittel genug; werden wir besiegt, so erhalten die Gefangenen wohl Essen und Trinken." Ebenso

feſt und treu hielt er Verſprechungen und Zuſagen, ſo daß noch lange das Sprichwort blieb, wenn jemand ſein Wort brach: der hat Rudolf's Redlichkeit nicht. Dieſe ganz einfache Art und Weiſe des Auftretens machte ihn wie keinen ſeiner Vorgänger zum Manne des Volks; von keinem unſerer Könige ſind uns ſo viele rein menſchliche Züge aufbewahrt, als von ihm. Seine Politik richtete ſich weniger auf weite und hohe Ziele als darauf, das Mögliche und was für den Augenblick zweckmäßig und nützlich ſchien zu erreichen. Leider haben ihn die Verhältniſſe zur höheren Geiſtlichkeit nicht dazu kommen laſſen, der Entwickelung der Städte, für die er ein Verſtändniß hatte, kräftige Unterſtützung angedeihen zu laſſen.

---

3. Adolf von Naſſau.

(1292—1298.)

Obgleich Albrecht's Wahl zum Könige von Deutſchland bei Lebenszeiten ſeines Vaters nicht hatte ins Werk geſetzt werden können, ſo hoffte er doch nach dem Tode deſſelben die Krone zu erlangen, und ließ zu dem Ende die Reichskleinode vor der Hand zurückhalten, rückte auch mit einem ſtattlichen Heere den Rhein hinab, um ſeine Wahl zu unterſtützen. Allein die Furcht vor der weiter ſchreitenden Macht des Hauſes Habsburg ſchien durch die perſönlichen Eigenſchaften Albrecht's nur vermehrt zu werden, indem dieſer mit mancherlei Gaben zum Herrſchen auch die hochſtrebendſten Entwürfe verband. Seine Nachbarn, die ihn fürchteten oder haßten, arbeiteten ihm auf alle Weiſe entgegen, vorzüglich ſein Schwager, der König Wenceslaus von Böhmen. Ein bereitwilliges Werkzeug, ſeinen Plan zu durchkreuzen, fanden ſie in dem damaligen Erzbiſchof von Mainz. Die Beſitzer dieſes Erzbisthums hatten ſchon ſeit längerer Zeit als die erſten Geiſtlichen und Erzkanzler des Reichs einen bedeutenden Einfluß auf die Wahl des Königs ausgeübt, wie ſich ein ſolcher auch bei Rudolf's Erwählung gezeigt hatte. Gerhard von Eppenſtein war entſchloſſen, die günſtigen Umſtände zur Vergrößerung und Befeſtigung ſeines Anſehns zu benutzen, um es nicht allein bei der Wahl, ſondern auch während der Regierung des neuen Königs geltend machen zu können. Indem er jeden der Wahlfürſten mit der Ausſicht ſchreckte, einen ihm verhaßten oder feindlich geſinnten Bewerber zu unterſtützen, überließen

ihm endlich alle unter der Bedingung, daß dies nicht geschehe, ihre Stimmen; selbst der alte Pfalzgraf Ludwig, der übrigens erst auf Habsburgischer Seite stand. So ausgerüstet, beschloß er, einen Mann zu erheben, der gar keine Hoffnung auf die Krone hegen konnte und daher ihm und dem Kölner, mit dem er Abrede getroffen hatte, nicht nur zu großem Danke verpflichtet wäre, sondern auch in allen Forderungen zu Willen sein würde.

Als nun die Kurfürsten in Frankfurt beisammen waren und den Ausspruch Gerhard's erwarteten, ernannte er zu nicht geringem Staunen der Mehrzahl den Grafen Adolf von Nassau, seinen Verwandten, zum Könige. Um jedem Tadel zuvorzukommen, ließ der Erzbischof sogleich den Ambrosianischen Lobgesang anstimmen und dem neuen Könige die Huldigung leisten, damit auch aller Widerstand unrechtmäßig werde. Erfolglos hätte er in diesem Augenblicke überdies bleiben müssen, weil Gerhard reisiges Volk in die Stadt gezogen hatte. So erwählt, ging Adolf zur Krönung nach Aachen. Seine persönlichen Eigenschaften machten ihn des Thrones nicht unwürdig. In den häufigen Fehden zwischen den Fürsten am Rheine hatte er, unter andern auch als Bundesgenosse des Erzbischofs von Köln, ritterlichen Muth und mannhafte Tüchtigkeit gezeigt; in der Schlacht bei Woringen, die zwischen Köln und Brabant geschlagen ward, mußte er sich zwar gefangen geben, erwarb sich aber durch seine Unerschrockenheit die höchste Anerkennung auch der Gegner. Als König ließ er es sich sogleich angelegen sein, nach Rudolf's Weise Ruhe und Frieden zu erhalten. Er zog den Rhein herauf nach Schwaben, um das Landfriedensgebot zu erneuern, und brachte die Widerspenstigen mit Gewalt zum Gehorsam. Auch Herzog Albrecht bezwang endlich seinen Unmuth so weit, daß er die Reichskleinode herausgab und die Belehnung zu Oppenheim empfing, doch erschien er dabei, um der Armuth des Königs zu spotten, mit der größten Pracht. Adolf fühlte auch ohne dies gar wohl, daß er, um Ansehn zu gewinnen, nach dem Beispiele seines Vorgängers, sich eine Hausmacht gründen müsse. Er bedurfte ihrer noch mehr als Rudolf, wenn er nicht bleiben wollte, was er in den Augen des Volkes war, ein Pfaffenkönig, der gänzlich von den geistlichen Fürsten abhing. Aussichten zu solcher Vermehrung seiner Kräfte schien ihm ein Zwist im thüringischen Fürstenhause zu eröffnen. Landgraf Albrecht der Entartete, der von seinem Vater Heinrich dem Erlauchten (Thl. VI. S. 257) Thüringen erhalten hatte, lebte in Zwist mit seinen Söhnen, Friedrich dem Gebissenen und Diezmann, auf die er den Widerwillen gegen ihre Mutter, die unglückliche Kaisertochter Margarethe,

übertrug. Er hätte ihnen gern ihr ganzes Erbe entzogen, und es einem in zweiter Ehe erzeugten Lieblingssohne, Apitz, zugewandt. Als nun Albrecht's Neffe, Friedrich Tuta, der beim Tode des Großvaters Meißen und das Osterland erhalten hatte, 1291 kinderlos starb, kamen Friedrich und Diezmann dem Vater in der Besitznahme dieser Länder zuvor, und behielten auch in dem darüber entstehenden Krieg die Oberhand, wodurch Albrecht's Haß gegen sie so gesteigert ward, daß er nicht nur seine Rechte auf jene Erbschaft, sondern auch Thüringen unter der Bedingung lebenslänglichen Besitzes für sich selbst, zu verkaufen suchte, um es nur seinen Söhnen zu entziehen*). König Adolf wurde mit ihm über zwölftausend Mark Silber einig, und benutzte bei der Abtragung dieses Kaufpreises die Gelder, welche ihm König Eduard I. von England, mit dem er ein Bündniß gegen Frankreich eingegangen war, zur Anwerbung von Kriegsvolk übersendet hatte. Adolf hatte seinerseits sehr gegründete Ursachen zum Kriege mit Frankreich; denn während die Könige der Deutschen sich nothdürftig auf dem Throne erhielten, und ihre Fürsten um die Ehre und Macht des Ganzen unbekümmert waren, entfremdeten die Herrscher jenes Landes dem Reiche auf der ganzen Westgrenze vom Mittelländischen bis zum Nordmeer ein Stück nach dem andern. Schon Rudolf hatte deswegen Unterhandlungen gepflogen und an gewaltsame Abwehr gedacht, als der Tod ihn überraschte. Adolf zog zweimal an den Rhein, doch ohne etwas zu vollführen, weil die Fürsten dem Aufgebot keine Folge leisteten. Desto eifriger betrieb er die Eroberung der erkauften Provinzen, fand aber großen Widerstand, weil die thüringischen Stände treu zu ihren Fürsten hielten. Trotzdem unterwarf er in zwei Feldzügen das Meißner Land (1294, 95). Seine Söldner hauseten wüst und gewaltsam; ja er selbst ließ gegen sein Königswort sechzig der tapfersten Vertheidiger von Freiberg schmählich enthaupten. Zur Erhaltung des Eroberten mußte er indeß gegen Diezmann noch fortdauernd in den Waffen bleiben.

Während er aber auf diese Weise an seiner Befestigung auf dem Throne arbeitete, wurden von einer andern Seite her schon Anstalten getroffen, ihn von demselben gänzlich herabzustürzen. Albrecht von Oesterreich hatte seine Hoffnungen nicht aufgegeben; er hatte sich Adolf zum Trotz mit dem Könige von Frankreich verbunden und seine alten

*) Andere Nachrichten stellen die Sache so dar, als wenn Adolf die Mark Meißen als erledigtes Reichslehn betrachtet und Albrecht gegen eine Summe Geldes sich verpflichtet habe, Partei gegen seine eigenen Söhne zu nehmen.

Feinde zu gewinnen gewußt, besonders den König von Böhmen, ja sogar den Kurfürsten von Mainz, der aus dem Beschützer Adolf's jetzt dessen Gegner geworden war. Adolf hatte bei seiner Wahl äußerst lästige Bedingungen zu Gunsten des Erzbischofs wie seiner übrigen Wähler eingehen müssen; dieselben waren nicht nur dem Interesse des Reiches entgegen, sondern auch für die Würde des Königs verletzend und demüthigend, und wie immer überstiegen die Forderungen der geistlichen Herren dabei die der weltlichen Fürsten bei weitem. Nunmehr glaubte der König in der Lage zu sein, daß er diese Fesseln abstreifen könne; sein Auftreten zeigte, daß er entschlossen sei, den bisherigen Einfluß des Mainzers auf die Reichsregierung abzuwerfen und von den Wahlbedingungen so wenige als möglich zu erfüllen. Kein Wunder, daß Gerhard jetzt aus einem Gönner und Freunde der bitterste Feind ward. Im Gefühl seiner Macht drohte er wohl, indem er auf seine Jagdtasche wies, daß er noch mehr Könige im Sacke habe. Er wandte endlich alle Mittel an, um die Absetzung Adolf's ins Werk zu setzen. Das Krönungsfest in Prag bot eine günstige Gelegenheit, die Gemüther der Fürsten zu gewinnen; Sachsen, Brandenburg, Böhmen ließen sich geneigt finden. Inzwischen blieb Adolf nicht unthätig und rüstete sich, seinen Feinden im offenen Felde zu begegnen. Jetzt war die Zeit gekommen, offen aufzutreten. Gerhard, um den Schein des Rechtes zu wahren, berief eine, freilich nur von wenigen Fürsten besuchte, Versammlung nach Mainz (23. Juni 1298), vor der sich der König über die gegen ihn laut gewordenen Klagen und Beschwerden rechtfertigen sollte; und da er auf dreimalige Ladung nicht erschien, entsetzten sie ihn und wählten den Herzog Albrecht. Die Fürsten erklärten, daß sie vor sechs Jahren Adolf von Nassau zum römischen Könige erkoren, weil sie keinen Besseren gekannt; da er aber in kurzer Zeit den Rath der Weisen verachtet und der Leitung von Unerfahrnen sich anvertraut, vom Könige von England Sold genommen, und mehr als zwanzig Fehler begangen, so hätten sie ihn jetzt des Throns unwürdig befunden. Es war ein bisher unerhörter, durchaus widerrechtlicher Schritt, besonders da die Zustimmung der drei Kurfürsten von Trier, Köln und des Pfalzgrafen bei Rhein, fehlte; der letztere, Rudolf, Ludwig's des Strengen Sohn, war des Königs Eidam geworden. Auf Adolf's Seite blieben auch die meisten Städte. Die Entscheidung beruhte daher auf den Waffen, und diese herbeizuführen, war Albrecht schon vor dem Mainzer Spruche an der Spitze eines starken Heerhaufens aus seinen Erblanden nach dem Rhein gezogen. An der Elze stießen beide Gegner auf einander; doch blieben sie vierzehn Tage

durch den Fluß getrennt einander ruhig gegenüber liegen, während Herzog Otto von Baiern dem Könige Adolf Hülfsvolk zuführte. Endlich wurde Albrecht durch Mangel an Zufuhr bewogen, abzuziehen und über den Rhein zu gehen, wo ihm die Nachricht von Adolf's Absetzung und seiner Wahl überbracht wurde. Er wollte am linken Ufer hinabrücken, um sich mit dem Erzbischof von Mainz zu vereinigen. Adolf eilte seinem Gegner nach; es drängte ihn, seine gerechte Sache dem Gottesurtheile einer Schlacht zu überlassen. Ohne daher noch, wie die Seinigen wünschten, die Ankunft einer ihm durch den Erzbischof von Trier zuzuführenden Verstärkung und des städtischen Fußvolks abzuwarten, traf er fast bloß mit der Ritterschaft, auf deren erprobte Tapferkeit und treffliche Bewaffnung er sein ganzes Vertrauen setzte, bei Göllheim südöstlich vom Donnersberge, unweit Worms, auf die Oesterreicher, am 2. Junius 1298. Mit großer Erbitterung ward gestritten. Nach Albrecht's Anordnung stießen seine Kriegsleute unritterlicher Weise besonders nach den Pferden ihrer Gegner, und Adolf, der in voller Kriegspracht allen voran kämpfte, sah bald den größten Theil seiner Tapferen außer Gefecht. Er suchte im Schlachtgetümmel seinen Widersacher, aber vorsichtig hatte dieser Mehreren seine Feldzeichen gegeben. Einer nach dem Andern mußte die gefährliche Auszeichnung mit dem Leben bezahlen. Schon hatte Adolf seinen Helm verloren, schon war sein müdes Schlachtroß zusammengestürzt, und hart beschädigt hatte er ein anderes bestiegen, als er endlich den Herzog selbst erblickte. „Hier müßt ihr mir das Reich und euer Leben lassen!" rief er ihm entgegen. „Das steht in Gottes Hand," erwiederte Albrecht. Sie rannten wider einander und Adolf sank vom Pferde. Auf der Erde liegend ward der Schwerverwundete von anderer Hand vor Albrecht's Augen vollends getödtet. Sein Heer zerstreute sich, und der Sieg war für Albrecht entschieden. Aber Gerhard von Mainz welcher mit dem Herzog in der Schlacht war, konnte sich des Mitleids nicht erwehren, als er den blutigen Leichnam des Königs erblickte, und gestand mit Thränen, daß hier ein tapferer Mann gefallen sei. Adolf's Regierung war zu kurz, als daß sich mit Sicherheit übersehen ließe, ob er mit der Wendung in seiner Politik, die er erst kurz vor seinem Ende nahm, wie wohl behauptet worden ist, eine Erhebung und Kräftigung des städtischen Elementes im Reiche beabsichtigte. Daß er sich bewußt war, welche bedeutende Unterstützung ihm dasselbe gewähren könnte, ist nicht zu bezweifeln; dagegen bleibt es fraglich, ob er, dessen Auftreten den Anstrich des Tumultuarischen und Unsichern hat, bei längerem Leben im Stande gewesen seine würde, diese Einsicht folgerichtig zu verwerthen.

4. Albrecht I.

(1298—1308.)

Der Erzbischof von Mainz und die mit ihm verbündeten Kurfürsten hatten durch ein eigenmächtiges Urtheil den König Adolf vom Throne gestoßen, zum Theil weil er ihren eigennützigen Wünschen und Zwecken nicht hatte dienen wollen; statt seiner hatten sie, von Haß verblendet, einen Mann erhoben, der durch äußere Lage sowohl als durch geistige Eigenschaften ihnen weit gefährlicher war, wie sein Vorgänger. Ueber Albrecht's Charakter sind uns die widersprechendsten Nachrichten überliefert. Während von seinen Zeitgenossen die Einen ihn als einen Mann von düsterer, zorniger Art schildern, dessen finstere und abstoßende Erscheinung noch durch Bläße der Gesichtsfarbe und den Verlust des einen Auges erhöht wurde, nennen ihn die Andern einen guten Familienvater und ruhigen, überlegenden, aber willensstarken Fürsten, unter dessen Scepter sich Deutschland eines lange nicht gekannten Friedens erfreut habe. Jedesfalls war die Begierde zu erwerben, und zwar für sein Haus zu erwerben, ein hervorstechender Zug seines Wesens, und diesem „Geize nach Gut" dienten eine große ererbte Macht und ein Reichthum, die ihn in den Stand setzten, stets wohlgerüstete Söldnerschaaren zu halten. Zwar hatten die Kurfürsten sich vor seiner Wahl viel von früheren Kaisern Erlangtes bestätigen, viel Neues versprechen lassen, und indem sie so für ihren Vortheil gesorgt, und weitere Schritte zur Erwerbung vollständiger Landeshoheit gethan, hofften sie auch, wenn Albrecht widerstreben würde, ihn auf demselben Wege wie Adolf beseitigen zu können.

Der König eilte indeß nach Frankfurt, um hier den Besitz der Krone, die er durch Waffengewalt gewonnen, durch eine nochmals vorgenommene einstimmige Wahl rechtskräftig zu machen. Darauf ward er zu Aachen gekrönt und hielt zu Nürnberg seinen ersten überaus zahlreich besuchten Reichstag, auf welchem er einen allgemeinen Landfrieden bekannt machen ließ, für dessen Haltung er eifrig sorgte. Größere Schwierigkeit als bei den Deutschen Fürsten fand der neue Herrscher bei dem Papst Bonifacius VIII., welcher ihn, als den Verräther und Mörder seines Vorgängers, nicht anerkennen wollte. Dieser Widerspruch führte Albrecht zum Bündniß mit Philipp dem Schönen, der damals mit dem heiligen Stuhle in harten Zwist gerathen war. Es ist überhaupt charakteristisch, daß sich die ersten Habsburger, wie die Staufen, an Frankreich anschlossen, während ihre Gegner (Otto IV., Adolf, Ludwig der

Baier) zu England hielten. Auf einer Zuſammenkunft, welche die beiden Könige zu Quatrevaux, zwiſchen Vancouleurs und Toul, abhielten (1299), nachdem ſchon vorher eine Verbindung zwiſchen Albrecht's älteſtem Sohne Rudolf und Philipp's Tochter Blanca beſchloſſen war, wurden Verabredungen getroffen, die eine einträchtige Haltung gegenüber dem Papſte zum Ziel hatten und in denen die Nachfolge Rudolf's im Reiche ſowie das Wittthum für Blanca in Schwaben und Burgund feſtgeſetzt ward. Allein die Abſichten auf eine ſo bedeutende Vergrößerung der Habsburgiſchen Macht ſcheiterten an der wachſamen Eiferſucht der Kurfürſten; Gerhard von Mainz verweigerte die Zuſtimmung zu dieſen Verträgen und verließ das Hoflager des Königs. Durch dieſen mißlungenen Verſuch nicht abgeſchreckt und ohne Rückſicht auf den Haß, welchen er ſich dadurch zuziehen mußte, verfolgte Albrecht rüſtig das Streben nach Erweiterung ſeines Gebietes vermittelſt des königlichen Anſehens. Mit Johann I. erloſch um dieſe Zeit die männliche Linie der Grafen von Holland. Albrecht verſuchte ihre Beſitzungen Holland, Seeland und Friesland als eröffnete Reichslehen einzuziehen. Aber er mußte, obſchon er mit Heeresmacht nach den Niederlanden aufbrach, auch von dieſem Unternehmen abſtehen, und den nächſten Verwandten weiblicher Seite, den Grafen von Hennegau Johann von Avesnes, mit jenen Landſchaften belehnen.

Als Albrecht von dieſem Zuge zurückkehrte, gerieth er in offenen Streit mit den Kurfürſten. Der König hatte nämlich, uneingedenk deſſen, was er beſtätigt und verſprochen, bald nach ſeiner Thronbeſteigung die Forderung ergehen laſſen, dem Reiche alle ihm ſeit Friedrich's II. Zeiten entzogenen Güter und Rechte zurückzuſtellen, wobei hauptſächlich die Rheinzölle der drei geiſtlichen Fürſten und des rheiniſchen Pfalzgrafen gemeint waren. Jetzt betrieb er die Sache eifriger und entlockte abſichtlich den Städten Klagen über die Bedrückungen, welche ihr Handel durch dieſe Abgaben erfuhr. Da vereinigten ſich jene vier Kurfürſten durch ein förmliches Bündniß (October 1300) mit dem Könige von Böhmen, welchem Albrecht ebenfalls frühere Verheißungen nicht erfüllt hatte, um dieſem das Schickſal Adolf's zu bereiten. Albrecht aber ging mit einem ſchnell zuſammengebrachten anſehnlichen Heere und von den rheiniſchen Städten aufs beſte unterſtützt ſeinen Feinden entgegen, eroberte zuerſt die ganze Pfalz (1301), drang dann in die Länder der geiſtlichen Fürſten ein und zwang ſie zum Gehorſam (1302). Mit Hülfe der Städter hatte er ſogar die Burg Bingen eingenommen, deren Bezwingung eine der denkwürdigſten Waffenthaten des Mittelalters, vornehmlich durch

zwei von einem Mainzer erbaute Belagerungsmaschinen ermöglicht ward. Durch diesen glücklich geführten Krieg brachte er das Ansehn der Krone, welches seit seines Vorgängers Erwählung aufs tiefste gefallen war, wieder einiger Maßen empor, und rettete die königliche Macht vor der Gefahr, ganz in den Händen der Kurfürsten zu zerrinnen. Auch die Befreiung des Rheins von vielen schwer lastenden Zöllen konnte nur als eine Wohlthat für das Reich angesehen werden. Wär es Albrecht in diesen Dingen gelungen, so suchte jetzt auch sein bisheriger Widersacher, der Papst, welcher sich noch kurz vorher für die Kurfürsten erklärt und den Zwist durch seinen Richterspruch hatte entscheiden wollen, Aussöhnung und gutes Vernehmen; ja Bonifacius schenkte sogar an Albrecht, in seiner Erbitterung gegen Philipp den Schönen, von dem er immer stärker gedrängt ward, das Königreich Frankreich, dessen er Philipp für unwürdigt erklärt hatte; eine Gabe, die Albrecht, obgleich jetzt mit Frankreich gespannt, um so weniger annehmen wollte oder konnte, da der Geber selbst bald darauf der Macht jenes Herrschers unterlag.

So glücklich wußte Albrecht die Pläne der Kurfürsten zu seiner Entsetzung abzuwenden. Aber das Schwerere schien noch übrig, da ihr Bundesgenosse, der König von Böhmen, noch unbezwungen, ja in der Erweiterung seines Ansehns begriffen dastand. Wenceslaus II., Ottokar's Sohn, schon durch sein Erbreich mächtig, war im Jahre 1300 von einer unzufriedenen Partei in Polen, welche ihren Herrscher Wladislav Lokietek vertrieben hatte, herbeigerufen, und zu Gnesen zum Könige dieses Landes gekrönt worden. Auch Ungarn schien seinem Hause bestimmt. Dort nämlich war nach dem Tode des letzten Königs aus dem arpadischen Stamme, Andreas III. (1301), eine Partei für den neapolitanischen Prinzen Karl Robert, eine zweite für den Sohn des Böhmenkönigs. Albrecht, welcher der Vereinigung dreier so bedeutender Kronen nicht ruhig zusehen konnte, trat in beiden Staaten auf die Seite der Gegner des Wenceslaus und griff Böhmen in Verbindung mit Karl Robert an (1304), während Wladislav Lokietek mit ungarischer Hülfe in Polen eindrang. Trotz dieser günstigen Umstände aber richtete Albrecht nichts aus. Nachdem er Kuttenberg lange vergeblich belagert hatte, mußte er, durch Mangel, eintretende Kälte und Krankheiten in seinem Heere gezwungen, das Land verlassen. Als er sich zu einem zweiten Zuge rüstete, starb der Böhmenkönig (1305). Sein Sohn, der siebzehnjährige Wenceslaus III., entsagte der ungarischen Krone und versöhnte sich mit Albrecht, wurde aber schon ein Jahr darauf (1306) von einigen böhmischen Großen verrätherisch zu Olmütz ermordet. Mit ihm erlosch der alte böh-

mische Herrscherstamm, und Albrecht nahm das Land sofort als Reichslehen und kraft eines zwischen König Rudolf und Wenceslaus II. geschlossenen Vertrags für seinen ältesten Sohn Rudolf, dem er es bestimmte, in Anspruch. Er fand zwar an dem Herzoge Heinrich von Kärnthen, der mit des letzten Königs Schwester vermählt war, einen Gegner; als er indeß an der Spitze eines starken Heeres anrückte, erklärten sich die böhmischen Stände für Rudolf, welcher versprach, die Wittwe Wenceslaus II. zu heirathen. So schien Albrecht's Zweck erreicht. Rudolf hielt, von seinem Vater begleitet, seinen Einzug in Prag (1306), allein sein baldiger Tod (3. Juli 1307) veränderte auf einmal die Lage der Dinge. Obwohl er ein Jüngling von vorzüglichen Eigenschaften und großer persönlicher Liebenswürdigkeit war, so hatte doch seine kurze Regierung, weil er die Deutschen begünstigte und in seiner Hofhaltung weise Sparsamkeit einführte*), die Gemüther der österreichischen Herrschaft entfremdet, und die Stände wählten nunmehr den Herzog Heinrich von Kärnthen zum König. Albrecht brach alsbald von neuem in Böhmen ein, mußte sich jedoch wiederum unverrichteter Sache zurückziehen. Auch jenseit des Erzgebirges traf ihn Mißgeschick. Er behauptete, König Adolf habe diese Länder nicht sich, sondern dem Reiche erworben. In der That war die Mark Meißen eine Zeit lang im Besitze Wenzels II. von Böhmen, dem es Albrecht im Beginn seiner Regierung als Pfand überwiesen hatte, und sodann der Markgrafen von Brandenburg gewesen. Als nunmehr das Gebiet an den König zurückgegeben ward, setzten sich die Brüder Friedrich und Diezmann rasch in Besitz desselben und besiegten im Frühjahr 1307 bei Luka unsern Altenburg das Reichsheer unter dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, das der Kaiser gegen sie abgesandt hatte**). Indeß war Albrecht nicht der Mann, einmal gefaßte Entwürfe so bald aufzugeben, und fehlgeschlagene Versuche trieben ihn nur, dieselben leidenschaftlicher und hartnäckiger festzuhalten. Er ging nach Schwaben und Helvetien, dort neue Streitkräfte zur Bezwingung Böhmen's und Thüringen's aufzubieten.

Doch mitten unter diesen Zurüstungen traf ihn unerwarteter Tod von der Hand eines nahen Verwandten, den er durch seine unersättliche Ländergier wider sich aufgebracht hatte. Albrecht's Bruder Rudolf war

---

*) Vgl Palacky, Gesch. von Böhmen. II, 2, 54.

**) Die Schlacht, die übrigens der Burggraf gegen einen achtfach überlegenen Feind verlor, ist später sprichwörtlich geworden. „Es geht Dir nun als den Schwaben vor Luca" oder „Es wird Dir glücken, Wie den Schwaben bei Lücken."

früh (1288) mit Hinterlassung eines unmündigen Sohnes gestorben. Dieser, Johann genannt, war jetzt neunzehn Jahre alt geworden, aber der König zögerte noch immer, ihm seines Vaters Theil an dem Habsburgischen Erbgut heraus zu geben, und wollte ihn erst mit den in Thüringen noch zu machenden Eroberungen befriedigen. Der junge Herzog, unwillig und zornig, daß sein gerechtes, schon öfters gethanes Begehr immer abgewiesen ward, noch mehr gereizt, weil er Albrecht's dritten Sohn Leopold bei gleicher Jugend im Besitz von Ehre und Gütern sah, von Herrschsucht verblendet und bethört, faßte den furchtbaren Gedanken, durch Ermordung seines Königs und Oheims sich Rache und Land zu verschaffen. Es scheint, daß Johann den Plan, wenn auch nicht auf Anregung so doch unter Mitwissenschaft einiger dem Könige feindlichen Fürsten, gefaßt habe*); neben Eberhard dem Erlauchten von Würtemberg nennen gleichzeitige Schriftsteller besonders „den ungetreuen Wolf", den Erzbischof von Mainz, Peter Aichspalter, der, früher König Wenzel's Hofmedicus, Bischof von Basel geworden und nach dem Tode Gerhard's von Eppenstein auf den ersten geistlichen Stuhl Deutschland's erhoben war. Johann verband sich mit einigen Habsburgischen Dienstleuten im Aargau: Walther von Eschenbach, Ulrich von Balm, Rudolf von Wart und Konrad von Tegerfeld, die, durch Albrecht's strenge Herrschaft beeinträchtigt, von der Regierung eines jungen Fürsten bessere Tage erwarteten. Als nun Johann zu Baden dem Könige nochmals seine Bitte vortragen ließ, und wiederum nur Vertröstung auf die Zukunft erhielt, wurde die Ausführung des blutigen Vorhabens beschlossen. Albrecht war fröhlich und guter Dinge an diesem Tage (1. Mai 1308) wie selten. Nach der Tafel wollte er seiner Gemahlin, die von Rheinfelden kam, entgegenreiten, und die Verschwornen schlossen sich ihm an. Als man bei Windisch über die Reuß setzte, wußten sie unter dem Vorwande, daß der Nachen so wenig als möglich beschwert werden müsse, den König von seiner übrigen Begleitung zu trennen, und nachdem sie mit ihm am jenseitigen Ufer angekommen waren, hielt Johann die Fähre noch einige Zeit auf, damit

*) Johann war als der Sohn einer böhmischen Prinzessin an dem leichtfertigen Hofe Wenzel's in Prag erzogen worden. Palacky a. a. O. 64. macht darauf aufmerksam, daß sein Unmuth in der letzten Zeit hauptsächlich dadurch erregt worden sei, daß der König auch nach dem Tode des jungen Rudolf seine Absichten auf Böhmen nicht aufgegeben und dies Land nicht ihm, dem berechtigten Cognaten, sondern seinem zweiten Sohne, Friedrich dem Schönen, habe zuwenden wollen.

die Anderen nicht zu ſchnell nachkämen. Nun fiel Eſchenbach dem Könige in den Zaum. „Zu Hülfe Vetter!“ rief Albrecht; aber dieſer rannte ihm mit den Worten: „hier der Lohn des Unrechts“ das Schwert in den Nacken, daß es durch die Bruſt herausdrang. Balm ſpaltete ihm den Kopf. Der König ſank vom Pferde, und ſtarb in den Armen eines gemeinen Weibes, welches dem Morde zugeſehen. Die Angſt des Verbrechens raubte aber den Thätern dergeſtalt alle Beſinnung, daß ſie gar keinen Verſuch machten, es zu benutzen. Johann floh auf dem Roſſe des Königs davon. In Mönchsgeſtalt entkam er nach Italien; Kaiſer Heinrich VII. ſoll ihn in Piſa geſehen haben. Sein weiteres Schickſal iſt unbekannt, wahrſcheinlich iſt er in jener Stadt bei den Auguſtinern geſtorben. Ein Blinder, der zu Wien am Markte bettelte, gab ſich nachmals für ſeinen Sohn aus. Eſchenbach und Balm haben flüchtig und armſelig geendet; der erſtere als Hirt im Gebiete Eberhard's des Erlauchten, der andere in einem baſeler Kloſter. Friedrich der Schöne, Albrecht's zweitgeborner Sohn, dem dieſer die Regierung Oeſterreich's übertragen hatte, eilte mit einem Heer in die vorderen Lande, weil er einen weiter greifenden Aufſtand gegen die Herrſchaft ſeines Hauſes befürchtete. Er fand aber alles ruhig, nur ſeine Mutter Eliſabeth und ſeine Schweſter Agnes, die Wittwe des Königs Andreas III. von Ungarn, in voller Thätigkeit, eine fürchterliche Rache zu üben. Die Schlöſſer der Verſchworenen wurden gebrochen, ihre Beſitzungen verwüſtet, ihre Anverwandten, Diener und Unterthanen umgebracht. Forwangen, die Burg des Herrn von Balm, ergab ſich auf Gnade, aber Agnes ließ die drei und ſechzig Reiſige der Beſatzung vor ihren Augen enthaupten. Noch Schlimmeres, aber nicht ganz Verbürgtes, wird erzählt. Als Walther von Eſchenbach's feſtes Haus Maſchwanden geſtürmt und alles niedergehauen wurde, hörte Agnes deſſen Kind im Kämmerlein wimmern. Sie wollte es erwürgen, aber die rohen Kriegsleute erweichte der Anblick, mit Mühe riſſen ſie es der Königin aus den Händen. Der Herr von Wart, der den Mord nur mit angeſehen haben ſoll, wurde ergriffen und lebendig aufs Rad geflochten. In dieſem Zuſtande athmete er noch drei lange Tage. Neben ihm hielt ſein Eheweib mit übermenſchlicher Anſtrengung in Gebet auf dem Hochgerichte aus, bis er verſchieden war. Bald nachher ſank auch ſie ins Grab. Als Friedrich ſolchem Wüthen Einhalt thun wollte, ſprach ſeine Mutter: „Du haſt den blutigen Leichnam nicht erblickt. Barfuß und bettelnd wollte ich die Welt durchziehen, wenn ich Deinen Vater unter den Lebendigen wüßte.“ Man ſieht hieraus wenigſtens, daß Albrecht den Zeitgenoſſen nicht mit Unrecht für einen zärtlichen Gatten und Va-

ter galt. Gegen tausend unschuldige Männer, Weiber und Kinder opferte die rasende Leidenschaft der beiden Frauen den Manen des Königs durch Henkers Hand. An der Stelle, wo er gefallen, bauten die Fürstinnen das Kloster Königsfelden, wo Agnes ihre übrigen Tage (sie starb erst 1364) unter Andachtsübungen zubrachte, und den Ruf großer Heiligkeit gewann. Albrecht's Leichnam ward zusammen mit dem seines Gegners Adolf in Speier beigesetzt.

---

5. Befreiung der schweizerischen Waldstätte.

(1231—1309.)

Das allgemeine Streben der Zeit, Reichsrechte und Freiheiten zu eigener Verwaltung und Unabhängigkeit durch Verwilligung oder Gewalt an sich zu bringen, welches seit der Herrschaft Friedrich's II. die Fürsten und Herren Deutschland's ergriffen hatte, dehnte sich jetzt von den Stadtgemeinden herab auch auf die Landleute aus, den gedrücktesten Stand der Gesellschaft. Sind auch diese Erscheinungen, welche endlich zur Losreißung vieler Provinzen und zur Verwandlung der Monarchie in die Republik einzelner Landesherren, Gemeinden und Ritterschaften unter einem gewählten Vorsteher führten, im Ganzen und Großen genommen als Zertrennung der Einheit und Zersplitterung der Kräfte eines ehemals mächtigen und gewaltigen Reiches zu beklagen, so beruht doch andrer Seits auf dieser selbständigen Durchbildung der kleineren politischen Kreise jene Mannichfaltigkeit und jener Reichthum des inneren und geistigen Lebens, welches die deutsche Geschichte in den folgenden Jahrhunderten, trotz der großen Schwäche nach Außen, auf allen Seiten zeigt.

Das helevitische Land war von Heinrich IV. 1097 der einen Linie der Zähringer als herzogliches Gebiet, wenn auch nicht unter diesem Namen, überlassen worden. Im Jahre 1218 starb das Geschlecht, unter dessen Verwaltung das Land zu schöner Blüthe gediehen war, aus, und die Hoheitsrechte gingen wie überall im Reiche auf die in den Gegenden angesessenen Grafen über. Die bedeutendsten von diesen waren zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts im Aargau und Zürichgau die Grafen von Habsburg, die, von geringeren Anfängen aus mehr und mehr emporwachsend, endlich als Erben der Grafen von Kyburg und Lenzburg einen weit ausgedehnten Landstrich unter ihrer Botmäßigkeit vereinten.

Dazu gehörten auch die sogenannten Waldstätte Uri, Schwyz, Unterwalden. Indessen war ihre Stellung zu den einzelnen dieser Kantone nicht dieselbe, sie walteten darin in sehr verschiedenen Aemtern; ebensowenig waren die persönlichen Rechte der Einwohner unter einander gleich. In Uri, dessen Grund und Boden zum Theil dem Frauenmünster in Zürich seit den Zeiten Ludwig's des Frommen gehörte, gab es neben den Hintersassen dieser und anderer Grundherrschaften auch freie Leute; in Schwyz war die Mehrzahl der Einwohner frei, einen einheimischen Adel gab es nicht; in Unterwalden, das noch keine Einheit bildete, sondern in Nidwalden und Obwalden zerfiel, waren der freien Leute nur wenige, die meisten standen unter Hofrecht der Grundbesitzer, verschiedener Klöster und der Grafen von Habsburg. Im Laufe der Zeit hatten die hörigen Leute, besonders die Hintersassen der geistlichen Stifte, sich allmählig zur Freiheit hinaufgearbeitet, sie nannten sich freie Gotteshausleute; die Beamten, welche ihnen Seitens der Hofherren geboten, hatten die Stellung freier Vasallen gewonnen (Meier und Kellner), und nicht selten geschah es, daß ihnen um dieser Selbständigkeit willen das Amt entzogen und an Ammänner (ministri) gegeben ward. Unterstützt wurden die Bewohner der Waldstätte in diesem Streben nach Befreiung dadurch, daß manche Gemeinden ganze Distrikte in ungetheiltem, gemeinsamem Besitz hatten (Allmende) und eine Markgenossenschaft bildeten. In späterer Zeit trat der günstige Umstand hinzu, daß die Vögte der Klöster, zunächst nur die Verwalter der niederen Gerichtsbarkeit, auch das Grafengericht an sich rissen oder sich von diesem befreiten; und wenn nun auch die Habsburger Grafen es schrittweise dahin brachten, daß sie neben dem Grafenamt die Vogtei ihrem Hause erwarben, so war damit doch nicht nur eine völlige Ausgleichung in den persönlichen Rechten aller Bewohner bewirkt, sondern es konnte durch das Reich mit der Grafschaft auch über die damit verwachsene Vogtei in der Weise verfügt werden, daß sie einem andern Geschlechte übertragen ward; ohnehin hatten die freien Schwyzer bei der Besetzung der Vogtei von Alters her nicht selten durch ihre Wahl mitgewirkt. So war es denn für das Land von der folgenreichsten Bedeutung, daß 1231 König Heinrich, der damals statt seines Vaters Friedrich II. in Deutschland regierte, den Leuten des Thales Uri durch eine Urkunde erklärte, daß er sie von den Habsburger Grafen befreit habe und stets bei dem Reiche halten wolle; die Ursachen, weshalb die Vogtei an das Reich zurückgenommen ward, sind nicht mehr zu übersehen. Bald folgte dieselbe Vergünstigung für Schwyz, das Friedrich II. gleichfalls unter unmittelbaren kaiserlichen Schutz nahm (1240); Unterwalden

machte wenigstens, im Bunde mit Lucern, den Versuch, sich der Vogtei der Habsburger zu entziehen, was um so leichter schien, da das Geschlecht sich augenblicklich in zwei Linien theilte, die in der Politik verschiedenen Fahnen folgten. Mit dem Jahre 1273, als Graf Rudolf deutscher König ward, trat eine Aenderung insofern ein, als die Rechte der Grafen und Vögte mit denen des Königs und des Reiches in einer Person vereinigt waren; aber wenn auch der König nichts that, die erworbenen Privilegien der Lande zu bestätigen oder zu erweitern, so befolgte er doch in der Praxis den Grundsatz, die Gewohnheiten bestehen zu lassen und wählte die Ammänner, denen er die Vogtei zu verwalten gab, nur aus Eingeborenen. Als nun Rudolf starb, benutzten die Waldstätte dieses Ereigniß sofort zur Errichtung eines ewigen Bundes (1. Aug. 1291), der, zunächst auf Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes geschlossen, doch darin über die den Gemeinden zukommenden Befugnisse hinausging, daß er den Blutbann, die hohe Gerichtsbarkeit, diesen selbst zuwies. König Adolf bestätigte sodann die Privilegien Friedrich's II., und die Waldstätte schritten alsbald gegen die geistlichen Stifter, die Besitzer der großen Liegenschaften ihrer Lande, in der Weise vor, daß sie eine weitere Anhäufung von Grund und Boden in der Hand der Kirche verboten. Nach der Schlacht bei Göllheim konnte freilich eine Anerkennung Albrecht's und die Unterwerfung unter seine Botmäßigkeit nicht ausbleiben, und er seinerseits bestätigte die Reichsunmittelbarkeit der Kantone nicht, auch mag er die Absicht gehabt haben, die Vogtei an sein Haus zurückzubringen; doch erscheint, so lange er lebte, keine Spur von Vögten in den Landen, es wurde vielmehr das Amt derselben von eingeborenen Landammännern verwaltet. Nach der Ermordung Albrecht's eilten die Waldstätte sich der Gunst des neuen Königs Heinrich VII. zu versichern, der ihnen (3. Juni 1309) ihre Reichsunmittelbarkeit bestätigte und ihnen sogar das Privilegium verlieh, daß sie mit Ausnahme des königlichen Hofgerichtes vor keinen weltlichen Richter außerhalb ihrer Thäler gezogen werden sollten. Eine Kette von inneren Fehden hatte diese ganze Entwickelung begleitet und gefördert.

Die Sage, gestaltet und genährt durch die Volkspoesie, erzählt bekanntlich den Verlauf der Thatsachen ganz anders, indem sie dieselben zugleich auf ein viel kürzeres Zeitmaß zusammendrängt. Nach ihr ernannte Albrecht einen Geßler von Brunneck und Beringer von Landenberg zu Vögten. Von Natur trotzig und herrisch, bestraften diese beiden Männer jeden Fehler streng, und reizten die Gemüther durch hochmüthige Verachtung. Als Geßler vor dem neuerbauten stattlichen Hause Werner Stauf-

ſacher's, eines wohlbegüterten und angeſehenen Landmanns zu Schwyz vorbeiging, ſagte er: „ich will nicht, daß die Bauern Häuſer bauen ohne mein Verwilligen, will auch nicht, daß ihr ſo frei lebet, als ob ihr ſelbſt Herren wäret, ich werde mich unterſtehen, es euch zu wehren.“ Es geſchahen Thaten arger Willkür und Tyrannei, die zur Selbſthülfe aufreizten. Als Wolfenſchieß, Vogt auf Rotzberg, zu dem ſchönen Weibe Konrad Baumgarten's ins Haus kam, ihr befahl, ihm ein Bad zu bereiten, und dann Ungebührliches von ihr begehrte, ward er von dem Manne, den er fern glaubte, im Bade mit der Axt erſchlagen. Einem Bauer aus dem Melchthal in Unterwalden, Namens Heinrich, ließ Landenberg um einer geringen Urſache willen zwei ſchöne Ochſen vom Pflnge nehmen, und dazu ſagen, die Bauern könnten den Pflug wohl ſelber ziehen. Als nun bei dem Wortwechſel darüber Heinrich's Sohn Arnold dem Knechte des Vogts durch einen Schlag mit dem Stocke im Zorne den Finger zerbrach und dann die Flucht ergriff, befahl der grauſame Vogt deſſen altem Vater die Augen auszuſtechen. Arnold hielt ſich bei Walther Fürſt von Attinghauſen im Lande Uri verborgen; zu dieſem kam auch Stauffacher, angeſpornt, von ſeiner Frau, die voll Unruh wegen Geßler's Aeußerungen über ihr Haus war, um ſich mit ſeinen Freunden über das, was dem Lande Noth thue, zu berathen. Die Drei waren einig, daß der Tod beſſer ſei als ungerechtes Joch zu dulden. Nachdem ſie hierauf ihre Vertrauten und Verwandten erforſcht hatten, brachten ſie aus verſchiedenen Orten Freunde auf das Rütli, eine Wieſe in einſamer Gegend am Ufer des Waldſtätterſee's, wo ſie bei Nacht ſich verſammelten. Am Mittwoch vor Martinstag im November 1307 kamen ſie, jeder von zehn Männern ſeines Landes begleitet, an dieſen Ort. „Als dieſe drei und dreißig herzhaften Männer, ſagt der berühmte Geſchichtſchreiber des Schweizervolks Johannes Müller, durch die Gefahr der Zeiten zu der innigſten Freundſchaft vereinigt, im Rütli bei einander waren, fürchteten ſie ſich nicht vor König Albrecht und nicht vor der Macht von Oeſterreich.“ Walther Fürſt, Arnold von Melchthal und Werner Stauffacher ſtreckten die Hände gen Himmel und ſchwuren: daß in dieſen Sachen Keiner nach eigenem Gutdünken etwas wagen, Keiner den Andern verlaſſen ſolle; ſie wollten kein Blut vergießen, aber die Freiheit behaupten und den Enkeln aufbewahren. Die Dreißig hoben ebenfalls ihre Hände empor, und leiſteten bei Gott und bei den Heiligen denſelben Eid.

Unter dieſen Verſchwornen befand ſich auch Wilhelm Tell, ein Urner, Walther Fürſt's Eidam. Dieſer verſäumte, einem Hute, welchen Geßler auf dem Markte in Altorf als Zeichen der landesherrlichen Ge-

welt auf eine Stange hatte stecken lassen, die befohlene Ehrerbietung zu erweisen. Geßler, ohne auf Tell's Entschuldigung, daß es nur aus Versehen geschehen sei, zu achten, ließ dessen Kinder holen, und befahl ihm, einem derselben einen Apfel vom Haupte zu schießen; fehle er beim ersten Schuß, so müsse er sterben. Tell bat um Gottes Willen, ihn nicht zu einer so unnatürlichen That zu zwingen. Vergebens, der Vogt drohte, wenn er nicht gehorche, ihn und das Kind zu tödten. Da schoß Tell, und traf glücklich den Apfel ohne das Kind zu verletzen. Vorher hatte er noch einen andern Pfeil in seinen Koller gesteckt, und als Geßler ihn nun um die Ursache fragte, auch, was es immer sein möge, ihm das Leben zusicherte, erklärte Jener keck, daß er bei schlimmerem Ausgang den Sohn gerächt haben würde. Der Vogt befahl hierauf seinen Dienern, ihn zu greifen, getraute sich aber nicht, ihn im Lande Uri gefangen zu halten; er ließ ihn binden und in einen Kahn werfen, um ihn über den Waldstätter See aus dem Lande zu führen. Schon war man jenseits des Rütli gekommen, als plötzlich der furchtbare Sturm, den die Schweizer Föhn nennen, losbrach. Da ließ Geßler den Tell, der als kundiger Schiffer bekannt war, losbinden, damit er das Ruder führen möchte. Jener thats und fuhr am Felsenufer hin, nach Axemberg zu. Hier aber ersah er die Gelegenheit, ergriff sein Schießzeug und sprang aus dem Nachen auf einen platten Felsen, den er hinan kletterte, während das Fahrzeug vom Felsen in den See zurückprallte. Dann entfloh er durch das Land Schwytz. Auch Geßler entkam dem Sturm und landete bei Küßnacht, aber nur um dem gefährlichern Feinde in die Hände zu fallen. Denn Tell wartete seiner hier in einem Hohlweg, und streckte den sich sicher Wähnenden mit einem Pfeil zu Boden.

Tell's That erhöhte den Muth der Bauern und sie versuchten es die Burgen zu gewinnen. Zu Unterwalden ließ sich ein Jüngling am ersten Tage des Jahres 1308 von seinem Mädchen auf dem Schlosse Rotzberg an einem Seile in ihre Kammer ziehen, und brachte zwanzig Freunde auf dieselbe Weise hinein, mit denen er sich des Burgamtmanns und seiner Knechte versicherte. Landenberg, der zu Sarnen wohnte, begegnete, als er an demselben Morgen in die Messe ging, zwanzig Männern von Unterwalden, die nach alter Sitte Kälber, Ziegen, Lämmer u. dgl. zum Neujahr brachten, und ließ sie mit ihren Geschenken in die Burg ziehen. Kaum waren sie aber im Thore, so zog jeder auf ein gegebenes Zeichen ein Eisen aus dem Busen und steckte es an einen spitzen Stock. Mit dieser Wehr und dreißig anderen Gesellen, die aus einem Hinterhalt herbeieilten, bemächtigten sie sich des Schlosses und seines

Bewohner. Nun tönten von Alp zu Alp die verabredeten Zeichen, und auch aus den übrigen Orten des Bundes wurden die Zwingherren vertrieben. Dem Landenberg, der auf der Flucht hinter Sarnen eingeholt ward, geſchah nichts Leides, er wurde nur an die Grenze geführt, und mußte ſchwören, das Gebiet der Waldſtätte nicht wieder zu betreten. Er eilte zum König Albrecht, von dem er Hülfe und Rache erwartete. Aber noch ehe dieſer das Vorgefallene zu ahnden vermochte, ward er ermordet, und die Schweizer konnten ſich ihres mit Mäßigung und ohne Frevelthat vollführten Unternehmens ruhig erfreuen.

Die neueren Forſchungen haben allem Anſchein nach unwiderleglich ergeben, daß dieſe Ueberlieferungen, wie ſie nicht vor Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ihre volle Ausbildung erfahren haben, ſo auch den wirklichen, geſchichtlich beglaubigten Thatſachen und Rechtsverhältniſſen in unausgleichbarer Weiſe widerſtreiten. Selbſt die Perſönlichkeit des Tell iſt hiſtoriſch nicht nachzuweiſen, und ſcheint vielmehr einer Sage entlehnt, die in ganz ähnlicher Faſſung aus dem germaniſchen Norden ſtammt *).

6. Frankreich unter Philipp III. und Philipp IV. dem Schönen.

Auf Ludwig IX. folgte deſſen dreißigjähriger Sohn Philipp III. Im Feldlager von Tunis empfing er die Huldigung (Thl. VI. S. 284), führte das Kreuzheer glücklich zurück, und beſtattete den theuern Leichnam ſeines Vaters zu St. Denys. Wenn es dem neuen Könige auch an weiter blickender Einſicht und an hervorragendem Geiſte fehlte, ſo fand er doch die Regierung durch die Anſtrengungen ſeines Vorgängers in ſolchem Grade geachtet und geſichert, daß es ihm nicht ſchwer wurde, dieſelbe ohne Störung und Unruhen beinahe ſechszehn Jahre lang fortzuführen. Als ſein Oheim Alfons von Poitou noch auf der Rückreiſe von Afrika ohne Erben ſtarb (Thl. VI. S. 275), vereinigte er deſſen

*) Das Meiſte zur Aufhellung der ganzen Frage hat ein ſchweizeriſcher Geſchichtsforſcher, Kopp, gethan. Vgl. die Zuſammenſtellung des Materials bei Huber, die Waldſtätte Uri, Schwyz, Unterwalden bis zur Begründung ihrer Eidgenoſſenſchaft. Innsbruck 1861. Die daſelbſt S. 92 erwähnte Klingenbergiſche Chronik iſt nunmehr von Henne, dem Wiederauffinder, veröffentlicht; auch in ihr findet die herkömmliche Ueberlieferung keine Stütze.

Besitzungen Poitou und Toulouse mit der Krone. Der Besetzung Navarra's, so wie der Steitigkeiten mit dem Könige Alfons X. von Castilien ist schon bei der Geschichte jener Reiche gedacht worden. Nach der Sicilischen Vesper erklärte Philipp, seines Volkes Ehre und seines Oheims Unglück zu rächen, auch dem Eroberer Sicilien's, Peter von Aragonien, den Krieg. Papst Martin IV. unterstützte ihn mit Bannbullen, und verschenkte sogleich, nach der damaligen Weise der Päpste, das Königreich Aragonien an einen der jüngeren Söhne Philipp's III., mit der Bedingung jedoch, daß es nie mit der französischen Krone vereinigt werden sollte. Es kam indeß nicht so weit. Zwar überstieg Philipp 1285 mit einem Heere die Pyrenäen, und eroberte mit vieler Mühe Gerona, allein Mangel und Krankheiten und der Verlust seiner Flotte, welche von den Aragoniern besiegt worden war, nöthigten ihn schon nach einigen Monaten zum Rückzug. Auf diesem erkrankte er selbst so schwer, daß er schon zu Perpignan am 5. October 1285 starb.

Sein Sohn Philipp IV., obgleich erst im neunzehnten Jahre seines Alters, übernahm mit der Krone das Streben früherer Träger derselben, die hemmenden Bande des Lehnswesens zu sprengen, den Thron unumschränkt und hoch über alle zu stellen und der Regierung durch königliche Gerichts- und Verwaltungsbeamte immer größere Gewalt zu verschaffen. In der Art und Weise, diese Entwürfe zu verfolgen, glich Philipp weniger seinem Großvater, als seinem Ahnen, dem zweiten Philipp. Aber wie des ersten edle Haltung und strenge Gerechtigkeit fern von ihm waren, so übertraf er den letzteren bei weitem an Herrschsucht und Habgier, und alle seine Vorfahren an gewaltsamer Rücksichtslosigkeit. Es lebte eine Gesinnung in ihm, die im Bewußtsein überlegener Klugheit vor keinem Mittel zur Erreichung seiner Zwecke erschrak, die kein Recht achtete, und die Macht der geltenden Meinungen nicht scheute. „In ihm erhob sich der Gedanke der Krone und des Reiches über alles Andere. Durch sein ganzes Dasein weht schon der schneidende Luftzug der neueren Geschichte. Die große Anzahl der Erlasse, in denen er richterliche, legislative und exekutive Gewalt vereinigt, setzt in Erstaunen; in alle Beziehungen des Lebens dringt er mit dem Begriffe der königlichen Macht ein; der Gesichtspunkt der Religion weicht zurück; die Rede ist hauptsächlich von den Rechten der Majestät, von Steuern und Bewilligung der Steuern, sogar von dem Anrecht der Krone an alles Silber und Gold im Reiche, dessen Werth sie nach Gutdünken festsetzen will*)."

*) Ranke, Französ. Gesch. I. 48.

So begann er denn gegen die Feudalität nicht minder wie gegen jene andre das Mittelalter beherrschende Macht, die Hierarchie, als sie ihm hinderlich in den Weg trat, einen Kampf, dessen Ergebniß für die Entwickelung des französischen Reichs, ja der ganzen neueuropäischen Welt, sehr bedeutend wurde.

Unter den französischen Vasallen, die vor seinem Thron erschienen, den Huldigungseid zu leisten, war auch Eduard I., König von England. Er ward (Ostern 1286) mit großer Pracht zu Paris empfangen, schloß daselbst einen Vertrag mit dem neuen Könige, und ging zu Pfingsten nach Bourdeaux, um einen Frieden zwischen Frankreich und Aragonien zu vermitteln, der indeß erst später zu Stande kam. Aber zwischen Frankreich und England selbst dauerte das freundliche Verhältniß nicht allzu lange. Ein zufällig entstandener Streit zwischen englischen und normannischen Seeleuten führte zu größeren Feindseligkeiten der Hafenstädte beider Nationen. Philipp forderte Ersatz und Bestrafung der Schuldigen, und erließ 1293 eine Vorladung an den König von England als seinen Lehnsmann, zur Verantwortung über die gegen ihn erhobenen Klagen. Eduard wünschte, diese ungelegenen Händel in Güte beizulegen, weil er in Schottland beschäftigt war (s. Abschn. 9). Er schickte demnach seinen eigenen Bruder Edmund mit der ausgedehntesten Vollmacht nach Paris; und dieser schloß im Anfange des Jahres 1294 einen geheimen Vertrag ab, wonach dem Könige von Frankreich zur Wiederherstellung und Genugthuung seiner lehnsherrlichen Ehre sechs Plätze in der Gascogne übergeben werden sollten, so daß er in jede einen Bevollmächtigten senden möge, die Gewalt aber den englischen Beamten bleibe; dagegen solle die Ladung Eduard's vor den Pairshof zurückgenommen werden. Philipp sprach sogar von einer Vermählung seiner Schwester Margaretha mit dem König von England, und Eduard ließ sich täuschen. Um einen Beweis des vollkommensten Vertrauens zu geben, befahl er die ganze Gascogne zu Händen des Königs von Frankreich zu stellen, nach feierlicher Zusicherung der Rückgabe. Aber vergebens wurde dieselbe erwartet, vielmehr ließ Philipp den König von England noch einmal vor sein Gericht rufen, und als er nicht erschien, ihn seiner Lehen verlustig erklären.

Im höchsten Zorne suchte Eduard seine Streitkräfte, die größtentheils gegen die Schotten nöthig waren, gegen Frankreich durch Bündnisse zu stärken. Allein während er den deutschen König Adolf durch große Geldsummen zu einer Verbindung bewog, die ohne Folgen blieb (o. S. 83), schloß Philipp mit dem Grafen Otto von Burgund einen

höchst vortheilhaften Vertrag, vermittelst dessen der Letztere seine einzige Tochter einem französischen Prinzen zu geben, und sein Land, bis dahin ein deutsches Lehen, vom Reiche abzureißen und unter französische Hoheit zu bringen versprach. Selbst diese Ungebühr konnte Adolf nicht einmal hindern. Ebenso gering war die Hülfe, welche andre Bundesgenossen leisteten. Graf Veit II. von Flandern war gegen Philipp aufgebracht, weil sich derselbe früher in seine Zwistigkeiten mit den Bürgern von Gent zu Gunsten der letzteren eingemischt hatte, und als ihm nun Eduard die Vermählung des Prinzen von Wales (s. Abschn. 9) mit seiner Tochter Philippa versprach, erbot er sich insgeheim zum Kriege gegen Frankreich. König Philipp, von Allem unterrichtet, äußerte arglistig: es würde ihm leid thun, seine liebe Pathe Philippa nicht noch einmal vor ihrer Abreise nach England zu sehen, und verlockte dadurch wirklich den treuherzigen Grafen, ihm mit den Seinigen einen Besuch zu Corbeil zu machen. Sie wurden freundlich empfangen; aber als sie sich zur Heimkehr rüsteten, erklärte Philipp, Veit habe durch seine Verbindung mit dem Feinde des Reiches Leib und Gut verwirkt, und bleibe vorerst mit seiner Familie gefangen. Sie wurden nach Paris in den Thurm des Louvre gebracht.

Auch die Absicht Eduard's, selbst an der Spitze eines großen Heeres in Frankreich einzubrechen, wußte Philipp zu verhindern. Er schloß nämlich 1295 mit dem König Johann von Schottland ein Bündniß, bot ihm eine französische Prinzessin für seinen Sohn an, und brachte es dahin, daß dieser dem Könige von England den Lehnseid aufkündigte und die Länder desselben anzugreifen versprach. Selbst die wilden, kurz vorher erst von Eduard bezwungenen Bewohner von Wales reizte Philipp zur Empörung, und machte dem Könige von England dadurch so viel zu schaffen, daß er an eine Wiedereroberung der Gascogne gar nicht denken und den Verlust Guienne's, welches die Franzosen nach einem Siege über seine Truppen (1296) besetzten, nicht verhindern konnte.

---

7. Philipp IV. im Kampfe mit Bonifacius VIII.

Um dieselbe Zeit gerieth Philipp in Streit mit der Kirche, dessen Veranlassung durch den englischen Krieg gegeben wurde. Es hatte damals (1294) den päpstlichen Stuhl Bonifacius VIII. bestiegen, ein

kräftiger, ſtolzer Greis, der ſich nichts Geringeres vorgeſetzt hatte, als das Werk eines Gregor VII. und Innocenz III. zu vollenden, und das theokratiſche Princip, nach welchem die höchſte weltliche, wie die höchſte geiſtliche Macht in den Händen des Papſtes ſei, auf dem Gipfel der Herrſchaft für immer zu befeſtigen. Er iſt derjenige Papſt, der das Princip der irdiſchen Allmacht der Kirche am offenſten ausgeſprochen und durchzuführen verſucht hat. In der That ſchienen damals nur noch wenige Schritte zur vollſtändigen Erreichung dieſes Zieles nöthig. Die Rechtstheorie der Zeit erkannte den Papſt als den oberſten Stellvertreter der Gottheit ſowohl in Beziehung auf den Staat als auf die Kirche an; das Verhältniß der Kirche zu der bürgerlichen Geſellſchaft und ihren Gliedern war ſicherer geordnet, die Herrſchaft der römiſchen Kirche über alle übrigen Mächte feſter gewurzelt, die Mittel, die Völker zu beſteuern und mit ſchweren Schatzungen zu belegen, waren zahlreicher und in beſſern Gang gebracht als je. Das Kaiſerthum, welches die Päpſte ſo oft geſchreckt und zu einem gefährlichen Kampfe um die Behauptung der Weltherrſchaft gezwungen hatte, war umgeſtürzt, und die deutſchen Könige, die ſich Nachfolger jener Kaiſer nannten, zu unbedingter Willfährigkeit und ruhigem Gehorſam gebracht. Aber eben das Zerwürfniß Deutſchland's und Italien's, welches dieſe Papſtherrſchaft begünſtigte, täuſchte Bonifacius über die Macht des Gegners, der jetzt gegen ihn auftrat. Indem er überſah, oder nicht achtete, wie ganz anders ſich die Verhältniſſe in Frankreich geſtaltet hatten, und welche Mittel ſich hier einem Herrſcher darboten, der Klugheit und Feſtigkeit beſaß, ſie in ihrem ganzen Umfange zu benutzen, unterlag er in dieſem denkwürdigen Kampfe und bereitete dadurch der Hierarchie eine Reihe von Demüthigungen, die zwar ihren Sturz nicht herbeiführten, doch aber eine große Erſchütterung und Herabſpannung ihrer hohen Anſprüche zur Folge hatten.

Kraft des ſchönen von den herrſchenden Anſichten anerkannten päpſtlichen Berufs, zwiſchen Völkern und Fürſten Frieden zu ſtiften, ließ Bonifacius eine Aufforderung an die Könige von Frankreich und England ergehen, ihren Krieg zu endigen, und bot ſich ſelbſt zum Vermittler an. Eduard, durch ſeine Händel mit Schottland gedrängt, war zu dem vorgeſchlagenen Waffenſtillſtand erbötig; aber Philipp gab zur Antwort, ein König von Frankreich ſei nicht gewohnt, in Staatshändeln Geſetze anzunehmen, ſein Streit mit England ſei keine Religionsſache, und einem Papſte ziemten höchſtens Ermahnungen, nicht Befehle. Er war um ſo mehr gereizt, weil ſich der Papſt auch des Grafen von Flan-

dern angenommen und verlangt hatte, daß Philipp sich über sein Verfahren gegen diesen Fürsten vor ihm rechtfertigen solle.

Bonifacius benutzte bald darauf eine andere Veranlassung, dem Könige seine Gewalt fühlbar zu machen. Da Philipp zu den Kriegskosten von den Kirchen seines Reichs eine schwere Beisteuer erpreßt hatte, so erschien die Bulle Clericis Laicos*), in welcher Jeder mit dem Bann bedroht wurde, der den Geistlichen Abgaben und Leistungen ohne päpstliche Genehmigung auflegen würde (1296). Dagegen erließ Philipp eine Verordnung, welche Geld und Kostbarkeiten aus Frankreich in fremde Länder auszuführen oder zu verschicken untersagte, und auf jene Bulle ward eine kräftige Antwort gegeben. Die Könige, hieß es darin, hätten ihre Majestätsrechte geübt, ehe noch die Klerisei einen Theil des Staats ausgemacht habe. Die Freiheiten der Geistlichen dürften dem allgemeinen Wohl nie nachtheilig werden. Die Priester seien Glieder des Staats, wie die Laien, und müßten demnach auch dessen Lasten tragen helfen, um so mehr, da sie die größten Güter besäßen. Dürften sie Gaukler und Buhlerinnen unterhalten, so werde es ihnen auch wohl anstehen, ihre Schätze zur allgemeinen Wohlfahrt herzugeben. Ihnen dies verbieten, hieße den Feinden beistehen. „Wir verehren, so schließt das Schreiben, Gott mit Glauben und Ehrfurcht, und schätzen die Kirche und ihre Diener, aber unvernünftige und unbillige Drohungen scheuen wir keineswegs, denn vor Gottes Gnade hoffen wir allezeit gerecht befunden zu werden. Hat sich nicht der König von England, unser Lehnsmann, geweigert, vor unserm Gericht zu erscheinen? Da sahen wir uns denn genöthigt, seine Lehnsländer einzuziehen. Welcher Fürst wird sich in diesem Fall nicht vertheidigen? Auch der König von Deutschland darf sich nicht über die Einziehung der Grafschaft Burgund beschweren, da er Uns, wie bekannt, auf eine übermüthige Art herausgefordert, und mit noch ärgerer Behandlung gedroht hat." Sogar die französische Geistlichkeit machte dem Papste Vorstellungen über die Gefahren, mit welchen die erlassene Bulle sie bedrohe, da die Fürsten und Barone, bei denen so viel Kirchengut zu Lehn ginge, über die Einschränkung des Rechts der Besteuerung nicht minder aufgebracht wären, als der König.

Inzwischen hatte das Gericht der Pairs von Frankreich den Grafen Veit unschuldig befunden, und Philipp hatte in seine Freilassung willigen

*) Die päpstlichen Bullen werden nach ihren Anfangsworten bezeichnet.

müſſen, doch ſo, daß Philippa als Geißel für die Treue ihres Vaters am franzöſiſchen Hofe zurückblieb. Kaum hatte dieſer aber ſein Gebiet betreten, als er das Bündniß mit England erneute, und den Krieg gegen Frankreich offen erklärte. Dafür brach Philipp 1297 mit 60,000 Mann in Flandern ein. Weit und breit wurde geplündert, und Lille nach tapferem Widerſtande eingenommen, worauf Courtray, Douay und Brügge freiwillig die Thore öffneten. Der König von England war zwar nach Gent herüber gekommen, aber mit zu geringer Heeresmacht, um nachdrückliche Hülfe leiſten zu können, und König Adolf's Unterſtützung, auf die gerechnet worden war, blieb ganz aus. Man ſchloß endlich, da ſich der Winter näherte, einen Waffenſtillſtand, in welchem die Franzoſen alle eingenommenen Städte behielten, und Philipp kam am Tage Allerheiligen ſehr vergnügt wieder in Paris an.

Der Papſt, der die Zurückhaltung ſeiner Einkünfte aus Frankreich ſchmerzlich empfand und außerdem gerade damals im Kirchenſtaate ſelbſt durch die Partei des feindlich geſinnten Hauſes der Colonna bedrängt wurde, ſah ſich genöthigt, nachzugeben, und ſtellte über ſeine vorige Bulle eine ſo mildernde Erklärung aus, daß alles Anſtößige daraus verſchwand. Noch mehr, er vollzog die Heiligſprechung Ludwig's IX. auf die feierlichſte Art, nachdem mehrere Perſonen bezeugt hatten, daß ſie dieſen König während ſeines Lebens drei und ſechzig Wunder verrichten geſehen. Nach ſolchen Dienſten hob denn Philipp der Schöne auch das Verbot der Geldausführung wieder auf und nahm ſogar des Papſtes Friedensvermittelung an, jedoch nach vorgängiger ausdrücklicher Erklärung, daß er Bonifacius hierbei nur als einen Privatmann anſehe. Allein deſſen Entſcheidung, daß die Eroberungen ſowohl gegen Flandern als gegen England zurückgegeben werden ſollten, erſchien dem Könige von Frankreich wieder viel zu günſtig für ſeine Feinde, ſo daß er ſie mit Unwillen verwarf, und den Krieg im Jahre 1300 von Neuem eröffnete. Ganz Flandern wurde erobert, Graf Veit, von England verlaſſen, ſah ſich in der traurigſten Lage, und ergab ſich endlich dem Bruder Philipp's, dem Grafen Karl von Valois, der das franzöſiſche Heer befehligte. Dieſer rieth ihm, mit ſeinen beiden Söhnen ſelbſt nach Frankreich zu eilen und des Königs Großmuth anzuflehen; ſollte es ihm indeß nicht gelingen, innerhalb eines Jahres einen Frieden zu erhalten, ſo verſpreche er ſie alle drei unverletzt in ihr flandriſches Gebiet zurückzubringen. Sie befolgten dieſen Rath, und warfen ſich zu Paris dem Könige zu Füßen. Philipp ſchwieg lange, endlich ſagte er dem Grafen finſter, das Leben wolle er ihm ſchenken, aber ſeines Bruders Zuſage ſei er nicht zu erfüllen

verbunden, da derselbe kein Recht dazu gehabt habe. Veit wurde hierauf mit vierzig flandrischen Herren gefänglich nach Compiegne geführt, die Söhne kamen nach anderen Festungen. Ihre Länder zog Philipp zur Krone, und ließ sie durch einen Statthalter verwalten.

Durch die Verwerfung seiner Vermittelung gekränkt und gereizt, weil Philipp die Colonna, welche aus Rom vertrieben waren, in Frankreich aufgenommen hatte, bereute Bonifacius die vorige Nachgiebigkeit und verlangte nunmehr mit dem größten Ernste die Loslassung des Grafen von Flandern, als ein neuer Eingriff des Königs in die Kirchenverfassung die wieder eingetretene Spannung zum offenen Ausbruch brachte. Der Vicomte von Narbonne Amalrich II. leistete nämlich statt dem Erzbischof dieser Stadt, von dem sein Gerichtsbann und andere Besitzungen zu Lehen gingen, auf einmal der Krone Huldigung für diese Güter und Rechte. Der Erzbischof beklagte sich darüber bei dem Könige, beschloß jedoch endlich, als alles vergeblich blieb, mit dem Vicomte ein Abkommen zu treffen. Allein der Papst versagte seine Genehmigung, lud den untreuen Lehnsmann vor seinen Richterstuhl, und forderte den König dringend auf, den Beeinträchtigungen der Kirche ein Ziel zu setzen. Statt einzulenken, ging Philipp noch weiter. Bonifacius hatte den Bischof von Pamiers zu seinem Legaten in Frankreich ernannt. Als dieser sich frei und offen gegen das Verfahren des Königs erklärte, befahl Philipp ihn zu greifen und gefangen zu halten. Schwer gereizt, erließ der Papst eine Reihe von Ermahnungsschreiben, worin er das ganze bisherige Leben des Königs einer strengen Rüge unterwarf, und ankündigte, daß er eine völlige Umgestaltung seines Hofes und seines Staates für nöthig halte; zu diesem Zwecke werde er eine Versammlung in Rom halten, und berufe dazu die französische Geistlichkeit und die Doctoren der Universitäten von Paris und Toulouse. Das Stärkste, was diese Schriften enthielten, war zusammengefaßt in einem kürzeren Briefe, der also lautet: „Bonifacius, Bischof, Knecht der Knechte Gottes, entbietet Philipp, dem Könige der Franzosen, seinen Gruß. Fürchte Gott und beobachte seine Gebote! Wisse, daß du uns in geistlichen und weltlichen Dingen unterworfen bist. Dir gebührt nicht die Ertheilung der Beneficien und Präbenden, und wenn du während einer Vacanz den Schutz der Kirchen übernehmen darfst, so geschieht dies nur deswegen, damit du die Einkünfte derselben den Nachfolgern aufbewahren sollst. Und wenn du einige Beneficien vergeben hast, so erklären wir hiermit diese Vergebung für null und nichtig, und widerrufen Alles, was in dergleichen Dingen geschehen ist. Wer anders glaubt, den erklären wir für einen

Ketzer. Gegeben im Lateran, am 5. December im siebenten Jahre unseres Pontificats" (1301).

Philipp's Räthe entwarfen folgende Antwort, die indeß nicht abgesandt wurde: „Philipp, von Gottes Gnaden, König der Franzosen, dem vermeintlichen Papste Bonifacius wenig oder gar keinen Gruß. Deine große Aberwitzigkeit wisse (Sciat maxima tua fatuitas), daß wir in zeitlichen Dingen Niemand unterworfen sind, daß die Vergebung der erledigten Pfründen, so wie die Einkünfte derselben, nach dem königlichen Recht Uns zugehören, daß die von Uns gethanen und noch zu thuenden Vergabungen ihre Kraft haben, und daß wir ihre Besitzer gegen Jedermann standhaft beschützen werden. Wer anders glaubt, den halten wir für närrisch und unsinnig. Gegeben zu Paris ꝛc." *).

Das wichtigste unter jenen Schreiben des Papstes, worin des Königs Herrscherweise, seine despotischen Eingriffe in die Rechte des Staats und der Kirche schonungslos angegriffen wurden, bekannt unter dem Namen Ausculta fili, ließ Philipp öffentlich zu Paris vor allem Volke ins Feuer werfen, und diese That unter Trompetenschall der ganzen Stadt verkündigen (11. Febr. 1302). Sodann beschied er auf den 10. April desselben Jahres eine Reichsversammlung nach der Hauptstadt, zu der nicht bloß Adel und Geistlichkeit, sondern auch, was zum ersten Male geschah, Abgeordnete der Städte einberufen wurden, um das durch den Druck der Regierung aufgebrachte Volk zu gewinnen. In der Kirche von Notre Dame hielt der Kanzler Peter Flote im Namen des Königs einen Vortrag, in welchem alle Anmaßungen des Papstes aufgezählt wurden, und forderte von jedem Stande eine bestimmte Antwort, ob man verlange, daß die uralte Freiheit der französischen Könige dem Papste aufgeopfert werden solle, oder ob man nicht vielmehr die Mißbräuche des heiligen Stuhles und der Klerisei durch den weisen Nachdruck der weltlichen Macht beschränkt sehen möchte. „Ich erkläre hiermit, so schloß die Rede, daß ich bereit bin, mein ganzes Vermögen, ja meine Person und meine Kinder, wenn es nöthig wäre, dem allge-

*) Da die kleinere Bulle des Papstes nichts enthält als einen Auszug der größern Schreiben, so ist ihre Aechtheit bezweifelt worden. Man hat gemeint, daß ihre Abfassung sogar von Philipp selbst herrühre, der Bedenken tragen mochte, den strengen und in den meisten Punkten nicht ungerechten Tadel seiner Regierung dem ganzen Volke mitzutheilen, und so nur die Hauptgegenstände des Streites herausheben wollte. Doch wird sie von den Geschichtsschreibern jener Zeit überall für ächt gehalten. Vgl. Gieseler, Kirchengesch. 4. Aufl. II., 2. S. 199 Note.

meinen Besten aufzuopfern." Diese wohlberechnete Berufung auf die Nation und besonders die kluge Herbeiziehung der Städte zu einem Kampfe, der die Aufbietung aller Kräfte erforderte, thaten ihre volle Wirkung. Ohne zu bedenken, daß der Papst sie gegen die fortschreitende Herrschergewalt der Krone am nachdrücklichsten beschützen könne, erklärten die Barone und die Abgeordneten der Städte nach gemeinsamer Berathung, daß sie eher ihr Leben lassen, als die Freiheit ihres Königs von dem Papste oder irgend jemand Anderm beschränken lassen wollten. Dagegen suchten die Prälaten Ausflüchte, und baten um Bedenkzeit, ja um Erlaubniß nach Rom reisen zu dürfen. Als aber fernerer Aufschub verweigert, und ihnen erklärt wurde, man werde Jeden als einen Feind des Staats ansehen, der nicht der Meinung der beiden weltlichen Stände beitrete, versprachen auch sie dem Könige zur Bewahrung seiner Person und der Rechte des Reiches mit schuldigem Rath und Hülfe beizustehen, und sandten abermals an den Papst die dringendsten Bitten, durch ein heilsames Mittel die Eintracht zwischen dem heiligen Stuhle und dem Könige wiederherzustellen, damit der gallicanischen Kirche Friede und Ruhe erhalten werden möchten.

Allein Bonifacius konnte sich nicht entschließen, in einem Streite nachzugeben, aus welchem seine großen Vorgänger immer so siegreich hervorgegangen waren. Er schickte die heftigsten Bullen nach Frankreich, tadelte die Diener Philipp's in harten Ausdrücken, behauptete seine Herrschaft über die ganze Welt*), forderte die französische Geistlichkeit auf, die Drohungen der Fürsten zu verachten, und zeigte dem Könige Bann und Absetzung, wenn er in seinem Ungehorsam beharrte. Auf der Kirchenversammlung, die er am 30. Oct. 1302 zu Rom eröffnete, und bei der sich doch in der That mehr als vierzig französische Geistliche einfanden, wurden seine Aussprüche bestätigt.

Philipp, der in diesem gefährlichen Streite mit der besonnensten Schlauheit verfuhr, ließ die in Rom befindlichen Prälaten ihrer Pfründen verlustig erklären, und am 12. März 1303 trat Wilhelm von Nogaret, der sich durch Gewandtheit und Talent von einem Professor der Rechte zu Montpellier bis in den königlichen Rath emporgeschwungen hatte, in Gegenwart des Königs vor mehreren zusammenberufenen Baronen und Prälaten im Louvre als Ankläger des Papstes auf. Er

*) Dies geschah in der besonders durch ihre Schlußworte berühmten Bulle Unam sanctam. Der letzte Satz lautet: „Wir verkünden und erklären, daß der Glaube, jede menschliche Creatur sei dem römischen Papste unterwürfig, zur Seligkeit nothwendig ist.

brachte eine Menge Anklagen vor, aus denen er die Folge zog, daß Bonifacius nicht als rechtmäßiger Papst zu achten, sondern vielmehr der König zu bitten sei, eine allgemeine Kirchenversammlung zu veranstalten, die jenen absetze, und der Kirche ein neues, würdigeres Haupt gebe. Dazu sei der König verbunden, weil er durch seinen Eid gelobt habe, die Kirche zu schützen. Nach diesem Schritte mußte Philipp auf Alles gefaßt sein. Um die Ergebenheit seiner geistlichen und weltlichen Unterthanen zu befestigen, wurde eine Verordnung publicirt, welche allen Kirchen und Klöstern die Freiheiten, die sie zu den Zeiten des heiligen Ludwig inne gehabt, bestätigte; jede seitdem eingeführte Unbill und Beschwerde abzustellen versprach, und endlich Allen eine strenge, rasche und unparteiische Rechtspflege zusicherte.

Am 13. April 1303 erfolgte die lange zurückgehaltene Bannbulle des Papstes, die in ganz Frankreich, sogar zu Paris bekannt gemacht ward. Andere Schreiben geboten den Geistlichen, unverzüglich nach Rom zu kommen. Aber Philipp befahl, Alle, welche Abschriften der Bulle verbreiteten, ins Gefängniß zu werfen, und die Einladung der Stände zu einer neuen Versammlung gegen die päpstlichen Anmaßungen selbst an das Haus des Legaten Johannes zu Tours anzuschlagen, worauf dieser das Reich verließ. Bonifacius schenkte die französische Krone dem deutschen Könige Albrecht, der indeß besonnen genug war, sich nicht darauf einzulassen, und mit Eduard I. schloß Philipp, um vor jedem Angriff von Außen sicher zu sein, einen Frieden, in welchem dieser Guienne zurückerhielt.

Inzwischen versammelten sich die Stände zum andern Male (13. Junius 1303) im Louvre. Hier las der Ritter Wilhelm von Plasian neun und zwanzig Artikel vor, welche die wunderlichsten Beschuldigungen gegen den Papst enthielten. Die Berufung an einen neuen Papst und an eine allgemeine Kirchenversammlung ward feierlich beschlossen, und Abgeordnete wurden in die Provinzen geschickt, um die schriftliche Zustimmung aller geistlichen und weltlichen Stände zu erhalten. Ueberzeugung, Furcht und die Macht des Beispiels bewirkten, daß dem König binnen zwei Monaten über siebenhundert Erklärungen für den Beitritt zu einer solchen Appellation von Prälaten und geistlichen Corporationen, Baronen, Herren und Stadtgemeinden eingesandt wurden.

Bonifacius hielt dagegen ein Consistorium mit den Cardinälen zu Anagni, seiner Vaterstadt und damaligen Residenz, in welchem er sich gegen die zu Paris erhobenen Anklagen würdig vertheidigte. Er machte diese Rechtfertigung bekannt und fügte hinzu, daß er gegen den König,

wofern er nicht Genugthuung leiſte, weiter verfahren werde. Schon war eine zweite Bulle abgefaßt, durch welche die Unterthanen Philipp's ihres Eides entbunden, die mit ihm geſchloſſenen Verträge als nichtig zerriſſen, und Alle, die dem ehemaligen Könige noch ferner irgend welchen Gehorſam leiſteten, mit dem Bann bedroht wurden. Dieſe Acte ſollte am 8. September 1303 veröffentlicht werden, als am Tage vorher den heiligen Vater ein unerhörtes Schickſal traf. Wilhelm von Nogaret war nämlich ſchon im März ganz heimlich mit großen Geldſummen und noch größeren Anweiſungen auf das Handlungshaus Peruzzi in Florenz nach Italien gegangen, und hatte im Stillen einen Gewaltſtreich vorbereitet, durch welchen der Papſt zum Nachgeben gezwungen werden ſollte. Ganz heimlich wurden Truppen geworben und auf einigen Burgen in der Nähe von Anagni untergebracht. Selbſt in der Stadt hatte man eine Partei gegen den Papſt gewonnen. Als Alles reif war, brachen Wilhelm von Nogaret und Sciarra da Colonna an der Spitze von 300 Reitern und zahlreichen Fußgängern am Morgen des 7. September in die Stadt. Sie führten die Feldzeichen von Frankreich. Ohne Widerſtand und unter lautem Geſchrei: „Es ſterbe der Papſt Bonifacius! es lebe der König von Frankreich!“ wurde der päpſtliche Palaſt beſetzt. Alle Cardinäle entflohen, der Schatz fiel in die Hände der Plünderer. Bonifacius, der ſich bis zum letzten Augenblick mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit und Würde benahm, erwartete die wilde Rotte auf dem päpſtlichen Stuhle, angethan mit den Zeichen ſeiner Würde, und ſetzte den Drohungen und Schimpfreden Nogaret's die größte Feſtigkeit entgegen. Drei Tage wurde er in enger Haft gehalten, bis ſich plötzlich die Bürgerſchaft der Stadt, wahrſcheinlich durch Uebermuth und Frevel der fremden Kriegsleute gereizt, oder voll Zorn über die heilloſe Schmach des Hauptes der Chriſtenheit, zu ſeiner Befreiung erhob und ſeine Dränger verjagte. Er eilte nach Rom, ohne daß ihn der glänzende Empfang über die erlittene Kränkung tröſten konnte, mit der Abſicht, ein Concilium zu verſammeln, um an ſeinen Feinden Vergeltung zu üben. Aber der heftige Zorn und die wilde Leidenſchaft, welche jener Vorfall in ihm entzündet hatte, zerrütteten ſein Inneres ſo ſtark, daß er in Raſerei fiel, und ſchon am 11. October 1303, in ſeinem achtzigſten Jahre, ſtarb.

8. Philipp IV. und seine Söhne.

Obgleich Philipp's Entwurf, den Papst Bonifacius gefangen nach Frankreich zu führen mißlungen war, so hatte ihm doch der Tod das Weitere erspart und ihn von seinem gefährlichsten Gegner befreit. Benedict XI, der jetzt den päpstlichen Stuhl bestieg, sprach den König von Frankreich sogleich vom Bann los, und als auch ihn nach kurzer Herrschaft ein frühes Ende ereilte, stellten sich die Aussichten für Philipp noch günstiger. Das Collegium der Cardinäle spaltete sich, indem man theils einen dem Könige von Frankreich geneigten, theils einen streng kirchlich gesinnten Mann erheben wollte. Neun Monate hindurch konnten sich die Wähler nicht vereinigen, bis der Führer der französischen Partei, der Cardinal du Prat, endlich den Gegnern vorschlug, drei Candidaten zu ernennen, aus denen dann die französischen Cardinäle allein binnen vierzig Tagen einen Papst wählen wollten. Die Italiener ahnten keine List, sondern nahmen den Vorschlag an und ersahen sich drei Erzbischöfe, welche als Feinde Philipp's bekannt waren, unter ihnen den Erzbischof von Bourdeaux, Bertrand d'Agoust, der überdies seine Stellung Bonifacius VIII. zu danken hatte. Du Prat eilte seinen König davon zu benachrichtigen. Dieser veranstaltete sogleich eine geheime Zusammenkunft mit dem Erzbischof, und stellte ihm vor, daß es in seiner Macht stände, ihn auf den heiligen Stuhl emporsteigen zu lassen, wenn er die Bedingungen einginge, welche er ihm vorlegen würde. Bertrand's Ehrgeiz erklärte sich um diesen Preis zu Allem bereit, und beschwor die Forderungen Philipp's auf die Hostie. Sie betrafen die völlige Zurücknahme aller von Bonifacius gegen den König und das Reich erlassenen Decrete, die Verbannung des Andenkens des Papstes Bonifacius und die Bewilligung des Zehnten aller französischer Kirchen auf fünf Jahre. Auf dieselbe feierliche Weise gelobte Bertrand im Voraus auch noch ein anderes Verlangen des Königs zu bewilligen, was dieser zu seiner Zeit aussprechen werde; sehr wahrscheinlich der Anschlag gegen den Templerorden, den der König schon jetzt vorbereiten mochte. Am fünf und dreißigsten Tage der festgesetzten Frist erhielt du Prat vom Könige Antwort, daß der Erzbischof von Bourdeaux gewählt werden könne. Es geschah. Bertrand nahm den Namen Clemens V. an, berief sogleich die Cardinäle zu seiner Krönung nach Lyon, und nachdem er sich abwechselnd in dieser Stadt, in Poitiers und in Bourdeaux aufgehalten hatte, verlegte er endlich seinen Sitz förmlich nach Avignon. Sich in Rom der Gegen-

partei, deren Erwartungen er ſo ſehr getäuſcht hatte, in die Hände zu geben, wagte er nicht; auch mochte er fühlen, daß es ihm dort, von feindlich geſinnten Männern und der Macht unendlich erhabener Erinnerungen des heiligen Stuhles umgeben, ſehr ſchwer, ja unmöglich werden müſſe die verſprochenen Bedingungen zu halten. Andrerſeits drang Philipp aus eben dieſem Grunde, um ſich die Erfüllung jener Zugeſtändniſſe zu ſichern, auf eine Reſidenz in der Nähe Frankreichs. Obgleich Avignon nicht unmittelbar in dem Gebiete des Königs von Frankreich lag, ſondern zur Grafſchaft Provence und dem arelatiſchen Reiche gehörte, ſo geriethen doch die Päpſte jetzt in eine entſchiedene Abhängigkeit von dem übermächtigen Einfluſſe des franzöſiſchen Hofes, und erkannten eine ſolche durch die Fortdauer ihres Aufenthalts in jener Stadt ſtillſchweigend an. Eine freie Stellung war für das Papſtthum nur in eigenem Gebiete, bei geſicherter weltlicher Herrſchaft möglich; das hatten alle jene großen Nachfolger Petri auf das Deutlichſte erkannt und erſtrebt; um den Einwirkungen von außen zu entgehen, hatte man Jahrhunderte lang gegen die deutſche Macht in Italien angekämpft, hatte man die Hohenſtaufen vernichtet. Und jetzt brachte der Ehrgeiz eines Mannes, der ſelbſt die dreifache Krone trug, dieſes große Unglück über die leitende Macht der Kirche, und die Schwäche ſeiner Nachfolger vermochte lange nicht, die durch Gewandtheit und Liſt geknüpften Bande zu ſprengen. Alle dieſe Umſtände, ſo wie gleich das Nachgeben und die Verzeihung Benedict's XI. zeigen uns deutlich, daß der alte Geiſt des Papſtthums aus ſeinen Vertretern entwichen war, und einzig noch in Bonifacius gelebt hatte. Aber nicht minder wie in den Häuptern, war das, was dem heiligen Stuhle Feſtigkeit und Sicherheit gegeben hatte, im Sinn und Gemüthe der Völker aus den früheren Fugen gelöſt, ſonſt würde Philipp bei den Baronen und Herren, ſo wie bei der Geiſtlichkeit ſeines Landes ſtarre Widerſetzlichkeit ſtatt Zuſtimmung und Unterſtützung gefunden haben. Die ernſte und würdevolle Hoheit des heiligen Stuhles verwandelte ſich zu Avignon in eine heitere Geſelligkeit und feſtliche Gelage, in Prachtliebe und Gefallen an äußerem Schmuck des Lebens, wozu große Geldſummen nöthig wurden, welche wiederum die Anforderungen der Päpſte an die Kirche immer höher ſteigerten. Man hat den ſchlimmen Zeitraum in der Geſchichte des Papſtthums, welcher jetzt beginnt, in Betracht der unfreien Lage, die babyloniſche Gefangenſchaft deſſelben genannt.

Clemens V. empfand ſeine Abhängigkeit von franzöſiſchen Intereſſen gleich von vornherein, als Philipp darauf beſtand, daß das An-

denken des Papstes Bonifacius durch eine förmliche Verurtheilung desselben und durch Verbrennung seiner Gebeine beschimpft werden solle. Er mußte alle Mittel aufbieten, der Zudringlichkeit des Königs zu entgehen, und rettete sich und den päpstlichen Stuhl nur dadurch, daß er die alte kirchliche Bestimmung festhielt, nach welcher ein solches gerichtliches Verfahren gegen das Oberhaupt nur von einer Kirchenversammlung ausgehen könne. Diese ward dann zu Vienne gehalten (1311, 1312) und eine Untersuchung gegen Bonifacius angestellt, welche mit der Freisprechung des Angeklagten endigte.

Indessen mußte doch der Papst auf derselben Kirchenversammlung durch die Verdammung der Tempelherren dem Geldbedürfniß, der Gewaltthätigkeit und Herrschsucht des Königs als Werkzeug dienen. Wie die großen liegenden Güter dieses Ordens in Frankreich, und seine aufgehäuften Schätze, die Habgier Philipp's reizten, wie seine große und compacte Macht — allein in Frankreich war er im Stande 15,000 Reiter zu stellen — in ihm Besorgnisse erregten, so kränkte ihn auch die vollständige Unabhängigkeit der Mitglieder desselben von seiner königlichen Gewalt. Der Orden erkannte fast unter keinem Verhältniß die Herrschaftsrechte der Staaten an, in denen er sich aufhielt, ja selbst seine Verbindung mit dem heiligen Stuhl war lose. Der Großmeister nannte sich von Gottes Gnaden, mit welchem Ausdrucke man Unabhängigkeit und Selbstständigkeit bezeichnete; die Wahl desselben war nicht einmal der Bestätigung des Papstes unterworfen; kein Fürst oder Bischof konnte über ihn ein Urtheil sprechen. Er war im Besitz des Absolutionsrechts für die Ordensleute, weshalb denn auch die Geistlichkeit des Ordens fast in gar keiner Verbindung mit dem übrigen Clerus stand, sondern jenem allein unterworfen war. Es kam endlich dazu, daß der Orden in Sicilien bei Gelegenheit der Vesper Partei gegen die Anjou's genommen hatte und jetzt den König wegen einer Schuldforderung drängte. Philipp begann, sobald Clemens in Lyon geweiht worden war, das gewaltsamste Verfahren wider die Templer. Auf seine Veranlassung geschah es, daß der Papst im Jahre 1306 den Großmeister Jakob von Molay aufforderte, von Cypern, wohin der Sitz des Ordens nach dem Verluste von Palästina verlegt worden war, nach Frankreich zu kommen, um sich dort mit dem Könige über einen Kreuzzug, den dieser unternehmen wollte, zu berathen. Molay folgte arglos der Einladung, und erschien mit sechszig Rittern und großen Geldsummen, die er dann im Hause der Templer zu Paris niederlegte. Bald darauf sandte Philipp durch das ganze Königreich an die Seneschalls und Baillis der Provinzen geheime

Befehle, alle Ritter an einem Tage gefänglich einzuziehen (13. Oct. 1307). Ihre Personen sollten dem Urtheil der Kirche überlassen, ihre Güter aber mit Beschlag belegt werden. Sogleich eröffneten auch die Inquisitionstribunale ihr gerichtliches Verfahren. Die Anklagen, die man gegen die Ritter erhob und die sich auf die Aussagen früherer Ordensmitglieder gründen sollten, waren zum Theil wunderlicher Art. Man beschuldigte sie, daß sie in ihren nächtlichen Versammlungen ein Götzenbild, Baffomet genannt, anbeteten, daß sie untereinander die unnatürlichsten Laster begehen dürften, daß sie Kinder opferten, daß jeder neu aufzunehmende dem Großmeister den Nabel, den Hintern und andere Theile seines Körpers küssen, daß sie Christum verleugnen und auf das Kreuz speien müßten u. s. w. Die meisten neueren Forscher hegen die Ueberzeugung, daß der Orden freilich nicht von Erschlaffung und mannichfachem Sittenverfall freizusprechen, jene Anklagen aber entweder als reine Erfindungen oder als Mißverständnisse des geheimen Sinnes gewisser Gebräuche zu betrachten seien*). Die Art, wie die Dominicaner auf Betrieb des Königs bei der Inquisition verfuhren, um das Eingeständniß der Angeklagten zu den vorher schon entworfenen Beschuldigungen, durch furchtbare Körperqualen zu erpressen, scheint diese Ansicht zu bestätigen. Vergebens suchte Clemens Einhalt zu thun, vielmehr zwang ihn Philipp am 12. August 1308 eine allgemeine Untersuchung in allen Ländern gegen den Orden der Tempelherren vor den geistlichen Gerichten anzuordnen, und auf den ersten October 1311 ein allgemeines Concilium zu berufen, um das Endurtheil in ihrer Sache zu fällen; und erst nachdem der Papst noch eine Bulle erlassen hatte, in welcher über jeden der Bann ausgesprochen wurde, der den Templern Rath, Hülfe oder Gunst erweisen würde, erlaubte ihm der König zur Prüfung der Untersuchung Commissarien nach Paris zu schicken. Diese luden nun zunächst alle Brüder, welche ihren Orden vertheidigen wollten, feierlich vor; allein die königlichen Beamten, welche die Aufsicht über die gefangenen Templer führten, theilten diesen weder die Citation mit, noch entließen sie dieselben ihrer Haft. An dem bestimmten Tage erschien niemand; nur zufällig erfuhren die Commissarien, daß der Prevot von

*) Vgl. über den ganzen Proceß Wilcke, Gesch. des Ordens der Tempelherrn, 2. Aufl. 1860. II., 183 fgl. Daß außer der sittlichen Verderbniß, die in dem Orden eingerissen war, der lange Aufenthalt im Orient auch unkirchlichen Glauben und Freigeisterei veranlaßt hatte, steht fest, wenn gleich die Gründe, durch die Philipp zur Verfolgung veranlaßt wurde, nur auf politischem Gebiete zu suchen sind.

Paris sieben Personen, welche zur Vertheidigung des Ordens dorthin gekommen seien, habe greifen und foltern lassen, worauf sie denn erklärt hätten, niemals solche Absicht gehabt zu haben. Danach ließen die päpstlichen Abgeordneten die zu Paris befindlichen Templer vorführen, gegen welche der Großinquisitor von Frankreich, der Dominicaner Wilhelm, das Verfahren persönlich geleitet hatte. Ponsard von Gisi, Prior des Ordens, erklärte: die Geständnisse der dem Orden zur Last gelegten Verbrechen seien durch Drohungen und Todesfurcht, oder durch furchtbare Martern erpreßt worden, durch welche allein zu Paris sechs und dreißig Ritter umgekommen seien, er selbst habe Stunden lang in einer Grube gestanden, die Hände auf dem Rücken so fest zusammengeschnürt, daß das Blut aus den Nägeln gedrungen sei. Zum Voraus versichere er, Alles einzugestehen, wenn er noch einmal auf diese Weise gefoltert werde; auch sei ihm unmöglich noch ferner solche Qualen zu ertragen, wie er sie bisher in seiner zweijährigen Haft habe ausstehen müssen. Aehnlich sprachen sich die übrigen Angeklagten aus, und von hundert acht und dreißig zu Paris gefangenen Tempelherren widerriefen ein und achtzig die ihnen abgezwungenen Aussagen. Auch die aus den Provinzen eingesandten Geständnisse zeigten eine merkwürdige und sehr verdächtige Uebereinstimmung. Als dem Großmeister die Erklärungen, welche er abgelegt haben sollte, vorgelesen wurden, gerieth er in großes Erstaunen, versicherte aber seine Bereitwilligkeit, die Unschuld des Ordens, durch unwiderlegliche Zeugnisse nicht nur der Mitglieder desselben, sondern aller Fürsten, Barone und Prälaten öffentlich darzulegen. Zugleich bat er um Zeit und Unterstützung zur Herbeischaffung dieser Urkunden. Nach einer Unterredung mit dem Ritter von Plasian, der wie Nogaret auch in dieser Verfolgung der Tempelherren eine große Thätigkeit zeigte, stand er jedoch von seinem Verlangen ab, und forderte zunächst vor den Papst geführt zu werden. Inzwischen mußte Philipp endlich dem Andringen der Commissarien nachgeben, und erlaubte die Stellung aller Ritter zu Paris, welche dorthin geführt zu werden verlangten, unter strenger Bewachung. Alle Angekommene erklärten sich, 546 an der Zahl, zur Vertheidigung des Ordens bereit. Schon hatten mehrere ihre Gründe schriftlich eingegeben, das Verhör vor weniger parteiischen Richtern hatte begonnen, als der König, dem diese Wendung der Sache Besorgnisse einflößte, durch einen empörenden Gewaltstreich Alles in den lähmendsten Schrecken versetzte. Philipp von Marigny, den der Papst auf Befehl des Königs zum Erzbischof von Sens ernannt hatte, berief die Geistlichen seiner Diöcese zu einem Concilium nach Paris. Vier und

funfzig Tempelherren, welche widerrufen hatten, wurden vor dasselbe geführt, als rückfällige Ketzer zum Tode verurtheilt und am 12. Mai 1310 vor den Thoren der Stadt verbrannt. Sie bewahrten sämmtlich Kraft und Heldenmuth genug, um bis zum letzten Augenblicke ihre Unschuld laut zu betheuern. Nach diesem Vorfall erklärten mehrere Ritter, sie würden Alles zugeben, selbst wenn man ihnen sagte, daß sie den Erlöser gemordet hätten. Philipp aber glaubte sich doch noch nicht sicher genug und verordnete, daß nur diejenigen von den päpstlichen Inquisitoren vernommen werden dürften, die er bezeichnen würde.

Am 2. April 1312, nachdem der König ins Geheim erklärt hatte, von seiner frühern Forderung in Betreff der Verdammung Bonifacius' VIII. abstehen zu wollen, falls der Papst die Tempelherren aufopfere, sprach Clemens V. in Gegenwart des Königs und in feierlicher Sitzung des zu Vienne versammelten Conciliums durch eine apostolische Anordnung, nicht durch ein entscheidendes Urtheil, welches nach dem bisherigen Ergebniß der Untersuchungen nicht gefällt werden könne, die Aufhebung des Ordens aus. Das Schicksal der Ritter wurde den Provinzialconcilien überlassen. Die Güter sollten den Johannitern zufallen, welche dieselben in Frankreich jedoch erst dem Könige für ungeheure Summen abkaufen mußten. Der Großmeister wurde zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt; als er aber gegen das ganze widerrechtliche und verwerfliche Verfahren protestirte, gab Philipp dem Prevot von Paris, dem seine Bewahrung anvertraut war, Befehl, ihn verbrennen zu lassen. Er litt den Feuertod mit solcher Standhaftigkeit, daß alle Zuschauer von Staunen und hoher Bewunderung durchdrungen wurden (18. März 1313)*).

In anderen Ländern waren die Verfolgungen minder gewaltthätig. In Aragonien thaten die Templer von ihren festen Burgen aus einen langen und heftigen Widerstand; in Deutschland trat der Comthur von Grumbach, Wildgraf Hugo, auf dem Concilium der Erzdiöcese von Mainz, von zwanzig gewaffneten Rittern begleitet mit solcher Entschlossenheit auf, daß die ganze Versammlung in Schrecken gerieth und das Schicksal der Ritter sehr milde bestimmte. Im Allgemeinen wurden hier wie in England ihre Güter dem Orden von St. Johann übergeben, ohne die Personen weiter zu beschädigen. In Portugal wurde aus den

*) Die Sage erzählt, daß er den König wie den Papst binnen Jahresfrist vor den Richterstuhl Gottes gerufen habe, und daß beide auch innerhalb dieses Jahres gestorben seien. Das Letztere wenigstens ist erweislich nicht eingetreten.

dortigen Templern eine neue Verbindung, der Christ-Orden, gebildet, und mit den Besitzungen des aufgelösten Ordens ausgestattet. Philipp eignete sich dagegen außer den liegenden Gründen auch alle Schuldforderungen zu, welche die Tempelherren ausstehen hatten, und behielt zwei Drittel ihres beweglichen Vermögens.

Die Nothwendigkeit, Geld für seine auswärtigen Unternehmungen und im Innern für die Besoldung der von ihm zahlreich vermehrten Beamten, in Händen zu haben, war für Philipp ein bedeutender Beweggrund bei dieser frevelhaften Vernichtung des hochberühmten Ordens gewesen. Für die Verwaltung von Hoheitsrechten Geld zu erhalten, war bis um diese Zeit etwas ganz unbekanntes geblieben, da solche Thätigkeit früher immer nur vermöge eines an gewissen Grundbesitz geknüpften Privilegiums geübt wurde. Neue Bedürfnisse forderten auch neue Arten der Befriedigung, und bald sah sich das französische Volk von den schwersten Auflagen niedergedrückt. Noch üblere Folgen begleiteten ein anderes Finanzmittel, welches Philipp's Habgier erfand, die leichtere Ausprägung der Münzen. Zugleich benutzte der König diese Fälschung, um den größeren Baronen das Münzrecht zu entreißen. Denn nachdem die Verwirrungen*), die durch seine schlechten Münzen und durch die der mächtigen Barone, die ihm treulich darin nachfolgten, entstanden waren, den höchsten Grad erreicht hatten, ließ er plötzlich neues, vollwichtiges Geld schlagen, und wandte nun den Haß des bis zur Verzweiflung getriebenen Volkes auf die falschmünzenden Großen. So erschien er denn als ein Retter, indem er von nun an, unter dem Vorwande zu verhüten, daß die Barone nicht ferner derartige Münzen prägten, ihnen das Münzrecht theils ganz entriß, theils wenigstens unter seine nähere Aufsicht brachte, so daß es allmählig ein ausschließliches Recht der Krone werden konnte. Um auch die obere Gerichtsbarkeit über das ganze Reich allmählich in seine Hände zu bringen, fuhr er, nach Ludwig's IX. Vorgange, fort, Appellationen von den Gerichten der Barone an die seinigen zu begünstigen, und führte zur Beförderung und Erleichterung der vor denselben Recht Suchenden eine durchgreifende Aenderung des Gerichtswesens ein. Das Parlament, bisher noch der Lehnshof des Königs, wurde zu einem höchsten Gerichte in neuerem Sinne umgewandelt. Die Pairs erschienen fast gar nicht mehr in den

*) Anfangs war der Livre wirklich ein Pfund Silber von 12 Unzen, aus welchem man 20 Sous (Solidi) prägte; unter Philipp dem Schönen aber war es dahin gekommen, daß eine Mark Silber (von 8 Unzen) 8 Livres 10 Sous galt. G. Mably observations sur l'histoire de France. T. III. p. 171.

Sitzungen und Philipp bestimmte daher, daß es aus dreizehn geistlichen und dreizehn weltlichen Räthen bestehen solle. Zu Rouen wurde für die Normandie, zu Troyes für die Champagne und die angrenzenden Landschaften, zu Toulouse für die Länder der Languedoc ein Appellationshof (scacarium, échiquier) eingerichtet, deren jeder aus zehn Richtern zusammengesetzt wurde. Das Studium der Rechtswissenschaft, welches schon seit längerer Zeit in Frankreich eifrig betrieben worden war, erhielt durch diese Einrichtungen einen verdoppelten Aufschwung.

Im Jahre 1313 benutzte Philipp einen Streit zwischen dem Papste und dem Erzbischof von Lyon, um diese Stadt wie die zugehörige Grafschaft, die beide bisher noch zu Deutschland gehört hatten, seinem Reiche für immer einzuverleiben. Aber wie glücklich er auch bei allen seinen Unternehmungen war, wie hoch er seine Gewalt mit raschen Schritten emporgehoben hatte, so wurde ihm dennoch eine sehr bedeutende Erwerbung von einer Seite her entrissen, von welcher er es vielleicht am wenigsten erwartet hatte. In Flandern wurden nämlich die Einwohner fast unmittelbar nach der Einführung der französischen Herrschaft unruhig. Zuerst empörten sich die unteren Klassen der Bürger von Brügge wegen des schweren Druckes der Abgaben; nach einem Gefecht mit dem französischen Statthalter zogen sie unter der Anführung eines Webers Namens Peter König, eines Mannes von sechzig Jahren, der arm, klein, häßlich, auf einem Auge blind, aber voll Kühnheit und feuriger Beredsamkeit war, aus der Stadt; diese ward nun von zahlreichen französischen Truppen besetzt, ihrer Freiheiten beraubt, mit neuen Abgaben beschwert, und durch Erbauung einer Burg mit einem noch härtern Drucke bedroht. Der Haß gegen die Franzosen wuchs, und des gefangenen Grafen Söhne zweiter Ehe, Johann und Veit von Namur, welche frei geblieben waren, benutzten diese Stimmung. Sie versprachen dem Weber König Beistand, wenn er für die Befreiung des Vaterlandes wirken wollé. König stellte sich hierauf an die Spitze sämmtlicher Unzufriedenen, und überraschte am 25. Mai 1302 Brügge; zugleich ergriffen die Bürger in der Stadt wider die Franzosen die Waffen. Damit keiner entkomme, wurden alle Thore und Zugänge besetzt, und wer die Worte: „Schilt en Vriend" nicht aussprechen konnte, ward niedergemacht, ein Schicksal, welches mehr als dreitausend Franzosen erfuhren.

Philipp war außer sich. Ein Heer von zehntausend Reitern und vierzigtausend Söldnern zu Fuß sollte diese Schmach rächen, aber es erlitt nur eine noch größere. Bei Courtray (Kortryk) kam es am 11. Julius zu einem entscheidenden Treffen mit den Flanderern, deren von den

jungen Grafen angeführtes Heer nur aus Bauern und Bürgern bestand, welche aber Haß und Rachsucht mit Muth erfüllten. Vor der Schlacht ertheilte Veit von Namur dem Peter König mit noch einigen andern Volksführern den Ritterschlag, und alle Krieger wurden durch Vorzeigung der Monstranz im Vertrauen zu Gott gestärkt. Der Connetable von Frankreich rieth dem Grafen von Artois, der das französische Heer führte, sich in keinen förmlichen Kampf einzulassen, sondern den Feind durch fortgesetzte kleine Anfälle in Athem zu erhalten, was die Flanderer, die gern äßen und tränken, bald ermüden würde. Aber der Graf verwarf seinen Vorschlag als feige und beschloß den Angriff. Dieser ward so hitzig und mit solcher Verachtung des Feindes unternommen, daß man nicht einmal eines tiefen und breiten Grabens vor der Stellung der Flanderer gewahrte. Die vorderen Ritter stürzten, und kamen in den schweren Rüstungen um, während die Kampflust der folgenden Haufen blindlings vorwärts drängte; andere wurden beim Versuche hinaufzuklimmen, mit den Gutentags (so nannten die Flanderer mit bäurischem Witze ihre langen mit Eisen beschlagenen Spieße) niedergestochen. Die Verwirrung ward dadurch allgemein, und es erfolgte eine gänzliche Niederlage der Franzosen, die ihnen zwanzigtausend Mann kostete, worunter sich fast eintausend und neunhundert Ritter, die Blüthe des französischen Adels, befanden; weil die goldenen Sporen der Gefallenen gesammelt und aufbewahrt wurden, heißt die Schlacht die Sporenschlacht. Dieser Sieg beseelte die Flanderer mit festem Vertrauen auf ihre Kraft, und alle folgende Versuche Philipp's zu ihrer Unterjochung scheiterten, obgleich er sich zu diesem Zwecke noch mit dem Grafen von Holland, Johann von Avesnes, verbunden hatte. Eine zweite große Schlacht bei Mons en Puelle (1304), bei der Philipp selbst zugegen war, blieb unentschieden, und die Flamänder zeigten sich überall in so trefflicher Verfassung und Rüstung, daß Philipp sich endlich zum Nachgeben entschließen mußte. Er ging im folgenden Jahre (1305) einen Frieden ein, welchem zufolge er den ältesten Sohn des in der Gefangenschaft gestorbenen Grafen Veit, Robert, mit Flandern belehnte, allen anderen flandrischen Herren die Freiheit gab, und dem Lande seine alten Vorrechte und Freiheiten einräumte. Acht Jahre nachher brachen über den Besitz einiger Städte, die sich der König in diesem Frieden vorbehalten hatte, neue Händel und Feindseligkeiten aus, deren Ende Philipp nicht erlebte. Er starb am 29. November 1314, und hinterließ das Reich seinem ältesten Sohne Ludwig in einer dumpfen Gährung. Denn der Druck der Abgaben und die willkürliche Gewalt, mit welcher Herkommen und

Rechte von ihm vernichtet worden waren, hatten die Gemüther so empört, daß in Champagne, in der Picardie, in Artois und Burgund Alles einem Aufstande nahe war, und besonders der Adel in Verbindungen trat, um sich Abhülfe seiner Beschwerden zu verschaffen.

Ludwig X., der in der Geschichte den Zunamen Hutin, der Zänker führt, bestieg mithin den Thron unter den schlechtesten Aussichten. Er bot Alles auf, die Unzufriedenen zu beruhigen, und es gelang ihm auch den Ausbruch des drohenden Sturmes theils durch Versprechungen, theils durch wirkliche Zugeständnisse zu verhindern. Vor Allem diente zur Beruhigung der Gemüther der Prozeß, welcher gegen den Oberaufseher der Finanzen, Enguerrand de Marigny, eröffnet wurde, den man als den Urheber alles Uebels ansah, während er doch nur ein Werkzeug Philipp's des Schönen gewesen war. Das Verfahren schloß mit der Hinrichtung dieses Mannes. Zum Kriege gegen Flandern war Geld nöthig; Ludwig erließ daher eine merkwürdige Verordnung, durch welche den leibeigenen Bauern in den Kronlanden verstattet wurde, sich loszukaufen. Dennoch blieb sein Feldzug im Jahre 1315 ohne Erfolg und ehe neue Rüstungen zu Stande kamen, starb er am 5. Jun. 1316. Schon im November folgte ihm ins Grab sein nachgeborner Sohn Johann, nach einem Leben von wenigen Tagen. Ludwig hinterließ außerdem noch eine minderjährige Tochter Johanna, deren Ansprüche aber, wie spätere Schriftsteller angeben, mit Berufung auf die Bestimmungen des salischen Volksrechtes bestritten wurden*). Es folgte vielmehr nun Ludwig's Bruder, Philipp V., der Lange, dessen Thronfolge durch einen Reichsconvent förmlich anerkannt wurde, und der den flandrischen Krieg durch einen Frieden endete, in welchem die Städte Douay, Orchies und Ryssel bei Frankreich blieben.

Um die königliche Gewalt im Innern zu befestigen, fuhr Philipp auf dem Wege seines Vaters fort; er nahm die Waffen der Bürger in den Städten unter seine Aufsicht, untersagte die Fehden und setzte in allen Kreisen neben den Baillis, welche bis jetzt dem Gerichts-, Steuer- und Kriegswesen zugleich vorgestanden hatten, besondere Hauptleute ein,

*) Die Stelle im salischen Gesetz lautet: de terra vero salica in mulierem nulla portio transit, sed hoc virilis sexus acquirit. Aber selbst zugegeben, daß diese Berufung gemacht wurde, so konnte sie darum keine Kraft haben, weil im salischen Gesetz nur Allodialbesitz gemeint ist, die Krone Frankreich's aber seit den Capetingern auf Lehnsbesitz gegründet war. Ihre Länder waren eingezogene Lehen, und überall folgten damals ohne Widerspruch Töchter in den Beneficien. Die Ausschließung Johanna's war rechtlich nicht zu deducire-

welche das allgemeine Aufgebot befehligen und zugleich den Adel im Zaume halten ſollten. Ebenſo wurden für die Erhebung der Abgaben neue Beamte unter den Namen der Receveurs geſchaffen. Obgleich Philipp ſchon 1322 ſtarb, und ſein Bruder und Nachfolger Karl IV. ebenfalls nicht lange herrſchte (bis 1328), ſo wurde doch, trotz des ſchnellen Wechſels, in den Grundſätzen der Regierung nichts verändert, und die Entwickelung der königlichen Macht ging ungehindert ihren Gang.

---

9. England unter Eduard I.

(1273—1307.)

Eduard, Heinrich's III. Sohn, war auf der Rückreiſe aus dem heiligen Lande (Thl. VI. 295.) in Sicilien, als er den Tod ſeines Vaters erfuhr. Erſt am 29. Auguſt 1274, nachdem er ſich faſt noch ein ganzes Jahr in Guienne aufgehalten, ward er in der Weſtminſterkirche von dem Erzbiſchofe von Canterbury gekrönt, aber ſeine verzögerte Rückkehr ſcheint keine nachtheiligen Folgen für die Ruhe des Reichs gehabt zu haben. Eduard's kriegeriſcher Geiſt ſuchte und fand zuerſt Raum und Beſchäftigung in dem Angriffe auf die Waliſer, deren Fürſt Llewellyn die Lehnshuldigung verweigerte, da die Abhängigkeit ſeiner Herrſchaft von England unter den unruhigen Regierungen Johann's und Heinrich's III. ſehr loſe geworden war. Der König von England drang vorſichtig in die Gebirgsſchluchten, vermied es, die bekannte Tapferkeit der Waliſer auf die Probe zu ſtellen, und zwang ſie durch Einſchließung und Hunger, ſeine Bedingungen anzunehmen (1277). Nach fünf Jahren machten ſie einen Verſuch, ihre Freiheit wiederzugewinnen, der aber durch ſein Mißlingen vielmehr den gänzlichen Untergang derſelben herbeiführte. Llewellyn ſelbſt fand in dem von neuem begonnenen Kampfe von Feindes Hand den Tod, und ſein Bruder David wurde auf Befehl des Siegers durch den Strang hingerichtet (1283). Damit endete aller fernere Widerſtand. Das Land ward in Grafſchaften und Hundreden getheilt, nach engliſcher Weiſe verwaltet, und Eduard traf Einrichtungen, um das rohe Volk von ſeinem räuberiſchen Leben zu entwöhnen und mildere Sitten einzuführen. Doch traf er auch manche Maßregeln, um die Walliſer für ſich zu gewinnen; während ſie im Criminalproceß engliſches Recht nehmen mußten, ward das engliſche Civilverfahren ihren Gebräuchen angepaßt; auch wurde

ihnen die weibliche Lehnsnachfolge gelassen; und da die Gemahlin Eduard's ihm zu Caernarvon im Gebiete der Waliser einen Sohn gebar, ernannte der König diesen zum Fürsten von Wales, welcher Titel für die Thronerben England's bis auf den heutigen Tag üblich geblieben ist.

Die zweite kriegerische Unternehmung Eduard's war die Unterwerfung von Schottland. Die Veranlassung dazu gab der unerwartete Tod des dortigen Königs Alexander III. (1286), mit welchem die männliche Linie des alten Herrscherhauses erlosch. Mit Bewilligung der Stände hatte der Verstorbene Margarethe, die Tochter seiner an den König Erich von Norwegen vermählten Tochter, zur Erbin des Thrones ernannt. Eduard faßte den Plan, durch Vermählung seines ältesten Sohnes mit dieser Fürstin (die zugleich auch seiner Schwester Enkelin war) die Vereinigung England's und Schottland's zu bewerkstelligen. Die Schotten ließen sich geneigt finden, aber auf der Reise von Norwegen her starb die junge Fürstin zum Unglück für das Land, welches sie hatte beherrschen sollen. Denn es traten jetzt nicht weniger als dreizehn Thronbewerber auf, von denen indeß Johann Baliol und Robert Bruce durch Verwandtschaft mit dem früheren Königsstamme die nächsten Ansprüche hatten. Unter dem Vorwande, daß es gelte, einem Bürgerkriege zuvorzukommen, wurde den schottischen Ständen nahegelegt, sich an den König von England zu wenden und ihn um einen schiedsrichterlichen Spruch anzugehen. Eduard ließ sich nicht lange bitten, wollte aber diese günstige Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, ohne die von den englischen Königen schon oft in Anspruch genommene Lehnsherrlichkeit über das Nachbarreich fester zu begründen. Nachdem er daher eine Reichsversammlung nach Norham zusammenberufen hatte (1291), verlangte er zuvörderst von den Schotten die Anerkennung seiner lehnsherrlichen Rechte, und die Hülfslosigkeit des in seinem Innern gespaltenen Reichs, so wie die Furcht vor der in der Nähe befindlichen bewaffneten Macht Eduard's erlaubten keinen Widerspruch. Sämmtliche Thronbewerber schwuren zum Voraus, die Krone von ihm zu Lehn zu nehmen, und damit er im Stande sei, sein Urtheil zu vollstrecken, wurden ihm auch die königlichen Schlösser überliefert, und sämmtliche Vasallen der Krone leisteten ihm als Oberlehnsherrn die Huldigung. Nun erst ward die Untersuchung vorgenommen. Eine Commission von vierundzwanzig Engländern und achtzig Schotten prüfte die Ansprüche der Bewerber und entschied endlich für Baliol, welcher Ausspruch von Eduard bestätigt ward. Der ernannte König ward nach herkömmlicher Weise auf dem berühmten Steine zu Scone gekrönt, und zu New-Castle leistete er Eduard die Huldigung.

Aber die Schotten, welche sich, nur durch den Drang der Umstände genöthigt, gefügt hatten, betrachteten das neue Verhältniß zu England mit dem größten Unwillen, und auch Baliol fühlte die Wirkungen dieser Abhängigkeit bald auf empfindliche Weise. In einem Streite zweier mächtigen Häuser, worin er ein Urtheil gefällt, berief sich die unterliegende Partei von seinem Gericht auf das des Königs von England, und Baliol mußte persönlich vor seinem Lehnsherrn Rede stehen. König und Volk hegten daher jetzt gleiche Wünsche, dies verhaßte Band zu zerreißen, und der zwischen Frankreich und England ausgebrochene, oben schon erwähnte Krieg schien ihnen eine günstige Gelegenheit dazu zu bieten. Der gemeinsame Vortheil Philipp's und der Schotten führte schnell ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen ihnen herbei, und Baliol sandte dem englischen Könige eine schriftliche Aufkündigung seines Lehnseides. Aber dieser war schon auf die erste Nachricht von dem Abschluß jenes Vertrages mit allen Streitkräften, die er gegen Frankreich zusammengebracht, gegen Schottland aufgebrochen, hatte bereits die Grenzen überschritten (1296) und Berwick erobert, dessen Bewohner er die ganze Schwere seines Zorns empfinden ließ. Bei Dunbar erfolgte eine blutige Schlacht, in welcher das schottische Heer völlig besiegt ward. Der König Baliol mußte sich und das Reich in die Hände Eduard's überliefern, und ward als Gefangener nach London gesendet, wo man ihn indeß mit großer Milde behandelte; das Land kam unter die Verwaltung des englischen Grafen Warenne, des Siegers von Dunbar, und auf einem Zuge durch den Norden des Königreichs nahm Eduard den Krönungsstein zu Scone mit fort, von dem die Sage erzählte, daß er dem Patriarchen Jacob im Schlafe zum Ruheplatze gedient, und daß „an ihm die Gewalt über Schottland hafte, wohin er auch immer gebracht werde." Eduard ließ ihn zum Zeichen, daß die Unabhängigkeit Schottland's für immer vernichtet sei, nach Westminster schaffen.

Die großen Kosten, welche dieser doppelte Krieg, wider Frankreich und Schottland, verursachte, nöthigte den König, vom Parlament häufig Geldbewilligungen zu fordern. Darum berief er auch, nach dem vom Grafen von Leiceſter unter der vorigen Regierung gegebenen Beispiel, Abgeordnete der Grafschaften und Städte zu diesen Reichsversammlungen, welches von seiner Regierung an eine feststehende Einrichtung ward. Aber obschon Manches bewilligt wurde, so reichte es doch für Eduard's Bedürfnisse nicht hin. Er nahm daher zu Erpressungen seine Zuflucht, legte zuerst eigenmächtig eine höhere Abgabe auf Wolle und Häute, damals die beiden wichtigsten Handelsartikel in England, ließ dann sogar alle Vor-

räthe von diesen Producten mit Beschlag belegen, und zwang den Kaufleuten den Werth derselben unter dem Namen eines Darlehns ab. Aehnliche Unbill erfuhren die Grundbesitzer. Jede Grafschaft sollte eine gewisse Anzahl Schlachtvieh und zweitausend Quarter Weizen liefern, um die Armee, welche im Jahre 1297 nach Guienne und Flandern gehen sollte, mit Mundvorräthen zu versehen. Die Geistlichen, welche den immer erneuerten Forderungen nicht mehr genügen wollten, und sich auf den Schutz und die Verordnungen des Papstes Bonifacius VIII. beriefen, beraubte er alles Beistandes der Gesetze. Er befahl den königlichen Richtern, ihnen gegen Niemand Recht zu gewähren, und zog ihre Lehen und sonstigen Besitzthümer ein, bis sie sich endlich zur Bezahlung der geforderten Summen verstanden. Aber im Stillen wurden Berathungen angestellt und Verabredungen mit dem Adel getroffen, solchen Bedrückungen ein Ziel zu setzen. Als der König noch in demselben Jahre den Connetable und den Marschall des Reiches, die Grafen von Hereford und Norfolk, bei der Eröffnung des Feldzuges mit der Führung des Heerhaufens nach Guienne beauftragte, weigerten sich beide den Befehl zu übernehmen, unter dem Vorwande, daß ihr Amt sie nur verpflichte, die Person des Königs zu begleiten. Eduard rief in leidenschaftlicher Heftigkeit dem Marschall zu: „Bei Gott, Graf, ihr müßt gehen oder hängen!" — „Bei Gott", erwiederte Norfolk, „ich werde weder gehen noch hängen", und zog, von dreißig Baronen und fünfzehnhundert Rittern begleitet, fort. An diesem Zeichen erkannte Eduard, daß er zu weit gegangen sei. Er befahl die Eintreibung der Lieferungen einzustellen, der Geistlichkeit ihre Güter zurückzugeben, und suchte die Gemüther durch das Versprechen einer neuen feierlichen Bestätigung des großen Freiheitsbriefes vollends zu beruhigen. Hierauf segelte er nach Flandern, aber noch in seiner Abwesenheit wurde sein Sohn, den er als Regenten zurückgelassen, durch die Grafen von Norfolk und Hereford genöthigt, nicht nur jene Bestätigung zu vollziehen, sondern auch den höchst wichtigen Zusatz beizufügen, daß die Krone in Zukunft niemals eine Schatzung und Steuer erheben könne, ohne Einwilligung der Geistlichkeit, Barone, Ritter und Bürger des Königreichs (1297). Der beiden letzten Stände war in dem großen Freiheitsbriefe nicht gedacht. Hierdurch erhielt die Gesammtheit der Freien der Nation das kräftigste Mittel, der Verschwendung der Könige Schranken zu setzen und ihren Despotismus zu brechen. Eduard fügte sich, und unterschrieb zu Gent in Flandern, wiewohl mit Widerwillen und Zaudern, die Urkunde der neuen Bewilligung.

Noch ehe diese Versöhnung zu Stande gekommen war, hatten die

Schatten, gereizt durch die in England herrschende Gährung, einen neuen Versuch zu ihrer Befreiung gemacht, und der Haß gegen die Unterdrücker hatte aus ihrer Mitte einen freigesinnten, kühnen Helden erweckt. William Wallace war ein kräftiger Mann, von einem alten aber verarmten Geschlechte. Er hatte im Zorn einen englischen Beamten erschlagen und war in die Wälder geflohen, wo gleichgesinnte Männer sich um ihn versammelten, mit denen er kühne Streifzüge gegen die Engländer vollführte. Sein Ruf verbreitete sich über das ganze Land, und bald sah er sich von zahlreichen Schaaren umgeben. Das englische Heer, welches auf den Befehl des abwesenden Königs zur Dämpfung des Aufstandes anrückte, wurde von ihm am Flusse Forth völlig geschlagen. Begierig nach Rache, schloß Eduard 1298 einen Waffenstillstand mit Philipp und verlangte, daß die Schotten von diesem ihrem Schicksal und seinem Zorne überlassen wurden. Dann führte er ein zahlreiches und wohlgerüstetes Heer nach Schottland, und griff das feindliche Heer am 22. Julius 1298 bei Falkirk an. Schon fürchtete er, daß Wallace einem Kampfe ausweichen werde, als ihm die Nachricht wurde, daß dieser in einer vortrefflichen Stellung, wenn auch mit geringer Mannschaft ihn erwarte. Er beschloß anzugreifen; seine Reiterei umging den Feind von zwei Seiten, und wenn auch die Tapferkeit und Umsicht Wallace's in der Front alle Angriffe zu Schanden machte, so ward der Sieg doch durch die Reiterei vollständig errungen. Eduard drang bis Perth vor, aber, durch Mangel und Beschwerden gezwungen, kehrte er bald wieder nach der Heimath zurück. Die Schotten behaupteten sich in den nördlichen Bergen, und begannen von dort her die Engländer mit Erfolg zu bekämpfen, ja nach einem Siege bei Edinburg (1303) gelang es ihnen, sie ganz zu verdrängen. Wollte Eduard seine Ansprüche nicht aufgeben, so mußte er die Eroberung von neuem versuchen. Sein Zorn stieg mit der Hartnäckigkeit des Widerstandes. An der Spitze einer furchtbaren Macht durchzog er das ganze Land bis an das Hochgebirge, ohne daß ihm die Patrioten zu begegnen wagten. Nunmehr glaubte er die Unterwerfung Schottland's vollendet zu haben, denn auch der einzige Mann, welchen er vielleicht noch zu fürchten hatte, Wallace, der einige Zeit nach Frankreich geflüchtet, dann wieder heimgekehrt war und noch immer eine zauberhafte Anziehungskraft auf das niedere Volk ausübte, ward ihm durch einen ehemaligen Waffengefährten, der den Tapferen verrieth, in die Hände geliefert. In Ketten wurde er nach London geführt, und dort mit ungerechter Strenge im Tower hingerichtet; aber seine Thaten leben noch bis auf den heutigen Tag in der Liebe und dem Andenken seines Volks.

Der schmähliche Tod des gefeierten Helden regte in den Schotten Zorn und Unwillen in noch höherm Grade auf, und trotz des schlimmen Ausgangs aller bisherigen Versuche fand sich ein neuer Führer, der einen nochmaligen Kampf für die Unabhängigkeit des Vaterlandes wagte. Dieser war Robert Bruce, Enkel des oben genannten Thronbewerbers. Seine Aufgabe wurde äußerst schwierig, da er nicht bloß mit den Engländern, sondern auch mit einer großen Gegenpartei unter seinen eigenen Landsleuten zu streiten hatte. Johann Comyn, der nächste Erbe Baliol's, der indeß gestorben war, durch seine Bemühungen für die Befreiung Schottland's hoch angesehen, leitete seit acht Jahren die Angelegenheiten als Reichsverweser; die Bruces hatten dagegen bisher aus Eifersucht gegen Baliol und sein Haus wenig für die Patrioten gethan, sich vielmehr mannigfach den Engländern nachgiebig gezeigt. Es traf sich, daß Comyn und Bruce zu gleicher Zeit nach Dumfries kamen. Sie hielten eine Unterredung im Chor der Minoritenkirche; das Gespräch erhitzte sich, und Bruce stieß dem Reichsverweser den Dolch in die Brust. Nach dieser That rief Bruce die Schotten unter seine Fahnen, und ward in Scone fast ohne Widerspruch zum Könige gekrönt (1306). Aber das ganze Geschlecht des Ermordeten, das reichste und mächtigste im Lande, verband sich bald darauf mit den Engländern zu seiner Vernichtung, und geschlagen mußte der neue König in die Haiden und Wälder des Hochlandes flüchten. Indeß rückte auch der zornmüthige Eduard heran, der diesmal ein schreckendes Beispiel geben wollte. Mit einem großen Heere sollte Schottland von einem Ende bis zum andern durchzogen und so niedergetreten werden, daß es sich nicht wieder aufrichten könnte. Aber noch ehe er die Grenze überschritten hatte, ereilte ihn der Tod am 7. Julius 1307 in der Nähe von Carlisle im neunundsechzigsten Jahre seines Alters und dem fünf und dreißigsten seiner Regierung.

---

10. Eduard II.

(1307—1327.)

Sterbend hatte Eduard befohlen, den Kampf gegen die Schotten fortzusetzen, und seine Gebeine, den Feinden zum Schrecken, dem Heere voranzutragen. Aber sein Sohn und Nachfolger Eduard II., auf den sehr wenig von des Vaters großer Persönlichkeit übergegangen war, achtete

dieſen Befehl nicht, ſondern kehrte, bald nachdem er über die ſchottiſche Grenze gegangen war, wieder zurück, und gab dadurch dem aus ſeinen Schlupfwinkeln hervortretenden Bruce Gelegenheit, ſich die Krone und ſeinem Volke die Erhaltung der Selbſtändigkeit noch für Jahrhunderte zu erkämpfen. Bruce eröffnete ſeine neue Laufbahn mit einem glänzenden Siege über die Comyniſche Partei, dem noch andere Vortheile über die Anhänger England's und die Vertreibung engliſcher Beſatzungen aus den feſten Schlöſſern folgten, während Eduard II., ein läſſiger, den Vergnügungen ergebener Fürſt ohne Kraft und Selbſtändigkeit, im Kampfe mit ſeinen Baronen Mühe hatte, ſich ſelbſt auf dem engliſchen Throne zu behaupten.

Dieſe Oppoſition wurde, wie unter Heinrich III., durch des Königs Hingebung an unwürdige Günſtlinge herbeigeführt. Der erſte derſelben, welcher Eduard ganz beherrſchte, war Peter Gaveſton, ein Gascogner. Schon Eduard I. hatte ihn als einen Verführer ſeines Sohnes verbannt, und es dieſem auf dem Todbette zur Pflicht gemacht, ihn nicht zurückzurufen. Aber uneingedenk dieſer väterlichen Ermahnung, ließ ihn Eduard ſogleich wieder an den Hof kommen, ſchenkte ihm das höchſte Vertrauen, und ernannte ihn zum Grafen von Cornwallis; ja als er nach Frankreich ging, um ſich mit der Prinzeſſin Iſabelle, einer Tochter Philipp's des Schönen, mit der er ſchon durch ſeinen Vater verlobt war, zu vermählen, machte er ihn ſelbſt zu ſeinem Stellvertreter in England. Gaveſton ward bald der Gegenſtand des Haſſes der mächtigen Barone, da er ſie durch kindiſchen Uebermuth und verſchwenderiſche Pracht beleidigte, und den königlichen Schatz plünderte. Als Eduard aus Frankreich zurückgekehrt war, forderten ſie die Entlaſſung und Entfernung des Günſtlings; wenn der König ſelber, ſagten ſie in ihrer Eingabe, gegen den Vortheil ſeiner Krone handle, ſo ſeien ſeine Unterthanen durch ihren Eid verpflichtet, ihn zur Vernunft zurückzuführen. Beunruhigt durch ihren dringenden Ton gab Eduard zwar nach, daß Gaveſton England verlaſſe; aber dafür erhob er ihn zum Statthalter von Irland, und nachdem er einige der angeſehenſten Barone gewonnen hatte, rief er ihn wieder nach England und in ſeine Nähe zurück. Da nun Gaveſton, ſo wie er ſeinen vorigen Einfluß erlangt hatte, ſich auch ſeiner frühern Lebensweiſe überließ und auf dem früheren Wege weiter fortſchritt, traten die Barone abermals zuſammen, und ſetzten es durch, daß er zu ewiger Verbannung verurtheilt ward, mit der Drohung, daß, wenn er ſich wieder in England treffen ließe, er als ein Feind des Königs und des Volks behandelt werden ſollte. Aber damit nicht zufrieden, gingen ſie diesmal noch weiter, und das Parla-

ment des Jahres 1311 nöthigte Eduard zu einer Reihe von Anordnungen, welche die königliche Gewalt sehr tief herabsetzten. Alle großen Aemter sollten hinfort nur mit Zuziehung der Barone im Parlamente vergeben werden, keine Verschenkung von Land sollte ohne ihre Zustimmung gültig sein, und nur, nachdem sie eingewilligt, dürfe der König das Heer versammeln oder einen Krieg beginnen. Aber sobald das Parlament aufgelöst war, eilte Eduard sich dieser unwürdigen Fesseln zu entledigen. Er begab sich nach den nördlichen Gegenden England's, und rief seinen Günstling, der indeß in Frankreich gewesen war, wieder zu sich. Sofort bildeten aber auch die Barone, den Grafen Thomas von Lancaster, den Sohn von Eduard's I. Bruder Edmund, der der reichste Grundbesitzer Englands war, an ihrer Spitze, eine neue Verbindung, an der auch der Erzbischof von Canterbury Theil nahm. Mit bewaffneter Macht eilten die Großen nach York zum Könige, der vor ihnen zurückwich, und mit seinem Liebling bis nach dem festen Scarborough flüchtete. Gaveston ward in demselben belagert, und da ein langer Widerstand unmöglich war, mußte er sich ergeben. Er wurde den Händen des Grafen von Pembroke anvertraut, der für seine Sicherheit stehen sollte, bis der König sich mit den Baronen verglichen haben würde; allein nach kurzer Zeit bemächtigten sich — es ist ungewiß, ob mit Vorwissen Pembroke's — die Grafen von Lancaster, Warwick, Hereford und andere der Verbündeten seiner Person, und ließen ihm durch Henkershand das Haupt abschlagen (1312). Der König war zwiefach erbittert, sowohl über den Tod seines Lieblings, als über die gesetzlose Art desselben. Er drohte den Großen Rache, sammelte eine bewaffnete Macht, und rief in dieser kriegerischen Haltung ein Parlament zusammen. Die Barone erschienen, aber nicht minder gerüstet als der König, der Graf von Lancaster allein führte tausend Ritter und funfzehnhundert Fußknechte herbei. Im Vertrauen auf diese Kräfte verlangten sie völlige Lossprechung von aller Verantwortlichkeit wegen Gaveston's Tod und überdies Bestätigung ihrer gemachten Verordnungen. Der König sah sich genöthigt nachzugeben; Gaveston's Mord blieb ungeahndet, doch wurden auch diejenigen Beschlüsse der Barone vergessen, welche der Krone allzu nachtheilig waren.

Da nach dieser Aussöhnung Eduard's mit den Baronen die innere Ruhe wieder hergestellt schien, so wurde jetzt ein Zug nach Schottland unternommen. Von Allem, was die Engländer dort besessen hatten, waren nur noch Berwick und Stirling in ihren Händen, aber das letztere als das wichtigere und feste, hielt Bruce schon eng eingeschlossen. Eduard traf große Vorkehrungen, diesen Platz zu retten; Niederländer, Gascog-

ner, Irländer, Waliſer verſtärkten ſein Heer, deſſen Zahl die ſchottiſchen Geſchichtſchreiber, kaum übertrieben, auf hunderttauſend Mann angeben. Bruce zählte nicht mehr als dreißigtauſend Krieger, aber alles Leute, die durch die bisherigen Kämpfe geübt, und entſchloſſen waren, die wiedererrungene Freiheit auf das Aeußerſte zu vertheidigen. Er erwartete die Feinde bei Bannockburn, in der Nähe von Stirling. Dort erlitten die Engländer am 24. Junius 1314 eine gänzliche Niederlage. Der König ſelbſt entging nur mit Mühe den Händen des tapfern Douglas, welcher ihm eifrig nachſetzte; und die Zuverſicht der Schotten wuchs durch dieſen Sieg in dem Maße, daß ſie ſogar einen Aufſtand der Irländer wider England unterſtützten. Dieſer mißlang zwar, aber Schottland ſelbſt war nun ganz von Feinden geſäubert und hatte ſeine Selbſtändigkeit befeſtigt. Bruce wurde auf einer allgemeinen Verſammlung der Geiſtlichkeit und des Adels noch einmal als König anerkannt, wehrte mit leichter Mühe die noch einige Mal wiederholten und mehr auf Raub und Rache als auf eigentliche Eroberungen berechneten Einfälle der Engländer ab, und behauptete den durch die Kraft der Waffen erworbenen Thron bis an ſeinen Tod (1329) ſicherer als Eduard II. ſeine ererbte Krone.

Der unglückliche Erfolg des Krieges in Schottland, die darauf erfolgte Empörung in Irland, zu welcher noch aufrühreriſche Bewegungen in Wales kamen, endlich die Streifzüge, durch welche Bruce Nordengland verheeren ließ, ſowie eine allgemeine Hungersnoth, gaben der dem Throne feindlichen Partei der Barone Veranlaſſung, wieder hervorzutreten und die alten, die königliche Macht ſo ſtark beſchränkenden Verordnungen von Neuem geltend zu machen. Die Schwäche, mit welcher ſich Eduard nach Gaveſton's Tode einem neuen Lieblinge, Hugo Spenſer (oder Deſpenſer), hingab, und demſelben die Verwaltung des Reiches überließ, reizte ſie noch mehr zum Widerſtande. Es wiederholten ſich nun die alten Auftritte. Die verbündeten Barone — an ihrer Spitze wiederum Thomas von Lancaſter — verlangten mit den Waffen in der Hand von dem Könige die Entfernung oder Gefangenſetzung Spenſer's, mit der Drohung, daß ſie ihm ſonſt den Gehorſam aufkündigen und ſich aus eigener Macht an dem übermüthigen und eigennützigen Günſtling Recht verſchaffen würden. Sie zogen dann nach London, legten dem verſammelten Parlamente eine Anklage gegen Spenſer und deſſen Vater vor, und ſetzten es durch, daß dieſe zu immerwährender Verbannung verurtheilt wurden (1321).

Aber bald veränderte ſich die Lage der Dinge, und Eduard fand, noch ehe zwei Monate vergangen waren, Gelegenheit ſich an ſeinen

Feinden zu rächen. Die Königin Isabelle wollte auf einer Reise nach Canterbury in dem königlichen Schlosse Ledes übernachten; aber Lord Badlesmere, dem die Obhut desselben anvertraut war, stand mit den Baronen im geheimen Einverständnisse, und weigerte sich der Königin die Thore zu öffnen. Es entstand ein Streit, bei welchem mehrere Diener Isabellen's getödtet wurden. Sie klagte laut über Beschimpfung, und das Volk von London empfand diese mit seiner Herrscherin. So sah sich der König in den Stand gesetzt, an der Spitze einiger Kriegsleute und großer Schaaren von bewaffneten Bürgern der Hauptstadt, Genugthuung zu erzwingen. Er nahm das Schloß ein, obgleich die Barone zur Hülfe heranzogen. Diese rasche That gab seiner Partei neues Leben, von allen Seiten strömten Anhänger herbei, und die beiden Spenser ließen sich nicht vergebens erwarten. Lancaster brachte dagegen im Norden von England ein Heer zusammen und zog gegen das königliche, er ward aber geschlagen und nebst mehreren Anderen gefangen genommen. Der König vergalt ihm Gaveston's Mord mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Er ward zum Tode verurtheilt, und unter Spott und Hohn hingerichtet (1322). Achtzehn seiner vornehmsten Anhänger wurden gleichfalls aus dem Wege geräumt, Viele blieben in strenger Haft; ihre Güter fielen den Anhängern des Königs zu, vor Allen den beiden Spenser, deren Macht, Einfluß und Ansehn seit dieser Niederlage der Lancasterschen Partei unerschütterlich befestigt zu sein schienen.

Allein die Heftigkeit, mit der sie ihrer Rache freien Lauf ließen, und die Willkür, mit der sie sich ihrer Gewalt bedienten, ungewarnt durch Gaveston's Schicksal, erweckte ihnen neuen und stärkeren Widerstand. „Es schien, als gäbe es statt eines drei Könige im Lande." Zum Haß gegen ihre Herrschaft gesellte sich auch Geringschätzung, da ein Unternehmen gegen Schottland mit dem schimpflichsten Rückzug endete, und dem nördlichen England schreckliche Verheerungen von den nachdrängenden Schotten zuzog. Das Volk strömte nach dem Orte, wo Lancaster hingerichtet worden, wie nach einem geweihten Platze; die unterdrückten Barone dürsteten nach Rache, und bald erhielten sie im Hause des Königs selbst eine mächtige Hülfe durch die Königin Isabelle. Diese hatte sich nach Frankreich begeben, um einen Streit, den ihr Bruder, der König Karl IV., mit Eduard über Guienne begonnen hatte, zu vermitteln, und ließ ihren dreizehnjährigen Sohn Eduard nachkommen, damit dieser, dem Vertrage gemäß, für Guienne die Huldigung leiste (1325). Wahrscheinlich hatte sie aber beide Reisen schon in der Absicht betrieben, sich auf dem festen Lande die Mittel zu verschaffen, die Spenser und ihren

Gemahl zu stürzen; der jüngere Spenser hatte sie nicht nur des Vertrauens ihres Gemahls, sondern selbst ihrer Einkünfte beraubt. Roger Mortimer von Wigmore, ein thätiger Anhänger der Lancasterschen Partei, der aus dem Tower entsprungen war und sich nach Paris geflüchtet hatte, wurde dort von Isabellen zum ersten Beamten ihres Hofhalts ernannt, und die Königin von England erschien als die Buhlerin eines landflüchtigen Rebellen. Sie blieb, auch da die Händel mit Frankreich geschlichtet waren, jenseits des Meeres, und als der über ihre Schritte besorgte König sie wiederholt aufforderte, zurückzukehren, weigerte sie sich dessen, unter dem Vorwande, daß sie vor den Spenser ihres Lebens nicht sicher sei. Sie zog vielmehr mit ihrem Sohne nach den Niederlanden, wo sie ohne des Königs oder des Parlaments Zustimmung den Prinzen mit der Tochter des Grafen Wilhelm von Hennegau vermählte. Von diesem erhielt sie auch einige tausend Mann Hülfstruppen, an deren Spitze sie mit Mortimer an der Küste von Suffolk landete (1326). Sie ward als Befreierin begrüßt, und fand einen so starken Anhang, daß der König und die beiden Spenser ihre Rettung in der Flucht suchten. Der ältere Spenser wollte sich in Bristol vertheidigen, mußte sich aber bald seinen Feinden ergeben, die den neunzigjährigen Greis auf grausame Weise hinrichten, und seinen Leichnam den Hunden vorwerfen ließen. Sein Sohn, der sich mit Eduard in den Gebirgen von Wales versteckt hielt, ward bald aufgefunden und erfuhr dasselbe Schicksal; der König ward als Gefangener nach Kenilworth gebracht. So endete der Versuch des Günstlings, unter einem schwachen König das bereits beschränkte Königthum zu einem unumschränkten zu gestalten*).

Die Verschwornen riefen nunmehr ein Parlament in Westminster zusammen, welches Eduard II., von den aufgeregten Pöbelhaufen der Hauptstadt bedroht, auf die gegen ihn erhobenen Anklagen der fernern Regierung für unfähig erklärte, und seinen Sohn auf den Thron erhob (1327). Umsonst verwandte sich der Papst für den unglücklichen Fürsten und suchte ihn mit seiner Gemahlin auszusöhnen. Anfangs blieb er unter der Aufsicht des Grafen Heinrich von Lancaster; da aber die Königin und Mortimer nach einiger Zeit Argwohn schöpften, daß dieser sich des Unglücklichen annehmen möchte, so übergaben sie ihn den Händen Johann's von Maltravers und Thomas Berkley's, die mit ihm verfuhren, als ob sie beauftragt seien, ihren vormaligen Herrn und König durch Mißhandlungen aller Art langsam zu tödten. Vergebens bat

*) Pauli Gesch. v. England IV. S. 298.

Eduard um eine Unterredung mit seinem Weibe. Damit der Aufenthalt des Gefangenen nicht bekannt und dadurch keine Bewegungen im Volke veranlaßt würden, schleppten ihn seine grausamen Wächter von einem Ort zum andern, und suchten dabei durch dünne Kleidung, schlechte Nahrung und öftere Unterbrechung des Schlafes seine Lebenskraft zu zerstören*). Da aber auch dieser Weg den Besorgnissen der Frevler zu langsam schien, befahl Mortimer zweien Hausbeamten Berkley's den Gefangenen ohne Zögerung aus der Welt zu schaffen**). Um aber jede Spur eines gewaltsamen Todes zu verbergen, wurde eine gräßliche Marter ersonnen. Die Mörder stießen dem Unglücklichen ein glühendes Eisen in den Mastdarm und verbrannten ihm so die Eingeweide (21. September 1327). Aber der furchtbare Schmerz verzerrte die Züge des Sterbenden in dem Maaße, daß die Schandthat dadurch doch verrathen ward. — Eduard hatte nichts von der Kraft und Tüchtigkeit seines Vaters; aber er stand selbst seinem Großvater Heinrich III. nach, der neben seiner Schwäche wenigstens noch Eigenschaften besaß, die ihn liebenswürdig machten.

Mortimer und die Königin, nicht gewarnt durch das grauenhafte Schicksal Gaveston's und der Spenser, genossen einige Jahre die Früchte ihrer Verbrechen, da sie den aus Männern ihrer Partei zusammengesetzten Reichsrath, welcher statt des vierzehnjährigen Eduard III. regierte, ganz nach den Regungen ihrer Habgier und Herrschsucht leiteten. Mit den Schotten, welche diesen Zustand England's zu einer Erneuerung der Feindseligkeiten benutzten, um der Oberhoheit dieses Reiches vollständig entledigt zu werden, ward 1328 ein unrühmlicher Vertrag geschlossen, in welchem von Seiten England's auf die Lehnsherrlichkeit verzichtet und Robert Bruce als selbständiger König anerkannt ward. Dadurch wurde der allgemeine Haß gegen Mortimer nur noch höher gesteigert. Vergebens schützte er sich durch eine starke Leibwache, vergebens suchte er die Mächtigen zu schrecken, indem er den Grafen von Kent, einen Oheim des jungen Königs, unter einem nichtigen Vorwande enthaupten

*) Einstmals, als sie mit dem Könige reisten, wollten sie ihm, um ihn unkenntlicher zu machen, den Bart abscheeren, und ließen aus einer nahen Pfütze kaltes und schmutziges Wasser dazu holen. Eduard brach hierüber in Thränen aus, die über seine Wangen herabrollten, und sagte, so habe er denn doch, wider ihren Willen, reines und warmes Wasser für seinen Bart.

**) Der Befehl soll in die Worte: Edwardum occidere nolite timere bonum est gefaßt gewesen sein, bei denen es nur auf die Interpunktion ankommt.

ließ (1330); fand sich doch kein Henker, den Grafen hinzurichten, so daß ihm schließlich ein Verbrecher das Haupt abschlug. Ebenso nutzlos umringte er den König selbst mit seinen Spähern. Der nunmehr achtzehnjährige Jüngling begann seine Kraft zu fühlen und beschloß der Willkür und Tyrannei des Günstlings ein Ziel zu setzen. Er gewann den Befehlshaber des Schlosses zu Nottingham, wo sich Mortimer mit der Königin gerade aufhielt, so daß er mit einigen Begleitern um Mitternacht durch einen unterirdischen Gang eingelassen wurde. Zwei Ritter, welche die Thüre von Mortimer's Gemach vertheidigten, wurden niedergehauen, und der gefürchtete Anmaßer selbst gefangen. Die Königin, durch den Lärm erweckt, stürzte bleich in das Zimmer, betheuerte mit Thränen in den Augen und unter lautem Wehklagen, Mortimer sei ein würdiger Ritter, ihr treuster Freund und vielgeliebter Vetter, und flehte jammernd um Gnade für den Mann ihres Herzens bei ihrem Sohne. Aber sie fand verschlossene Ohren und Herzen. Mortimer wurde sogleich vor einem Parlament angeklagt, zum Tode verurtheilt und hingerichtet (1331); ihr selber wies Eduard das Schloß Risings zum Wohnsitze an, wo sie die noch übrigen sieben und zwanzig Jahre ihres Lebens in stiller Abgeschiedenheit zubrachte. Der junge Fürst, welcher bei diesen Vorfällen für sein Alter eine große Entschlossenheit gezeigt hatte, regierte nun selbständig, und mit ihm beginnt ein neuer Zeitpunkt der englischen Geschichte, der sowohl durch glänzende Siege als durch einen neuen Aufschwung der Volksthümlichkeit ausgezeichnet ist.

---

11. Kaiser Heinrich VII.

(1308—1313.)

Der unerwartete Tod König Albrecht's eröffnete in Deutschland den Parteiungen, welche in einem Wahlreiche bei Thronwechseln fast unausbleiblich eintreten, ein neues Feld. Die Söhne Albrecht's scheinen sich nicht um die Nachfolge beworben zu haben. Dagegen trachtete Philipp der Schöne, die Kaiserkrone an seinen Bruder Karl zu bringen, und zählte dabei auf die Macht und den Einfluß des Papstes Clemens V., der, wie wir oben gezeigt haben, durch die Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon, ganz in seinen Händen war. Allein der heilige

Vater, der dann mit Recht eine noch größere und drückendere Abhängigkeit fürchtete, suchte diese Absichten heimlich zu vereiteln; ja er soll die deutschen Kurfürsten aufgefordert haben, durch Beschleunigung der Wahl allen Bemühungen Philipp's zuvorzukommen. Von diesen waren die weltlichen Fürsten zunächst entschlossen, nur einen aus ihrer Mitte wählen zu lassen; als jedoch der schon oben genannte Peter Aichspalter von Mainz und Balduin von Trier unter sich übereinkamen, den Bruder des Letzteren, den Grafen Heinrich von Lützelburg oder Luxenburg, auf den Thron zu heben und für diesen Plan auch den Kölner Erzbischof gewannen, der zuerst auf Philipp's des Schönen Seite gestanden hatte, so fügten sich die weltlichen Herren nach einigem Widerstreben um so mehr, da Heinrich sich noch bereitwilliger als seine Vorgänger zur Verschleuderung des Reichsgutes zeigte. So ward er denn Ende Novembers 1308 in Frankfurt zum König gewählt und im folgenden Jahre in Aachen gekrönt.

Heinrich war allerdings deutschen Geschlechtes, hatte aber seine Erziehung am französischen Hofe genossen; das Französische war seine Muttersprache. Er war ein Fürst von ritterlichem, einnehmendem Wesen, seine Tapferkeit wie seine Frömmigkeit und Milde empfahlen ihn vor vielen Andern zu der hohen Stellung, die er nunmehr einnahm; aber von der Entwickelung der Stände, die sich seit der Regierung der Staufen in Deutschland vollzogen hatte, ging ihm das Verständniß beinahe ganz ab, weshalb er denn im geraden Gegensatz zu Adolf und Albrecht für die Hebung der Städte nichts that.

Den ersten Reichstag hielt der König 1309 zu Speier. Hier ließ er, wie schon erwähnt, die Leichname seiner Vorgänger in der Gruft des Staufen Philipp bestatten, erklärte auch die Mörder Albrecht's in die Acht und bestätigte den Wahlfürsten die ausbedungenen Güter, bemühte sich jedoch übrigens zugleich den Landfrieden aufrecht zu erhalten. Graf Eberhard von Würtemberg, der durch rastlose Anstrengungen und fortdauernde Thätigkeit seine kleine Stammherrschaft schnell erweitert hatte, war wegen häufiger Verletzung des Landfriedens vorgeladen. Auf die Klagen, welche die schwäbischen Reichsstädte, die er arg bedrängt hatte, erhoben, antwortete er keck, und verließ Speier, ohne sich zu fügen. Da sprach der König die Acht aus, und übertrug die Vollstreckung den aufgebrachten Nachbarn Eberhard's, durch deren vereinigte Kraft derselbe auch diesmal hart gezüchtigt wurde; damals sanken die Mauern des Stammschlosses Würtemberg in Trümmer. Weit bedenklicher war die Macht der Fürsten von Oesterreich, Friedrich und Leopold, in denen Heinrich furchtbare Nebenbuhler des Throns sah. Er hatte schon den

schweizerischen Waldstätten als Gegnern Oesterreichs die errungene Freiheit bestätigt, und als Friedrich die Belehnung für seine Länder nachsuchte, machte er große Schwierigkeiten. Endlich nachdem beide Brüder ihre eigenen Ansprüche auf Böhmen aufzugeben und den König bei der Eroberung dieses Landes zu unterstützen versprochen hatten, empfingen die Herzoge ihre Lehen aus der Hand des Königs. Heinrich von Kärnthen (oben S. 90) hatte sich nämlich nicht im ruhigen Besitz Böhmens behaupten können. Seine Maßregeln beleidigten die Mächtigen, seine Schwäche reizte sie zum Widerstande; das Land befand sich in einem Zustande wildester Zerrüttung und Parteiung. Die Prinzessin Elisabeth, eine jüngere Schwester des Königs Wenceslaus, welche Heinrich, als sie sich weigerte, sich mit einem seiner Anhänger zu vermählen, hatte gefangen setzen lassen, war aus ihrem Gewahrsam befreit und von den Gegnern Heinrich's von Kärnthen nach Speier geführt worden, um dem erst vierzehnjährigen Sohne des deutschen Königs, Johann, ihre Hand und die böhmische Krone zu bieten. Heinrich hatte den Antrag angenommen, und das Fürstengericht erklärte nun den Herzog von Kärnthen, der schon von König Albrecht in die Acht gethan war, des Thrones für verlustig.

Die Vertreibung des Gegners und die Besitznahme des Reichs überließ Heinrich seinem Sohne, oder vielmehr dem Erzbischof von Mainz, den er ihm als Führer und Rathgeber zugesellte, der auch wahrscheinlich durch seine alten Verbindungen im Lande die ersten Fäden mit den Böhmen geknüpft hatte. Ihn selbst zog heftiges Verlangen nach Italien, um hier die alten Kaiserrechte wieder geltend zu machen. Sein lebendiger Geist suchte nach einem Schauplatze reicherer Thätigkeit, als ihm Deutschland darbot; statt dem Beispiele seiner nächsten Vorgänger zu folgen und seine Sorge auf die Heimath zu richten, sah er es als einen Fehler Jener an, daß sie die Hoheitsrechte in Italien hätten verloren gehen lassen; seine ausgezeichnete Tapferkeit, seine Persönlichkeit, welche die Liebe der Menschen gewann und ihnen Ehrfurcht einflößte, versprachen dem Unternehmen einen glücklichen Ausgang, und Italiener verschiedener Parteien, unter ihnen der Dichter Dante, die ihn dringend dazu aufforderten, stellten einen solchen als unzweifelhaft vor. Die Bedenklichkeiten, welche die deutschen Fürsten erhoben, berücksichtigte Heinrich nicht. Hätte Gott gewollt, daß er ein Privatmann werden sollte, sprach er in ihrer Versammlung, so würde er in engen Verhältnissen geblieben sein. Jetzt sei er zu höheren Dingen bestimmt; sie sollten ihm, der als Krieger und Heerführer vorangehen wolle, folgen, die Herrschaft der Welt zu er-

kämpfen. Da seine begeisterte Rede aber ohne große Wirkung auf die Fürsten blieb, umarmte er mit ritterlicher Zärtlichkeit seine Gattin und sprach: diese wird mich unter allen Gefahren begleiten! So geschah es denn auch; von den deutschen Herren aber fanden sich nachgerade doch mehrere ein, weil sie es nicht ungern sahen, daß sich die Thätigkeit des Königs in die Ferne wandte. Lausanne war der Sammelplatz, weil man wegen Heinrich's von Kärnthen nicht über Tyrol gehen konnte. Noch vor dem Ende des October 1310 langte der König auf italienischem Boden an. Dort, und zunächst in Oberitalien, hatte sich, seit unsere Erzählung dieses Land beim Untergange der Hohenstaufen verlassen, die Lage der Dinge sehr geändert. Die Freiheit, welche die Lombarden gegen die Deutschen mit der größten Hartnäckigkeit behauptet, hatten sie an sich selbst verloren. Schon zu den Zeiten Friedrich's II. war zu dem Kampfe zwischen päpstlich und kaiserlich Gesinnten im Schooße der italienischen Städte noch ein anderer nicht minder heftiger gekommen, zwischen den alten Geschlechtern, aus denen die Stadtgemeinde erwachsen war, und dem geringeren Volke, welches keinen Antheil an der Regierung und Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten hatte. Meist gelang es den Handwerkern in ihren Vereinigungen und Zünften zu irgend einer Gewalt in der Stadt zu kommen, welche ihnen aber dennoch fortdauernd durch Angriffe der Gegenpartei streitig gemacht wurde. Sobald der Kampf mit den äußeren Feinden aufgehört hatte, war der innere zwischen den Städten sowohl als zwischen den Parteien in deren Mitte um so heftiger geworden, und das endliche Ergebniß desselben war fast überall gleich; aus den Trümmern der freien Verfassung wuchs die tyrannische Gewalt einzelner Geschlechter hervor. So war in Mailand, dessen Geschick auf das des ganzen Oberitaliens noch immer den meisten Einfluß hatte, ein heftiger Kampf, nicht um die Freiheit, sondern um die Herrschaft, zwischen den zwei Geschlechtern der Visconti und della Torre entbrannt, von welchen das letztere damals die Oberhand behalten hatte. Noch lebte, wie gänzlich sich die Verhältnisse auch umgestaltet hatten, der alte, dem Parteihaß dienende, Name der Guelfen und Ghibellinen und die grimmige Feindschaft zwischen beiden. Zu den Ersteren, welche, wie in früheren Zeiten, in den deutschen Königen ihre schlimmsten Widersacher erblickten, gehörte in Toscana vor allen Florenz. Darum stand diese jetzt bedeutend hervortretende Stadt auch in enger Verbindung mit dem Könige Robert von Neapel, dem Enkel Karl's von Anjou (seit 1309), der dem sicilischen Friedrich (Thl. VI. 242) gegenüber, und durch seine ganze Stellung so wie durch sein Verhältniß zum französischen Hofe, sich

an die Päpste hielt. Heinrich wollte aber — seltsam und unpolitisch genug — nicht als das Haupt einer Partei in Italien erscheinen, sondern als Vermittler und Herrscher zwischen beide treten und keine begünstigen.

Anfangs schien Alles vortrefflich zu gehen, und das kaiserliche Ansehn wieder in seinem alten Glanze hervorzutreten. Die Städte und ihre Herren zeigten bereitwilligen Gehorsam; selbst Guido della Torre, dessen Gegner Matteo Visconti im Gefolge Heinrich's war, wagte, als der König auf Mailand losging, keinen Widerstand, so daß dieser sich am 6. Januar 1311 mit der eisernen Krone zum Könige der Lombardei krönen lassen konnte. Allein sehr bald entstanden wegen der Geldforderungen, welche Heinrich machte, Unruhen, die von den deutschen Truppen unter Strömen von Blut gedämpft werden mußten. Guido della Torre wurde vertrieben, und Matteo Visconti zum Vicarius in Mailand ernannt. Zugleich waren aber auch nach dem Vorgange Mailand's in anderen Städten der Lombardei, in Cremona, Crema, Lodi, Brescia, Mantua, Padua, Bergamo Empörungen ausgebrochen, und es erforderte Zeit und Kräfte, dieselben wieder zu unterwerfen, doch öffneten die meisten bald ihre Thore; nur Brescia leistete einen längern und hartnäckigen Widerstand, den es aber, wie die übrigen, mit Ausnahme Cremona's, welches härter behandelt worden war, durch hohe Summen von Strafgeldern büßen mußte.

Durch diesen Kampf hatten die Florentiner einen großen Vortheil erreicht; Heinrich hatte den besten Theil seines Heeres eingebüßt, und war in Oberitalien aufgehalten worden, während sie Zeit gewonnen hatten, sich zu rüsten. Auch Robert, wie sehr ihn Heinrich zu schonen und zu gewinnen suchte, verlor diese Zeit nicht. Er trat jetzt offen gegen ihn auf, indem er seinen Bruder Johann mit einem Heere nach Rom sandte. Der König hatte indeß Oberitalien verlassen und war nach Genua gezogen, welches, von ewigen inneren Parteiungen zerfleischt, damals gerade Ghibellinen an der Spitze hatte und ihn deshalb mit Freuden aufnahm, bis er auch hier durch seine Geldnoth die Gesinnung verändert sah. Da die Florentiner ihm die weiteren Wege zu Lande verlegt hatten, mußte er sich nach dem entschieden und mit großem Eifer ghibellinisch gesinnten Pisa zu Schiffe begeben. Hier stießen Verstärkungen aus Deutschland und von den Ghibellinen Toscana's zu ihm, so daß er nun endlich an der Spitze von dreizehn hundert Rittern den Weg nach Rom antreten konnte. Diese Stadt war zwischen der Partei der deutsch gesinnten Colonna und der ihrer Gegner, der Orsini, getheilt. Nur unter Kampf und Blutvergießen hielt Heinrich seinen Einzug; die

Straßen waren mit hundert und funfzig Erschlagenen von seinem eben nicht zahlreichen Heere bedeckt. Da der Vatican und die Peterskirche, in welcher die Krönung vor sich gehen sollte, den Gegnern nicht entrissen werden konnten, so mußte diese Feierlichkeit durch die päpstlichen Legaten im Lateran geschehen (29. Juni 1312). Bei dem festlichen Schmause des neuen Kaisers in S. Sabina wurden die Gäste von den Geschossen und den Schmähungen der Feinde vom Aventinischen Berge her belästigt.

Heinrich fand es unter solchen Umständen zu bedenklich, in der Stadt zu bleiben, da der Widerstand nicht aufhörte und außerdem die gewöhnlichen Krankheiten einrissen, und begab sich nach Toscana, wo er erst Florenz zu bezwingen, und dann von hier aus, wie von einem Mittelpunkte, Italien und Deutschland zu beherrschen hoffte. Florenz aber, von Siena, Lucca, Perugia, Bologna, Ferrara unterstützt, machte bedeutende Anstalten, sich dem Kaiser, den es den Feind des menschlichen Geschlechts nannte, entgegenzusetzen, und Heinrich's geringe Streitkräfte, die durch den Abzug der wenigen deutschen Fürsten, die ihn noch bis zu seiner Krönung begleitet hatten, vermindert waren, machten einen kräftigen Widerstand von Seiten der Guelfen nicht schwer. Zwar verheerte der Kaiser das schöne Land, dessen Verwüstung ihn selbst schmerzte, schlug die Truppen der Florentiner, und näherte sich ihrer Stadt, um sie zu belagern; doch von allen Seiten von Feinden umgeben, die ihm die Zufuhr abschnitten, und durch wiederholte Anfälle ermüdet, mußte er sich nach dem treuen Pisa zurückziehen. Die Guelfen in Toscana frohlockten, auch nahm ihre Zahl und ihre Stärke in der Lombardei zu, wo nur Visconti in Mailand und Can della Scala in Verona die Partei des Kaisers aufrecht hielten. Vor allen aber war Robert geschäftig, dem die Florentiner auf fünf Jahre die Herrschaft über ihre Stadt übertrugen, um der Hoheit des Kaisers zu entgehen. Nach allen Seiten hin regte er neue Feinde auf, oder verhieß den alten Hülfe und Unterstützung.

Unter diesen Umständen hing die Entscheidung über das Schicksal Italiens ganz von dem Ausgange eines Kampfes zwischen Robert und Heinrich ab, und zu diesem bereitete sich der Letztere nun auch in Pisa vor. Es erging zunächst eine strenge Achtserklärung sowohl gegen Florenz, als gegen Robert. Jenes ward aller seiner Freiheiten beraubt, dieser als ein Sohn des Frevels und Verraths (d. h. als Abkömmling Karl's von Anjou), der sich von dem Fette des römischen Reichs nähre, mit Enthauptung bedroht, wenn er in des Kaisers Hände fallen würde. Schon vorher hatte Heinrich mit Friedrich von Sicilien, den er zum Reichsadmiral ernannte, einen Bund geschlossen, kraft dessen derselbe, mit eigenen sowohl als mit

genuesischen und pisanischen Schiffen, Neapel vom Meere her angreifen sollte, während es der Kaiser zu Lande thun würde. Robert dagegen, der festen Anhänglichkeit seiner Barone eben nicht sicher, forderte den Papst, der diese Bewegungen selbst nicht ohne innere Unruhe ansah, zur Hülfe auf, und da Philipp der Schöne von Frankreich diesen im Weigerungsfalle mit dem Schicksale Bonifacius VIII. bedrohte, befahl Clemens V. in einer Bulle dem Kaiser, sich Neapel's zu enthalten, das ein Lehn der Kirche sei, und das er, wie er sich ausdrückte, mit besonderer Vorliebe in der Mitte seines apostolischen Herzens trage.

Was halfen nun alle Achtserklärungen? Heinrich hatte es versäumt, zu rechter Zeit die Elemente an sich zu ziehen, auf die er sich hätte stützen können; jetzt erwies sich der Glanz der Kaiserwürde zu schwach, um eine reale Macht zu schaffen. Doch verließ ihn der Muth nicht, er brach gegen Neapel auf. Schon war er bis über Siena gekommen, als er den 24. August 1313 zu Buonconvento starb. Es verbreitete sich unter den Deutschen das Gerücht, er habe durch seinen Beichtiger, den Dominicaner Bernardin, oder einen andern Mönch jenes Ordens, der ihm den Spülkelch gereicht, beim Genusse des Abendmahles Gift erhalten, weil er gleich, nachdem er den Leib des Herrn empfangen, in oder neben der Kirche jenes Ortes, vom Tode ereilt worden war. Indeß hatten ihn große Schmerzen schon seit mehreren Tagen gepeinigt. Weitere Beweise jener Erzählung sind nicht vorhanden, und da sich solche Beschuldigungen bei Todesfällen, die einer Partei sehr gelegen kommen, nur zu leicht aus bloßen Vermuthungen bilden, verdient sie auch wenig Glauben, obschon die Zeugnisse, welche sich der Orden nachher von des Kaisers Sohne und Enkel ausstellen ließ, allerdings nicht hinreichen würden, seine Unschuld zu erhärten *).

Verlassen und zitternd standen die Ghibellinen da. Die Pisaner vor allen fürchteten die Rache der frohlockenden Gegner, an deren Spitze das unbezwungene Florenz trat. Sie ersuchten Friedrich von Sicilien um Schutz, und boten ihm die Herrschaft an; aber dieser, selbst eines kriegerischen Anfalls von dem Könige von Neapel gewärtig, da er der Ankunft des Kaisers vertrauend, die Küsten Apuliens mit seiner Flotte verheert hatte, wies ihre Erbietungen zurück. Hierauf erwählten sie den Uguccio Fagiola, einen von jenen unternehmenden Männern, an welchen

*) Nach den gründlichen Untersuchungen, welche Barthold angestellt hat, scheint es erwiesen, daß Heinrich eines natürlichen Todes gestorben ist. S. Römerzug Heinrich's von Lützelburg Bd. II. Beilage I.

Italien damals so reich war, zu ihrem Oberhaupte. Dieser kühne und tapfere Führer wagte es, das zahlreiche, von den Guelfen zusammengebrachte Heer, das durch Robert's Truppen verstärkt war, anzugreifen, und errang bei Montecatini (29. August 1316) einen glänzenden Sieg, welcher die Pisaner von einem, wie es anfangs schien, unvermeidlichen Untergange rettete. Ihr Befreier unterlag zwar bald dem Neide und einem Volksaufstande, aber König Robert vermittelte jetzt doch (1317) einen Frieden zwischen ihnen und den Florentinern, weil sein Ehrgeiz nach der Herrschaft über ganz Italien strebte. Sein Einfluß war nicht nur in Rom und Florenz, sondern auch in manchen andern Städten und Gebieten herrschend, und, Clemens V. hatte ihn, gleich nach Heinrich's Tode, nach einem Rechte, welches die Päpste sich anmaßten, zum Reichsstatthalter ernannt. Und als der, nach dem Absterben Clemens V. (1314) unter heftigem Zwiespalt der Cardinäle zwei Jahre erledigte päpstliche Stuhl endlich wieder durch einen Franzosen, Johann XXII., besetzt wurde, der früher Kanzler König Robert's gewesen, fand dieser ein noch gefügigeres Werkzeug für seine Pläne. Doch hatte er an einigen ghibellinischen Häuptern mächtige Gegner. Es waren dies in der Lombardei Matteo Visconti, der sich nicht nur im Besitz von Mailand erhielt, sondern auch sein Gebiet durch Como, Pavia, Bergamo, Piacenza, Alessandria und Tortona erweiterte, und Can della Scala, der Große genannt, zu Verona, der auch Vicenza, Feltre und das reiche Padua eroberte; in Toscana aber, Castruccio Castracani, der sich nach dem Sturze des Uguccio Fagiola in Lucca erhoben hatte, und dann seine Herrschaft auch über Pistoja ausdehnte. Diese drei Männer traten dem Könige Robert kräftig und siegreich gegenüber, und der unaufhörlich wüthende Kampf zwischen Guelfen und Ghibellinen war der Entscheidung noch eben so fern, als in der Zeit, wo Kaiser Heinrich VII. den italienischen Boden betrat.

---

12. Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich.

(1314—1326.)

Auch Deutschland zerfiel nach dem Tode dieses Kaisers in heftige Zwietracht. Johann von Böhmen war eben im Begriff, seinem Vater Hülfe nach Italien zuzuführen, als ihn bei Biberach in Schwaben die Kunde von jenem Ereignisse traf. Er ging sofort nach Böhmen zurück.

Für ihn war es von der größten Wichtigkeit, daß die Wahl des neuen Königs auf keinen Habsburger fiel, da gleich Heinrich von Kärnthen, der sich noch immer König von Böhmen nannte, auch Friedrich der Schöne von Oesterreich seine Ansprüche an dies Land noch keineswegs aufgegeben hatte. Umgekehrt schienen die Verhältnisse für die Oesterreicher so günstig als möglich zu liegen; sie stellten denn auch sofort den ältesten von Albrecht's Söhnen, jenen Friedrich, einen liebenswürdigen und allgemein geachteten Fürsten, als Thronbewerber auf, für dessen Wahl die übrigen Brüder, zumal der tapfere, entschlossene Leopold, mit vereinten Kräften eintraten.

Es kam für beide Parteien darauf an, die Stimmen der Fürsten zu gewinnen. Mit dem Böhmenkönige hielten es natürlich der Mainzer und der Trierer, Peter und Balduin; der Kölner, Heinrich von Virneburg, wirkte zuerst im französischen Interesse, wandte sich aber später der habsburgischen Seite zu. Auch Rudolf von der Pfalz war habsburgisch; Waldemar von Brandenburg, der bedeutendste Fürst im Norden Deutschlands, anfangs von der habsburgischen Partei, ward in der Folge von den Gegnern gewonnen. Die beiden Linien in Sachsen endlich, die Wittenbergische und Lauenburgische, waren im bittern Haber über die Wahlstimme, auf die jede Anspruch erhob.

Bald indessen sahen die Luxenburger ein, daß die Bewerbung Johann's von Böhmen nicht aufrecht zu halten sei; dieser stand erst im achtzehnten Lebensjahre, und wenn er einsichtig und willenskräftig zu sein schien, so waren diese Vorzüge, gestützt von einer bedeutenden Hausmacht, kaum mehr eine Empfehlung für die Krone. Man sah also von ihm ab und wandte sich an den Herzog Ludwig von Oberbaiern, der zuerst den Antrag zurückwies, weil er zu arm sei, schließlich aber gewonnen ward. Ludwig war der jüngere Sohn Ludwig's des Strengen und hatte mit seinem Bruder Rudolf das Besitzthum der älteren baierischen Linie so getheilt, daß dieser die Pfalz, er selbst Oberbaiern erhielt, wogegen Niederbaiern im Besitz der andern Linie war, die von dem in der Geschichte Ottokar's von Böhmen genannten Herzog Heinrich stammte; seine Hausmacht war also nicht bedeutend, mit seinem Bruder war er überdies bitter verfeindet. Dagegen hatte er in einem Kriege, den er zu Gunsten der niederbaierischen Städte gegen den dortigen Adel und die Herzöge von Oesterreich führte und durch den Sieg bei Gamelsdorf glücklich beendete (1313), einen guten Namen und Ansehn erlangt. Er war ein Mann von persönlicher Liebenswürdigkeit, von scharfem Blicke für das Nothwendige und Richtige, auch hatte er die redlichsten Absichten; leider aber

fehlte ihm Entschlossenheit und Beständigkeit, so daß er ungeachtet der besten Einsicht entweder das Zweckmäßige nicht, oder das Falsche that. Mit seinem Jugendfreunde Friedrich hatte er sich nach dem Treffen von Gamelsdorf ausgesöhnt, auch versprochen, nicht gegen ihn zu stimmen; nachdem aber durch Peter Aichspalter seine anfänglichen Bedenken beseitigt waren, setzte er Alles daran, diesem Nebenbuhler den Rang abzulaufen.

Beide Gegner erschienen vor Frankfurt, wohin Peter von Mainz den Wahltag nach Ablauf eines Jahres endlich ausgeschrieben hatte. Am 19. October 1314 wählte die österreichische Partei in Sachsenhausen, am linken Mainufer, mit vier Stimmen, Köln, Pfalz, Sachsen-Wittenberg und Kärnthen, Friedrich von Oesterreich; und am folgenden Morgen erhoben die auf der andern Seite des Rheins gelagerten Fürsten mit fünf Stimmen Ludwig von Baiern. Ganz Deutschland theilte sich zwischen den beiden Enkeln Rudolf's von Habsburg (Ludwig war es durch seine Mutter Mathilde). Als eine günstige Vorbedeutung für den Letzteren konnte es gelten, daß die beiden Städte, Frankfurt, wo seine Wahl beendet, und Aachen, wo seine Krönung vollzogen ward, ihm die Thore öffneten, so daß der Erzbischof von Köln, der indeß hierzu wiederum allein berechtigt war, seinen König zu Bonn krönen mußte. Ludwig empfing die Krone aus den Händen des Erzbischofs von Mainz. So wurde, sagte Albrecht von Straßburg, der Eine (Ludwig) nicht von der rechten Person und der Andere (Friedrich) nicht an dem rechten Orte gekrönt. Die meisten Städte am Mittel- und Niederrhein erklärten sich für Ludwig. Auch die schweizerischen Waldstätte erkannten ihn, als den Gegner Oesterreich's, mit Freude an, und wir werden weiter unter sehen, mit welchem Erfolg sie die österreichischen Waffen beschäftigten und die Schärfe derselben abstumpften. Dagegen waren die oberländischen Herren größten Theils für Oesterreich; unter ihnen ragte der Graf Eberhard von Würtemberg hervor, der nach Heinrich's VII. Tode schnell wieder gewann, was ihm die Acht jenes Königs entrissen hatte; und so wurde vornehmlich das südwestliche Deutschland der Schauplatz des Kampfes.

Acht Jahre lang dauerte der Krieg ohne andern Erfolg, als die Verwüstung jener Gegenden. Ludwig wich zu wiederholten Malen einer entscheidenden Schlacht aus, am meisten, wenn ihm Herzog Leopold gegenüber stand, und war oft auf dem Punkte, seine Ansprüche auf die Krone fallen zu lassen. Endlich beschlossen (1322) die österreichischen Brüder alle Kräfte aufzubieten und zu gleicher Zeit in Baiern einzudringen, Leopold von Schwaben und Friedrich von Oesterreich aus. Jedes ihrer beiden Heere war stärker als Ludwig's gesammte Macht, dem jetzt unfehl-

barer Untergang zu drohen schien. Friedrich kam zuerst herauf, und wollte, kühn und ritterlich gesinnt, den Kampf nicht bis zu Leopold's Ankunft verschieben, sondern führte sein Heer am 28. September 1322 bei Ampfingen unweit Mühldorf zur Schlacht. Gegen den Rath der Seinigen schmückte er sich mit kaiserlicher Pracht, und stürmte in vergoldeter Rüstung, den blinkenden Reichsadler auf dem Helme voran in das Gefecht, wogegen Ludwig, in einen unscheinbaren blauen Waffenrock gehüllt, sich nicht in das Gefecht mischte. Der heftige Angriff der Oesterreicher schien Anfangs diesen den Sieg in die Hände zu geben; schon war Johann von Böhmen niedergeworfen und der eine Flügel der Baiern zurückgedrängt. Da gab die unerwartete Ankunft des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, dessen Schaar von den Oesterreichern für die Mannschaft Herzog Leopold's gehalten ward, den Ausschlag zu Gunsten Ludwig's *). Friedrich selbst, nebst seinem Bruder Heinrich und vierzehnhundert des österreichischen Adels, wurden nach tapferem Widerstande gefangen.

Ludwig ließ seinen überwundenen Gegner in das feste Schloß Trausnitz an der Nab bringen, und schien nun in sicherm Besitze des Thrones zu sein. Er ergriff die nächste Gelegenheit, die Erwerbung der Krone nach dem Beispiele seiner Vorgänger für die Vergrößerung seines Hauses zu benutzen, indem er die damals erledigte Mark Brandenburg **) als ein eröffnetes Reichslehen einzog und seinem Sohne Ludwig gab. Es war dies eine Maßregel, durch die seine Hausmacht unzweifelhaft gemehrt ward, die jedoch zugleich den Grund zu dem später folgenden Zerwürfniß zwi-

*) Gewöhnlich wird die Entscheidung der Schlacht den einsichtigen Anordnungen des Ritters Seyfried Schweppermann zugeschrieben, den Ludwig nach der Schlacht, als in der ganz verwüsteten Gegend nur wenige Eier für das Abendbrot aufgefunden werden konnten, dadurch auszeichnete, daß er ihm deren zwei überreichte mit den Worten: „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei." Neuere Untersuchungen haben diese Erzählung zweifelhaft erscheinen lassen. Vgl. Karl Hagen Vaterländ. Geschichte III, 95, der die Entstehung derselben auf die Grabschrift des Ritters zurückführt; u. andererseits Riedel Gesch. d. Pr. Königshauses (I, 202 fgd.), der an der bisherigen Ueberlieferung festhält und nachweist, daß Schweppermann zu dem Gefolge des Burggrafen schon früher gehörte.

**) Der thätige und kräftige Markgraf Waldemar, welcher den brandenburgischen Staat durch glückliche Kämpfe erweitert und zu großem Ansehen gebracht hatte, war 1319 gestorben, und schon im folgenden Jahre sein einziger Erbe, Heinrich der Jüngere, der letzte Sprößling des ruhmwürdigen ascanischen Hauses brandenburgischer Linie. Dadurch fiel die Mark in einen traurigen Zustand von Herrenlosigkeit und Unordnung. Alle Nachbarn griffen zu, und rissen an sich, was sie konnten. Der neue baierische Beherrscher hatte daher große Mühe, sein Recht geltend zu machen.

schen Ludwig und Johann von Böhmen legte. Allein wenn auch Friedrich bezwungen war, so war doch seine Partei nicht vernichtet. Leopold, die eigentliche Seele derselben, wirkte fort, noch mehr als ehemals gespornt und erbittert durch das peinigende Gefühl, daß er zum Theil an dem Unglück seines Bruders schuld sei. Er knüpfte eine Verbindung mit Karl IV. von Frankreich und dem Papste Johannes XXII. an, welche Beide in engem Bunde das Kaiserthum den Deutschen zu entreißen und an die aufstrebende Macht Frankreich's zu bringen suchten. Als sich Ludwig nach seinem Siege der von einem päpstlichen Heere gedrängten Visconti in Mailand (der Söhne des 1322 gestorbenen Matteo Visconti) annahm, und ihnen achthundert Ritter zu Hülfe sendete (1323), brachte er den Haß des Papstes zum offenen Ausbruch. Dieser befahl ihm, die Regierung, welche er sich unrechtmäßig anmaße, niederzulegen, bis seine Wahl und Würdigkeit vom apostolischen Stuhle geprüft sein werde; Alles, was er bisher als römischer König gethan, müsse er widerrufen; auch solle sich niemand unterfangen, ihm in Sachen des Reiches zu gehorsamen. Wie dieses Verfahren ohne Anklage, Untersuchung und Vertheidigung Alles, was sich frühere Päpste erlaubt hatten, in der Sache übertraf, so ging es auch in der unangemessenen Form darüber hinaus, indem der Papst seine Maßnahmen nicht etwa durch Bischöfe oder Legaten dem Könige eröffnete, sondern seinen Entschluß nur an die Kirchthüren zu Avignon heften ließ. Als Ludwig gegen solche Anmaßungen Einspruch that, schritt der Papst weiter vor, und sprach den Bann über ihn aus (1324). Frankreich reizte ihn zu allen diesen kecken Schritten, und Leopold unterstützte ihn mit aller Macht.

Mit vereinten Kräften arbeiteten alle drei an Ludwig's Verderben. Der Papst bewog den König von Polen, Wladislaus Lokietek, einen Einfall in Brandenburg zu machen, der auch 1324 unter den schrecklichsten Verwüstungen seiner wilden, aus Polen, Russen und heidnischen Litthauern bestehenden Schaaren erfolgte. Leopold setzte seine Verheerungen in Baiern und Schwaben fort, und hielt mit dem Erzbischofe von Köln, so wie mit Mathias von Mainz, dem Nachfolger Peter's, schon zu Rense eine Berathung, um Karl IV. von Frankreich auf den deutschen Thron zu setzen. Selbst den König Johann von Böhmen und den Kurfürsten von Trier hatte der Papst gewonnen. Diese Gefahr wurde indeß hauptsächlich durch den Widerspruch des wackern Grafen Berthold von Buchеck, eines Bruders des Erzbischofs von Mainz, vom Reiche abgewendet, indem er den Fürsten die schlimmen Folgen eindringlich vorstellte, die es haben würde, sich einen solchen an erbliche Gewalt gewöhnten Fürsten

zum Herrscher zu setzen. Als darauf in Bar sur Aube die Wahl Karl's IV. vollzogen werden sollte, erschien niemand als Leopold. Gegen den Papst wurde die Sache Ludwig's, der einen energischen Protest erhob, von mehreren gelehrten Männern in scharfsinnigen Schriften verfochten. Unerwartete Bundesgenossen fand der Letztere an den Franziskanern, die uns bisher auf dem Gebiete des Staates nur als treue Werkzeuge des heiligen Stuhles und als heftige Gegner der Hohenstaufischen Herrscher bekannt geworden sind. Sie führten einen Streit über das Gelübde der Armuth mit den Dominicanern, welche in freierer Haltung erklärten, daß der Mensch auf Alles, was er täglich brauche, auch ein Eigenthumsrecht habe. Der Papst sprach sich für die letzteren aus; dafür traten die Franziskaner, bei welchen ohnehin in Folge ihres nahen Verkehrs mit dem niederen Volke ein nationaler Sinn durchgebrochen war, den die Kirche und das Papstthum nicht billigten, auf die Seite des Kaisers, und gaben dem Oberhaupte der Kirche ketzerische Gesinnungen Schuld. Auch der Bannfluch hatte in Deutschland geringen Erfolg, und nur wenige Geistliche gehorchten dem darauf folgenden Interdicte.

Ludwig's Lage war indeß doch zu gefährlich, als daß er nicht an Aussöhnung mit den österreichischen Fürsten hätte denken sollen. Unvermuthet ritt der König in den Fasten 1325 nach Trausnitz, in dessen trauriger Einsamkeit Friedrich nun schon dreißig gramvolle Monden verlebt hatte. Gegen die Entsagung der Krone und das Versprechen der Herausgabe sämmtlicher Reichsgüter des österreichischen Hauses, ward er seiner Haft entlassen; könnten indeß die Bedingungen nicht erfüllt werden, so müsse er sich zu Johannistag wieder einstellen. Beide nahmen darauf zur Bekräftigung ihres Vertrages das heilige Abendmahl. Aber Leopold sowohl als der Papst erhoben sich mit aller Macht gegen diesen Vergleich. Der Erstere war nicht zur Rückgabe der schwäbischen und elsassischen Besitzungen zu bewegen, sondern setzte den Krieg gegen Ludwig fort. Friedrich hielt indessen an seinem Eide fest, er stellte sich freiwillig als Gefangener; Ludwig aber gab ihn frei, und von nun an sehen wir die beiden Könige in enger Freundschaft mit einander zu München leben, und wie in den Tagen ihrer Jugend an einem Tische essen und in einem Bette schlafen. Ja sie schlossen am 5. September 1325 zu München einen neuen Vertrag, vermöge dessen sie die Regierung im Reiche förmlich mit einander theilen wollten. Es läßt sich denken, daß diese Art der Versöhnung von Seiten Ludwig's nicht blos eine Wirkung gemüthlicher Stimmungen war; seine Verhältnisse zum Papste mochten ihm zu einer so kühnen Politik rathen, wie sie denn auch von

seinen Rathgebern Friedrich von Nürnberg und Berthold von Henneberg befürwortet ward. Aber die Kurfürsten versagten dieser Uebereinkunft ihre Genehmigung, und Herzog Leopold, den Ludwig durch dieselbe am meisten hatte gewinnen wollen, starb schon am 20. Februar des folgenden Jahres zu Straßburg, verzehrt von der leidenschaftlichen Heftigkeit, die sein Leben erfüllt hatte.

---

13. Ludwig's Römerzug.

(1327—1330.)

Dieser unerwartete Todesfall sowie die glücklich erreichte Aussöhnung setzten Ludwig in den Stand, seine Blicke auch über die Alpen hinüber zu richten; da er nun keinen Feind mehr in Deutschland zu bekämpfen hatte, — denn Friedrich behielt wohl noch den Titel eines Königs, hielt sich jedoch von den Geschäften zurück —, so beschloß er seiner Partei auch in Italien das Uebergewicht zu verschaffen. Die Ghibellinen, damals wieder von den päpstlichen Truppen und dem Herzoge Karl von Calabrien, König Robert's Sohn, heftig bedrängt, bewillkommneten Ludwig, als er im Anfange des Jahres 1327 mit nur hundert deutschen Rittern zu Trident erschien, freudig und ehrerbietig. In Mailand empfing er die eiserne Krone; beleidigte aber hier schon die ghibellinische Partei, indem er den Galeazzo Visconti (Matteo's Sohn), welcher mit einer versprochenen Geldzahlung zögerte und heimlichen Einverständnisses mit dem Papste beschuldigt ward, mit seinem Sohn und zwei Brüdern in ein hartes Gefängniß werfen ließ, aus dem sie erst nach Abtragung eines großen Lösegeldes befreit wurden.

Desto eifriger suchte sich Ludwig den heldenmüthigen Castruccio zu verbinden, von dessen Unterstützung er den glücklichen Ausgang seines Zuges erwartete. Er ernannte ihn gegen eine Summe von funfzigtausend Goldgulden zum Reichsfürsten und Herzog von Lucca, Pistoja und Volterra, zum größten Schrecken für Pisa, das von einem solchen Nachbar Alles für seine Freiheit fürchtete, und dieses Mal erst durch Gewalt gezwungen den Deutschen die Thore öffnete. Castruccio begleitete dafür den König mit seiner ganzen Macht nach Rom. Aufgebracht über die Päpste, die durch ihre Residenz in Avignon den sonst in Rom zusammenfließenden Strom der kirchlichen Einkünfte dorthin geleitet hatten, waren

die Römer kurz vorher, als sie von Johann auf ihre wiederholte Bitte um seine Rückkehr abschlägige Antwort erhalten, von Sciarra Colonna geführt, aufgestanden, und hatten die Päpstlichen und neapolitanisch Gesinnten aus der Stadt vertrieben. Sie empfingen Ludwig mit offenen Armen, und als dieser in einer großen Versammlung auf dem Capitol den stolzen Erinnerungen des Volkes schmeichelte, ertönte von allen Seiten jubelnder Beifall. Die Krönung ward am 17. Januar 1328 von zwei Bischöfen und Sciarra Colonna mit aller Feierlichkeit vollzogen. Die Stimmung der Römer begünstigte Ludwig's Pläne gegen den Papst. Nachdem die Bürger durch Reden und Predigten der Franziskaner vorbereitet worden, saß der Kaiser öffentlich zu Gericht vor der Peterskirche. Die Anklage der Simonie und Ketzerei gegen Johann von Cahors, der sich fälschlich Papst nenne, wurde erhoben, und da sich kein Vertheidiger fand, wurde das Urtheil der Absetzung über ihn ausgesprochen. Am Himmelfahrtstage wurde das Volk zur Wahl eines neuen Oberhauptes der Kirche versammelt und bestätigte durch dreimaligen Zuruf den vorgeschlagenen Franziskanermönch Peter von Corvara, einen frommen und gelehrten Mann, der sich Nicolaus V. nannte. Er verlieh durch seinen Segen und seine Bestätigung der Krönung und kaiserlichen Würde Ludwig's, was ihr noch zu fehlen schien; doch war seine Erhebung und das ganze Verfahren gegen Johann XXII. nicht viel-begründeter und rechtsgültiger, als die frühere Verurtheilung Ludwig's zu Avignon.

So leicht und glücklich als Ludwig hatte selten ein deutscher Kaiser seine Absichten in Italien erreicht. Schon rüstete er zum Zuge gegen Neapel, als der Stand der Dinge sich plötzlich veränderte. Zuerst verließ ihn Castruccio, um Pistoja, welches die Trüppen des Herzogs von Calabrien während seiner Abwesenheit überfallen und genommen hatten, wiederzuerobern. Mit ihm begann dem Kaiser Alles zu fehlen, und als er nun den Römern eine Schatzung von dreißigtausend Goldgulden abforderte, äußerte sich ihr Mißvergnügen, welches zuerst durch Uebermuth und Gewaltthaten der schlecht bezahlten deutschen Krieger erregt worden war, immer lauter. Ludwig mußte alle weiteren Pläne gegen Neapel aufgeben, und in Begleitung seines Papstes Rom verlassen. Hinter ihnen erscholl der Ruf: nieder mit den Ketzern und Gebannten, es lebe die heilige Kirche!

Als Ludwig in Toscana anlangte, wo er durch Castruccio's Unterstützung Florenz zu überwältigen hoffte, fand er hier durch dieses Helden unerwarteten Tod, der durch heftige Anstrengung bei der Belagerung Pistoja's herbeigeführt war, Alles in Verwirrung, und wenn er sich auch

noch längere Zeit in Pisa aufhielt, so war doch alle Kraft für fernere Unternehmungen gebrochen. Florenz und Neapel frohlockten, und der triumphirende Papst Johann verfolgte den Kaiser, der sich nach der Lombardei begab, mit seinen Bannstrahlen. Hier erwartete diesen auch keine günstigere Aufnahme, und der unlängst von ihm in Mailand eingesetzte Azzo Visconti (Galeazzo's Sohn) verschloß ihm sogar die Thore der Stadt. Durch solche ungünstige Umstände gezwungen, mußte sich Ludwig endlich zur Rückkehr nach Deutschland bequemen (1330), während Johann XXII. einen vollkommnen Sieg in Italien errang. Die Römer bewarben sich wieder um seine Gunst, obschon im Innern der Stadt die Fehde der Orsini und Colonna fortdauerte; der von Ludwig verlassene Gegenpapst flehte um Vergebung, und erschien vor ihm voll Reue und Demuth. Azzo Visconti erkannte die Hoheit und suchte den Schutz der Kirche; der päpstliche Legat Bertrand du Poiet eroberte viele Städte; endlich der mächtigste Ghibelline, der edle Can della Scala von Verona, ein durch Tapferkeit und glänzende Freigebigkeit gegen Gelehrte und Künstler gleich ausgezeichneter Herrscher, der seine Macht über einen großen Theil der Lombardei ausgebreitet hatte, starb 1329, als sein Glück noch immer im Steigen war. In Deutschland war zu gleicher Zeit auch König Friedrich in stiller Zurückgezogenheit auf einem Schlosse seiner Heimath gestorben.

---

14. Ludwig's fernere Regierung.

(1330 — 1347.)

Als Ludwig nach Deutschland zurückgekehrt war, gelang es ihm, das österreichische Haus, dessen nunmehriges Haupt Albrecht der Weise, Friedrich's des Schönen Bruder, war, völlig mit sich auszusöhnen. Nicht so leicht war eine Vergleichung mit dem Oberhaupte der Kirche. König Johann von Böhmen that zwar, als wollte er den Frieden zwischen Beiden vermitteln; aber voll ritterlicher Abenteuerlichkeit und unruhiger, ränkevoller Beweglichkeit, verwirrte er durch den Wechsel seiner Gesinnungen, wozu seine enge Verbindung mit Frankreich stets neuen Stoff gab*), die Verhältnisse nur immer mehr. Nach allen Seiten hin suchte

*) Johann's Schwester, Maria, war an den französischen König Karl IV. verheirathet. Sein ältester Sohn Wenceslaus wurde am französischen Hofe er-

er Erweiterungen und Erwerbungen, lockte die ſchleſiſchen Herzoge unter ſeine Oberherrlichkeit, und ſtrebte nach der Krone von Polen. Des Herzogs von Kärnthen, ſeines alten Gegners, Feindſchaft beſchwichtigte er, und brachte eine Verlobung von deſſen einziger Tochter mit ſeinem Sohne Johann Heinrich zu Stande, wodurch er ſeinem Hauſe die Ausſicht auf den Erwerb der kärnthiſchen Länder eröffnete. Vielleicht in der Abſicht, dieſem Johann Heinrich ein noch größeres Reich zu erwerben, warf er ſich von Tyrol aus plötzlich in den Strudel der italieniſchen Verhältniſſe, wo alle Schwankungen, welche das Eingreifen Ludwig's hervorgerufen hatte, noch lebhaft fortdauerten.

Brescia, von den Visconti und den Neffen und Nachfolgern Cans, Maſtino und Alberto della Scala, gedrängt, rief ihn zu Hülfe. Er erſchien und leiſtete ſie. Dieſe erſte That zieht die Aufmerkſamkeit des ganzen obern und mittlern Italien's auf ihn; er erklärt im Sinne ſeines ruhmwürdigen Vaters, deſſen Andenken hier noch nicht erloſchen war, als Stifter des Friedens gekommen zu ſein. Da glauben Alle, des langen wirren Parteikampfes auf einen Augenblick müde, den Anker gefunden zu haben, an welchem das ſturmbewegte Schiff Italien's endlich feſtgehalten werden könne. Die meiſten Städte, Cremona, Pavia, Vercelli, Novara, Reggio, Modena u. ſ. w. geben ſich in ſeinen Schutz; aus den Appenninen her ſtreckt das ſeit Caſtruccio's Fall mannichfach bedrängte Lucca ſeine Arme nach ihm aus, ſelbſt die Visconti erkennen ihn als ihren Schutzherrn. Denn Guelfen und Ghibellinen betrachten ihn als den ihrigen, da er hier ſeine Freundſchaft mit dem Kaiſer, dort mit dem Papſte als Zauberwort gebraucht. Wie ein Zauberwerk ſtand auch ſeine neue, dem Anſcheine nach furchtbare Macht vor den erſtaunten Augen; es war ſprichwörtlich, zu ſagen, „daß ohne Gottes und des böhmiſchen Königs Hülfe Niemand etwas auszurichten vermöge.“ Aber nun regten ſich Papſt und Kaiſer, und erweckten durch ihren laut verkündeten Widerſpruch Italien aus ſeinem Traume.

Johann ſah ſich bald von allen Seiten feindlich bedrängt. Ludwig brachte in Deutſchland eine Verbindung gegen ihn zu Stande, der auch Oeſterreich und der König Karl Robert von Ungarn beitrat. Und zum Erſtaunen Aller, welche nur den Eigenſinn und die Starrheit erglühter

---

zogen, wo er ſeinen, den franzöſiſchen Ohren zu rauhen, Namen in Karl verwandelte. Er heirathete ſpäter die Tochter König Philipp's VI., und ſeine Schweſter ward mit dem franzöſiſchen Thronerben Johann verbunden. Johann ſelbſt verheirathete ſich zum zweiten Male ebenfalls mit einer franzöſiſchen Fürſtin, einer Tochter des Herzogs von Bourbon.

Leidenschaften von den italienischen Staaten erwarteten, vereinten sich hier ghibellinische und guelfische Häupter, Mastino della Scala mit dem Könige Robert von Neapel, die Visconti in Mailand und die Gonzaga in Mantua mit den Florentinern, da sie sich alle durch Johann's glänzend emporsteigende Macht gleichmäßig bedroht sahen, zu seinem Sturze. Johann überließ die italienischen Angelegenheiten seinem erst funfzehnjährigen Sohne Karl, und eilte zunächst nach Deutschland, um den Kaiser, der ihn vor einer Reichsversammlung angeklagt, zu überzeugen, daß seine Bestrebungen in Italien nur das Beste des Reichs bezweckt hätten. Er wußte Ludwig auch wieder so zu gewinnen, daß er ihm das Reichsvicariat in Italien übertrug, und seine Vermittlung mit dem Papste aufs Neue annahm. Nachdem er eine Zeitlang in Böhmen verweilt, um einen Angriff der Ungarn und Oesterreicher abzuwehren, eilte er nach Avignon zu Johann XXII., bei dem er nichts ausrichten wollte und konnte, und endlich mit achthundert Reitern, die er in Frankreich geworben, nach Italien, um seine überall angegriffene Herrschaft zu retten. Nach einigen fruchtlosen Verwüstungen und Brandschatzungen im Mailändischen erkannte er aber die Schwierigkeit seines Vorhabens und die Stärke der verbündeten Gegner, und verließ das Land (1333), wo er eine eben so kurze als glänzende Rolle gespielt hatte, um in der fortwährenden Spannung zwischen Papst und Kaiser neuen Stoff für seine launenhafte und eigennützige Thätigkeit zu suchen.

In Verbindung mit dem Könige von Frankreich gelang es ihm, da der Papst darauf bestand, daß Ludwig, bevor seine Lossprechung vom Banne erfolgen könne, die Krone niederlegen müsse, den Kaiser zur Eingehung dieser Bedingung zu bewegen. Angeblich sollte es nur zum Schein geschehen, aber in der That bezweckte das Oberhaupt der Kirche wohl für sich und Frankreich bedeutende Vortheile. Der Herzog Heinrich von Niederbaiern, Johann's Schwiegersohn, sollte Nachfolger im Reiche werden; er versprach im Voraus, nach seiner Erhebung einen großen Theil deutscher Provinzen an Frankreich abzutreten. Daß Ludwig auf diesen Plan einging, war bei seinem schwankenden und unentschiedenen Charakter erklärlich *); an der Ausführung aber hinderte ihn der laute

*) Der Hergang ist durch Böhmer's Regesten genau nachgewiesen, wenn er auch von Palacky a. a. O. II, 2, 211 verdunkelt wird. Riedel a. a. O. I, 218 ist der Ansicht, daß der Tod des Burggrafen von Nürnberg den Kaiser des besten Rathgebers beraubt habe und daß dieser seitdem weniger sicher und bewußt aufgetreten sei. Vgl. auch Weech, Kaiser Ludwig der Baier und König Johann von Böhmen (München 1860), S. 46 ff.

Widerspruch einzelner Fürsten und der meisten Städte. Noch einmal erhoben sich die Franziskaner für die Sache des deutschen Volkes, und schon tauchte der Gedanke auf, den Papst abzusetzen, als Johann XXII. hochbetagt starb. Der Kaiser hoffte nun (1334) auf einem würdigern und weniger gefährlichen Wege endlich die Aussöhnung mit dem heiligen Stuhle zu Stande zu bringen, die er auch des Volkes wegen eifrig wünschen mußte, welches sich durch die Störung des Gottesdienstes und den Zwiespalt der Priester in seinem Gewissen beunruhigt sah.

Der neue Papst, Benedict XII., stand in dem Rufe eines frommen und friedlichen Mannes, der aber leider nicht Umsicht und Erfahrung genug besaß, um den Ränken des französischen Hofes eine feste Haltung gegenüberzustellen. Schon war er entschlossen, dem Kaiser endlich die Aussöhnung mit der Kirche zuzugestehen, als Philipp VI. von Frankreich ihn durch Drohungen aller Art und durch Beschlagnahme der Güter der französischen Kardinäle nöthigte, dieses Vorhaben aufzugeben. Erzählt doch Albert von Straßburg, daß Benedict selbst später den kaiserlichen Gesandten erzählt habe, wie ihm durch Philipp VI. noch eine schlimmere Behandlung als die von Bonifacius VIII. in Aussicht gestellt worden sei, wenn er den Baier vom Banne lossspreche.

Philipp war von dem böhmischen Könige dabei unterstützt worden, denn die Häuser Luxemburg und Baiern standen jetzt in offener Feindschaft gegeneinander, und Johann hatte geschworen, Ludwig's völligen Untergang herbeizuführen. Grund zu dieser Erbitterung hatte allerdings der Kaiser gegeben, indem er gehofft hatte, auf Kosten eines zweideutigen Freundes sichere Anhänger zu gewinnen. Als nämlich um diese Zeit (1335) der Herzog von Kärnthen gestorben war, und Johann, der damals gerade an einer im Turnier empfangenen Wunde zu Paris krank lag, seine Schwiegertochter und seinen zweiten Sohn Johann Heinrich im Besitz des Erbes zu sehen erwartete, trat der Kaiser dazwischen, erklärte es für ein eröffnetes Reichslehen, das nicht in weiblicher Linie vererbt werden könne, und gab es den Herzogen von Oesterreich, Albrecht und Otto, wobei er sich selbst einen Theil von Tyrol vorbehielt. Deswegen nun hatte Johann nicht allein bei dem Papste gegen Ludwig gewirkt, sondern begann auch in Verbindung mit den Königen von Polen*)

*) Kasimir der Große, der seit 1333 in Polen regierte, erlangte für dieses Bündniß Johann's Verzichtleistung auf die polnische Krone, erkannte aber die böhmische Lehnshoheit über die schlesischen Fürstenthümer an. Der König von Ungarn, Karl Robert, Schwager Kasimir's, war mit Polen auf das Engste ver-

und Ungarn Krieg wider ihn und Oeſterreich; auch die Hohenzollern traten ſeit dieſer Zeit in Oppoſition gegen den Kaiſer, weil ſie mit jener Belehnung an die Habsburger ihre Erbrechte übergangen ſahen. Im Fortgange deſſen zerfielen zwar die öſterreichiſchen Herzoge mit dem Kaiſer wegen der Abtretung einiger Burgen, welche dieſer als Erſatz für die Kriegskoſten verlangte; aber Johann richtete dennoch nichts Entſcheidendes aus, und war zufrieden, in einem einſeitigen Frieden, welchen er mit den Oeſterreichern ſchloß (1336), wenigſtens Tyrol für ſeinen Sohn und deſſen Gemahlin zu retten, indem er auf Kärnthen verzichtete, das von nun an bei den Habsburgern geblieben iſt.

Nach neuen vergeblichen Unterhandlungen mit dem Papſte, und nachdem auch auf Betreiben des Erzbiſchofs Heinrich von Mainz eine große Zahl von Biſchöfen zu Speier (März 1338) zuſammengetreten war und eine Geſandtſchaft an den Papſt abgeordnet hatte, die ihn angehen ſollte, das Interdict für Deutſchland aufzuheben und ſich mit dem Kaiſer auszuſöhnen, verſammelte Ludwig im Sommer deſſelben Jahres einen großen Reichstag zu Frankfurt, beſchwerte ſich über die vom heiligen Stuhle ihm angethane Schmach und berichtete ſeine Bemühungen zur Herſtellung des Friedens. Andere Mittel zu einer ſolchen als die bisher von ihm gethanen Schritte ſeien ihm unbekannt, deshalb begehre er hierüber der Stände Rath und ſtandhafte Erklärung. Nach dem Ausſpruch einer von der Verſammlung niedergeſetzten Commiſſion von Rechtsgelehrten und Prälaten, erklärten die Fürſten, Herren und Städte einmüthig: der Kaiſer habe gegen den Papſt Alles erſchöpft und gethan, was irgend hätte verlangt werden können, er möge das Interdict aufheben, und jeder Geiſtliche, der ſich widerſetzen würde, ſolle als Ruheſtörer behandelt werden. Außer dieſer von allen anweſenden Reichsſtänden einmüthig gebilligten Erklärung gaben die Kurfürſten in Renſe, wohin ſie ſich zum alten Königsſtuhle begeben hatten, noch eine beſondere des Inhaltes ab, daß der durch alle oder die meiſten Kurfürſten erwählte König einer Beſtätigung Seitens des Papſtes nicht bedürfe, und verbanden ſich eidlich, die Macht, die Ehre und das Herkommen des Reiches gegen Jedermann aufrecht zu erhalten. Es iſt dies der berühmte Kurverein von Renſe, der nicht nur dadurch denkwürdig iſt, daß er ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder die Würde der Nation gegenüber der Kurie wahrte, ſondern auch deßhalb, weil er durch die öffentliche

---

bunden und bezweckte wahrſcheinlich ſchon damals die Nachfolge ſeines Sohnes Ludwig auf dem polniſchen Thron.

Meinung den Fürsten dictirt wurde (16. Juli 1338). Nachdem der Reichstag diesen Beschlüssen beigetreten war, veröffentlichte der Kaiser eine Reichssatzung, in der ausgesprochen ward, daß die kaiserliche Gewalt allein von Gott komme, und der Erwählte sofort und durch die Wahl allein für den wahren König und römischen Kaiser zu halten sei. Im ganzen Volke fanden diese Maßregeln ungetheilten Beifall; selbst der größte Theil der Geistlichkeit trat ihnen bei und begann unbekümmert um das Interdict wieder Gottesdienst zu halten. Aber nicht genug, daß das Nationalgefühl den Kaiser in die rechte Stellung zum Papste eingesetzt hatte: auch gegen Frankreich bot sich Ludwig ein Bundesgenosse an von nicht minderer Bedeutung. Es brach damals der in der Folge zu erzählende Krieg zwischen Eduard III. von England und Philipp VI. von Frankreich aus, und der Erstere schloß mit dem Kaiser, seinem Schwager, ein Bündniß wider ihren gemeinschaftlichen Feind.

Allein Ludwig warf bald diese doppelte Waffe als zu schwer und lästig von sich. Seine versprochene Theilnahme an dem englischen Kriege war unbedeutend, ja nach zwei Jahren verließ er Eduard und schloß ein Bündniß mit Frankreich, indem er durch Philipp's Vorstellungen bethört, eher von dessen vorgeblichem Eifer, als von den Beschlüssen des Reichs, seine Aussöhnung mit der Kirche erwartete. Als aber Philipp seinen Zweck, Ludwig von England abzuziehen, erreicht hatte, geschah von seiner Seite beim Papste nichts oder vielleicht das Entgegengesetzte, und der schmählich betrogene Kaiser trug von seiner schwankenden Gesinnung keine anderen Früchte als das allgemeine Mißfallen Deutschland's davon.

Leider vermehrte er dasselbe durch einen Schritt, den sein Streben nach Ländererwerb herbeiführte; und andrerseits war vielleicht diese Sorge für die inneren Angelegenheiten der Grund, weßhalb er die treffliche Gelegenheit, sich nach außen sicher zu stellen, unbenutzt vorübergehen ließ. Sein Vetter Heinrich in Niederbaiern, derselbe, welchem er das Reich schon einmal abgetreten hatte, war mit Hinterlassung eines unmündigen Sohnes gestorben (1339); das Jahr darauf folgte dieser dem Vater, und Ludwig bemächtigte sich nun mit Uebergehung der pfälzischen Linie, aber allerdings auf Wunsch der Einwohner, des Landes. Hatte schon dies Verfahren Neid erweckt, so gab die Art, wie er dem luxemburgischen Hause Tyrol entriß, gerechten Grund zu großem Unwillen. Die Erbin dieses Landes, Margarethe Maultasch, des böhmischen Prinzen Johann Heinrich, ihres Gemahls, überdrüssig, wünschte von ihm geschieden zu sein, und der Kaiser bot ihr sogleich die Hand, um die ihm wohlgelegene Grafschaft an sein Haus zu bringen. Er trennte gegen alles

Herkommen aus kaiserlicher Machtvollkommenheit ihre Ehe, und vermählte sie mit seinem Sohne Ludwig von Brandenburg (1342). So fand Papst Clemens VI., der an des 1342 gestorbenen Benedict Stelle getreten war, in diesem allerdings unerhörten Verfahren einen willkommenen Grund für den Haß, mit welchem er, als Freund und Schützling des Königs von Frankreich, der ihn erhoben hatte, den Kaiser verfolgte; er war als Abt in Paris der Lehrer des böhmischen Prinzen Karl gewesen und so ein natürlicher Gegner Ludwig's, den er barbarus statt bavarus zu nennen pflegte. Die neue Gesandtschaft, welche ihm dieser schickte, um die Lossprechung vom Banne zu erbitten, ward verächtlich zurückgewiesen; vielmehr erließ Clemens 1343 eine Bulle, worin er die alten Vorwürfe, vermehrt durch neue über die blutschänderische Ehe der Margarethe, welche im dritten Grade mit Ludwig von Brandenburg verwandt war, gegen den Kaiser wiederholte, und ihn als den ärgsten Frevler an Gott und Kirche nach Avignon vorforderte.

Wie entschlossen und keck Ludwig sich hierauf auch anfangs äußerte, so mahnte ihn doch die große Sehnsucht des ganzen deutschen Volks nach dem Ende dieser Spaltung zur Nachgiebigkeit. Er schickte nochmals Abgeordnete mit unbedingter Vollmacht an den Papst und den König von Frankreich, die in seinem Namen jede Bedingung unterschreiben sollten. Der Papst wollte aber nicht den Frieden, sondern den Sturz des Kaisers. Nachdem dieser die zuerst vorgelegten, unglaublich harten und höchst demüthigenden Forderungen wider Erwarten zu erfüllen beschworen hatte, trat Clemens mit neuen hervor, welche nicht blos die Person des Kaisers betrafen, sondern auch die Rechte und Ehre des Reiches antasteten. Ludwig, der nun wohl sah, daß er wiederum nur getäuscht und überlistet werden sollte, benutzte dies, um die Reichsstände noch einmal für sich zu gewinnen. Es gelang ihm. Die Fürsten kamen überein, daß er ferner seine Lossprechung nicht suchen sollte, machten ihm sogar heftige Vorwürfe, daß er sich schon so weit erniedrigt, und eine Botschaft des Reiches ging nach Avignon, um gegen das Verfahren des Papstes feierlich zu protestiren.

Auf diese Weise schien sich Alles wieder besser für Ludwig zu gestalten. Frankreich konnte nicht nachdrücklicher auftreten, weil der durch einen Waffenstillstand unterbrochene Krieg mit England 1345 wieder ausbrach, und dem Hause des Kaisers fiel um diese Zeit eine Erbschaft zu, welche dessen Mittel bedeutend zu erhöhen versprach. Graf Wilhelm IV., von Holland, Seeland, Friesland und Hennegau, ein Enkel Johann's von Avesnes, blieb 1345 im Kampfe mit den Friesen, ohne

Kinder zu hinterlassen. Ludwig war der nächste Verwandte, da Wilhelm's älteste Schwester Margarethe ihm vermählt war. Indeß machten die jüngeren Schwestern gleichfalls Ansprüche, und so ergriff denn der Kaiser den Ausweg, jene Länder für heimgefallene Mannlehen zu erklären, obgleich das Haus von Avesnes selbst durch weibliche Nachfolge in Besitz gekommen war, und belehnte dann seinen zweiten Sohn Wilhelm und seine Gemahlin mit diesen Provinzen. Endlich schien auch in Italien eine für den Kaiser günstige Wendung der Dinge einzutreten. Der achtzigjährige Robert, dieser unermüdliche Verfechter der guelfischen Partei, war 1343 gestorben, und seine Erbin war seine Enkelin Johanna, die er mit seines Neffen, des Königs von Ungarn, Karl Robert, zweitem Sohne Andreas vermählt hatte. Aber an dem in Wollust versunkenen und dem Spiele aller Leidenschaften offenen Hofe dieser siebzehnjährigen Fürstin erhob sich zwischen den durch Sitte und Denkweise so scharf getrennten Ungarn und Neapolitanern über den Einfluß, den Andreas auf die Regierung haben sollte, ein großer und heftiger Zwist. Andreas glaubte, durch seine Abkunft von dem ältesten Sohne Karl's II. ein näheres Recht an Neapel zu haben, als seine Gemahlin *), und erwartete nur eine päpstliche Bulle, um ganz selbständig als König aufzutreten. In dieser Besorgniß verschworen sich die Großen der Gegen-

*) Zur Erläuterung dieser und der späteren verwickelten Verhältnisse in der neapolitanischen Königsfamilie dient folgende Stammtafel:

Karl I. † 1285.

Karl II. † 1309.

Karl Martel, zum König von Ungarn gekrönt 1290 † 1301.	Robert König v. Neapel † 1343.	Johann, Herzog von Durazzo.
Karl Robert, König von Ungarn 1310 † 1342.	Karl, Herzog von Calabrien † 1328.	Karl, Herz. v. Durazzo. / Ludwig, Graf v. Gravina.
Ludwig d. Gr. König v. Ungarn und Polen † 1382. / Andreas, König von Neapel, erm. 1345. Gem. Johanna I.	Johanna I., Königin v. Neapel, getödtet 1382.	Margarethe, verm. mit Karl dem Kleinen. / Karl der Kleine, Kön. v. Neapel 1381, von Ungarn 1385, erschl. 1386.
Marie, Erbin von Ungarn. / Hedwig, Erbin von Polen.	Ladislaus, König v. Neapel 1386 † 1414. / Johanna II., Königin v. Neapel 1414 † 1435.	

partei, denen des Andreas rohes Wesen verhaßt, so wie seine Strenge furchtbar war, und erdrosselten ihn am 20. August 1345 in der Nähe von Aversa. Die ausschweifende Johanna, die sich längst mit ihm verfeindet hatte, that nichts, diese That zu bestrafen, ja einige klagten sie selbst der Mitwissenschaft an. Dagegen beschloß der Bruder des Ermordeten, der hochherzige König Ludwig von Ungarn, das vergossene Blut zu rächen, und forderte den Kaiser auf, an seinem Zuge nach Italien Theil zu nehmen. Diese drohende Gefahr abzuwenden, versuchte der Papst einen großen und entscheidenden Schritt zum Sturze Ludwig's, und das luxemburgische Haus bot dazu willig die Hand. Zu den Kurstimmen des Erzbischofs von Trier und des Königs Johann wurden zwei andere, die von Köln und Sachsen, erkauft, die von Mainz gewaltthätiger herbeigeschafft, indem der Papst jenen treuen Anhänger Ludwig's, Heinrich von Virneburg, absetzte, und ein ergebeneres Werkzeug an seine Stelle brachte. Diese fünf Kurfürsten traten zu Rense zusammen, und wählten, da das Reich als erledigt anzusehen sei, den böhmisch-luxemburgischen Prinzen Karl zum König (11. Juli 1346).

Allein die Stimme dieser fünf Kurfürsten war nicht die Meinung des ganzen Deutschland's; ein Theil desselben, vor allem die Städte, hingen dem Kaiser Ludwig mit unerschütterlicher Treue an, und verschmähten den neugewählten Pfaffenkönig, wie man Karl zum Spott nannte. Frankfurt und Aachen, innerhalb deren Mauern allein die Wahl und Krönung vollzogen werden konnten, verschlossen ihm ihre Thore, und gleichsam als hätte damit das ganze Land ihm den Eingang geweigert, verließ er kaum vier Wochen nach seiner Erhöhung das Reich, und führte nebst seinem damals beider Augen*) beraubten Vater Johann einen Söldnerhaufen deutscher Krieger dem Könige von Frankreich gegen die Engländer zu Hülfe. Aber auch hier begünstigte ihn das Glück nicht. In der unglücklichen Schlacht bei Crecy (1346) verlor König Johann das Leben, und sein Sohn alle Aussicht auf Unterstützung. Er kehrte nach Böhmen zurück, und beschloß, einen Angriff auf den Kaiser zu gleicher Zeit von diesem Lande und von Italien aus zu versuchen. Da ihm der Weg durch Oesterreich und Baiern versperrt war, schlich er sich, als Kaufmann verkleidet, mit wenigen Begleitern nach Trident, wo er eini-

*) Ein Auge hatte Johann schon 1328 im Kriege gegen die Litthauer verloren, das zweite nahm ihm eine Krankheit und die Ungeschicklichkeit der Aerzte in Montpellier, an die er sich wandte, nachdem er seinen schlesischen Arzt in der Oder hatte ersäufen lassen.

ges Kriegsvolk sammelte. Als aber ein böhmisches Heer, welches in Niederbaiern einbrechen sollte, von dem herzueilenden Markgrafen von Brandenburg geschlagen und zurückgetrieben worden war, mußte er Tyrol nach wenigen Monaten wieder verlassen. Da streckte eine höhere Macht, der alle menschliche Größe sich beugt, seinen Gegner zu Boden. Fröhlich und heiter saß Kaiser Ludwig zu München beim Mahle, als er plötzlich ein Unwohlsein empfand. In der Hoffnung, daß Bewegung ihm helfen werde, setzte er sich zu Pferde, und eilte einen Bären aufzusuchen, dessen Spuren die Jäger entdeckt hatten. Aber in dem Augenblicke, wo er das Thier erblickte, sank er vom Pferde, und unter den Worten: „Allmächtiger Gott, verzeih mir armen Sünder, oft hab' ich gefehlt, nie aber Dich im Herzen und Glauben geleugnet!" verschied er im dreiundsechzigsten Jahre (11. October 1347). Die Regierung Ludwig's bildet nach manchen Beziehungen einen denkwürdigen Wendepunkt in der Entwickelung der deutschen Geschichte. Nicht nur, daß nunmehr das Reichsgut so weit ausgegeben war, daß wenig mehr zu spenden übrig blieb, daß die Organisation der Territorialbesitzungen zu einem gewissen Abschlusse gelangte und daß die Fürsten anfingen, landesväterlich für dieselben zu sorgen: — noch bedeutender ist das kraftvolle Auftreten der Städte, die jetzt die Aufgabe übernahmen, welche die Könige nicht hatten lösen können, den Landfrieden zu sichern, und die von nationalem Sinne tiefer erfüllt erscheinen als alle übrigen Stände. Es ging fortan auch die Gewohnheit verloren, daß der Kaiser überall im Reiche seine Residenz aufschlug; er blieb in seinen Erblanden, da die Pfalzen vergeben waren. Daß Ludwig den neu durchbrechenden Geist seiner Zeit nicht verstanden habe, kann billigerweise nicht behauptet werden; aber gewiß ist, daß er Großes durch ihn erreicht haben würde, wenn er ihn beständiger und ohne Zweideutigkeit geführt hätte.

---

15. Befestigung und Wachsthum der schweizerischen Eidgenossenschaft.

(1315 — 1358.)

Das österreichische Haus war zur Zeit des Aufstandes der Schweizer in so viele weitaussehende Unternehmungen verwickelt, daß eine kräftige Gegenwirkung hier nicht sogleich statt finden konnte. Unterdeß hatte Heinrich VII. den Waldstätten die Reichsfreiheit bestätigt, und als die

Schweizer durch die Erhebung Friedrich's des Schönen die Zurücknahme dieses Privilegiums befürchten mußten, so ergriffen sie eifrig die Partei Ludwig's von Baiern. Da beschloß Herzog Leopold durch ihre Bestrafung und Unterwerfung nicht blos die Ehre und die Rechte seines Hauses wiederherzustellen, sondern auch allen Anhängern Ludwig's ein warnendes und abschreckendes Beispiel zu geben; überdies hatten die Waldstätte jene Unabhängigkeit zu Uebergriffen gegen die umliegenden Klöster benutzt. Beide Theile bereiteten sich mit Eifer auf den Kampf, der entscheidend werden mußte, vor. Die Schweizer erbauten an offenen Stellen Thürme und Mauern, stärkten sich durch wiederholte Zusammenkünfte, durch Fasten und Gebete, und besetzten die Pässe, die den Eingang in die Kantone bildeten*). Herzog Leopold hatte den Plan, Schwyz anzugreifen, während sein Vogt in Burgund, Otto von Straßberg, in Unterwalden über den Brünig eindringen sollte. Durch Zuzüge aus den österreichischen Landstädten, selbst aus Zürich verstärkt, rückte er gegen Schwyz an; seine Ritter waren des Sieges so gewiß, daß ihre Knechte Stricke mit sich führten, um das Vieh als gute Beute wegzutreiben.

Es war am 15. November 1315 in der Frühe des Morgens, als Herzog Leopold mit seinen Rittern, denen er das Fußvolk auf anderen Wegen folgen ließ, in den Engpaß zwischen dem Aegeri-See und dem Berge Morgarten eindrang. Schon hatte die Schaar, die aus der Blüthe der oberländischen Ritter bestand, den Paß durchzogen und stand im Begriff, die Anhöhe emporzusteigen, als plötzlich durch eine auf den Bergen seitwärts aufgestellte Abtheilung Steine und Baumstämme losgelassen wurden, die auf die dichtgedrängten Reiter herabrollten. Die Hauptmacht der Schweizer benutzte die entstehende Verwirrung und drang von vorn auf die Ritter ein, die um so weniger Widerstand leisten konnten, weil sie auf dem hartgefrorenen Boden keinen sicheren Stand hatten, wogegen die Bauern, mit Fußeisen versehen, sich leicht und gewandt bewegten. Die Feinde waren „wie die Fische in den Netzen" eingefangen; und die Bauern, entschlossen keine Gnade zu geben, schlugen mit Keulen und Hellebarden die festgepanzerten Ritter nieder. Viele wurden in dem gräßlichen Gedränge in den See gerissen, selbst von den Fußgängern, auf welche die Ritter zurückgeworfen wurden, fanden nicht Wenige den Tod in den Wellen, ein Theil ward in der Verwirrung zertreten; fünfzehnhundert Ritter, diejenigen ungerechnet, welche im See ertrunken waren, deckten den Boden. In anderthalb Stunden hatten die Eid-

*) Huber a. a. O. S. 82 und 83.

genossen einen glänzenden Sieg erfochten. Herzog Leopold selbst hatte sich mit Hülfe eines landeskundigen Mannes nach Winterthur gerettet, voll Schmerz und Scham, einen so schimpflichen Verlust erlitten zu haben. Allein mit wichtigern Sorgen beschäftigt, konnte er nicht an Rache denken, sondern mußte einen Waffenstillstand mit den verhaßten Gegnern eingehen. Diese erneuerten gleich nach der Schlacht ihren Bund (zu Brunnen, Dec. 1315), und es konnte nicht fehlen, daß sie nach einem solchen Beweis ihrer Stärke und Ausdauer allen Bedrängten in der Nähe als die sicherste Stütze und Zuflucht erschienen. Auch sie selbst wurden geneigt, zur eigenen Verstärkung über ihre Grenzen zu schreiten, so daß sie endlich, wie die Schneelavinen ihrer Gletscher im Fortsturz anschwellend, zu einer Größe erwuchsen, unter welcher aller Besitz des Hauses Oesterreich und die Herrschaft des Adels in Helvetien begraben ward.

Lucern schloß sich zunächst an sie an. An demselben See gelegen und denselben Bergen nahe, litt dieser Kanton, so lange er noch unter Oesterreich stand, durch die Spannung zwischen seinen Herren und den Waldstätten am meisten. Der Handelsverkehr mit Italien war unterbrochen, die Messen wurden leer, die Bürger mußten unaufhörlich unter den Waffen sein, um ihr Gebiet zu vertheidigen. Ueberdies mutheten die Gebieter der Stadt neue Lasten zu. So erschien denn eine Verbindung mit den Eidgenossen den Lucernern höchst lockend. Sie erbaten und erhielten von diesen ohne des Herzogs Zustimmung zuerst zwanzigjährigen Waffenstillstand. Ueber diese Eigenmächtigkeit erbittert, machte der Adel einen Versuch, die Stadt mit Waffengewalt zu überraschen; aber das Mißlingen desselben beschleunigte nur den Abfall der Bürger, und nachdem sich nun die meisten Anhänger des Hauses Oesterreich zurückgezogen hatten, gingen sie ein förmliches Bündniß mit den Waldstätten ein (1332). Albrecht, nach dem Tode seiner Brüder, Leopold und Friedrich, das Haupt des österreichischen Hauses, bewies sich auch bei dieser Gelegenheit als der Weise*), für den er galt. Durch anderweitige Kriege erschöpft, und der Schlacht bei Morgarten eingedenk, begnügte er sich, einen Landfrieden aufzurichten, ohne die Lucerner weiter zu be-

*) Er führt auch den Beinamen des Lahmen. Seit seinem zweiunddreißigsten Jahre war er an Händen und Füßen völlig gelähmt, so daß er stets in einem Sessel getragen werden mußte. Sein Geist war aber um desto thätiger und alle benachbarten Fürsten suchten Rath und Vermittelung ihrer Streitigkeiten bei ihm.

kriegen. Man verglich sich nur durch Schiedsrichter über die Rechte, welche dem Hause Habsburg in, nicht mehr über Lucern bleiben sollten.

Noch wichtiger als der Gewinn dieser Stadt wurde die Aufnahme Zürich's und Bern's in den Bund. Der Zutritt der ersteren, durch Handel wohlhabenden und bevölkerten Stadt, ward durch vorhergehende Veränderungen in ihrem Innern herbeigeführt. Der Rath derselben bestand aus zwölf Rittern und vierundzwanzig Bürgern, Alle aus den alten, schöffenbar freien Geschlechtern, aus welchen die Gemeinde ursprünglich bestanden hatte, und diese verwalteten, in drei Rotten abgetheilt, jede vier Monate lang, die Regierung. Mit den Herzogen von Oesterreich, dem vornehmsten Landadel und vielen rheinischen Städten stand das starke und glückliche Gemeinwesen im Bunde. Allmählig aber begann sich eine große Unzufriedenheit der unteren Volksklassen, die in den Zünften vertreten waren, gegen die ausschließliche und erbliche Herrschaft jener Geschlechter zu zeigen. Diese Stimmung benutzte Rudolf Brun, reich und selbst im Rathe, und wußte die Unruhigen so zu leiten, daß er zum Besitz einer unerhörten Gewalt gelangte. In einer öffentlichen und allgemeinen Versammlung der Gemeine (1335) ward die bisherige Weise der Verwaltung verändert und Rudolf Brun mit der Anordnung einer neuen beauftragt, welche eine Theilnahme des Volkes und der Zünfte an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten herstellen sollte. Dieser zufolge ward Brun selbst als Bürgermeister auf Lebenslang Oberhaupt der Stadt, mit einem Rathe aus Rittern, Bürgern und Handwerkern. Alle Ritter und ohne Handwerk lebenden Bürger wurden in eine Constabel oder Kriegs-Gesellschaft vereinigt, so daß nunmehr die alten Familien keinen größeren Einfluß auf die Regierung des Gemeinwesens ausüben konnten, als die Krämer und Handwerker. Aus den übrigen Bürgern wurden dreizehn Zünfte gebildet, an deren Spitze Zunftmeister standen, die im Rathe saßen. Die Wahl des Raths geschah aber unter dem Einflusse Brun's, der, um über die Constabel zu herrschen, die Zünfte begünstigte. Kaiser Ludwig bestätigte diese Einrichtungen.

Die Gewaltthätigkeit mit welcher Brun diese Verfassung theils begründet hatte, theils behauptete, regte mannichfaltige Feinde gegen ihn auf. Vor allen dürsteten die vormals herrschenden Geschlechter, die bei der Umwälzung verdrängt worden waren, nach Rache. Sie beschlossen endlich durch Waffengewalt ihren Feind zu stürzen, und die alte Verfassung wieder herzustellen. Zu dem Ende verbanden sie sich mit dem Grafen Johann von Habsburg zu Rapperswyl und anderen mächtigen Edlen, die der neuen Regierung gleichfalls abhold waren (1350). Schon war die

Zahl der Verschworenen in der Stadt auf siebenhundert gestiegen und die Nacht bestimmt, in welcher die Hülfe von draußen heranziehen und Brun mit allen seinen Anhängern den Tod finden sollte, als der Anschlag unmittelbar vor der Ausführung durch einen Zufall verrathen, durch Brun's rasche Thätigkeit vereitelt, und die Theilnehmer, so viele davon in seinen Händen waren, mit Härte bestraft wurden. Rapperswyl, dessen Herr sein Gefangener geworden, ward von dem Bürgermeister eingenommen, und nicht lange darauf, da man es nicht behaupten zu können glaubte, von den Zürchern zerstört. Ueberzeugt, daß er durch alles dieses den Zorn Oesterreichs erweckte, und daß ein baldiger Krieg zu erwarten sei, wandte sich Brun 1351 an die Waldstätte um Bund und Hülfe *). Zürich war diesen als Markt und Vormauer zu wichtig, als daß sie trotz der bedenklichen Umstände hätten anstehen sollen, das Verlangen zu erfüllen; und als Herzog Albrecht mit allen seinen Dienstmannen und vielen Fürsten und Herren der vorderen Lande anrückte, um Zürich zu strafen, zog ungesäumt eine Schaar der Waldstätte der neuverbundenen Stadt zu Hülfe. Der Angriff ward durch Unterhandlungen verzögert, weil der Herzog zu langem Kriege noch nicht gerüstet war; aber seine Aufgebote führten den Bedrohten, statt ihnen Gefahr zu bringen, neue Verbündete zu.

Der Herzog mahnte nämlich auch die Glarner zum Kriege. Diese, durch das Beispiel der Waldstätte aufgeregt und ermuthigt, weigerten sich, unter dem Vorgeben, sie seien zur Heeresfolge nicht verpflichtet. Albrecht beschloß, deshalb, und weil man von hier aus auch zugleich mit Vortheil in die Waldstätte eindringen konnte, ihre Thäler zu besetzen. Sobald dies bekannt wurde, vereinigten sich Schwytz, Uri, Unterwalden und Zürich, drangen mitten im November nach Glarus vor, und nahmen das Land ein, ohne Anstrengung, weil die Glarner sie bereitwillig empfingen. Der vertriebene österreichische Landvogt Walther von Stadion wollte zwar mit einer bewaffneten Schaar das Land wiedergewinnen, aber auf dem Rütifeld unweit Näfels ward er mit den Seinigen niedergehauen und Glarus förmlich in die Eidgenossenschaft aufgenommen (1352). Eben dasselbe geschah mit Zug, als die Eidgenossen diesen in Oesterreichs Händen ihnen

*) „Durch diese That Brun's, sagt Johannes Müller in seiner Schweizer Geschichte, wurden viele Städte und Landschaften nun seit fünftehalb hundert Jahren bei der Freiheit gesichert, und ohne sie hätte die schweizerische Eidgenossenschaft (so groß und heilig sie durch sich selbst, so stark sie war durch den Muth ihrer Vertheidiger) im Laufe der Zeiten durch List oder Gewalt untergehen müssen." Im Jahre 1851 wurde daher auch das 500jährige Jubelfest des Anschlusses von Zürich an die Eidgenossenschaft mit seltenem Glanze gefeiert.

gefährlichen Ort in ihre Gewalt bringen wollten, und Albrecht auf die dringende Bitte der Zuger um Hülfe nur erwiederte: „ich werde bald Alles wieder erobern"; denn er glaubte, wenn er Zürich überwunden haben würde, den ganzen Bund leicht zu sprengen. Er vertraute seinem zahlreichen Heere, welches inzwischen durch Unterstützung und Zuzug vieler Fürsten und Herren, selbst des Kurfürsten Ludwig von Brandenburg, auf vierunddreißigtausend Streiter angewachsen war. Dennoch konnte diese überlegene, aber uneinige Menge gegen die Eintracht und Beharrlichkeit der Schweizer nichts ausrichten. Auch trat bald Mangel an Lebensmitteln ein. Daher nahm der Herzog gern den Frieden an, welchen der Kurfürst von Brandenburg zu Lucern vermittelte. Er behielt demselben zufolge, was er in Lucern, Schwyz und Unterwalden an Rechten und Einkünften besaß, mit Ausnahme der Hoheitsrechte; Zug und Glarus versprachen, ihm den schuldigen Gehorsam zu leisten, und die Eidgenossen gelobten, ferner keine Bündnisse mit österreichischen Städten und Ländern einzugehen. Dagegen wurden sie bald darauf durch den Beitritt der Berner verstärkt, denen die Waldstätte schon dreizehn Jahre vor diesem Frieden Kriegshülfe geleistet hatten. Bern war nämlich ebenfalls ein Gegenstand des Hasses für die fürstlichen und Adels-Geschlechter der benachbarten Gebiete, und im Jahre 1338 hatten diese einen großen Bund zur Zerstörung der Stadt geschlossen. Kaiser Ludwig selbst, den Bern unter dem Vorwande des päpstlichen Bannes anzuerkennen sich geweigert, schien ihre Erniedrigung zu wünschen, und Herzog Albrecht hoffte sie sich zuzueignen *).

In dieser Noth, der starken Macht ihrer Feinde bloßgestellt, riefen die Berner die Waldstätte an, und erhielten eine Hülfe von neunhundert Streitern. Zu ihrem Feldhauptmann wählten sie einen trefflichen Mann, den Ritter Rudolf von Erlach. Er war Bürger zu Bern, aber auch zugleich Dienstmann des Grafen von Nidau, der an der Rüstung gegen die Stadt großen Antheil nahm. Um nun seiner Vaterlandsliebe Raum geben zu können, ohne seinem Lehnsherrn treulos zu werden, bat er den Grafen selbst um die Erlaubniß, der Stadt dienen zu dürfen. Ein Mann mehr oder minder, meinte dieser, verschlage ihm nichts. „Nun wohl," erwiederte Erlach, „als einen Mann will ich mich zeigen." Und er hielt

*) „Wenn Bern damals untergegangen wäre, so würde das ganze Land von Bern, von Freiburg, von Solothurn und anderen Städten in ganz anderem Zustand gekommen sein; kaum war eine Zeit größerer Gefahr oder von so wichtigen Folgen für die Städte und Länder des Bundes der schweizerischen Eidgenossen." Johannes Müller.

Wort. Bei Laupen kam es am 21. Julius 1339 zur Schlacht. Als das Gefecht begann, flohen Einige im Heere der Berner, und erregten dadurch unter den Uebrigen Ungewißheit und Bestürzung. Erlach aber rief mit freudiger Miene: „Freunde, wir siegen, die Furchtsamen sind von uns!" und sofort, das Banner der Stadt in der Hand, drang er mit den Jünglingen, die den Kern seines Heeres ausmachten, in das feindliche Fußvolk ein, welches dem kräftigen Andrange nicht lange widerstand. Bald war mit Hülfe der Waldstätter ein vollständiger Sieg errungen. Die Freundschaft, welche damals geknüpft ward, führte 1353 einen Bund zwischen Bern und den drei Waldstätten herbei. So war die Eidgenossenschaft der acht alten Orte, wie man sie nachmals nannte, vollendet, welche hundertachtundzwanzig Jahre hindurch keine anderen gemeinschaftlichen Bundesglieder aufnahmen. Nur die drei Waldstätte, der Eckstein des Ganzen, hatten mit den übrigen fünf Orten feste Bündnisse, diese keine unmittelbaren unter sich; aber der gemeinsame Freiheitsgeist hielt Alle zusammen. Es stand die Eidgenossenschaft jetzt in der schönsten Blüthe der Eintracht und inneren Stärke, deren sie auch in vollem Maße bedurfte, so lange ein kraftvoller Adel und die furchtbare Macht von Habsburg unermüdlich auf ihre Zerstörung sannen.

Der letzte Friede, den Albrecht geschlossen, dauerte nur kurze Zeit. Der Herzog verlangte, daß Glarus und Zug ihren Bund mit den Waldstätten aufheben sollten, und da sie sich dessen weigerten, klagte er sie bei dem deutschen Könige Karl IV. an. Dieser versuchte anfangs eine gütliche Vermittelung; da aber die Eidgenossen sich seinem schiedsrichterlichen Spruche nur unter der Bedingung unterwerfen wollten, daß ihre Bündnisse vorbehalten würden, so gerieth Karl über diese Einwendung in Zorn und erklärte, weil Reichsglieder sich ohne das Reichshaupt gar nicht verbinden dürften, ihre Einung für ungültig. Doch die Eidgenossen blieben unerschüttert bei ihrem Beschlusse; daher 1354 ein Reichskrieg gegen sie zu Stande kam, der aber, wie die meisten ähnlichen Unternehmungen des gesammten Reichs, mit großem Glanz und Gepränge angefangen, kraftlos geführt wurde, und von selbst aufhörte. Albrecht wollte zwar noch nicht ablassen, er warb funfzehnhundert ungarische Reiter, und vertheilte sie auf seinen Besitzungen, um durch diese die Eidgenossen von verschiedenen Seiten beunruhigen zu lassen. Aber die räuberischen Ungarn thaten seinen eigenen Unterthanen noch größern Schaden, so daß diese dringend verlangten, er solle Frieden machen, sonst würden sie sich ohne ihn mit den Eidgenossen vertragen. Dadurch wurde Albrecht endlich genöthigt nachzugeben, und unter des Kaisers Vermitte-

lung Friedensunterhandlungen zu pflegen. Aber auch jetzt noch suchte er sich durch unbestimmte Ausdrücke im Friedebriefe möglichst viel Rechte und Ansprüche zu bewahren, und Zürich, von Brun, der heimlich gewonnen war, geleitet, bot die Hand dazu. Aber Schwytz vereitelte diese Bemühungen, und es ward endlich durch die Vermittelung des Freiherrn von Thorberg ein nachmals meist immer auf drei Jahre erneuerter Waffenstillstand geschlossen (1356). Albrecht war freilich ungehalten über diesen Ausgang der Dinge; doch drückte ihn außer den Gichtschmerzen nun auch Alterschwäche darnieder. Er starb schon zwei Jahre nach diesen Vorfällen im sechzigsten Jahre (1358). Aber der Haß, den er gegen die Eidgenossen gehegt, überlebte ihn; die Spannung zwischen dem durch Oesterreich vertretenen und geleiteten Adel auf der einen und den Bürgern und Landleuten auf der andern Seite dauerte fort, und führte nach einiger Zeit zu einem neuen Ausbruch des Kampfes.

---

16. Deutschland unter Karl IV.

(1347—1378.)

Karl von Böhmen erfuhr den Tod Ludwig's in Taus, nachdem er kurz vorher sich in Prag mit vielem Glanze hatte krönen lassen und als er eben im Begriff stand, sein zweideutiges Anrecht auf die deutsche Krone durch einen Kriegszug gegen seinen Gegner geltend zu machen. Um so eiliger setzte er nun seinen Zug in das Reich fort; doch entließ er sein Heer und behielt nur ein geringes Gefolge um sich. Allein noch war ihm der Thron nicht sicher, denn mit dem Tode des Kaisers waren nicht auch zugleich Zwiespalt und Kampf der Parteien in Deutschland begraben. Daß das Haus des verstorbenen Herrschers von dem Gegenkönig für seine neugewonnene Machtstellung fürchtete, war nur natürlich; aber auch die Städte, die der Haltung Ludwig's entsprechend treulich zu diesem gestanden hatten und Karl wie seiner Gönnerin, der Kirche, entgegen gewesen waren, trugen Sorge um ihre Rechte und Selbständigkeit, die eben erst unter der Regierung des Baiern erworben waren. Beide mußte Karl gewinnen und beruhigen, wenn er den Thron behaupten wollte; denn mit Gewalt ihren Widerstand zu brechen, schien schwer, wenn nicht unmöglich. Karl löste diese Aufgabe in seiner Weise, auf einem Wege, der noch nicht betreten war und nicht sowohl den Ueberlieferungen der

Vergangenheit entſprach, als ſich vielmehr den Richtungen der Folgezeit näherte. Karl's Weſen hatte nichts von der ritterlichen, hochſtrebenden Sinnesart ſeines Großvaters Heinrich, noch weniger von der wankelmüthigen, abenteuerlichen ſeines Vaters Johann; dafür aber beſaß er andere, nicht minder werthvolle Eigenſchaften, einen klaren Blick für das Erreichbare, überlegende Berechnung, Ordnungsliebe und Sparſamkeit. Seine Schule hatte er in der Fremde gemacht, wo dieſe natürlichen Anlagen noch beſtimmter ausgebildet wurden. Als Kind hielt ihn ſein Vater aus Argwohn längere Zeit gefangen und ſandte ihn dann im achten Jahre nach Frankreich; kaum erwachſen ſetzte ihn Johann zu ſeinem Statthalter in der Lombardei, wo er, mitten unter die italieniſchen Ränke geſtellt, Selbſtbeherrſchung lernte; ſeit dem ſiebzehnten Jahre verwaltete er Böhmen und Mähren. Nunmehr galt es, die gemachten Erfahrungen anzuwenden. Und in der That beſtand er die ſchwere Probe glücklich, wenn auch weniger durch Gewalt der Waffen, als durch nüchterne Beſonnenheit, durch kluge Gewandtheit, Menſchen und Verhältniſſe zu ſeinem Vortheile zu beherrſchen, durch die Kunſt der Unterhandlung, durch finanzielle Ueberlegenheit, — alles Mittel eher der modernen als der vergangenen Zeit.

Zunächſt verſicherte er ſich in Nürnberg einzelner bedeutender Herren, wie insbeſondere der Grafen Eberhard und Ulrich von Wirtemberg, nicht freilich ohne bedeutende Summen für ihre Anerkennung zu zahlen. Wichtiger war es dann, daß ihm, als er ſich nach dem Oberrhein wandte, auch ein großer Theil der ſchwäbiſchen Städte in Ulm zufiel, indeß auch dieſe nur unter der Bedingung, daß er ihre Freiheiten beſtätige und ihnen das Recht der Selbſthülfe einräume; und gleich bedeutend war ein anderer Erfolg, die Huldigung des habsburgiſchen Herzogs Albrecht, der die Verlobung des jungen Herzogs Rudolf mit Karl's Tochter Katharina folgte.

Indeß waren ſeine Hauptfeinde, die baierſchen Fürſten, aus allen Kräften bemüht, einen Gegenkönig zu erheben. Sie fielen zuerſt auf Eduard III. von England, der durch ſeine Macht, ſeine perſönliche Tüchtigkeit und ſein feindliches Verhältniß zu Frankreich am geeignetſten dazu ſchien, und am 7. Januar 1348 ward er auf einer Verſammlung zu Oberlahnſtein, unter dem Vorſitze des vom Papſte abgeſetzten Erzbiſchofs von Mainz (oben S. 155), von dieſem und den Botſchaftern von der Pfalz, von Brandenburg und von Sachſen-Lauenburg zum römiſchen Könige gewählt. Allein Eduard, der des Schickſals König Richard's von Cornwallis eingedenk ſein mochte, und erkannte, wie ſchwankend der

auf die Leidenschaft einer Partei gegründete Thron sein müsse, nahm Anstand. Karl ermangelte nicht, ihn in diesen Zweifeln, die das Parlament theilte, zu bestärken; er schickte den jungen Grafen von Jülich, Eduard's Neffen, zu ihm, und so schlug der König von England, überdies noch mit dem Kriege gegen Frankreich beschäftigt, wirklich die angetragene Krone aus. Dadurch von einer bedeutenden Sorge frei, konnte Karl sich ungebinderter gegen das bairische Haus selbst wenden, das eben, zur glücklichsten Stunde für ihn, in einen gefährlichen Kampf in seinen Erblanden verwickelt war. Es erschien nämlich 1348 vor dem Erzbischof von Magdeburg ein Pilger und erklärte, er sei der seit 1319 todt geglaubte Markgraf Waldemar von Brandenburg; er habe Gewissensbisse wegen seiner Vermählung gefühlt, sei nach dem gelobten Lande gewallfahrt, nachdem er die Leiche eines Andern statt der seinigen habe bestatten lassen, und komme nun, um sein Land, das fremden und für das Wohl desselben weniger besorgten Herren zu Theil geworden sei, aus der Schmach und dem Druck zu retten. Von dem Erzbischof und vielen Andern, die den Markgrafen Waldemar gekannt hatten, ward er als der ächte anerkannt, und allerdings zeigte er sich mit der Geschichte des Letztern bis in die geringsten Kleinigkeiten völlig vertraut, wie er ihm auch äußerlich sehr ähnlich war und überhaupt seine Rolle trefflich durchführte. Als auch benachbarte Fürsten, wie die Herzöge von Sachsen, von Braunschweig und Mecklenburg, dieser Anerkennung beitraten und die Aechtheit sogar eidlich bezeugten, fielen die Bewohner der Mark, die der bairischen Herrschaft abgeneigt waren, dem Prätendenten mit Jubel zu. Noch bis auf den heutigen Tag schwebt ein Dunkel über dieser räthselhaften Erscheinung. Schon Zeitgenossen behaupteten, daß er ein Müller, Namens Rehbock aus Hundeluft bei Zerbst, und Unterthan des Herzogs Rudolf von Sachsen gewesen sei, der, um zu der askanischen Erbschaft, die ihm durch die Belehnung der Wittelsbacher verloren gegangen war, wieder einen Weg zu finden, im Verein mit dem Erzbischof von Magdeburg ihn angestiftet habe*). Als er endlich in der Mark erschien (August 1348), ward er überall als Landesfürst empfangen und ertheilte als solcher Freiheiten und Privilegien. Bald hatte der Kurfürst Ludwig in

*) Nachdem die allgemeine Annahme ihn lange Zeit für einen Betrüger erklärt hatte, sind neuere Forscher in ihrem Urtheile wieder zweifelhaft geworden. Vgl. Stenzel, Gesch. des preuß. Staates, I, S. 121. Klöden, Diplomat. Gesch. des Markgrafen Waldemar, IV, S. 358. Palacky, a. a. O. II, 2. S. 288. Diesen gegenüber nennt Riedel a. a. O. I, S. 259 das Auftreten des Prätendenten kurzweg einen von König Karl ausgeübten schmachvollen Betrug.

den Marken nur noch die Städte Spandau, Briezen (daher Treuenbriezen) und Frankfurt, und einen kleinen Theil des Adels auf seiner Seite, und der vorgebliche Waldemar ging mit einem, durch Mecklenburger und Sachsen verstärkten Heere auf Frankfurt los, wo Ludwig sich selbst befand, um den Eingang zur Neumark zu vertheidigen. Unter diesen Umständen eilte Karl, den seinen Absichten so willkommenen Feind des wittelbachischen Hauses zu unterstützen. Er kam selbst in das Lager desselben bei Heinersdorf, auf dem Wege nach Frankfurt, und nachdem er die Zeugnisse der gegenwärtigen geistlichen und weltlichen Fürsten von der Aechtheit desselben angehört, ertheilte er ihm die feierliche Belehnung mit Brandenburg. Aber Ludwig widerstand in Frankfurt tapfer dem feindlichen Heere, nöthigte es zum Rückzuge, und rettete dadurch nicht allein die Neumark, sondern eroberte auch einen Theil des Verlorenen wieder.

Sobald er dadurch Raum gewonnen hatte, erneuerte er, und zwar jetzt mit um so größerer Erbitterung, seine früheren Versuche, Karl vom Throne zu stoßen. Er wandte sich zuerst an den Markgrafen Friedrich von Meißen, seinen Schwager. Aber dieser, der kränklich und schwach war, auch befürchten mochte, daß er mit der Annahme sein Erbland einem verderblichen Kriege mit Böhmen aussetzen würde, schlug das Anerbieten aus, und zog den sichern Gewinn von zehntausend Mark, welche Karl ihm bot, dem unsichern Glanze der Krone vor. Endlich fiel Ludwig auf den Grafen Günther von Schwarzburg, der bei seinem Vater, dem verstorbenen Kaiser, in Krieg und Frieden vielfach gebraucht und ein jedem kühnen Unternehmen geneigter, in Kriegshändeln vielfach erprobter Mann war. Dieser nahm die Krone an, unter der Bedingung, daß die Kurfürsten erklärten: Karl sei einstimmig oder doch von der Mehrzahl verworfen, ihn aber wollten sie ohne Bestechung erwählen und berufen. Nachdem er hierüber die bündigsten Versicherungen erhalten, wurde er von den dem baierischen Hause ergebenen Fürsten am 30. Januar 1349 zu Frankfurt zum Könige gewählt, und erhielt von dem Pfalzgrafen Rudolf bei Rhein noch überdies die heiligsten Versicherungen, daß sie ihm Beistand leisten und sich ohne seine Einwilligung weder mit Karl noch mit dem Papste vertragen wollten. Sein Kriegsruhm, seine Schätze, die Früchte vieler glücklicher Kämpfe, und die Gunst seiner Anhänger versammelten bald zahlreiche Genossen früherer Thaten, und andere kriegslustige Schaaren um ihn, und unerschrocken rückte er in das Feld zur Behauptung seiner Krone. Ein Chronist von der baierischen Partei erzählt, daß er vor den kriegerischen Talenten seines Mitbewerbers sehr

wenig Respect gehabt habe; als Karl nämlich Castel bei Mainz zum Sammelplatz seiner Schaaren bestimmt, habe er für denselben Tag dort ein Turnier angeordnet. Die Thatsache ist unrichtig, es steht vielmehr fest, daß seine Truppen gegen die des Grafen Eberhard von Wirtemberg mehrere unglückliche Gefechte bestanden. Aber allerdings zog es Karl dessenungeachtet vor, seine Erfolge durch andere Mittel als durch Waffengewalt zu erreichen. Er untergrub den Boden, auf dem Günther fest zu stehen glaubte, nämlich die Treue seiner Partei. Zuerst gewann Karl den Pfalzgrafen Rudolf, dessen Tochter er seine Hand bot. Dadurch eröffnete er sich den Weg zur weitern Aussöhnung mit dem ganzen baierischen Hause, so daß Günther bald von Allen verlassen allein da stand. Zwar wich dieser, erbittert über solche Künste und Treulosigkeiten, auch jetzt noch nicht, sondern vertraute kühn seiner geprüften Tapferkeit, aber der starken Seele wurde nun auch der eigene Körper ungehorsam. Er erkrankte plötzlich, und obgleich dies zu einer Zeit geschah, wo eine fürchterliche Pest*) ganz Europa durchzog und fast die halbe Bevölkerung von Deutschland wegraffte, so wurde es doch den giftmischenden Künsten**) seiner Feinde zugeschrieben. So mußte sich Günther mit Karl zu Eltville vertragen, und überließ ihm gegen eine Summe von zwanzigtausend

*) Die Erscheinungen dieser großen Pest und ihre Wirkungen auf die Gemüther in Italien hat Boccaccio in der Einleitung zu seinem Decamerone vortrefflich beschrieben. In Deutschland bewirkte sie theils ein heftiges Aufflammen des Hasses gegen die Juden, deren in Oesterreich, Franken und in den Rheinländern Viele erschlagen wurden, theils einen Hang zu blutiger Selbstzerfleischung. Unter den kirchlichen Bußen standen die Geißelungen in sehr hohem Ansehen, und bei großen Unglücksfällen hielt man Geißelprocessionen für das beste Mittel, den Zorn Gottes abzuwenden. Im Frühlinge des Jahres 1349 bildeten sich aber förmliche Geißlergesellschaften (Flagellanten) in Oberdeutschland und verbreiteten sich über das ganze Reich, so wie über die benachbarten Länder. Sie trieben ihre Bußübungen nach einer festen Regel unter der Leitung ihrer eigenen Meister (magistri) ohne Mitwirkung des Klerus, und hielten die kirchlichen Heilmittel für schwächer; wie sie sich überhaupt in einer gewissen Opposition zur Kirche befanden. Clemens VI. verbot durch eine Bulle die Umgänge, drängte aber dadurch die Geißelbuße nur in die Verborgenheit zurück. Großer Mißwachs und Erdbeben waren übrigens der Pest vorausgegangen.

**) Man beschuldigte einen berühmten frankfurtischen Arzt, Freidank, daß er ihm das Gift in einem Heiltranke gereicht habe. Als er von Günther aufgefordert sei, zuerst zu trinken, habe er dies nur mit Widerstreben gethan und sei drei Tage danach gestorben. Eine Chronik sagt: miserabiliter intoxicatus est per consilium et auxilium ipsorum principum, welche letzteren Worte allerdings mit Palacky auch auf die Fürsten, die ihn gewählt, bezogen werden können.

Mark Silbers seine Ansprüche auf die Krone, deren Glanz seinen Tod noch verherrlichte; denn als er bald darauf am 14. Junius 1349 zu Frankfurt starb, ward ihm ein feierliches Leichenbegängniß gehalten, wobei zwanzig Reichsgrafen seine Bahre trugen und Karl selbst mit vielen anwesenden Fürsten folgte. Danach wurden die noch obwaltenden Streitpunkte völlig ausgeglichen. Karl entsagte allen Ansprüchen auf Tyrol, Kärnthen und Görz, wogegen Ludwig die ehemals zu Brandenburg gehörige Oberlausitz an Böhmen überließ. Auf dem Reichstage zu Nürnberg sollte eine neue Untersuchung über Waldemar angestellt werden, zu dessen Aufopferung sich Karl jetzt sehr gern bereit zeigte. Ohne einmal dessen Ankunft abzuwarten, belehnte er Ludwig von Baiern mit den Marken, und verhieß, ihn mit dem Papste auszusöhnen, zu dessen Verdrusse Karl, auf ausdrückliches Verlangen der Wittelsbacher, noch einmal förmlich gewählt und gekrönt worden war. Die brandenburgischen Städte aber zeigten eine so feste Anhänglichkeit an den Mann, welcher ihnen das Glück der ascanischen Zeiten zurückzubringen verheißen hatte, daß gegen sie die Waffen ergriffen werden mußten. Nur nach langen und harten Kämpfen wurden sie allmählig wieder unterworfen. Noch vor Beendigung dieser Unruhen gab Ludwig die Herrschaft über so widersetzliche Unterthanen (1351) seinen jüngeren Brüdern Ludwig dem Römer (so genannt, weil er in Rom geboren war) und Otto, und übernahm dafür Oberbaiern, welches ihm wegen der Grafschaft Tyrol bequemer gelegen war. Der vorgebliche Waldemar verließ erst 1355 Brandenburg und begab sich nach Dessau, wo ihn die anhaltischen Fürsten bis an seinen Tod als ächten Markgrafen behandelten. Karl selbst gab um diese Zeit das Markgrafthum Mähren als böhmisches Lehen an seinen älteren Bruder Johann Heinrich, dessen Scheidung von Margaretha Maultasch nun auch von der Kirche bestätigt wurde, und das Erbland Luxemburg, welches zu einem Herzogthum erhoben ward, an den jüngern Bruder Wenzel.

Weniger um Italien wieder unter die Herrschaft des Reiches zu bringen, als um für seine Stellung in Deutschland des Ansehns und Glanzes der höchsten Würde nicht zu entbehren, entschloß sich Karl einen Römerzug zu unternehmen, um sich zum Kaiser krönen zu lassen. Für Gesichtspunkte, von denen noch sein Großvater bewogen worden war, blieb er, wie schon gesagt, unempfänglich, und es war daher vergeblich, daß ihn der unten zu erwähnende Cola Rienzi in Prag aufsuchte und für schwärmerische Pläne zu begeistern suchte; am wenigsten gefielen ihm die Mittel, welche dieser phantastische Advocat für die Herstellung des

imperium Romanum in Vorschlag brachte, der Umsturz nämlich aller bisherigen Mächte und Gewalten durch die Entfesselung der niederen Volksklassen. Eben so wenig Eindruck machten begeisterte Einladungsschreiben des Dichters Petrarca, die Rienzi überbrachte. Karl faßte auch hier, in seiner nüchternen Art die Verhältnisse und Menschen zu beurtheilen, nur das Praktisch-Mögliche ins Auge. Mit einer geringen Schaar brach er 1354 auf. In Oberitalien hatte sich unterdeß die Herrschaft der Visconti durch kluge Benutzung der Umstände und durch größere Mäßigung, als bei den übrigen Dynasten der italienischen Städte damals gewöhnlich war, immer weiter ausgebreitet, und alle durch diese Fortschritte Bedrohten waren in ein Bündniß zusammengetreten. Es kam zum Kriege; beide Parteien suchten den König zu gewinnen. Die Visconti boten ihm 200,000 Goldgulden für die Verleihung des Reichsvikariates, wofür dann Karl wenigstens bestrebt war, mit den Gegnern einen Frieden zu vermitteln; doch konnte er die Verbündeten nur zu einem Waffenstillstand bewegen. Darnach hielt er am 4. Jan. 1355 seinen Einzug in Mailand und wurde in der Kirche des heiligen Ambrosius gekrönt. Mit Florenz unterhandelte er so glücklich, daß sich die Bürger zur Zahlung von 100,000 Goldgulden anheischig machten, wenn er weder die Stadt selbst noch einen andern florentinischen Ort betreten wollte. Am ersten Ostertage des Jahres 1355 empfing Karl IV. die kaiserliche Krone zu Rom, unter wenig ehrenvollen Formen, wie ein Geschenk des Papstes, dem zu Gefallen er die Römer abwies, welche ihm die Herrschaft antrugen. Noch am Abend desselben Tages verließ er die Stadt, weil er, unter vielen anderen Versprechungen, die er dem heiligen Stuhle gethan als er durch dessen Einfluß gewählt wurde, auch gelobt hatte, nicht länger als einen Tag in Rom zu bleiben, und sich desselben in keiner Weise zu bemächtigen. Karl verschmähte es nach gefährlicherm Ruhme in Italien zu streben und kehrte, nachdem er also durch seinen Römerzug auch noch das Schattenbild kaiserlicher Hoheit über Italien vernichtet, unbekümmert um die Klage und den Spott der enttäuschten Italiener, insbesondere Petrarcas, und um die Verwunderung der übrigen Welt, nach Deutschland zurück, mit der Absicht, sich hier ein Verdienst zu erwerben, wie es die Zeit und die Umstände möglich machten.

Auf zwei Versammlungen, zu Nürnberg (Januar 1356) und zu Metz (December 1356) brachte er ein Reichsgrundgesetz zu Stande, dessen Hauptzweck war, dem Streit und Zwiespalt entgegen zu wirken, welche schon seit langer Zeit fast jede Königswahl zu einer Quelle von Unruhen für Deutschland gemacht hatten. Es wurde daher in dieser be-

rühmten Urkunde, welche unter dem Namen der **goldenen Bulle** — ſo genannt wegen der goldenen Siegelkapſeln — bekannt iſt, nicht allein die ganze äußere Feierlichkeit der Wahl feſtgeſetzt, ſondern vor allem die Perſonen der dazu Berechtigten bezeichnet und ihre Verhältniſſe, deren Unbeſtimmtheit bisher vielfache Zwiſtigkeiten erzeugt hatte, geſetzlich geordnet. In dieſer Beziehung baute die goldene Bulle auf den Grundlagen weiter, die bereits durch den Kurverein gegeben waren: es ſollten ſieben Kurfürſten ſein und die Stimmen von den Fürſten geführt werden, die bereits der Sachſenſpiegel nennt, von den drei geiſtlichen Erzbiſchöfen nämlich am Rhein, vom Hauſe Wittelsbach, von den Herzögen in Sachſen und den Markgrafen in Brandenburg, endlich von dem König von Böhmen. Da aber das wittelsbachſche wie das ſächſiſche Haus in mehreren Zweigen aus einander gingen und ſelbſt innerhalb der Familien Streitigkeiten über die Wahlſtimmen obwalteten, ſo wurde zunächſt feſtgeſetzt, daß von den Wittelsbachern nur der Beſitzer der Pfalz und der Mark Brandenburg, von den Askaniern in Sachſen nur der Inhaber von Sachſen-Wittenberg Kurfürſt ſein ſolle; zugleich ward verordnet, daß die Kurſtimme an dem Lande haſte, womit denn zugleich für dieſe Territorien Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit ſowie die Primogenitur-Ordnung in der Erbnachfolge feſtgeſetzt ward. Die Entſcheidung der Stimmenmehrheit bei der Königswahl ward nach Vorgang der Conſtitutionen von Renſe definitiv feſtgeſtellt und damit aller fremde Einfluß abgewehrt. Ebenſo ward die Rangordnung der Kurfürſten, „der ſieben Leuchter, wie es im Eingange heißt, durch die das heilige römiſche Reich in Einheit des heiligen Geiſtes erleuchtet werden ſoll", dahin beſtimmt, daß von den geiſtlichen Herren den erſten Platz Mainz, den zweiten Trier, den dritten Köln einnehmen, von den weltlichen Fürſten aber zuerſt der König von Böhmen (falls er deutſchen Geſchlechtes), dann der Pfalzgraf, der Kurfürſt von Sachſen, endlich der Markgraf von Brandenburg kommen ſolle. Für ihre Bevorzugung hatten alle Sieben beſondere Reichshofämter zu verwalten; ſo war der Mainzer Erzkanzler durch Germanien, der von Trier Kanzler von Burgund, der von Köln Kanzler von Italien, der Böhme Mundſchenk, der Pfalzgraf Truchſeß, der Sachſe Marſchall, der Brandenburger Erzkämmerer. Bei Erledigung des Thrones hatten der Pfalzgraf in Rheinland, Schwaben und Franken, der Kurfürſt von Sachſen im Norden das Reichsvikariat zu verwalten. Wichtiger war die Vergünſtigung, die ſie zu vollen Landesherren in ihren Territorien machte und ſie in dieſer Beziehung dem Kaiſer gleich ſtellte, daß ſie für ihre Staaten das ſogenannte Privilegium de non evocando und de non

appellando erhielten, wonach ihre Unterthanen weder vor auswärtigen Gerichten belangt, noch deren Processe vor kaiserliche Gerichte gezogen werden, und gegen die Rechtssprüche der Landesgerichte keine Appellationen an Reichsgerichte stattfinden durften. Wenn ihnen nun außerdem noch die bereits erworbenen Regalien, die Bergwerke, Zölle, Münzen und der Judenschutz bestätigt und die Majestätsrechte des Kaisers auf sie übertragen wurden, wonach Verbrechen gegen sie nach den Constitutionen der römischen Kaiser beurtheilt werden sollten, so waren dies Alles nur weitere Attribute ihrer neuen, von den übrigen Reichsfürsten abgesonderten, Stellung. — Die goldene Bulle enthielt in andern Capiteln noch Festsetzungen über den Landfrieden sowie über andere den gemeinen Rechtszustand betreffende Verhältnisse. Unter diesen sind diejenigen von Bedeutung, welche einzelnen Personen und Städten Einigungen unter einander versagen und den Städten die Aufnahme von Pfahlbürgern verbieten.

Die goldene Bulle ist früher in ihrem Werthe ebenso überschätzt worden, wie man sie in neuerer Zeit vielleicht allzu ungünstig beurtheilt hat. Sie hatte zunächst den Zweck, den Frieden im Reiche herzustellen; und wie die Fehden der einzelnen Reichsstände unter einander, so sollten gleicherweise die Zwistigkeiten über die Königswahl durch gesetzliche Bestimmungen geendet werden. Wenn nun mit Erhebung einzelner weniger Fürsten, die dem Kaiser fast gleichgestellt wurden, der innere Zusammenhang des Reiches gefährdet und die eigentliche Reichsgewalt gelähmt ward, so darf andrerseits nicht übersehen werden, daß Karl nur das unter die Form des Gesetzes brachte, was thatsächlich bereits Herkommen war. Konnte es doch auch scheinen, als gewährte die Bevorzugung jener Sieben eine Aussicht und Wahrscheinlichkeit, die übrigen, welche hinter dem Kurfürsten zurückblieben, um so mehr unter die Centralgewalt zu beugen. Aber in Wahrheit kam es dem Kaiser weniger darauf an, ob das Reich durch die neue Form zusammengehalten würde oder nicht, da er selbst daran dachte, dasselbe aufzulösen und es stückweise an das einheitlich regierte und neben Deutschland fast selbständige Böhmen anzufügen*). In Böhmen war Alles dazu angethan, eine sichere Grundlage für eine allmählig weiter greifende und die Umgebung aufzehrende Macht zu bilden, und wenn die Hoffnungen des Kaisers in Erfüllung gegangen wären, so würden unter seinen Nachfolgern auch die Kurfürsten ungeachtet ihrer neugewonnenen Stellung sich der von Böhmen heraus-

*) Vgl. die feine, doch nicht völlig zu treffende Beurtheilung der Verhältnisse bei Droysen, Gesch. der preuß. Politik I. S. 175.

wachſenden Centralgewalt haben fügen müſſen. Daher war Karl's Thätigkeit, wie wir ſofort zu erzählen haben werden, vornehmlich und faſt allein ſeinen Erblanden zugewandt. Allein ſeine Erwartungen erfüllten ſich nicht. Gerade die Bevorzugung der Kurfürſten gab dieſen alle Mittel in die Hände, in ihren Beſitzungen ſich zu Landesherren im ganzen Umfange des Worts zu erheben, und ihre Herrſchergewalt wie ihre beſonderen Intereſſen zum Hauptziel der politiſchen Thätigkeit zu machen; das Verhältniß zum Kaiſer dagegen und deſſen höheres Anſehen immer mehr bei Seite zu ſchieben. Ebenſo ſahen ſich die anderen Fürſten, welche bisher an Einfluß und Macht den Kurfürſten nichts nachgegeben hatten, veranlaßt, auch jetzt ihnen nachzuſtreben und die in ihren Landen Eingeſeſſenen gleichfalls in Unterthanen zu verwandeln. Unter dieſen Umſtänden blieb denn den kleineren Ständen, der Ritterſchaft und den Städten kein anderer Ausweg übrig, als ſich nach dem Vorgange des rheiniſchen Städtebundes, der ſchweizer Eidgenoſſenſchaft und anderer, durch Verbindungen gegen die drohende Gefahr zu ſchützen, den größten Theil ihrer Selbſtändigkeit an die mächtig um ſich greifenden Fürſten zu verlieren. Allein auch dieſer Ausweg erwies ſich auf die Dauer als unzulänglich, und ihre Selbſtändigkeit ſchwand dennoch allmählig dahin. So war es denn ſpäter leider nicht mehr möglich, eine neue Geſammtorganiſation herzuſtellen, weil die Fäden der nationalen Entwickelung zerſchnitten, die geſundeſten und bildſamſten Elemente des Volks, die Städte und der freie Reichsadel, ohne lebensfähige Exiſtenzformen gelaſſen waren, der Verſuch Karl's aber an ſeine Hausmacht auf eine neue Weiſe die Regierung Deutſchlands anzuknüpfen, ſcheiterte nicht nur, ſondern verſchuldete auch für die Zukunft der Nation die immer tiefer gehende Zerſplitterung.

Wir wenden uns von dem Reiche zu den Erbländern des Kaiſers, auf deren Gedeihen und Vergrößerung er, wie geſagt, angeſtrengte Sorgfalt und einſichtige Thätigkeit verwandte. Es gelang ihm, zwei der wichtigſten Landſchaften, welche Ludwig der Baier ſeinem Hauſe gewonnen, demſelben zu entreißen, und dadurch deſſen Anſehen wieder in die Reihe der übrigen Fürſten hinabzudrücken. Karl benutzte eine Spannung, die zwiſchen Ludwig dem Römer und Otto von Brandenburg einerſeits und ihrem Bruder Stephan in Niederbaiern andrerſeits herrſchte, um ſich von Jenen auf den Fall ihres kinderloſen Abſterbens die Erbfolge verſprechen zu laſſen. Dieſer Fall war nahe daran einzutreten, da Ludwig 1365 ohne Erben ſtarb, und Otto in einer unfruchtbaren Ehe mit der Tochter des Kaiſers, Anna, lebte. Aber Otto, ein Fürſt ohne Kraft und Selbſt-

thätigkeit, wie es sein Beiname der Fimme oder Faule bezeichnet, und von fremden Einflüssen abhängig, bereute seinen Vertrag mit Karl, und traf Anstalten, die Mark seinem Hause zu erhalten. Da eilte der Kaiser mit bewaffneter Macht nach Brandenburg (1373), und zwang den schwachen Kurfürsten im Lager von Fürstenwalde, ihm noch bei seinen Lebzeiten das Land gegen ein Jahrgehalt abzutreten. Die Niederlausitz hatte er schon früher mit Erlaubniß der brandenburgischen Kurfürsten von dem Markgrafen von Meißen als Pfandinhaber eingelöst. Auch Tyrol, um welches Kaiser Ludwig sich mit den Luxemburgern verfeindet und die Ruhe seines Lebens zum Theil aufgeopfert hatte, ging seinen Nachkommen eben so schnell verloren. Margarethe Maultasche, die ihren Gemahl den Kurfürsten Ludwig und dann ihren einzigen Sohn Meinhard überlebte, schenkte nach dem Tode des Letztern (1363) diese ihre Grafschaft dem Herzoge Rudolf von Oesterreich, dem Sohne Albrecht's des Weisen. Außerdem vollendete Karl den Plan seines Vaters Johann, alle schlesischen Fürsten in Lehnsabhängigkeit zu bringen, indem er sich zum dritten Male mit der Nichte des Herzogs Bolko II. von Schweidnitz und Jauer, der allein noch seine Unabhängigkeit behauptete, vermählte, und dadurch den Heimfall dieser beiden Fürstenthümer an sein Haus anbahnte, wie er in der That 1368 erfolgte. Da nun zu jener Zeit auch die Herzoge von Mecklenburg Lehnsträger Brandenburg's waren, so erstreckte sich die unmittelbare Herrschaft Karl's des Vierten im Osten Deutschland's über alle germanisirten Länder der Slaven von der Donau bis zu den Meeresküsten.

Während das Ansehen des Reiches immer mehr zerfällt und die mächtigen Fürsten nur durch Vergebung und Veräußerung der noch übrigen kaiserlichen Rechte in Ruhe erhalten werden können, erheben sich dergestalt die Erblande des luxemburgischen Hauses, unter ihnen vor allen Böhmen, zu vorher nicht gekannter Blüthe und Bildung. Karl's erste Sorge war die Herstellung des inneren Friedens. Er selbst brach die Burgen, von denen aus das Land und die Straßen durch Räubereien unsicher gemacht wurden. Unermüdlich saß er zu Gericht vor den Thoren der Schlösser und auf den Märkten der Städte von früh bis Sonnenuntergang, und ein neues Gesetzbuch sollte den Böhmen den Segen einer ähnlichen Gerechtigkeitspflege und das Ende der Gewaltthätigkeiten auch für die Zukunft erhalten. In dem Schooße dieser Sicherheit sollten Handel und Verkehr empor blühen, wozu er die zweckmäßigsten und umfassendsten Anordnungen traf. Die Kirche bedachte er reichlich, sowohl mit erkauften Reliquien als durch fromme Schenkungen und Stiftungen,

deren Zeit in den übrigen Reichslanden fast schon vorüber war. Selbst gelehrt und wissenschaftlich gebildet, gründete er zu Prag nach dem Muster der Pariser Universität die erste Hochschule Deutschland's (1348), „damit die Böhmen nicht mehr genöthigt würden, ihren unablässigen Heißhunger nach den Früchten der Wissenschaft durch Betteln bei den Ausländern zu stillen". Umgeben von Künstlern, die er aus fernen Landen herbeirief, schmückt er seine Länder mit herrlichen Kirchen, Palästen und Brücken, legt neue Dörfer und Städte an, und besetzt sie mit Ansiedlern. Flüsse werden schiffbar gemacht, der Ackerbau wird verbessert, Reben aus Burgund werden bei Melnik gepflanzt und gepflegt, und um kostbare Zeuge zu weben, erscheinen selbst Mohamedaner aus dem fernen Morgenlande in Prag. Und diese Sorge bezieht sich nicht nur auf seine Heimath, sondern die erworbenen Länder sind ebenso der Gegenstand seiner landesväterlichen Sorge. In Brandenburg wird ein Landbuch angelegt, die verpfändeten Theile werden eingelöst, die Elbe soll schiffbar gemacht werden, die Stadt Tangermünde, die der Stapelplatz für den Elbhandel werden soll, wird ähnlich begünstigt wie Prag.

So trat Böhmen, bis jetzt von den Deutschen als roh und barbarisch verachtet, durch Karl's Bemühungen mit in die Reihe der übrigen Länder des Reiches, und die Bildung, welche unter seinen Händen hier emporblühte, hat nach einem halben Jahrhundert die merkwürdigsten Früchte getragen. Wenn Karl deßhalb in Böhmen „der populärste König ist, der jemals das Land beherrscht hat", so pflegen die Urtheile der Deutschen über ihn desto verwerflicher zu lauten; schon Kaiser Maximilian nannte ihn „Böhmens Vater, des heiligen römischen Reiches Erzstiefvater". Er verdient diese Bezeichnung insofern, als er, wie bemerkt, die Aufgabe seiner Regierung in der Hebung seines Erblandes sah und die Kaiserwürde nur benutzte, um für den Aufschwung und die Ausdehnung desselben desto freier wirken zu können. Es würde die Folgezeit in unberechenbarer Weise umgestaltet haben, wenn es ihm gelungen wäre, das Reich zu einem Anhängsel Böhmens zu machen; und Deutschland mag sich Glück wünschen, daß seine nächsten Nachfolger seine Pläne nicht mit gleicher Ausdauer und Klugheit verfolgten. Nichts desto weniger ist seine Persönlichkeit wie seine Regierungsweise in mehrfacher Beziehung bedeutsam und außerordentlich, so daß sie unsere Theilnahme in Anspruch nimmt. Ordnungsliebe war der hervorstehende Zug seines Wesens; daher wußte er die wirthschaftlichen Verhältnisse in ihrem Einflusse richtiger zu würdigen als irgend Einer zuvor, und war darum seinen Gegnern mit Hülfe seines Schatzes oft mehr überlegen als seine Vorgänger durch-

die Gewalt der Waffen; überhaupt war er der erste Regent, der zu regieren und die Kräfte des Staatswesens in einem Mittelpunkte zusammenzufassen verstand.

Karl war von mittlerer, eher etwas kleiner Gestalt, sein Rücken ein wenig gebogen, Kopf und Hals vorhängend; er hatte ein breites Gesicht mit vorstehenden Backen, große Augen, kahlen Vorderkopf und dichten schwarzen Bart. In einfaches Tuch ohne allen Schmuck gekleidet, pflegte er, wenn er Audienz gab, sitzend weiches Holz zu schneiden, wobei er die Umstehenden anblickte; doch entging ihm kein Wort, und der auf der Stelle gegebene Bescheid war meist kurz und treffend *). Er sprach und schrieb fünf Sprachen, böhmisch, deutsch, lateinisch, französisch, italienisch, mit gleicher Fertigkeit, wie er denn überhaupt vielleicht der gelehrteste Kaiser des Mittelalters war. Seine letzten Tage wurden durch die Nachricht von dem in der Kirche ausgebrochenen Schisma erbittert. Er starb an einem schleichenden Fieber am 29. November 1378, nachdem er seine Länder so getheilt hatte, daß der älteste seiner Söhne, Wenzel, Böhmen mit Schlesien, Sigismund die Mark Brandenburg, der jüngste, Johann, die Lausitz erhielt.

---

17. Italien bis auf den Tod Karl's IV.

Nachdem die Macht Johann's von Böhmen wie ein Meteor kurze Zeit in Italien geglänzt hatte und dann in nichts zusammengesunken war, erregte der kühne Ehrgeiz des Mastino della Scala, der seinem Oheim Can im Jahre 1328 gefolgt war, und nun in seinem Streben nach Vergrößerung auch der bisherigen Bundesgenossen nicht schonte, allgemeine Besorgniß. Die Florentiner, denen er Lucca, welches ihnen nach Johann's Abzuge zu Theil geworden war, entrissen hatte, und in deren Gefahr alle Guelfen die ihrige sahen, Venedig, welches er durch willkührliche Zölle auf dem Po beeinträchtigte, und selbst die vorzüglichsten ghibellinischen Häupter, wie Azzo Visconti und Ludwig Gonzaga, der Herr von Mantua, verbanden sich 1337 gegen ihn, und zwangen ihn, alle seine Eroberungen wieder fahren zu lassen; doch blieb er im Besitz von Verona, Vicenza und Parma. Aber nun erhob sich in Azzo Visconti ein nicht weniger gefährlicher Gegner der unabhängigen Staaten Italien's. Er starb zwar schon 1339, aber sein Oheim und Nachfolger

*) Palacky, a. a. O. S. 411 fgd.

Lucchino Visconti erbte mit seiner Macht auch seine Absichten. In dem Krieg, welchen Florenz damals mit Pisa über den Besitz von Lucca, welches Mastino della Scala den Florentinern überlassen, die Pisaner aber besetzt hatten, führte, mischte er sich und half den Pisanern zu dieser Stadt, in der Hoffnung, sie späterhin selbst zu gewinnen. Noch ausgedehntere Entwürfe verfolgte nach Lucchino's Tode (1349) sein Bruder Johann, der zugleich Erzbischof von Mailand war. Mit dem Schwerte in der einen und dem Bischofsstabe in der andern Hand, erwiederte er dem päpstlichen Gesandten, der ihn aufforderte, das eine oder das andere fahren zu lassen, stolz und kühn, er wolle mit dem Einen das Andere vertheidigen. Mit beiden schien er auch allen Mächten Italien's überlegen zu sein, und strebte nach nicht Geringerem als nach der Herrschaft über die ganze Halbinsel, wobei die Umstände ihn im hohen Grade zu begünstigen schienen.

Neapel war seit dem Tode Robert's und der Ermordung des Andreas (oben S. 154), von der Höhe gestürzt, von welcher herab der erste und zweite Karl und Robert das Schicksal des ganzen Italiens geleitet oder bestimmt hatten. Der König von Ungarn, Ludwig, war als Rächer seines ermordeten Bruders 1348 in Italien eingerückt und, ohne irgendwo Widerstand zu finden, an den Grenzen Neapel's erschienen, wo die Königin Johanna durch ihre Verheirathung mit Ludwig von Tarent, den man für einen Mitschuldigen an dem Morde des Andreas hielt, das Volk noch weit mehr gegen sich aufgebracht hatte. Da sich Niemand regte, um für sie gegen den furchtbar drohenden Feind die Waffen zu ergreifen, schiffte sie sich mit ihren Freunden und Schätzen nach der ihr gehörigen Provence ein, und Ludwig ward ohne Schwertschlag Herr des Königreichs.

Aber sobald er nach Ungarn zurückgekehrt war, verlangte der Wankelmuth der Neapolitaner wieder nach der geflüchteten Herrscherin. Von den Wünschen des Volks unterrichtet, kehrte sie noch in demselben Jahre in ihre Hauptstadt zurück, und suchte mit Hülfe deutscher Soldtruppen den Ungarn die von ihnen besetzten Theile des Reichs zu entreißen. Das ganze Land erlag unter der Habgier, Gewaltthätigkeit und Mordsucht der beiderseitigen fremden Söldnerhaufen, die, wenig geneigt sich zu bekriegen, darin einverstanden waren, das ganze Land auszuplündern. Im Jahre 1352 kam zwar ein Friede zwischen Johanna und Ludwig zu Stande, unter des Papstes Vermittlung, der die Königin für unschuldig an dem Morde des Andreas erklärte, anscheinend auf Grund eines förmlich angestellten richterlichen Verfahrens, hauptsächlich aber aus Dank-

barkeit, weil er durch dieses Schiedsrichteramt sich wieder als Oberlehnsherr des Landes anerkannt sah, und weil sie ihm Avignon und Benaissin für einen Spottpreis überließ. Ludwig räumte Neapel, und verschmähte dreimal hunderttausend Goldgulden, welche der Papst ihm als Schadenersatz zuerkannt hatte, weil er Gerechtigkeit, nicht Gewinn gesucht. Aber Neapel's Kräfte waren erschöpft. Das Land ward durch den Ungehorsam der mächtigen Barone und die Räubereien der Söldnerrotten, die ihr Wesen fortwährend trieben, verwirrt, und die Regierung richtete, was ihr an Kraft und freier Selbstthätigkeit übrig blieb, auf Sicilien, das, gleichfalls aufs tiefste zerrüttet und erschöpft, eine leichte Beute zu werden schien. Die Angelegenheiten des übrigen Italiens verlor die Königin darüber ganz aus den Augen.

Von dieser Seite durfte daher Johann Visconti keine Hindernisse für das Wachsthum seiner Macht fürchten. Er hatte sie eben wieder durch die Erwerbung des durch innere Parteiungen zerrissenen Bologna erweitert, ohne Scheu vor dem Papste, den er durch Geldsummen zu beschwichtigen wußte. Mastino della Scala, dessen Geist er noch zu scheuen gehabt hätte, starb plötzlich (1351), und seine drei Söhne erbten seine Herrschaft, aber nicht seine Kraft. Die sämmtlichen kleinen ghibellinischen Häupter hatte Visconti durch die Versicherung an sich geknüpft, daß es jetzt an der Zeit sei, den guelfischen Namen zu vernichten; ja es gelang ihm, sich Genua zu unterwerfen. Denn diese Stadt, von ihrer steten Feindin und Nebenbuhlerin, Venedig, damals in einem mit großer Erbitterung geführten Krieg aufs äußerste bedrängt, von einer schweren Niederlage auf dem Meere erschöpft, im Innern durch den Parteikampf des Adels und des Volks zerfleischt, und von Hunger bedroht, sah aus dieser vielfachen Noth keinen andern Ausweg, als den, sich in den Schutz des mächtigen Herrschers von Mailand zu begeben (1353). Der Erzbischof nahm förmlich Besitz von Genua; den Venetianern, welche ihm darüber den Krieg ankündigten, und mehreren lombardischen Häuptern, welche sich an sie anschlossen, um eine Macht, die Alles zu verschlingen drohte, zu unterdrücken, widerstand er glücklich. Obschon die Verbündeten durch Anwerbung der wüthenden Söldnerrotte des Fra Moriale*)

*) Solche Söldnerhaufen waren damals in Frankreich und Italien zahlreich vorhanden. Sie wurden von den kriegenden Parteien in Sold genommen, raubten und plünderten furchtbar, und setzten im Frieden, wenn sie entlassen waren, dieses Leben, zum großen Jammer der unglücklichen Landeseinwohner fort. Der oben erwähnte Haufe des Moriale bestand zum Theil aus Deutschen und andern Fremden, zum Theil aus Italienern, und bildete einen förmlichen beweglichen

ihre Macht auf dreißigtauſend Mann gebracht hatten, konnten ſie doch nichts Bedeutendes ausrichten. Vielmehr ſtand Visconti den Fürſten und Republiken, beſonders den Florentinern, noch eben ſo furchtbar wie vorher gegenüber, und ſann auf neue Vergrößerungs-Pläne, als ſein plötzlicher Tod (1354) Alles veränderte.

Die nächſte Folge deſſelben war ein Friede mit Venedig, welches jetzt gleichfalls der Ruhe bedurfte; aber die lombardiſchen Häupter glaubten ihre Abſichten gegen die drei Neffen des verſtorbenen Erzbiſchofs, Matteo II., Bernabo und Galeazzo II. Visconti, jetzt um ſo beſſer durchſetzen zu können, und griffen ſie von allen Seiten an. Beſonders thätig war der Markgraf von Montferrat, Johann II., der ihnen Aſti, Novara, Chieri, Chierasco nahm. Das wichtige Bologna ward ihnen durch die Treuloſigkeit ihres eigenen Statthalters, Johann's von Oleggio, entriſſen; Pavia vertheidigte unter der Leitung des für ſein Vaterland begeiſterten und begeiſternden Auguſtinermönchs Jacob Buſſolari ſeine Freiheit gegen ſie; Genua kündigte ihnen den Gehorſam auf, und machte ſich wieder unabhängig. Auch die Gonzaga's und die della Scala's waren im Bunde gegen die Visconti, der bald noch bedeutendere Kräfte durch den Beitritt des Cardinallegaten Egidio d'Albornoz erhielt, eines Mannes von großer Einſicht und kühner Entſchloſſenheit, der, ein geborener Spanier, als Laie wie ſpäter als Erzbiſchof von Toledo ſich die größten Verdienſte um die Vertreibung der Mauren erworben hatte. Dieſen hatte Innocenz VI., der Nachfolger des 1352 geſtorbenen Clemens VI., nach Italien geſandt, um den Kirchenſtaat wieder zu gewinnen, in den ſich nach der Entfernung der Päpſte aus Rom eine Anzahl kleiner Herrſcher, die Malateſta in Rimini, die Polenta in Ravenna, die Manfredi in Faenza, die Ordelaffi in Forli und A. m. getheilt hatten. Die Meiſten derſelben hatte Albornoz ſchon entweder ganz verjagt, oder dem päpſtlichen Stuhle zinspflichtig gemacht*), und trat nun dem Bunde um ſo

Staat im Kleinen. Moriale aber herrſchte mit großer Macht und Strenge; er hatte einen Rath neben ſich, und mancherlei Beamte, z. B. einen beſondern Schatzmeiſter. Es dienten Männer vom beſten deutſchen Adel unter ihm.

*) Den meiſten Widerſtand that ihm Francesco degli Ordelaffi, ein wilder, grauſamer Tyrann. Seit 30 Jahren lebte er im Banne. Sieben Prieſter, die nicht gegen das Interdict handeln wollten, ließ er lebendig ſchinden. Seine Gemahlin Marzia, aus dem Hauſe der Ubaldini, glich ihm wenigſtens an Kühnheit und Kraft. Sie vertheidigte mit Hartnäckigkeit Ceſena von den Mauern herab gegen den päpſtlichen Legaten. Als dieſer ihren Vater hineinſchickte, ihr ehrenvolle Bedingungen anzutragen, wies ſie denſelben zurück und ſagte ihm, als er ſie einem Manne gegeben, habe er ihr befohlen, nur dieſem zu gehorchen. Nur

eher bei, weil die Visconti die Vertriebenen schützten und selbst nach diesen Besitzungen strebten. Doch wußten Galeazzo und Bernabo (Matteo war gestorben) der furchtbar drohenden Gefahr durch schlaue Unterhandlungskünste zu entgehen. Es gelang ihnen, den vielköpfigen Bund aufzulösen, indem sie sich mit Einzelnen vertrugen, und das Verlorne zum Theil wieder zu gewinnen. Aber sofort arbeiteten sie von Neuem an ihren früheren Vergrößerungsplänen, und da sie besonders nach dem Wiedergewinne Bologna's begierig trachteten, reizten sie Urban V., den Nachfolger des 1362 gestorbenen Innocenz VI., gegen sich auf. Da Bernabo schon früher die an ihn geschickten päpstlichen Gesandten auf das ärgste mißhandelt hatte und von der Geistlichkeit die ansehnlichsten Summen erpreßte, bannte ihn Urban, und ließ in Deutschland und Italien das Kreuz gegen ihn predigen; der Cardinal Albornoz brachte einen neuen Bund der lombardischen Herren gegen die Visconti zu Stande. Aber diese, obschon im Kampfe nicht glücklich, ermüdeten die Gegner, und 1364 ward Friede geschlossen. Nicht lange, so begann das alte Spiel wieder, und die Verbündeten sahen sich von Neuem genöthigt zusammenzutreten (1368), diesmal außer dem Papste auch durch die Königin von Neapel und den Kaiser verstärkt. Urban verließ sogar deshalb, trotz aller Vorstellungen seiner französischen Cardinäle und des Königs von Frankreich, das mit allen Reizen eines friedlichen Genusses lockende Avignon; Karl IV. führte eine Schaar böhmischer, polnischer und deutscher Krieger herbei (1368). Aber obschon die große Söldnerrotte unter Bernabo's Sohne Ambrogio beim Eindringen in Neapel geschlagen und fast gänzlich aufgerieben wurde, spotteten die beiden Brüder doch auch diesmal ihrer Feinde, und nach einem kurzen Kriege bot der Kaiser die Hand zum Frieden, in welchem er dem Bernabo das Reichsvicariat in Mailand und seinen anderen Städten von Neuem bestätigte, und ihn in alle Rechte und Vorzüge, deren er wegen seines Krieges mit der Kirche beraubt war, wieder einsetzte. Auch der Papst verließ bald darauf (1370) Italien, und ging nach Avignon zurück, wo er noch in demselben Jahre starb. Die unersättliche Herrschbegierde der Visconti, welche aus jeder bestandenen Gefahr stets kühner und weiter um sich greifend hervorging, rief nachher noch mehrere Verbindungen gegen sie hervor, die aber eben so

---

erst als die Mauern durch Minen untergraben waren, und ein Thurm des letzten Stadttheils, in welchem sie sich noch hielt, einstürzte, mußte sie sich ergeben, weil ihre Söldner erklärten, nicht länger fechten zu wollen. Sie machte für Alle freien Abzug zur Bedingung, nur für sich selbst nicht.

wenig ihre Zwecke erreichten, als die früheren. Immer höher stieg die Macht des Biscontischen Hauses, und da sich die ersten Fürstengeschlechter Europa's mit ihm verschwägerten, so glaubte es auf diese Verbindungen auch immer kühnere Pläne des Ehrgeizes bauen zu dürfen.

Die Staatsgewalt, welche die Visconti in Mailand, so wie andere Häuptlinge in anderen Städten übten, war die Willkürherrschaft emporgestiegener Führer von Parteien. Nachdem der Blutbann und die obere Gerichtsbarkeit, welche ursprünglich in den Händen der Grafen gewesen war, an die Vögte der Bischöfe und von diesen an die Gemeinderäthe übergegangen war, hatte, wie wir oben gezeigt, Kaiser Friedrich I. den italienischen Städten in den Podesta obere Richter und Leiter der politischen Angelegenheiten zu geben versucht. Diese Würde ward späterhin als ersprießlich für das gemeine Wesen beibehalten, aber in der Art, daß sie immer nur einem Fremden, der in der Stadt keine Parteigenossen hatte, übertragen ward, und außerdem so beschränkt, daß dem Podesta nur die richterliche und polizeiliche Thätigkeit, keineswegs aber eine politische Macht blieb. In den Kämpfen der Zünfte und des Adels, der Guelfen und Ghibellinen im Innern der Städte sank das Ansehen der Podesta vollkommen herab, und die factische Gewalt kam an die, durch Tapferkeit, Einsicht oder bedeutende Verbindungen ausgezeichneten Parteiführer. Die Dauer der Kämpfe machte für die siegende Faction auch gewöhnlich die fernere Einheit der politischen Leitung, namentlich wo das Volk gesiegt hatte, wünschenswerth und nöthig, und so wurden die glücklichen Häupter der Zünfte oder des Adels, der Ghibellinen oder der Guelfen, unter dem Titel von Signoren, auch zu Oberhäuptern der Städte gewählt, auf eine bestimmte Anzahl von Jahren, mit zugemessener Besoldung, beschränkt durch ihnen zur Seite stehende republikanische Behörden und städtische Räthe, welche, je nachdem die eine oder die andere Partei gesiegt hatte, aus den angesehenen Geschlechtern, oder aus den Verordneten der Zünfte und Quartiere der Bürger zusammengesetzt waren. Bedeutende Fortschritte zur Unabhängigkeit machten die Signoren zuerst durch den Umstand, daß die Bürger es vorzogen, die Kämpfe außerhalb ihrer Ringmauern durch Söldner zu führen, statt selbst ins Feld zu ziehen; die Herren erhielten nun das Kommando jener Truppen, und weil die Besoldung durch ihre Hände ging, größern Einfluß auf das Steuerwesen der Städte, und damit Gelegenheit zu eigener Bereicherung. Ihre Stellung als Beamte der Republiken aber kam besonders dadurch in Vergessenheit, daß nach dem Beispiele Johann's von Böhmen, der Signore einer Stadt auch von Anderen an die Spitze gestellt wurde,

wenn man, ermüdet vom Kampfe der Parteien, glaubte, jener würde fähig sein, den Uebermuth der Factionen zu brechen und die Ruhe in der Stadt herzustellen. So wurden die Signoren mehrerer Städte von jeder einzelnen unabhängig; versuchte eine Gemeinde sich wieder selbständig zu machen, so konnte man sie mit dem Beistand und den Kräften der übrigen leicht unterwerfen. Mit dieser vereinigten Macht gelang es denn auch diesen Herrschern, Erwerbungen selbständig für sich, nicht für eine der ihnen unterworfenen Städte zu machen; und aus den Beiträgen Aller zur Besoldung der Kriegshaufen bildete sich leicht ein bedeutender Schatz des Oberhauptes. Das waren die Grundlagen, auf welchen sich die tyrannische Gewalt der Signoren erhob; die republikanischen Behörden blieben bestehen, man beschränkte aber ihre Wirkungskreise und griff ein, so oft man es für gut fand*).

In dieser gesicherten Stellung glaubten Galeazzo und Bernabo Visconti der Mäßigung früherer Vorsteher ihres Hauses nicht mehr zu bedürfen und verfuhren im Inneren ihrer Städte in einer Weise, welche mit dem Abscheu aller Zeiten gebrandmarkt ist. Das Gefühl der Unsicherheit reizte zu grausamer Vergeltung jedes ängstlich zugebrachten Augenblicks, so wie zu zügellosem Genuß jeder ruhigen Stunde, und die Langeweile bewies sich erfinderisch in Abwechselung von Qualen und Torturen der Unterthanen. Galeazzo war ein Freund der Wissenschaften, und fand großen Geschmack an Bauwerken, deren er mehrere durch Umfang, Pracht und Großartigkeit ausgezeichnete aufführen ließ; aber durch die unmenschliche Härte, mit der er den erschöpften Unterthanen die dazu erforderlichen Summen auspreßte, vernichtete er selbst das Verdienstliche dieser Unternehmungen. Um Geld für seine unaufhörlichen Krieg- und Herrschaftspläne zu bekommen, verkaufte er alle Aemter, und zwang die Inhaber oft, die Kaufsumme jährlich von Neuem zu erlegen, so daß die Beamten sich nur durch ungeheure Bedrückungen bezahlt machen konnten. Von der Geistlichkeit wurden so viele Steuern erhoben, daß sie zuletzt ganz außer Stande war, noch irgend etwas zu zahlen, und der Erzbischof von Mailand von seinen reichen Einkünften fast nichts übrig behielt. Gefangene Rebellen ließ Galeazzo zwanzig Tage lang auf das Entsetzlichste und Gräuelvollste foltern, und dazwischen immer einen Tag inne halten, damit die Unglücklichen nur die ganze Reihe der Martern erduldeten. Bernabo war kriegskundiger als Galeazzo, aber wenn die Bedrückungen bei Diesem doch einen wesentlichen Zweck hatten, so übte

*) Leo, Geschichte von Italien, 3. Thl. S. 313.

er die Tyrannei nur aus Laune und Eigensinn. Seine Jagdgesetze waren so unmenschlich, daß diejenigen, welche ein wildes Schwein getödtet hatten, geblendet und dann gehenkt wurden. Zu der Jagd dieser Thiere hielt er fünftausend Hunde, für die er in Mailand ein großes Gebäude erbaute. Da er aber fand, daß sie hier nicht mit der gehörigen Sorgfalt verpflegt werden könnten, vertheilte er eine starke Anzahl derselben besonders an begüterte Landwirthe. Zwei Mal im Monat mußten sie dieselben bei einer eigenen Behörde, dem Hundeamt, vorführen, und wenn sie zu mager oder zu fett befunden wurden, traf den Ernährer schwere Strafe. In so schmählichen Banden ließ sich ein Volk halten, welches einst aus ungemessener Freiheitsliebe den mächtigsten Kaisern widerstanden hatte.

In demselben Jahre, in welchem Galeazzo starb, und seinen Theil an der Herrschaft seinem Sohne Johann Galeazzo hinterließ (1378), starb auch Urban's V. Nachfolger, Gregor XI., in Rom, wohin er sich begeben hatte, um die Städte des Kirchenstaats, deren größter Theil sich gegen die päpstliche Regierung empört hatte, wieder zum Gehorsam zu bringen. Die Römer, höchst mißvergnügt und aufgebracht über den Verlust an Ehre und Geld, welchen die Abwesenheit der Päpste ihnen verursachte, beschlossen diesen Todesfall zu benutzen, um sich einen Römischen oder wenigstens Italienischen Papst zu erzwingen. Geschreckt und geängstigt durch die drohende Volksbewegung, mußten die Cardinäle, die meist Französischer Abkunft waren, dem Drange nachgeben, und der Erzbischof von Bari ward unter dem Namen Urban VI. zum Papst gewählt. Allein an der Strenge und Härte dieses Mannes nahm die Mehrzahl der Cardinäle in Kurzem Anstoß. Sie sehnten sich nach dem heitern Avignon zurück, und erhoben, ermuntert von dem Könige von Frankreich, Karl V., und des Schutzes der Königin Johanna von Neapel versichert, zu Fondi, gegen Urban, den Cardinal Robert von Genf, der sich Clemens VII. nannte, auf den heiligen Stuhl. Dieser begab sich im folgenden Jahre nach Avignon, und so entstand das große Schisma der Abendländischen Kirche, das in einem früher nie dagewesenen Umfange die ganze Kirche und alle zu ihr gehörigen Fürsten und Völker in zwei große Parteien zerriß und die verderblichsten Folgen herbeiführte.

18. Cola di Rienzi*).

Mitten unter den Kämpfen und blutigen Verwirrungen Italien's steht vereinzelt eine seltsame Begebenheit, hervorgegangen theils aus der Geneigtheit der Menschen, an die Wahrheit und Dauer jedes Traumes zu glauben, der ihnen ein ruhiges irdisches Glück verheißt, theils aus jener schwärmerischen, auch das Volk durchdringenden Sehnsucht der Römer nach ihrer großen Vergangenheit, welche jetzt durch das eben neu erwachende Studium der alten Litteratur aus dem magischen Dunkel, welches sie bedeckt hatte, allmählig heller hervorzutreten begann. Um die Zeit, wo der Besitz der Kaiserkrone zwischen Karl von Böhmen und Ludwig von Baiern noch schwankte, trat in Rom ein Mann auf mit dem Vorhaben, den verschwundenen Glanz dieser Stadt aus der Gruft des Alterthums herauf zu beschwören. Er hieß Cola di Rienzi (eigentlich Niccolo di Lorenzo), und war in dem niedrigsten Stande geboren, seine Mutter war eine Wäscherin. Als Notar und Sachwalter ward er von selbst darauf hingewiesen, auf die Ausbildung von Wort und Rede Werth zu legen, das Beispiel und die Bekanntschaft mit Petrarca führte ihn zu dem Studium der Alten, sein phantastischer Sinn erfüllte sich mit wunderbaren Vorstellungen von der untergegangenen römischen Herrlichkeit. Der Glanz der Beredtsamkeit, die er aus Cicero, Cäsar, Livius geschöpft hatte, gab ihm bald so viel Ansehn und Bedeutung bei seinen Mitbürgern, daß er, als die Stadt Rom 1342 eine Botschaft an Clemens VI. nach Avignon schickte, um ihn zur Rückkehr einzuladen, zu einem dieser Gesandten und, obgleich der berühmte Petrarca sich unter ihnen befand, zum Wortführer erwählt ward. Er richtete seinen Auftrag mit so vielem Geschick aus, daß der Papst ihn reichlich beschenkte, ihn längere Zeit bei sich behielt und mit der Würde eines päpstlichen Notarius bekleidet 1346 nach Rom zurücksandte. Dieser Platz verschaffte ihm Gelegenheit, seinen Unmuth über das Verderbniß des Volks, und besonders über die Gesetzlosigkeit und die Gewaltthätigkeit, mit welchen der mächtige, kriegerische Adel Rom und das Gebiet der Stadt erfüllte, lauter auszusprechen; sei es, daß ihn sein phantastischer Sinn dazu antrieb, oder daß er, wenigstens im Anfange, nur einen in Avignon empfangenen Auftrag ausführte. Er beschloß, diesen Feind durch die

*) Vgl. Papencordt, Cola di Rienzi und seine Zeit, Hamburg und Gotha 1841.

aufgeregte Kraft der Menge zu bändigen und einen bessern Zustand zurückzuführen. Zuerst deutete er seine Wünsche und Hoffnungen durch ein Gemälde, welches er auf dem Capitol aufstellte, bildlich an. Hier zeigte sich auf dem von Stürmen bewegten Meere ein dem Versinken schon nahes Schiff ohne Segel und Ruder, auf dessen Verdeck eine Frau mit zerrissenem Gewande und aufgelöst'ten Haaren, die Arme gen Himmel gebreitet, gleichsam Rettung erflehend kniete, mit der Unterschrift: „Das ist Rom." Andere schon zertrümmerte Fahrzeuge, durch die Namen Babylon, Jerusalem, Karthago bezeichnet, schwammen umher. Auf einer Insel zur Linken saß Italien, in der Gestalt eines Schaam erfüllten Weibes, und auf einer andern die vier Tugenden der Alten, Gerechtigkeit, Besonnenheit, Weisheit und Tapferkeit; gegenüber der christliche Glaube, ausrufend: „Wo ist, wenn Rom vergeht, wohl meine Heimath!" Unter den Bildern von wilden und räuberischen Thieren waren die mächtigen Adligen dargestellt. Zunächst, am Pfingstfeste 1347, rief Cola seine Freunde zu sich, beklagte in einer feurigen Rede Rom's Schicksal, dem seine beiden Augen, der Papst und der Kaiser, entrissen seien, und zeigte darauf eine alte eherne Tafel mit dem Senatsschluß vor, durch welchen das römische Volk dem Kaiser Vespasian die verschiedenen Titel seiner Herrschaft übertrug. Rauschender Beifall bekundete, daß seine Mittel, die auf seine erregbaren Landsleute richtig berechnet waren, wirkten, und daß seine Ermahnungen in den Gemüthern der Zuhörer Anklang fanden.

Als Cola seine Entwürfe auf diese Weise vorbereitet sah, benutzte er die zufällige Abwesenheit Stephan Colonna's, des damals mächtigsten Parteiführers und anderer Dynasten, zog am Himmelfahrtstage auf das Capitol, und redete mit begeisterter Wärme von den Stufen herab zu den zahlreich versammelten Volkshaufen. Nachdem er den Mangel aller Zucht, Ordnung, Sicherheit und Ruhe innerhalb und außerhalb der Mauern dargestellt hatte, schlug er eine Reihe von Gesetzen vor, welche die schleunigste und gründlichste Abhülfe dieser Uebel verhießen. Es sollte in der Stadt eine bewaffnete Macht, für jedes der dreizehn Quartiere Rom's 25 Reiter und 100 Mann zu Fuß, zur Handhabung der Ordnung eingerichtet, die Zufuhr vom Meere her durch Wachtschiffe gesichert, Kornvorräthe aufgehäuft, dem Adel das Recht, Burgen und Thürme in der Stadt zu haben, genommen, und den Richtern die schnelle und sichere Bestrafung der Verbrecher zur Pflicht gemacht werden. Unter lautem Jubelruf stimmte ihm das Volk bei, welches sich durch den bestehenden Zustand längst schwer gedrückt fühlte, und ertheilte ihm alle

Gewalt, welche zur Ausführung seiner Absichten nöthig schien. Auf die Nachricht von diesen Vorfällen eilte Stephan Colonna nach Rom, allein Cola befahl ihm sogleich schriftlich, die Stadt wieder zu räumen. Colonna zerriß das Schreiben. Da ertönte die Sturmglocke vom Capitol, die Bürger eilten zu ihren Fahnen und Geschwadern, und jener konnte nur mit Mühe ihrem Zorn entgehen. Dies Schicksal des angesehensten Adligen in Rom erschreckte die andern. Alle Barone verließen die Stadt ohne Widerstand, und verpflichteten sich durch einen Schwur, auch in der Campagna für Ruhe zu sorgen, die Sicherheit der Wege zu erhalten, Räuber nicht zu schützen und Rom's Zufuhr nicht zu stören. So konnte sich Cola rühmen, mit großer Leichtigkeit erreicht zu haben, was weder den Päpsten noch den Kaisern hatte gelingen wollen, den Römischen Adel zu bändigen, und innerhalb wie außerhalb der Stadt Frieden und Ruhe herzustellen. Es fragte sich nur, ob diese neue Ordnung der Dinge Bestand haben würde. Das freudetrunkene Volk, berauscht durch die in ihm neu erweckte Vorstellung von seiner Bedeutung und Souveränetät, ehrte seinen Vertreter durch den Titel eines Tribuns und Befreiers. Allen Mächten Italien's, dem Papste, dem damaligen Kaiser Ludwig und anderen auswärtigen Fürsten machte Cola seine Erfolge durch Briefe bekannt, in welchen er sich nannte: „Nicolaus, der Strenge und Gnädige, des Friedens und der Gerechtigkeit Tribun, und der Römischen Republik berühmter Befreier." Die Italiener forderte er auf, Gesandte zu einer großen Versammlung zu schicken, um einen allgemeinen Landfrieden aufzurichten. Ohne Waffen, bloß mit einem silbernen Stäbchen in der Hand, reis'ten die Boten, welche diese Briefe trugen, ungehindert.

Fast überall fand das durch seine Neuheit Staunen erregende Unternehmen Beifall und Lob. Von den Gemeinden Toscana's erhielt Cola glückwünschende, hochtönende Briefe und ehrenvolle Gesandtschaften. Luchino Visconti versprach ihm seine Freundschaft, und ertheilte ihm Rathschläge über die Grundsätze der Regierung und über die Mittel, den Adel zu züchtigen. Die Königin Johanna von Neapel behandelte ihn mit großer Auszeichnung, der Ungarische König Ludwig forderte ihn auf, den Mord seines Bruders an den Thätern zu rächen, selbst der Kaiser Ludwig soll eine heimliche Botschaft an ihn haben abgehen lassen, um seine Händel mit der Kirche durch ihn zu enden. Wäre Cola entschlossener und klüger, weniger Abenteurer und mehr Politiker gewesen, es hätte ihm nicht fehlen können, mit Hülfe der von ihm angeregten demokratischen Bewegung Großes und Dauerndes zu erreichen. Allein so viel Beifall raubte dem Tribun die einzigen Mittel ferneren Gelingens,

Mäßigung und Besonnenheit. Eitelkeit und hoffärtiger Stolz bemächtigten sich seiner Seele. Seine Frau und seine Anverwandten, alle aus niederm Stande entsprungen, ließ er öffentlich nie anders, als in feierlichen Aufzügen erscheinen, von den vornehmsten Leuten Rom's begleitet. Er, der Alles durch seine Feindschaft gegen den Adel geworden war, ließ sich selbst durch einen Adligen zum Ritter schlagen und diese Feierlichkeit mit unerhörter Pracht vollziehen. Sein thörichter Hochmuth überstieg hier alle Schranken. Am Abend vorher badete er in einer porphyrnen Wanne, in welcher, der Sage nach, Constantin der Große die Taufe empfangen hatte. Bei dem großen Zuge, der bei dieser Gelegenheit veranstaltet ward, erhob er sich plötzlich, und forderte mit lauter Stimme den Papst auf, mit allen Cardinälen nach Rom, dem Sitze seiner Kirche, zu kommen, eben so Ludwig von Baiern und Karl von Böhmen, die um den Thron stritten, nebst allen Kurfürsten, um ihr Recht auf die Kaiserwahl nachzuweisen; denn Wahl und Herrschaft gehörten der Stadt Rom allein. Nach diesen Worten hieb er mit dem entblößten Schwerte nach drei Seiten in die Luft, mit dem jedesmaligen Ausrufe: „Auch dieses ist mein!" Vergebens suchte der päpstliche Vicarius Einhalt zu thun. Sein schwacher Widerspruch wurde durch Kriegsmusik übertönt.

Weil er so den sichern Boden des Zusammenhanges mit der päpstlichen Macht allzu ungestüm verließ, und durch sein ganzes prahlerisches Benehmen, gab Rienzi seinen Gegnern gerechten Grund zu Tadel und Mißbilligung, und untergrub sich selbst seine Stellung. Da die Stimmung der Mächtigen ihn erschreckte, wußte er sich der meisten Glieder der Häuser Colonna und Orsini und mehrerer anderer Adligen zu bemächtigen, mit der Absicht, sie hinrichten zu lassen; dann aber, von dem Wanken der Volksmeinung unterrichtet und bedenklich, das Aeußerste zu wagen, bat er die Römer um die Aufhebung eines Urtheils, das er selbst gesprochen hatte. Allein er erregte dadurch weder Furcht noch Dank in den Gemüthern der Begnadigten, sondern heißen Durst nach Rache. Sie rüsteten sich, befestigten ihre Schlösser, und verschworen sich, den Tribun zu stürzen. Cola führte jedoch die Römer unerschrocken hinaus, und wenn er sich auch der Burgen nicht bemächtigen konnte, so blieb doch bei einem Gefechte unter den Mauern der Stadt der alte Stephan Colonna nebst einem seiner Söhne und vielen anderen Baronen. Anstatt aber den Sieg zu verfolgen, und nun im raschen Andrang dem betäubten Adel seine Zufluchtsörter zu entreißen, gefiel sich der Tribun vielmehr in noch größerer Prunksucht als zuvor, und verlor die kostbare Zeit mit Schwelgereien. Er plünderte die Reichen, versammelte das Volk nicht

wie sonst, und empörte die Menge durch hochfahrendes Wesen. An der Stelle, wo die Colonna gefallen waren, schlug er seinen Sohn zum „Ritter des Sieges," und besprengte ihn mit Wasser aus dem nahe gelegenen Graben, welches von dem Blute der Getödteten gefärbt war. Dem Legaten Bertrand de Deux, welchen der Papst zur Wahrnehmung seiner Rechte nach Rom sendete, ging er, bedeckt mit dem prächtigen Mantel, in welchem die Kaiser gekrönt zu werden pflegten, den Feldherrnstab in der Hand und die Krone auf dem Haupte, wie ein neuer Imperator entgegen.

Schwere Steuern, die er ausgeschrieben hatte, um sich durch Geldmittel in seiner hohen Stellung behaupten zu können, und die Theuerung, welche in Rom durch die fortdauernden Plünderungen und Raubzüge der feindlichen Barone entstand, vollendeten die Unzufriedenheit des Volks mit seinem ehemaligen Befreier. Da trat der Legat öffentlich auf, erklärte Cola für einen Feind des Papstes und einen fluchwürdigen Ketzer, und setzte sich mit dem Adel in Verbindung. Der Graf von Minorbino, der sich in der Stadt befand, ließ sogleich an einer Befestigung arbeiten, um auch hier einen haltbaren Punkt gegen den Tribun zu haben. Cola suchte dies zu verhindern und ließ durch seine besoldeten Reiter einen Angriff machen (15. Decbr. 1347). Sie wurden zurückgeschlagen. Aber vergebens ertönte jetzt die Sturmglocke, die Fahnen des Volks der Quartiere wollten sich nicht zeigen. Da erkannte der Tribun den unterhöhlten Boden, auf welchem er stand, und Zagen und bange Feigheit ergriff ihn bis ins Innerste. Ueberall sah er Verräther. Laut weinend bat er das Volk um Mitleid, rühmte seine Verwaltung und schalt auf die Bosheit seiner Feinde. Aber Niemand hörte ihn und er eilte, an Allem verzweifelnd, sich in die Engelsburg zu verbergen. Auch hier gewann er kein Vertrauen, seine Herrschaft zu behaupten, als die Barone aus Furcht vor ihm noch drei Tage vergehen ließen, ehe sie sich in die Stadt wagten. So schnell endete das phantastische Unternehmen, die Staatsformen des Alterthums unter völlig umgewandelten Umständen wieder herzustellen, und mit ihnen das goldene Zeitalter auf Erden neu zu begründen; weil es nicht auf den Verhältnissen der Wirklichkeit, sondern auf träumerischen Gedanken beruhte, deren Ausführung noch nie und nirgends Bestand und Dauer hatte.

Cola entkam glücklich nach Apulien, wo er lange in einem Kloster versteckt lebte, und ging dann nach Prag zu Kaiser Karl IV., dem er näher anzugehören vorgab, als Abkömmling einer natürlichen Tochter Heinrich's VII. Er kündigte ihm an, daß Gott der Vater und der Sohn

die Welt bis zu dieſer Zeit regiert hätten, daß ſie aber künftig allein von dem heiligen Geiſt beherrſcht werden ſollte, verſprach ihm auch, wenn er ihn vorausſchicken wolle, ſeine Erhebung zum König von Rom zu bewerkſtelligen. Aber Karl's Beſonnenheit paßte, wie wir ſahen, ſchlecht zu dieſem Schwärmer, er behielt ihn eine Zeit lang bei ſich, ließ ſich ſeine Forderungen ſchriftlich aufſetzen, würdigte dieſelben auch einer ſchriftlichen Antwort, ſchickte ihn dann aber nach Avignon zum Papſte. Dies hatte Rienzi ſelbſt gewünſcht, weil er im Vertrauen auf ſich und ſeine Thaten an ſeiner Rechtfertigung nicht verzweifelte. Wirklich wurde er auch auf dem Wege überall geehrt und feierlich begrüßt. Zwar ließ Clemens VI. ein richterliches Verfahren gegen ihn einleiten; aber er ward unſchuldig befunden, da er erklärte, nur zur Beruhigung Rom's und zur Bändigung des Adels die Gewalt übernommen zu haben, nicht um des Papſtes Anſehen zu ſchmälern; und Clemens' Nachfolger, Innocenz VI., glaubte ſich ſogar Cola's für ſeine Zwecke in Italien bedienen zu können. Als er, wie oben erwähnt iſt, den Cardinallegaten Albornoz nach dem Kirchenſtaat ſandte, mußte Cola dieſen begleiten. Kaum war er in Italien erſchienen, als auch ſogleich das römiſche Volk, das ſeit ſeiner Entfernung wieder unter den Gewaltthätigkeiten des Adels ſeufzte, ſehnſüchtige Blicke auf ihn richtete, und ihn durch Geſandte einlud, nach Rom zu kommen. Unter dem Titel eines römiſchen Senators, mit welchem der Legat ihn auf Befehl des Papſtes bekleidete, zog er an der Spitze von ſechszehn Fähnlein deutſcher und burgundiſcher Reiter, die er in Sold genommen, durch Triumphbogen in die Stadt ein (1354). Sogleich forderte er die Barone zum Gehorſam auf, und da die Colonna ſich widerſpenſtig zeigten, begann er den Krieg gegen ſie. Als der früher ſchon genannte Söldnerhauptmann Fra Moriale nach Rom kam, ließ er ihn gefangen ſetzen, und als einen Störer des allgemeinen Friedens und der Sicherheit, deren Befeſtigung ſein Beruf ſei, anklagen, verurtheilen und enthaupten. Ein vornehmer und ſehr beliebter Römer, Pandolfo, fiel gleichfalls als ein Opfer ſeiner ſchonungsloſen Strenge.

Allein dieſes Mal war es ihm noch weit kürzere Zeit möglich, ſein Anſehn zu erhalten. Die Klippe, an der er ſcheiterte, waren wiederum Abgaben und Steuern. Denn obgleich er ſeinen Haushalt mehr einſchränkte als früher, ſo machte doch der Krieg gegen die Colonna große Koſten. Auch war er mehr oder weniger auf den Weg eingebogen, den die kleinen Tyrannen Norditalien's zu gehen pflegten; ſeine Stütze war nicht mehr das Volk, ſondern die gemietheten Söldner. Das Mißvergnügen des Volks erwachte, auch die beiden Einrichtungen ſchrieb man

selbstsüchtigen Absichten zu. Eines Morgens (8. Sept. 1354), als Cola noch auf seinem Lager ruhte, erhob sich plötzlich der Ruf: „Es lebe das Volk, es sterbe der Verräther!“ und bald wuchs die Zahl der herbeiströmenden Unzufriedenen zu einer ansehnlichen Menge. Der von Schrecken durchdrungene Senator traf keine Gegenanstalten, und sah sich bald mit dreien seiner Genossen allein. Im senatorischen Schmuck, das Banner des Volkes in der Hand, wollte er vom Fenster herab die Haufen anreden. Aber die Römer kannten den Zauber seiner Beredsamkeit zu gut. Lautes Geschrei übertönte seine Worte, Bolzen und Steine flogen als Antwort zu ihm hinauf. Schon bereitete sich die Menge, Feuer an den Palast zu legen; nichts blieb übrig als schnelle Flucht. In gemeine Kleidung gehüllt, wollte er sich durch den Haufen stehlen, aber die goldenen Ketten um die Arme verriethen ihn, er wurde an die Treppe des Capitol's geschleppt und dort schmählich ermordet. Seinen Leichnam zerrte das Volk durch die Straßen und hing ihn an den Galgen, dasselbe Volk, welches ihn früher zu den Sternen erhoben und durch seinen Beifallsrausch zu dem Taumel fortgerissen hatte, in dem er zweimaligen Sturz und zuletzt seinen Untergang fand.

---

19. Deutschland unter König Wenzel.

(1378—1400.)

Kaiser Karl's ältester Sohn Wenceslaus oder Wenzel, der nun die Regierung in Böhmen und Schlesien sowie in Deutschland antrat, war siebzehn Jahre alt, als der Vater starb. Dieser hatte ihn früh zum Herrscher erziehen lassen, aber in falscher Weise; schon als Kind war er gekrönt worden und nun mit den unhaltbarsten Vorstellungen von der Unfehlbarkeit seiner Einsicht und der Allgewalt seines Willens herangewachsen. Kein Wunder daher, daß seine guten Eigenschaften immer mehr von launischem Eigenwillen, von starrköpfiger Gewaltsamkeit, die zur Grausamkeit ward, verdunkelt wurden; denn von Natur war er wohlwollend, offen, gerecht und dabei gebildet und verständig, freilich auch ohne allen Ehrgeiz etwas zu schaffen und zu erreichen, ein Fehler, der schließlich in völlig träge Gleichgültigkeit gegen die Außenwelt ausartete. Und war er selbst, bei so ungleichartiger Mischung von Eigenschaften, dem hohen Amte, welches er als Jüngling übernahm, kaum

gewachsen, so waren die Zeitverhältnisse nicht der Art, daß sie ihm die Last erleichterten. Die Kirchenspaltung setzte die ganze Christenheit in Aufregung; weder in Deutschland noch in Italien hatte die lange Regierung Karl's den Landfrieden aufrecht erhalten oder herstellen können; die deutschen Fürsten warteten auf eine Gelegenheit, die Ueberlegenheit Böhmen's und des Königs, der sie sich unter Karl's Regiment hatten beugen müssen, zu beseitigen; alle Stände dachten daran, den Zustand, welchen die goldene Bulle geschaffen, durch Ausdehnung ihrer oder Abwehr fremder Privilegien zu ihren Gunsten auszubeuten.

Dessenungeachtet ist nicht zu läugnen, daß Wenzel in den ersten zehn Jahren seiner Regierung den größten Eifer bewies, die ihm obliegenden Pflichten zu erfüllen*). Er ließ sich nicht dadurch irren, daß auf dem zuerst von ihm ausgeschriebenen Reichstage in Nürnberg nur wenige Fürsten erschienen, und sagte einen zweiten in Frankfurt an (1379), wo wenigstens festgesetzt ward, daß Deutschland an dem rechtmäßig erwählten Papste Urban VI. festhalte, worauf sich dessen Gegner, Clemens VII., nach Avignon begab. Für Böhmen behielt Wenzel die alten, von seinem Vater eingeschulten Räthe bei, und diesen war es vornehmlich zu danken, daß sich das Land die nächsten Jahre nach dem Tode Karl's einer allgemeinen Ruhe, Sicherheit und Zufriedenheit erfreute; ja Wenzel war bei dem Volke noch beliebter als sein Vater, da er ein ebenso guter Wirth als dieser, doch weniger Steuern verlangte. Mit der Zeit starb aber dieser bewährte Kreis aus, und wie nun Streitigkeiten zwischen der Krone und den Ständen, besonders mit dem Erzbischof von Prag, Johann von Jenstein, begannen, so erhob Wenzel in seinen Rath nur Günstlinge, die seinen Launen nachgaben. Noch immer wohlmeinend, ward er doch schon rücksichtslos, weil er sich um Kleinigkeiten kümmerte, z. B. verkleidet die Straßen durchlief, um die Unterschleife der Gewerbsleute zu entdecken, und dabei viel zu rasch und willkürlich Gerechtigkeit übte. Dazu kam, daß er sich der Leidenschaft der Jagd, die nur in späteren Jahren durch die Trinksucht verdrängt wurde, allzusehr hingab. Er blieb ganze Wochen lang in den Wäldern, ohne sich um die Geschäfte zu kümmern, und kaufte eine Menge von großen Jagdhunden auf, von denen die bevorzugten sogar sein Schlafgemach theilten und deren einer wahrscheinlich seine erste Gemahlin, Johanna von Baiern, als sie sich zufällig aus dem Bette erhob, erwürgt hat.

Im Jahre 1393 erhoben sich zwischen dem Erzbischof und dem

*) Palacky, a. a. O. III. S. 15.

König ernstere Zwistigkeiten. Der Erstere war in früherer Zeit ein Glied der lustigen Gesellschaft am königlichen Hofe gewesen, hatte sich dann, erschreckt durch den plötzlichen Tod des Erzbischofs in Magdeburg, einem ernsteren Leben zugewandt, und hielt nun eifersüchtig auf seine geistlichen Vorrechte. Schon hatte er Wenzel's Zorn durch einen Bannspruch über einen seiner Günstlinge gereizt; als er dann aber, bei der Wahl des Abtes in Kladrau, einem oft geäußerten Wunsche desselben entgegen trat, ward dieser in solche Wuth versetzt, daß er, da der Erzbischof selbst sich durch die Flucht rettete, dessen Räthe gefangen nehmen ließ und grausam mißhandelte. Den Official Nicolaus Puchnik ließ er auf die Folter spannen, den Mitgliedern des Prager Domcapitels schlug er mit seinem Degenknopfe blutige Wunden in den Kopf; am schlimmsten erging es dem erzbischöflichen Generalvicar Nicolaus von Pomuk, der in seinen Augen der schuldigste war; er ward gleichfalls auf die Folter gespannt, wobei Wenzel selbst das Henkeramt verrichtet haben soll, und zum Uebermaß, als er schon halbtodt war, von der Prager Brücke in die Moldau gestürzt (1393)*).

In der Familie des Königs herrschte nicht das gute Einvernehmen, das Kaiser Karl, so lange er lebte, aufrecht erhalten hatte. Besonders war es sein Vetter Markgraf Jobst (Jodocus) von Mähren, der von Ehrgeiz und Habsucht gespornt bei jeder Gelegenheit seinen Vortheil auf Kosten des Königs verfolgte. Schon hatte ihm Wenzel's Bruder, Sigismund, der, als Schwiegersohn Ludwig's des Großen von Ungarn, die Verwaltung dieses Reiches übernommen hatte, die Mark Brandenburg abgetreten; auch in den Besitz von Luxemburg war er gelangt. Als nun in Folge des grausamen Verfahrens Wenzel's gegen die Geistlichkeit ein Bund der Führer des böhmischen Adels gegen den König zusammentrat, um die Günstlinge vom Hofe zu verdrängen, machte Jobst mit den Aufständischen gemeinsame Sache; auch Sigismund und Albrecht von Oesterreich traten gegen den König auf. Im Jahre 1394 ward dieser auf einer Reise in Beraun überfallen und gefangen nach Prag gebracht. Zwar blieb er nicht lange in Haft, weil sein jüngerer Bruder Johann von Görlitz sowie Jobst's Bruder, Procop, seine Partei nahmen, und weil die Prager Bürger gegen den Adel auftraten; auch mochten die Mahnungen der deutschen Stände, die ihren König nicht beschimpft wissen wollten, ihren Eindruck nicht verfehlen. Allein sein Ansehen war gebrochen, seine Gegner behielten übermäßigen Einfluß auf die Regierung,

*) Vgl. Otto Abel, der heilige Nepomuk.

und er ſelbſt verlor das ſittliche Gleichgewicht, ergab ſich immer mehr dem Trunke, und „ſank zu der Nullität eines Unmündigen herab.“

Begreiflicher Weiſe war ein Fürſt wie Wenzel, der in ſeinem Erbreich ſein Anſehen ſo wenig aufrecht erhalten konnte, für Deutſchland ſo gut als nicht vorhanden, wiewohl er einige Mal in die Bewegungen einzugreifen ſuchte, welche das Reich, und zwar beſonders den ſüdweſtlichen Theil deſſelben, damals verwirrten. Wir haben ſchon oben angedeutet, wie die kleineren Stände des Reiches ihre Kräfte gegen die größeren durch Einigungen verſtärken mußten, wenn ſie ihre Selbſtändigkeit nicht widerſtandslos aufopfern wollten. So ſchloſſen ſich den Waldſtätten, wie erwähnt iſt, mehrere Reichs- und Landſtädte an. Ein zweiter Mittelpunkt ſolcher Verbindungen wurde Schwaben, wo die Bürger gegen das Haus Wirtemberg und andere Fürſten zuſammentraten, wie die Bayern gegen Oeſterreich; es waren oft über dreißig Städte, die ſo zuſammentraten, meiſt ſtanden Ulm und Eßlingen an der Spitze. Oefters gelang es ihnen, die fränkiſchen Städte zum Beitritt zu bewegen, und einige Mal waren ſie nahe daran, ganz Schwaben in ein ſtädtiſches Gemeinweſen zu verwandeln, mit Herabdrückung des Adels und Entfernung der Landesherren, wie dies in Helvetien im Lauf der Zeit wirklich erreicht worden iſt. Karl IV., der die Städte in der goldenen Bulle nicht gerade begünſtigt hatte, trat ihnen doch auch nicht überall gegenüber, ſondern nahm eine vermittelnde Stellung zwiſchen den Fürſten und Städten ein, je nachdem er durch ſeine Intereſſen beſtimmt ward und weil er die Einen gegen die Andern zu benutzen ſuchte. Bei der Schroffheit dieſer Gegenſätze war an eine Aufrechterhaltung des Landfriedens nicht zu denken, und dies um ſo weniger, da nun ein dritter Stand, die Ritterſchaft, die bei dem Obſiegen der einen oder andern Seite immer nur verlieren konnte, zu demſelben Rettungsmittel griff wie die Städte. Schon etwa ſeit dem Jahr 1367 beſtand in Schwaben eine mächtige Geſellſchaft von Adligen, die ſich von dem Tage ihrer Vereinigung Martinsvögel nannten und unter der Führung der Grafen von Eberſtein mit den Wirtembergern herumſtritten. Andere ſpäter hervortretende Vereinigungen waren die Geſellſchaft mit dem Löwen, die von St. Wilhelm, von St. Georg, die Schlegler: alle in Bezirke, Kreiſe und Reviere abgetheilt, unter Hauptleuten und Räthen, und verpflichtet, ſich unter einander nicht zu befehden. Der Bund der ſchwäbiſchen und fränkiſchen Städte ſtand dieſen Geſellſchaften kräftig entgegen; zuweilen aber neigte ſich ſelbſt der Adel, ſonſt voll Neid auf den Reichthum der Städte, auf ihre Seite, wenn ſich anderer Seits die Fürſten zu mächtig erhoben. Durch dieſe,

bald nach der einen, bald nach der andern Seite sich wendende Eifersucht geschah es, daß zuweilen Fürsten, Grafen und Herren zu Städtebündnissen, Städte aber zu Adelsgesellschaften traten. Diese Massen kämpften fast unaufhörlich gegen einander, ihre Friedensverträge waren nur Waffenstillstände. An das Reichsoberhaupt wurde dabei wenig oder gar nicht gedacht. Wenzel kam zwar in den ersten Jahren seiner Regierung nach Deutschland, wo nicht sein kaiserliches Ansehen geltend zu machen, doch um die Streitigkeiten zu vermitteln. Es war dies aber schwer, nachdem 1381 die Städteeinungen in Schwaben, im Elsaß und in Franken sich durch das Bündniß zu Speier eine Verfassung gegeben hatten und zu bestimmterem Bewußtsein von ihrer Bedeutung gelangt waren. Nicht, daß sie in ähnlicher Weise die untersten Volksklassen in Bewegung gesetzt hätten, wie dies in den gleichzeitigen Städteerhebungen in England, Frankreich und Flandern geschah; dazu waren in Deutschland auch die Zünfte und Gewerke zu aristokratisch angelegt. Aber sie mehrten ihre Macht täglich, indem sie die Gutsunterthanen der Landherren, ja ganze Flecken und Dörfer in ihr Pfahlbürgerthum aufnahmen und ihren Gegnern Einkünfte und Gebiet entzogen. Schon traten viele vom niederen Adel in den Dienst der Städte, auch einzelne aus dem höheren (wie der Henneberger zu Nürnberg), schon wuchs die Zahl der Bundesglieder über die vierziger Zahl hinaus, und der Gedanke, mit der Hansa in Norddeutschland Verhandlungen anzuknüpfen, lag nahe genug. Wenzel's Vorschlag auf dem Nürnberger Reichstage, daß ganz Deutschland in „vier Parteien" (Landfriedenskreise) getheilt werden sollte, wogegen alle einzelnen Einungen aufzuhören hätten, wurde von den Städten zurückgewiesen, weil er den Fürsten und Herren allein Vortheile einzuräumen schien und sie vor Gewaltthätigkeiten nicht sicher stellte. Dagegen gelang es ihm 1384 die sogenannte Heidelberger Stallung, freilich nur auf vier Jahre, zu Stande zu bringen, die ihn als Haupt des Ganzen anerkannte, alle besonderen Bündnisse bestehen ließ und festsetzte, daß die Fürsten ihre Vasallen von Schädigung abhalten, die Städte keine Unterthanen oder Gebiete der Fürsten aufnehmen sollten. Wenzel ging darauf nach Böhmen zurück, ohne sich weiter um den Verlauf der Dinge zu kümmern, die nun an verschiedenen Stellen einem verschiedenen Ende zudrängten.

Der Erzbischof Piligrin von Salzburg hatte sich, um Sicherheit gegen seinen Feind, den Herzog Friedrich von Baiern, zu finden, in den schwäbischen Städtebund begeben. Als er nun 1387 von den Baiern niedergeworfen und gefangen ward, ergriffen die Städte sofort die Waffen,

der Adel aber schloß sich in diesem Kampfe, der den Stolz und Freiheitssinn der Bürger brechen sollte, an die Fürsten an. Der Krieg verbreitete sich mit großen Verheerungen über Baiern, Schwaben, Franken und die Rheingegenden. Unter den Fürsten und Herren war besonders Graf Eberhard II. von Würtemberg, genannt der Greiner (d. i. der Zänker), thätig, und führte den Hauptschlag aus. Im Jahre 1377 war sein Sohn Ulrich bei Reutlingen entscheidend geschlagen worden; Eberhard hatte damals das Tischtuch zwischen sich und dem Sohne zerschnitten, weil er ihm Schuld gab, die Flucht der Würtemberger begonnen zu haben. Jetzt galt es für den Vater, dem drohenden Aufstreben der Städte endlich ein Ziel zu setzen, für den Sohn, jene Schmach abzuwaschen. Nun traf er bei Döffingen am 23. August 1388 mit seiner und seiner Bundesgenossen Kriegsmacht auf das städtische Heer. Zuerst schien sich das Glück für das letztere zu entscheiden: Graf Ulrich fiel tödtlich verwundet. In diesem für das Glück seines Hauses und die Erhaltung aller Fürsten bedenklichen Augenblick rief der alte Eberhard: „Niemand acht' auf meinen Sohn, daß er erschlagen ist; und fechtet mannlich, da die Städte alle dahinten fliehen"*). Mit diesen Worten drang er auf die Nürnberger, die wirklich alsbald flohen, und der Tag von Döffingen wurde ein großer Siegestag der Fürsten und des Adels. Da nun zugleich die rheinischen Städte von dem Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz, und die fränkischen von den Bischöfen von Würzburg und Bamberg und dem Burggrafen von Nürnberg geschlagen wurden, so war die Macht der Bürger bedeutend erschüttert. Sie mußten ihren besondern Bund aufheben, und einer allgemeinen Landfriedenseinigung beitreten, welche Wenzel auf einer Fürstenversammlung zu Eger (1389) auf sechs Jahre verkünden ließ, in welcher jedoch den Städten so viel nachgegeben ward, daß neben den vier Obmännern des Landfriedens, welche die Fürsten zu setzen hatten, auch sie gleichfalls vier erwählen sollten, während der neunte vom König zu ernennen wäre. In der That war jetzt für einige

*) Stälin a. a. O. S. 346. Nach der Schlacht erhielt Graf Eberhard die Nachricht von der Geburt eines Urenkels, worauf er ausrief: „Sei es Gott gelobt, der Fink hat wieder Saamen". An Eberhard's Seite soll auch Wolf von Wunnenstein mitgefochten haben, sonst ein alter Feind des Grafen, der ihn einst in Wildbad überfallen hatte; aber hier war er erschienen, weil es den Städtern galt. Nach der Schlacht lud ihn Eberhard zum Siegesmahl nach Stuttgart ein, aber Wolf wandte sein Roß und rief: „gute Nacht, es steht in alten Rechten!" trieb auch sogleich im nächsten Dorfe eine Heerde Vieh davon. „Das alte Wölflein hat wieder Kuhfleisch geholt!" sagte Eberhard lächelnd.

Zeit Ruhe; da aber nach dem Tode Eberhard's des Greiners (1392) die Schlegler sich wieder mächtiger ausbreiteten, entstanden auch von Neuem Gegenbündnisse der Fürsten und Städte und damit die alten Parteiungen. König Wenzel hatte übrigens schon seit einigen Jahren den Städten seine Gunst mehr als früher zugewandt; ihre Niederlage bei Döffingen war daher die Ursache gewesen, daß er eine Zeit lang daran dachte, die Krone niederzulegen, während umgekehrt die Fürsten davon redeten, ihn abzusetzen.

---

20. Siege der schweizerischen Eidgenossen über Oesterreich und den Adel.

(1386—1411.)

Wurde die Schlacht bei Döffingen für die Größe des Städtebundes der Wendepunkt zum Niedergange, so datirt von demjenigen Kampfe der Fürsten und Herren auf der einen, der Bürger und Bauern auf der andern Seite, der kurz zuvor in der Schweiz ausgefochten ward und den entgegengesetzten Ausgang hatte, die Bestätigung und der Aufschwung der schweizerischen Unabhängigkeit. Wenige Jahre vor jener unglücklichen Schlacht hatten die schweizerischen, die fränkischen und die schwäbischen Gemeinden das gleiche Ziel ihres Strebens erkannt, und waren zu Constanz (1385) in einen großen Bund, der über sechzig Mitglieder zählte, zusammengetreten. Herzog Leopold von Oesterreich, Albrecht des Weisen vierter Sohn und Herr der Besitzungen des Habsburgischen Hauses in Elsaß, Schwaben, der Schweiz und Steiermark, gewahrte die drohende Gefahr dieser Verbindung. Durch geschickte Unterhandlungen suchte er die Einigung zu trennen, und der Widerspruch der Waldstätte, welche keinen Krieg außerhalb ihrer Berge wollten, unterstützte ihn. Nachdem es so weit gediehen war, daß er gewiß sein konnte, die Schweizer würden die schwäbischen Städte nicht zur Hülfe aufbieten, beschloß er, sich mit seiner ganzen Macht auf die Ersteren zu werfen, um diese zunächst völlig zu vernichten. Viele Ritter und Herren — unter ihnen Graf Eberhard von Würtemberg — die in Leopold die Blume und Zier der Ritterschaft sahen, und seine Gesinnungen gegen Bürger und Bauern theilten, schlossen sich an. In einer Zeit von zwölf Tagen ward den Eidgenossen von hundert sieben und sechzig Geistlichen und

Weltlichen Fehde angesagt, und Leopold sammelte zu Baden die adligen Schaaren um sich.

Bern, von den Waldstätten zur Hülfe gemahnt, entschuldigte sich mit dem noch dauernden Stillstande und der Nothwendigkeit gegen eigne und nahe Feinde gerüstet zu sein, und vergalt den Dienst bei Laupen nicht. Aber eifriger waren die von Zürich, welche die Habsburgischen Schlösser im Thurgau anfielen; und die Eidgenossen vertrauten Gott und ihrem Arme, und erwarteten mit Ungeduld den Anfang des Kampfes. Ihr Heer, nicht mehr als eintausend dreihundert Mann stark, stellte sich in einem Walde bei Sempach auf, einem Städtchen, welches ebenfalls von Oesterreich abgefallen war, drei Stunden von Lucern. Am 9. Julius 1386 sahen sie den Feind, eine prächtig gerüstete Ritterschaft, etwa viertausend Helme. Vor allem Volk glänzte Herzog Leopold von Oesterreich selbst, seines Alters im sieben und dreißigsten Jahr, männlich schön, hochgemuth und voll Heldenfeuer, siegprangend aus manchem wohlvollbrachten Krieg, rachebegierig und durstig zur Schlacht. Die Ritter stiegen ab von den Pferden, weil die Gegend für Reiterei nicht bequem war, oder weil man für unredlich hielt, nicht mit gleichen Waffen zu streiten; das Fußvolk war zu weit zurück, als daß es hätte am Kampfe Theil nehmen können. In fester Ordnung, mit vorragenden Spießen erwarteten sie den Angriff. Als Einige den Herzog baten, sich nicht selbst der Gefahr auszusetzen, sprach er: „soll denn Leopold von weitem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Land, für mein Volk, mit euch, will ich siegen oder umkommen". Die Schweizer sahen nicht sobald ihre Feinde zu Fuß, als sie erst niederknieten und beteten*); dann in einen Keil gebildet stürzten sie auf die Ritter los, bemüht, die dicht gedrängte Schaar zu durchbrechen. Aber vergeblich; ihre leichte Bewaffnung vermochte nichts gegen den Wald von Stacheln und die Wand von Harnischen. Da schwenkte sich die starre Reihe, einen halben Mond zu bilden, und die Schweizer zu umzingeln.

Es war ein verhängnißvoller Augenblick. Aber die Schweizer ließen in ihrem Anstürmen nicht nach, und da sie viel beweglicher waren als die schwergepanzerten Ritter, so gelang es ihnen endlich, die eherne Mauer

*) „Wie das die Beind sahend, machten Si ein Gespött daruß, sprachend: die zagen Lüt fallend nieder uff de Knie, wellend uns um Gnad bitten." Tschudi. Die Darstellung von Johannes Müller, der wir im Ganzen folgen, hat Lorenz, Leopold III. und die Schweizerbünde, in vielen einzelnen Punkten nicht ohne Grund angefochten.

zu durchbrechen. Die Sage feiert einen Mann, der durch seinen freiwilligen Tod zuerst eine Lücke in die Reihen gebracht habe, Arnold von Winkelried aus Unterwalden. Als er gewahrte, daß alle Anstrengungen seiner Landsleute vergeblich seien, soll er ausgerufen haben: „ich will euch eine Gasse machen, liebe Eidgenossen, sorget für mein Weib und meine Kinder". Und somit sprang er an den Feind, umfing mit seinen Armen so viel Spieße, als er vermochte, und stürzte mit denselben durchbohrt zur Erde. Die dichtgeschlossene Kette war nun gesprengt; in die Lücke drangen die Eidgenossen und brachten Verwirrung unter die Ritter. Viele sanken nieder unter den Hellebarden der Schweizer, andere erstickten in der Schwüle des heißen Sommertages unter der schweren Rüstung. Da sah Herzog Leopold das Banner von Oesterreich sinken, und eilte es emporzurichten. Von Schmerz und Verzweiflung hingerissen, wollte er den Tod so vieler edlen Ritter nicht überleben, und stürzte sich in das dichteste Gedränge. Hier sank er im Getümmel zur Erde nieder. Als er in dem lastenden Harnisch voll Schlachtwuth rang, sich empor zu heben, kam ein Mann aus Schwyz. „Ich bin der Herzog von Oesterreich", rief ihm Leopold entgegen; aber Jener, der es nicht hörte, oder nicht darauf achten wollte, durchstach ihn. Seinen Leib deckte Martin Malterer, Ritter von Freiburg, mit seinem eignen.

Als der Herzog erschlagen war, wollten die Ritter zu den Rossen ihre Zuflucht nehmen, aber die Hinterhut war entflohen. Sie mußten ihr Leben so theuer als möglich verkaufen. Dadurch ward das Blutbad um so größer. Unter Denen, welche für das Haus Oesterreich gestritten, fiel der Schultheiß von Zofingen Niclaus Thut. Damit sich keine feindliche Gemeinde des Banners seiner Stadt zu rühmen habe, riß er es in Stücken, und wurde unter den Todten gefunden, die Stange des Banners zwischen den Zähnen festhaltend. Von dem an ließen seine Mitbürger die Schultheißen schwören, „das Banner von Zofingen so zu hüten wie Niclaus Thut". Sechshundert und sechsundfunfzig war die Zahl der erschlagenen Grafen und Ritter; viele alte Häuser erloschen und der Glanz der fürstlichen Hoflager ging auf Jahre unter. Man sprach im Lande: „Gott sei zu Gericht gesessen über den muthwilligen Trotz der Herren von Adel." Auch von den Eidgenossen fiel mancher wackre Mann. Gleich bei dem ersten Angriff war Petermann von Gundoldingen, Schultheiß von Lucern, gesunken. Als ihn ein Lucerner liegen sah, eilte er auf ihn zu, seinen letzten Willen zu vernehmen, und erhielt von dem Sterbenden den ächt republikanischen Bescheid: „Sage unseren Mitbürgern,

sie sollen keinen Schultheiß länger als ein Jahr an dem Amt lassen; das rathe ihnen Gundoldingen, und wünsche ihnen glückliche Regierung und Sieg."

Allein die Fürsten und Herren hofften noch immer sich einen günstigen Ausgang zu erzwingen. Sechs Tage nach der Schlacht wurden die Eidgenossen abermals gefehdet von funfzig vornehmen Herren und dem funfzehnjährigen Leopold dem Stolzen, des bei Sempach Erschlagenen Sohn. Es wurde indeß bald ein Stillstand vermittelt, der anderthalb Jahre dauerte. Mit dem Ablaufe desselben überraschten die Oesterreicher durch Einverständniß mit den Bürgern die Stadt Wesen, deren sich die Glarner während des Krieges bemächtigt hatten, und hieben den größten Theil der Besatzung nieder. Als aber hierauf die Feinde, etwa sechstausend an der Zahl, tiefer in das Land eindrangen, wurden sie am 9. April 1388 von fünf hundert Glarnern und wenigen anderen Eidgenossen bei Näfels mit großem Verluste aufs Haupt geschlagen. Es folgten andere glückliche Unternehmungen der Schweizer, so daß Oesterreich, erschöpft, durch Familienstreitigkeiten verwirrt und in anderweitige Händel verwickelt, da der ganze Aargau bedroht war, und im Thurgau die Treue wankte, sich 1389 zu einem siebenjährigen Frieden mit den Schweizern entschließen mußte. Diese behielten, bis auf Wesen, welches sie zurückgaben, Alles, was sie während des Krieges in ihre Gewalt gebracht, und versprachen nur, künftig keinem herzoglichen Unterthan das Bürgerrecht zu geben, wenn er sich nicht in ihren Städten niederließe. So endeten die Eidgenossen, ein Jahr nach der Schlacht bei Döffingen, diesen Krieg gegen die Fürsten und Herren zu ihrem unsterblichen Ruhme mit der Befestigung ihrer Selbständigkeit. Im Jahre 1394 wurde der Friede auf zwanzig Jahre erneuert.

Allmählig wurde der Kreis der für die Freiheit geschlossenen und behaupteten Vereinigung immer weiter. Zunächst nahmen die Appenzeller erst an den Thaten, dann an dem Bunde der Eidgenossen Theil. Ein Jahrhundert nach der Entstehung desselben erneuerten sie in ihren Thälern die Begebenheiten der Waldstätte. Die Abtei von St. Gallen besaß die Herrschaft über dies Bergland, und der damalige Abt Kuno, ein harter und strenger Mann, übte mannichfachen ungerechten Druck. Da standen die Appenzeller im Jahre 1400 auf, und vertrieben mit vereinter Kraft die Vögte der Abtei. Als Kuno nun in Verbindung mit einigen schwäbischen Reichsstädten wider sie auszog, sandte ihnen Schwyz Unterstützung, und auch Glarner Freiwillige stießen zu ihnen. Mit Hülfe derselben schlugen sie 1403 am Speicher die an Zahl ihnen weit über-

legenen Feinde. Der ganze Thurgau erschrak, und die schwäbischen Städte traten auf Vermittelung von Bern und Zürich von weiterm Kampfe zurück. Aber der Abt und der benachbarte Adel, dessen oft hart behandelte Unterthanen die Appenzeller in ihren Schutz nahmen, forderten den österreichischen Herzog Friedrich, den vierten Sohn des bei Sempach gefallenen Leopold, auf, als Haupt der Ritterschaft dem Untergange des Adels in allen oberen Ländern entgegenzutreten, und Friedrich beschloß den Krieg, um den Trotz der Appenzeller zu brechen. Zu diesen gesellte sich dagegen Rudolf Graf zu Werdenberg, erbittert auf Oesterreich, das ihm seine Stammburg entrissen; in einem Kittel von grobem Tuch, wie die Hirten des Landes, und barfuß, um auf den Rasen besser zu treten, führte er sie gegen einen feindlichen Haufen, der in das Land eindringen wollte, und half siegen in der Schlacht am Stoß (1405); ohne ihn erfochten die Appenzeller einen zweiten Sieg bei Wolfshalden gegen den Herzog selbst, der gleichfalls in ihre Thäler hatte dringen wollen. Die Ueberwinder eilten den Fliehenden nach, und setzten den Krieg in den nächsten fünf Jahren mit glücklichem Erfolge fort. In Tyrol und bis an die Thur waren ihre Feinde in Schrecken, und viele Bauern traten zu den Appenzellern. Doch was über ihre Landmarken hinauslag, vermochten sie nicht zu behaupten; nur die Freiheit innerhalb derselben ward gesichert durch ihre feste Vereinigung mit sieben Orten der schweizerischen Eidgenossen (Bern nahm keinen Theil daran), welche selbst dadurch neue Stärke bekamen. Oesterreich verlängerte 1412 seinen Frieden auf funfzig Jahre. So war seit der Sempacher Schlacht in diesen Landen die Ueberlegenheit gänzlich an das Volk gekommen.

---

21. Begebenheiten in Italien, König Ruprecht und die Kirchenversammlung zu Pisa.

Die Wahl des Papstes Clemens VII., mit welcher die große Spaltung der abendländischen Kirche begonnen hatte, war, wie bereits erwähnt ist, unter dem Schutze der Königin Johanna von Neapel geschehen, und Rachegedanken gegen diese gefährliche Feindin erfüllten das Gemüth Urban's VI. Johanna, welche einige Jahre vorher schon ein viertes Ehebündniß mit dem Herzoge Otto von Braunschweig (der aber den Königstitel nicht führte) eingegangen war, hatte dennoch keine Kinder, und ihr

nächster Erbe, Karl der Kleine*), hatte an dem Hofe seines Vetters, des Königs Ludwig's des Großen von Ungarn, wo er lebte, allen Haß dieses Fürsten und der Ungarn gegen Johanna eingesogen (oben S. 155 und 176). Von dieser Gesinnung die Erfüllung seines Wunsches hoffend, forderte Urban Karl und Ludwig auf, Johanna anzugreifen und vom Throne zu stoßen. Karl fand zu einem solchen Kriege bald noch dringendere Gründe als die Ermahnungen des Papstes, denn während er sich mit Plänen wider Johanna trug, wollte diese ihrerseits ihn von der Thronfolge ausschließen, und ernannte Ludwig von Anjou, einen Bruder des Königs von Frankreich Karl's V., zu ihrem Nachfolger im neapolitanischen Reiche. Mit größerer Heeresmacht, als der, die einst Karl von Anjou, um die Hohenstaufen ihres Erbes zu berauben, nach Italien geführt hatte, kam Karl der Kleine 1381, und wurde mit leichter Mühe Herr des Königreichs. Die Königin ließ er erdrosseln oder unter Federbetten ersticken, und als der von ihr berufene Erbe, Ludwig von Anjou, herbeikam, ihren Tod zu rächen und sich das Reich zu erobern, vertheidigte er sich nicht ohne Mühe, aber doch mit Erfolg gegen ihn. Auch befreite ihn der Tod bald von diesem Gegner. Indeß war Karl auf dem Throne noch keineswegs befestigt, er war mit dem Papste, der ihn beschützt hatte, zerfallen, und das jüngere Haus Anjou hatte unter den neapolitanischen Edeln noch eine zahlreiche und mächtige Partei. Dennoch ließ der ehrgeizige Karl sich von dem Glanze einer zweiten Krone blenden. Es war die von Ungarn, wo nach dem Tode Ludwig's des Großen (1382) seine Tochter Maria unter der Vormundschaft ihrer Mutter herrschte. Karl wollte den beiden Frauen das Reich entreißen, wurde aber wenige Monate nach seiner Ankunft in Ungarn auf Anstiften der verwittweten Königin ermordet (1386). Diese Unthat rief für beide Reiche unsägliche Verwirrung hervor. In Neapel standen zwei Parteien wider einander in den Waffen, die eine für den zehnjährigen Ladislaus, den Sohn Karl's, die zweite für einen andern Knaben, Ludwig II., Sohn des in Italien gestorbenen Ludwig von Anjou. Die Barone legten den Bürgern und Landleuten ihrer Partei, unter dem Vorwande, die Herrschaft des rechtmäßigen Königs aufrecht zu erhalten, schwere Schatzungen auf, und die Güter der Gegner verheerten sie mit Feuer und Schwert. Jede dieser Factionen lehnte sich an einen der beiden Päpste, welche aber ihrerseits nicht nur den Gegner zu verdrängen, sondern auch, statt des eignen Schützlings Vortheil zu wahren, das päpstliche Ansehn im Reiche zu befördern und zu erweitern trachteten.

*) S. oben S. 154 die Stammtafel.

Wenn Neapel durch diese innere Zerrissenheit alles Einflusses auf das übrige Italien beraubt war, so trat Mailand desto mächtiger hervor. Als Bernabo Visconti, dessen unerhörte Tyrannei sich von Jahr zu Jahr steigerte, seinen Neffen Johann Galeazzo der ererbten Besitzungen zu berauben und ihn selbst zu verderben trachtete, wurde er von diesem überlistet, gefangen genommen und, wie es heißt, im Kerker vergiftet. So war Johann Galeazzo im alleinigen Besitz der ganzen mailändischen Herrschaft, die er, ungeachtet ihrer Ausdehnung, noch unermüdet zu erweitern trachtete, ja er hoffte, ganz Italien in seine Gewalt zu bringen. So wenig persönlichen Muth er auch besitzen mochte, indem er sich nie an der Spitze eines Heeres zeigte, und sich stets in wohlbefestigte Paläste verschloß: so wenig war er doch in seinen Unternehmungen scheu und zaghaft, vielmehr zu den kühnsten geneigt. An Umsicht, Schlauheit und feiner Beurtheilung von Verhältnissen und Characteren übertraf er alle Machthaber seiner Zeit, seine despotischen und ländergierigen Pläne wußte er meisterhaft in ein nationales Gewand zu kleiden. Er trat zuerst in Verbindung mit Franz Carrara, dem Herrn von Padua, Feltre, Belluno und Treviso, einem steten Feinde Venedig's, wider Antonio, Mastino's della Scala Enkel, den Gebieter von Verona und Vicenza; behielt aber, gegen den Vertrag, diese beiden Städte als Früchte des Sieges für sich, und vereinigte sich sodann mit Venedig wider seinen bisherigen Bundesgenossen. Carrara und sein Sohn fielen in Visconti's Gewalt; in ihre Länder theilten sich die Sieger. Von allen Herrschergeschlechtern, die sich seit dem Untergange der freien Verfassungen zwischen den Alpen und Apenninen erhoben hatten, waren nur noch vier, die von den Visconti nicht unterjocht und beraubt waren, Savoyen, Montferrat, Gonzaga und Este, von welchen das erste alle Händel mit Johann Galeazzo vermied, die drei übrigen seinen Winken und Eingebungen gänzlich folgten. Venedig hatte sogar seine Größe unweise befördern helfen. Nur Florenz und der jüngere Carrara, Francesco Novello, der aus seiner Haft entkommen war, kämpften muthig wider den Mächtigen für ihre und des ganzen Italien's Freiheit, ohne jedoch seine Gewalt, welche späterhin noch durch die Unterwerfung der Städte Pisa, Siena und Perugia vergrößert wurde, erschüttern zu können. Dieser fehlte indeß noch ein angemessener Titel, da Johann Galeazzo nur den eines Grafen von Virtu und, durch die Verleihung Heinrich's VII. an seinen Vorfahren Matteo, den eines kaiserlichen Statthalters führte. Hier kamen nun seinen Wünschen König Wenzel's Geldbedürfnisse und Gleichgültigkeit für die Ehre des Reiches zu Hülfe. Denn nachdem dem Könige

ein Plan, durch täuſchende Verſprechungen von Kriegshülfe von den Gegnern Visconti's Geld zu erlangen, mißlungen war, ließ er ſich mit Dieſem ſelbſt in Unterhandlungen ein, und verkaufte ihm für eine Summe von hundert tauſend Goldgulden den Titel eines Herzogs von Mailand, für ihn und ſeine Nachkommen, mit allen Rechten der Herzoge des Reichs (1395). Entfremdete der König dem Reiche dadurch zwar keine wirkliche Beſitzung, ſo wenig als Johann Galeazzo einen Zuwachs an Macht erhielt, ſo erhöhte ſich doch das Anſehn des letztern durch die Rechtmäßigkeit, deren Siegel der uſurpirten Herrſchaft ſeines Hauſes jetzt aufgedrückt ſchien, und das Reich hatte wohlbegründeten Anſprüchen für die Zukunft entſagt. Die Städte, welche das neue Herzogthum in ſich begriff, waren ungefähr dieſelben, welche den einſt ſo mächtigen lombardiſchen Bund gebildet hatten, an deſſen Stärke und Freiheitsliebe alle Anſtrengungen der großen Hohenſtaufiſchen Kaiſer geſcheitert waren. So bedeutend war der ſeitdem eingetretene Umſchwung der Verhältniſſe.

Dies war der vielfach verwirrte Zuſtand Italien's. Die übrigen Staaten Europa's litten unter ähnlichen, zum Theil noch größeren Zerwürfniſſen, während das Verderben, mit welchem barbariſche Eroberer im Oſten drohten, ſich immer näher heranwälzte; aber nichts erregte in den geängſteten Gemüthern größere Sorge, als der fortwährende Zwiſt der Päpſte. Im Jahre 1389 ſtarb der römiſche Papſt Urban VI., der, ein ächter Calabreſer, ſeine Regierung durch Grauſamkeit geſchändet hatte. Fünf Cardinäle, die einer Verſchwörung gegen ihn beſchuldigt waren, ließ er furchtbar foltern, ſchleppte ſie dann in Ketten mit ſich umher, ließ ſie in ſeiner Gegenwart nochmals eine ſchreckliche Tortur ausſtehen, ohne ein Geſtändniß erpreſſen zu können, und endlich erdroſſeln. Sein Tod hätte eine günſtige Gelegenheit herbeigeführt, der Doppelherrſchaft in der Kirche ein Ende zu machen; aber die römiſchen Cardinäle wollten von einer Anerkennung des Papſtes zu Avignon nichts hören, und wählten Bonifacius IX., einen Neapolitaner, zum Nachfolger Urban's. So dauerte das Schisma fort, und mit ihm die großen Uebel, die es hervorgebracht. In allen Ländern der abendländiſchen Chriſtenheit herrſchte eine unbeſchreibliche Verwirrung. Jeder Papſt verfluchte den Gegner und deſſen Anhang zur Hölle, und legte ihm das Schandbarſte zur Laſt, woraus nicht nur in den meiſten Gemüthern, da die religiöſe Ueberzeugung mit dem Glauben an die Unfehlbarkeit der Päpſte feſt verwachſen war, qualvolle Zweifel entſtanden, ſondern auch die Autorität des heiligen Stuhles ſelbſt auf das tiefſte untergraben und erſchüttert wurde. In unerhörter Verblendung zerfleiſchte die Kirche ihre eigenen Eingeweide

und rüttelte gewaltig an den geheiligten Grundlagen der Religion und der Sittlichkeit. Ein deutscher Schriftsteller, Dietrich von Niem, der Geheimschreiber Urban's VI., erzählt weitläuftig, mit welcher Schamlosigkeit nicht nur Bonifaz selbst, sondern auch seine Mutter und Brüder, von dem Pfründenverkauf ihren Schatz zu füllen wußten. Leichtsinnigem und zügellosem Treiben ward eine breite Thür eröffnet; jedes Laster, jeder Frevel fand kirchliche Vergebung, wenn der Verbrecher von der Partei eines Papstes zur andern überging. Es fehlte nicht an den ernstesten und stärksten Bemühungen, dieser verderblichen Verwirrung ein Ende zu machen; besonders zeichneten sich die Theologen der Universität Paris durch großen Eifer aus. Aber es erforderte noch den Kampf einiger Jahrzehnte, um die Anmaßung und Selbstsucht, welcher die Päpste auf beiden Seiten das Heil der Christenheit opferten, zu besiegen. Als Clemens VII. 1394 zu Avignon starb, erhoben seine Cardinäle, den dringendsten Ermahnungen des Königs Karl VI. von Frankreich und der Pariser Universität zum Trotz, einen neuen Papst, den Cardinal Peter von Luna, der sich Benedict XIII. nannte. In Frankreich beschloß man nun, auf jede Weise die Einheit der Kirche wiederherzustellen. Es gingen Gesandte nach Deutschland, um die Fürsten des Reiches zur Mitwirkung aufzufordern. Wenzel, gedrängt von der Prager Universität, zeigte sich nicht abgeneigt, und hielt eine gemeinsame Berathung über diese Angelegenheiten mit Karl VI. zu Rheims (1398), wo man übereinkam, daß beide Päpste, nöthigen Falls durch Zwangsmaßregeln, zur Abdankung vermocht werden sollten. Der König von Frankreich übernahm diesen Beschluß bei Benedict durchzusetzen, indeß Wenzel den römischen Papst zur Entsagung bringen wollte. Als Benedict sich hartnäckig weigerte, gab Karl VI. seinem Marschall Boucicault Befehl, ihn im Schlosse von Avignon einzuschließen; und in der That ließ dieser, von den Bürgern Avignon's ohne Widerstreben aufgenommen, nur Holz und Lebensmittel in den Palast hineingelangen.

Inzwischen hatte Kurfürst Ruprecht von der Pfalz, genannt Klem, in der Stille seine Vorbereitungen getroffen, um sich selbst an Stelle Wenzel's zum König zu erheben. Zum Erzbischof von Mainz hatte er gegenüber der Wahl des Capitels den Grafen Johann von Nassau befördert, der auch trotz dem Einspruche Wenzel's mittels einer großen Summe Geldes seine Bestätigung bei Bonifaz IX. durchsetzte; dem Kurfürsten Ruprecht mußte er versprechen, „ihm zu allen Ehren zu verhelfen, darnach er stellen wollte". Eine schwere Krankheit Wenzel's, ein Aufstand des Herrenbundes in Böhmen und Zwistigkeiten in der

Familie des Königs hielten diesen in Böhmen fest, während sich in Deutschland die Beschwerden über den Mangel eines kräftigen Reichsregimentes von Tage zu Tage mehrten. Schon sprachen die rheinischen Kurfürsten, denen es gelungen war, viele Fürsten auf ihre Seite zu ziehen, davon, daß man einen neuen König wählen müsse, schon bezeichneten sie die Fürstenhäuser, aus denen sie allein ihren neuen Herrn nehmen wollten und ließen dabei, bezeichnend genug, die Luxenburger aus; allein Wenzel achtete die Gefahr nicht, die er durch sein persönliches Erscheinen in Deutschland, durch Heranziehen der Städte leicht hätte beseitigen können. Die Fürsten hielten Ende Mai 1400 einen Tag in Frankfurt, wo zwar in ihrer eigenen Mitte Zwist ausbrach, weil Rudolf von Sachsen seinen Schwiegersohn Friedrich von Braunschweig gewählt wissen wollte; aber der Letztere ward bald darauf bei einem Ueberfalle erschlagen, und, um die parteilosen Reichsstände über die Rechtmäßigkeit ihres Verfahrens zu beschwichtigen, beriefen sie Wenzel auf den 10. August nach Lahnstein, wo er sich über die ihm zur Last gelegten Verbrechen verantworten sollte. Der Papst Bonifacius verhielt sich schwankend und wartete den Ausgang ab. Natürlich erschien Wenzel auf die Ladung nicht. So schritten denn seine Gegner weiter. Auf einer nicht sehr zahlreichen Versammlung — es waren außer den vier rheinischen Kurfürsten nur zwei Fürsten und vier Grafen neben vielem gemeinen Volke anwesend — erklärten sie am 20. August Wenzel als „einen unnützen, versäumlichen, unachtbaren Entgliederer und unwürdigen Handhaber des Reiches" für abgesetzt, weil er als Schirmvogt der Kirche nicht zum Frieden verholfen, weil er das Reich geschmälert, namentlich den Visconti zum Herzog von Mailand erhoben, den Unruhen und Fehden im Reiche nicht begegnet und viele persönliche Grausamkeiten begangen habe. Die drei geistlichen Kurfürsten waren es denn auch, die am folgenden Tage, ohne auf die drei anderen Kurstimmen Rücksicht zu nehmen, ihrem Bundesgenossen Ruprecht die Krone übertrugen. Wenzel stellte die ganze Handlung als Hochverrath und Empörung dar, und die Mehrzahl der Stände hielt fortdauernd zu ihm. Der neuerwählte König hatte unter mehreren anderen den geistlichen Kurfürsten schriftlich gethanen Zusagen auch verheißen, das Herzogthum Visconti's aufzuheben, und dieses Land wieder unmittelbar zum Reich zu bringen. In Deutschland verschaffte ihm die Unthätigkeit Wenzel's, der inzwischen wieder von seinen Unterthanen in Böhmen gedrängt, ja in Prag belagert wurde, einen sehr leichten Stand; ja die meisten Reichsstände erklärten sich nach und nach mit der Neuwahl einverstanden. Ruprecht beschloß daher gleich nach Italien zu ziehen, und brachte mit vieler Mühe

ein Reichsheer von funfzehntausend Reitern zusammen; außerdem konnte er auf die kräftige Unterstützung der Florentiner und Franz Carrara's II. zählen. Aber an den Grenzen des Herzogthums Mailand, in der Umgegend des Gardasees, empfing ihn Alberico da Barbiano, Johann Galeazzo's erfahrener Feldhauptmann, an der Spitze von dreizehntausend Reitern und zwölftausend Fußgängern mit solchem Nachdruck, daß seine Truppen geworfen und zerstreut wurden (21. October 1401). Dieser einzige Schlag vernichtete alle Pläne Ruprecht's. Er unterhandelte zwar in Venedig und mit Florenz, um die Mittel zu neuen und weiteren Unternehmungen herbeizuschaffen, allein mit so geringem Erfolg, daß er unverrichteter Sache nach Deutschland zurückkehren mußte.

Nach des Königs Abzug erhob sich Visconti um so furchtbarer. Schon im nächsten Jahre fiel das wichtige Bologna in seine Hände, und schon hatte er ein unfehlbares Mittel ergriffen, den einzigen Damm, der sich seinem Siegesstrome entgegenstellte, die Florentiner, niederzustürzen, indem er ihnen von Siena, Pisa, Perugia, welche seiner Herrschaft gehorchten, und dem neugewonnenen Bologna aus alle Handelswege und Zufuhren sperrte. Er war eben im Begriff, auch die letzte Straße nach Florenz, die von Lucca, abzuschneiden, und ließ die Kleinodien bereiten, in deren Schmucke er in jene Stadt einziehen und sich dort zum König von Italien krönen lassen wollte, als sein plötzlicher Tod (1402) die ganze Lage der Dinge veränderte. Mit ihm zerfiel sein Staat. Er hatte eine Theilung seiner Länder unter zwei noch unmündige Söhne, Johann Maria und Philipp Maria, angeordnet; aber es war Niemand, der in ihrem Namen das Ansehen des Herrschers hätte behaupten können oder wollen. In vielen Städten lebten die alten Parteiungen wieder auf; die Heerführer des verstorbenen Herzogs sowohl als die benachbarten Fürsten rissen bedeutende Stücke an sich. Besonders große Thätigkeit zeigte Franz Carrara, fand aber in diesem Bestreben seinen Untergang. Denn die Venetianer, von Johann Galeazzo's Wittwe, Catharina Visconti, Bernabo's Tochter, durch die Abtretung von Vicenza, Bassano, Feltre und Belluno zur Hülfe gegen ihn bewogen, und voll des alten Hasses gegen sein Haus, traten mit allen Kräften ihrer mächtigen Republik gegen den kleinen Fürsten auf. Vergeblich suchte dieser durch friedliche Anerbietungen ihren Zorn zu entwaffnen, vergebens den Andrang ihrer Waffen durch tapfere Vertheidigung abzuwehren. Er mußte sich immer weiter zurückziehen, verlor alle seine Schlösser und Städte, und hatte zuletzt nur noch das feste Padua, als seine einzige Hoffnung, inne. Endlich verlangten auch hier die Bürger, er solle die Stadt über-

geben, und während der darüber ausbrechenden Unruhen gelang es den Venetianern, ſich eines Thores zu bemächtigen. Nun mußte Franz in einen Stillſtand willigen und ging nach Venedig, um von der Gnade der Signoria einen Theil ſeiner Beſitzungen zurückzuerhalten. Hier warf er ſich dem Dogen Michael Steno zu Füßen. Aber umſonſt; er wurde mit zweien ſeiner Söhne erdroſſelt (1406). Auf die Köpfe zweier anderer, die ſich nach Florenz geflüchtet, ſetzte die unverſöhnliche Republik einen Preis. So unglücklich endete der Verſuch, die Herrſchaft der Carrara's wiederherzuſtellen. Alles, was ihnen oder den della Scala's gehört hatte, wurde eine Beute Venedig's, welches durch dieſe Erwerbungen von nun an auch als eine der bedeutendſten Landmächte Italien's auftreten konnte. Um dieſelbe Zeit wurde Piſa von den Florentinern bezwungen, ſo daß durch den Anwachs der beiden Republiken allmählig ein Gleichgewicht der einzelnen Staaten in Italien entſtand, wodurch die Begründung einer ähnlichen Uebermacht, wie die Visconti's vor Johann Galeazzo's Tode erlangt hatten, für die folgende Zeit verhindert worden iſt. Auch Neapel, nachdem es ſich der Anarchie entriſſen hatte, konnte in dieſe Verhältniſſe nicht mehr ſtörend eingreifen; vielmehr wurde es ſelbſt bald in ein Syſtem hineingezogen, welches durch die Beſchirmung der kleineren Dynaſten von Seiten einer benachbarten großen Macht gegen die andere, oder durch Bündniſſe mehrerer gleich mächtigen, jeden Eroberungsſüchtigen in gemeſſenen Schranken hielt. In Neapel war nämlich der junge Ladislaus unter den Stürmen und Gefahren der Bürgerkriege herangewachſen, und das Glück erklärte ſich allmählig entſchieden für ihn. Endlich zwang er ſeinen Gegner Ludwig II. von Anjou durch die Belagerung der Hauptſtadt ſich einzuſchiffen, und ihm das Königreich ganz zu überlaſſen (1399). Aber damit begnügte ſich ſein Ehrgeiz nicht; eine Zeit lang trug er die Krone von Ungarn, mußte ſie aber bald wieder aufgeben. Nun harrte er der Gelegenheit zu Erwerbungen, die näher lagen und leichter zu behaupten waren.

König Ruprecht mußte nach ſeiner Rückkehr in Deutſchland erfahren, daß es ihm mit der Herſtellung der geſetzlichen Ordnung, obſchon er thätiger und wohlmeinender war als Wenzel, nicht beſſer gelang, als dieſem. Es erging ihm, wie ein Jahrhundert früher dem König Adolf; der Erzbiſchof von Mainz, der ihn erhoben, und ihn fortwährend wie ein Werkzeug ſeiner Pläne brauchen und behandeln wollte, wurde ſein Widerſacher, als der König ſich ſeiner Leitung entzog, und die Rückſicht auf ihn der Wohlfahrt des Reiches nachſetzte. Dazu kam, daß Ruprecht den Schein des Eigennutzes und der Härte nicht vermied, und ſich da-

durch Feinde machte. Als er 1405 in die Wetterau zog, und dort einige Mainzische Vasallen verübter Räubereien wegen züchtigte, wurde der stolze Erzbischof so aufgebracht, daß er mit dem Markgrafen Bernhard von Baden, der willkürlich Zölle eingerichtet, sich an den Herzog Ludwig von Orleans, den Bruder des Königs von Frankreich, zum Nachtheil des Reiches angeschlossen und dem König in diesen Punkten Gehorsam verweigert hatte, sowie mit dem Grafen Eberhard von Würtemberg und einer Anzahl von Städten — voran das bedeutende Straßburg — zu Marbach einen Bund schloß, der unter dem Scheine des aufrecht zu erhaltenden Landfriedens im Grunde gegen den König gerichtet war. Ruprecht's Bemühungen, diesen Bund aufzulösen, waren vergeblich; es kam so weit, daß der Erzbischof von Mainz wider ihn rüstete, und zuletzt blieb ihm nichts übrig, als sich mit den einzelnen Gliedern der Verbindung zu vergleichen, und diese selbst als eine rechtmäßige anzuerkennen. Es hätte einer ganz andern Macht und ganz anderer Geistesgaben, als die seinigen waren, bedurft, um das so tief gesunkene deutsche Königthum wieder zu heben. Und wie gefährlich hätte dem Könige der Marbacher Bund werden können, wäre Wenzel der rechte Mann gewesen, ihn auf seine Seite zu ziehen. Aber es stand freilich um die Angelegenheiten desselben noch schlimmer als um die seines Gegners. Die Zwistigkeiten, die unter den luxemburgischen Prinzen bald nach Karl's IV. Tode ausgebrochen waren und, verbunden mit der Unzufriedenheit der Böhmen, schon einmal zur Gefangenhaltung Wenzel's geführt hatten, dauerten fort, da die Ursachen, des Königs Untüchtigkeit und Völlerei und seiner Verwandten Habgier und Länderſucht, nicht aufgehoben waren. So viel-Böses nun auch Wenzel zur Last fällt, so hatte dennoch sein Bruder Sigismund kein Recht, die alten Auftritte zu erneuen, den König, nachdem er ihm kurz zuvor für große Geldsummen seine Hülfe zugesagt, zum zweiten Male gefangen zu nehmen, und ihn unter der Obhut der österreichischen Herzöge in Wien gefangen zu setzen (1402). Sigismund war nun der That nach Herr von Böhmen; aber als ihn bald darauf Unruhen der Ungarn und die Ankunft des Königs Ladislaus von Neapel, den die Empörer herbeigerufen hatten, nach diesem Lande zu eilen nöthigten, erhoben sich die Böhmen und vertrieben seine zurückgelassenen ungarischen Truppen, von welchen sie durch Wildheit und Zuchtlosigkeit schwer bedrückt worden waren. Auf diese Weise war das Land eine Zeit lang ganz ohne Herren und jedweder Frevel wurde ungestraft verübt, so daß Wenzel, als er nach einer neunzehnmonatlichen Gefangenschaft aus Wien glücklich entkam, mit Freuden wieder aufgenommen wurde.

Während die Staaten ſo unter unaufhörlichen inneren Unruhen litten, dauerte auch die ärgerliche und verderbliche Verwirrung der Kirche fort. Bonifacius IX. ſtarb 1404 und ſein Nachfolger Innocenz VII. 1406; aber man benutzte dieſe Todesfälle ſo wenig als den Urban's VI., um den Frieden wieder herzuſtellen. An die Stelle von Innocenz, der ſchon nach zwei Jahren ſtarb, wählten die römiſchen Cardinäle Gregor XII. Dieſer und ſein Gegner Benedict, dem es gelungen war, die Aufhebung ſeiner Einſchließung zu bewirken, täuſchten die Chriſtenheit mehrere Jahre mit vorgeſpiegelten Unterhandlungen über eine Ausgleichung, während keiner von ihnen im Ernſt daran dachte, dem Beſitz der päpſtlichen Krone zu entſagen. So mußte wohl die Ueberzeugung allgemein werden, daß die Päpſte ſelbſt nichts thun würden, die heilloſe Spaltung zu heben, ſondern daß die Kirche ſich ohne ihre Häupter helfen müſſe. Deshalb war man der Meinung, daß ein allgemeines Concilium zu berufen ſei, welchem ſich beide Päpſte zu unterwerfen hätten; ein Ausweg, den die Univerſität von Oxford ſchon im Jahre 1398 vorgeſchlagen hatte, und den auch die franzöſiſche Regierung, obwohl ſie (1403) zur Obedienz Benedict's zurückgekehrt war, lebhaft unterſtützte. Nun entſtand aber die Frage, wem bei dem Mangel eines allgemein anerkannten Oberhauptes der Kirche, das Recht, ein ſolches Concilium zu berufen, zuſtände. Einige ſchrieben dies dem Kaiſer als dem höchſten Schirmvogt der Kirche zu; Andere, und zwar die Mehrzahl, glaubten nur die Cardinäle dazu berechtigt. Denn allerdings mußte im erſteren Falle die Frage entſtehen, wer der rechtmäßige König ſei; ob Wenzel, der im Reiche nichts mehr galt, aber in Italien und Frankreich anerkannt wurde, oder Ruprecht, der wenigſtens Süddeutſchland für ſich hatte, wenn auch ſein Anſehn im Norden des Reiches gering war. Glücklicher Weiſe entzweiten ſich jetzt beide Päpſte mit ihren Cardinälen. Gregor XII., von den Seinigen gedrängt, der Spaltung ein Ende zu machen, ernannte, um bei ſeinem weiteren Verfahren nicht von ihnen gehindert zu werden, eine Anzahl neuer, und zögerte auch, das verſöhnliche Entgegenkommen Benedict's zu erwiedern, worauf ihn die älteren verließen und ſich nach Piſa begaben; und als Benedict XIII. durch eine Verſammlung der franzöſiſchen Geiſtlichkeit und der Stände für einen hartnäckigen Schismatiker und Ketzer erklärt worden war, vereinigten ſich mit ihnen auch die franzöſiſchen Cardinäle. So konnten ſie denn nun eine allgemeine Verſammlung der Geiſtlichkeit veranlaſſen. Auf ihre Einladung traten am 25. März des Jahres 1409 zweiundzwanzig Cardinäle, vier Patriarchen, zwölf Erzbiſchöfe, achtzig Biſchöfe, ſiebenundachtzig

Aebte, die Abgeordneten von funfzehn Universitäten und mehr als dreihundert Doctoren der Theologie und des canonischen Rechts in Pisa zusammen. Es war nicht blos die Wiederherstellung der kirchlichen Eintracht, welche man von dieser Versammlung erwartete, sondern eine Verbesserung des kirchlichen Zustandes überhaupt, worunter man ins Besondere die Beschränkung der päpstlichen Gewalt verstand, so wie die Veränderung des aussaugenden Finanzsystems, das die Nachfolger Petri innerhalb der Kirche in Gang gebracht hatten, und dessen Druck man jetzt nicht nur von zwei Seiten empfand, sondern auch in einem höhern Maße als je vorher. Jedem der beiden Päpste machte seine Lage mehr Einkünfte nöthig, als früher der alleinige bedurft hatte; da sie aber doch nur die Hälfte davon erhalten konnten, so mußten sie sich durch Erpressungen helfen, welche die Sehnsucht nach einer Verbesserung des kirchlichen Zustandes noch lebhafter erregten. Aber durch die Synode von Pisa wurde weder die eine, noch die andere der von ihr gehegten Erwartungen erfüllt. Sie entsetzte zwar Benedict und Gregor als Schismatiker, Ketzer und Meineidige, des Pontificats, und wählte ein neues Oberhaupt der Kirche, Alexander V., der bisher Cardinalerzbischof in Mailand gewesen war; aber das Schisma war dadurch, weil man nicht Sorge getragen hatte, die beiden anderen Päpste vorher zur Abdankung zu bringen, keineswegs gehoben, vielmehr erfolgte, was der deutsche König Ruprecht vorhergesagt hatte, daß nämlich statt der päpstlichen Zweifaltigkeit eine Dreifaltigkeit entstehen werde. Die Partei des zu Pisa aufgestellten Papstes blieb zwar die stärkere; allein an Benedict hielten Schottland und Spanien fest, an Gregor der römische König Ruprecht und der neapolitanische Ladislaus; wogegen das Concil seinerseits den König Wenzel für den rechtmäßigen erklärte. Eben so wenig wurde die gehoffte Umwandlung des Kirchenwesens erreicht. Man hatte nicht bedacht, daß die Uebel, welche die Kirche drückten, gar nicht einzig und allein von den Päpsten ausgingen, sondern nicht weniger von den Cardinälen und Bischöfen. Diese waren die Lenker der Synode, und boten natürlich zu einer Reformation, die sie zuerst betroffen haben würde, keineswegs die Hand. Schon am 7. August 1409 löste Alexander V. die Versammlung wieder auf, nachdem er allerdings zum Behufe der Kirchenreformation ein neues Concil auf das Jahr 1412 angesagt hatte. In Deutschland aber erhielt die Zwietracht zwischen Ruprecht und den Ständen durch die pisanische Synode neue Nahrung; denn wie der Erstere Gregor XII. zugethan blieb, so war der größte Theil der Letzteren auf Alexander's V. Seite, und Ruprecht, der täglich mehr empfinden

mußte, wie auch im Reiche ſein Anſehn ſchwand, war eben im Begriff, gegen ſeinen alten Genoſſen Johann von Mainz, der nun ſein bitterſter Feind war, den offenen Krieg zu beginnen, als er plötzlich zu Oppenheim am 18. Mai 1410 ſtarb. Er hatte im Beſitze der Würde, die er durch Trug und Gewaltſamkeit an ſich gebracht, ungeachtet redlichen Willens nichts als eine Reihe von Widerwärtigkeiten und Kränkungen geärndtet. Wenige Wochen vor ihm ſtarb auch Alexander V. und die Cardinäle beeilten ſich, ihm in der Perſon des Cardinals Balthaſar Coſſa einen Nachfolger zu geben.

Die Staaten Ober- und Mittelitalien's hatten damals keinen gefährlichern Feind zu fürchten, als den König Ladislaus von Neapel, der mit der ſchlauen Staatskunſt des Johann Galeazzo Visconti große perſönliche Tapferkeit verband. Er ſtrebte nicht nur nach dem Beſitze von ganz Italien, ſondern auch nach der Kaiſerkrone, und darum war ihm das Schisma, das allen andern Fürſten ſo viel Unruhe erregte, erwünſcht; denn er dachte während deſſelben ſich ungeſtört im Kirchenſtaate ausbreiten zu können. Auch mußte er fürchten, daß ein allgemein anerkannter Papſt leicht wieder in Abhängigkeit von Frankreich gerathen und dann als Werkzeug dienen werde, dem jüngern Hauſe Anjou das Königreich Neapel zu verſchaffen. Während er ſich den Schein des eifrigſten Anhängers Gregor XII. gab, nahm er im Jahre 1408 Rom, in dem er ſich ſchon ein Mal feſtzuſetzen verſucht hatte, ohne ſich halten zu können, und hierauf noch andere Städte des Kirchenſtaats. Die Florentiner, die ſich zunächſt von ihm bedrängt ſahen, riefen, in Uebereinſtimmung mit der Kirchenverſammlung von Piſa und Alexander V., Ludwig II. von Anjou gegen ihn herbei. Die Neapolitaner mußten Rom verlaſſen, wo nun Papſt Johann XXIII., der Nachfolger Alexander's V., ſeinen Sitz aufſchlagen konnte (1411); aber trotz eines glänzenden Sieges, den Ludwig bei Rocca ſecca mit Hülfe der berühmteſten italieniſchen Hauptleute, die in ſeinem Dienſte waren, erfocht, trieb Ladislaus ihn wieder zurück. Den Papſt täuſchte er durch Friedensunterhandlungen, wandte ſich dann aber plötzlich gegen Rom und nahm die Stadt abermals ein, ſo daß Johann ſich kaum nach Florenz retten konnte. Immer weiter wogte nun der Strom ſeiner Eroberungen, und den Florentinern ſchien der härteſte Kampf bevorzuſtehen, als Ladislaus am 6. Auguſt 1414 an einer Krankheit, die er ſich durch Ausſchweifungen zugezogen hatte, ſtarb, und Italien dadurch von der Furcht, ſeine Unabhängigkeit an dieſen argliſtigen Eroberer zu verlieren, befreit ward.

22. König Sigismund und die Kostnitzer Kirchenversammlung.

Es fehlte wenig, so hätte das deutsche Reich nach dem Tode Ruprecht's, wie die Kirche, drei Häupter in Streit und Kampf um die Krone gesehen. Denn während Wenzel fortwährend die Gültigkeit seines Rechts behauptete, zerfielen die Kurfürsten, die ihn abgesetzt, und an Ruprecht's Stelle einen andern König wählen wollten, unter sich; einige erklärten sich für Wenzel's Bruder, den König Sigismund von Ungarn; andere für den Vetter dieses Fürsten, den Markgrafen Jobst von Mähren. In der That fand in Frankfurt am 20. Sept. und 1. Oct. 1410 eine Doppelwahl statt, in der von den verschiedenen Parteien diese beiden Bewerber gekoren wurden. Beide Wahlen waren ungültig, da sie von einer Minderheit vollzogen waren, da auch Wenzel von Böhmen und der Kurfürst von Sachsen überhaupt gegen die Vornahme einer Wahl protestirt hatten, da es endlich fraglich war, wer das Recht habe, die brandenburgische Stimme zu führen; und es würde eine endlose Verwirrung gefolgt sein, wenn nicht Jobst, der große Lügner — wie ihn Eberhard von Windeck, der Geheimschreiber Sigismund's, nennt — am 8. Januar des folgenden Jahres 1411 zu rechter Zeit gestorben wäre. Nun trat nicht nur seine Partei zu Sigismund über, sondern auch Wenzel gab seine Zustimmung unter der Bedingung, daß ihm selbst der Titel als Kaiser oder älterer römischer König blieb.

Dem neuen Könige war die Wiederherstellung der Einigkeit in der Kirche besonders zur Pflicht gemacht worden, und er nahm sich in der That dieses Geschäftes mit dem löblichsten Eifer an. Die hellsehenden Zeitgenossen erwarteten freilich von dem Ende der Spaltung allein nicht die Heilung der vielen Uebel, welche auf der Kirche und durch sie auf dem ganzen Zustande der Gesellschaft lasteten. Es war eine Zeit großer Verderbniß und tiefen Sittenverfalls. In Italien zumal glichen jene um die Herrschaft kämpfenden Tyrannen den berufenen römischen Imperatoren des ersten Jahrhunderts an Blutdurst und Wollust, und manche Päpste und Cardinäle gaben ihnen darin nichts nach. Johann XXIII. war in früheren Jahren Seeräuber gewesen, und hatte die Cardinalswürde erkauft. Als die Herzogin Catharina nach Johann Galeazzo's Tode dem Papst Bonifacius IX. Bologna zurückgab, um vor den Truppen des heiligen Stuhles Ruhe zu haben, wurde er als Legat hierher gesandt, und benahm sich bald als unumschränkter Herr der Stadt, bezeichnete seine Regierung durch Erpressungen und Grausamkeiten, und

wälzte ſich im Schlamm der niedrigſten Lüſte. Alexander den V. lud er zu ſich ein, weil Ladislaus damals Rom beſetzt hatte, um ihn ganz unter ſeinem Einfluß zu haben, und nach deſſen Abſterben zwang er die in Bologna anweſenden Cardinäle ihn ſelbſt zu wählen. Sogar den Tod ſeines Vorgängers durch Vergiftung herbeigeführt zu haben, wurde ihm ſpäterhin vorgeworfen. Auch als Papſt hielt er es nicht der Mühe werth, ſeinen ſchamloſen Wandel dem Auge der Welt zu entziehen. Dieſes Sündenleben mußte der Chriſtenheit freilich die Augen öffnen. Es waren nicht mehr jene großen Päpſte, die von der weltlichen Macht bekämpft wurden, weil ſie den Staat unter die Obhut des Chriſtenthums bringen wollten; es waren unwürdige Frevler, welche die Kirche, die ſie leiten ſollten, durch Verbrechen und Gräuel ſchändeten, und Religion und Sitten durch ihr böſes Beiſpiel untergruben. Da erhoben beredte Schriftſteller, Nicolaus von Clemangis, Rector der Pariſer Univerſität, Peter von Ailly, Johann von Gerſon, Heinrich von Langenſtein, Dietrich von Niem u. A. ihre Stimme, zeigten die Urſache des Uebels der Zeit in der unerſättlichen Herrſchſucht der Päpſte, wie in der Habgier, Ueppigkeit und Sittenloſigkeit des Clerus überhaupt, und ſchilderten die Nothwendigkeit einer Kirchenverbeſſerung mit den lebhafteſten Farben. So trat zu der Beſeitigung des Schisma's noch eine andere und wichtigere Aufgabe für das Concil, die Reformation der Kirche.

Um die Zeit, wo Johann XXIII. durch die Waffen des neapolitaniſchen Ladislaus auf das Aeußerſte bedrängt war, befand ſich König Sigismund in Oberitalien, wo er zunächſt Rache an der Republik Venedig, der alten Feindin Ungarn's, zu nehmen und demnächſt Mailand wieder in ein abhängiges Verhältniß vom Reiche zu bringen ſuchte. Beides mißlang ihm. Beſſer glückte der Verſuch, dem Papſt Johann eine Einwilligung zu dem allgemeinen Concil abzudrängen, ja Sigismund benutzte die Verlegenheit des Papſtes, der vor Ladislaus geflohen war, ſo geſchickt, daß er ſeine Beiſtimmung gab, die Verſammlung nicht auf italieniſchem, ſondern auf deutſchem Boden abzuhalten. Das Concil ward wirklich auf Allerheiligen 1414 nach Koſtnitz ausgeſchrieben. Zwar hätte Johann, ſeiner Bedrängniß entledigt, dieſen Beſchluß gern zurückgenommen; doch hielt ihn Sigismund dabei feſt, die Bulle ward am 9. December 1413 vollzogen und der Papſt mußte verſprechen, ſelbſt in Koſtnitz zu erſcheinen. Der König kehrte über Savoyen nach Deutſchland zurück, um ſich in Aachen krönen zu laſſen, welche Feierlichkeit im November 1414 ſtattfand. Erſt in der Chriſtnacht Morgens vier Uhr langte er in Conſtanz an.

Hier war inzwischen die Kirchenversammlung bereits seit einem Monat eröffnet, unter allen ähnlichen des Mittelalters die größte und feierlichste und hinsichtlich ihrer Bedeutsamkeit auch eine der denkwürdigsten. Denn wie sie für Italien und Deutschland zugleich ein Reichstag war, um die verwirrten politischen Verhältnisse zu lösen, so wurde sie auch als ein europäischer Congreß angesehen, auf dem die allerwärts bestehenden Verwicklungen ausgeglichen werden konnten. Daher strömte denn von allen Enden Europa's eine Menge Theilnehmer herbei. Man zählte einen Papst mit 1600 Leibwächtern, 5 Patriarchen, 33 Cardinäle, 47 Erzbischöfe, 145 Bischöfe und 583 sonstige geistliche Würdenträger mit 10,600 Personen Gefolge; dazu kamen die päpstlichen Secretäre, die Deputirten der Universitäten, die Doctoren der Theologie, der Rechte, der Arzneiwissenschaft, über 1000 Magister der freien Künste, insgesammt mit einem Gefolge von 8000 Menschen, endlich noch über 5000 Priester. Nicht minder stattlich war die Zahl der weltlichen Besucher, der Herzöge, Fürsten, Grafen und Ritter, deren Gefolge sich auf 20,000 Personen belief. Und nicht auf das Abendland allein beschränkte sich die Schaar der Fremden, auch aus Asien und Afrika waren Gesandtschaften eingetroffen. Rechnet man dazu die Handwerker, Kaufleute, die Menge der Gaukler und Schauspieler wie der Bettler, die von den Theilnehmern des Conciles ihren Gewinn und Unterhalt suchten, so erscheint es als keine Uebertreibung, wenn einmal 150,000 Fremde gezählt wurden und die gewöhnliche Zahl auf 80,000 angegeben wird. Ein buntes, vielfarbiges Bild, ein wunderbares Gemenge von Nationen, von Sitten und Lebensweisen in einer Zeit, wo die Entfernungen noch schwer zu durchmessen waren und das Auseinanderliegende sich noch selten friedlich berührte.

Wollte das Concilium seinen Zweck erreichen, so durfte es keine Fortsetzung des pisanischen sein; Johann XXIII. mußte ebenso gut zur Abdankung genöthigt werden, als die beiden anderen Päpste. An der Spitze der Partei, welche dieses Ziel verfolgte, der französischen, stand der schon genannte Peter d'Ailly, Cardinal von Cambray, späterhin unterstützt von Johann Gerson, dem Kanzler der Pariser Universität. Aber diese Partei, wie sehr auch ihre Haltung von der allgemeinen Meinung getragen und gebilligt ward, konnte ihre Absicht nicht erreichen, wenn, wie auf allen bisherigen Concilien dem Gebrauch der frühern Zeiten gemäß, die Stimmen nach den Köpfen gezählt wurden; denn Johann hatte eine außerordentliche Menge italienischer Prälaten mitgebracht, durch welche er sich die Oberhand zu sichern hoffte. Es wurde

daher auf Betreiben dieser Männer ein Antrag angenommen, der schon in Pisa eingebracht worden war, alle Individuen auf vier Hauptnationen, die deutsche, französische, englische und italienische, zu vertheilen, jede Nation immer erst in besonderen Versammlungen, Congregationen, berathschlagen, und dann nach der Mehrheit der Stimmen in ihr selbst, in der ganzen Synode eine Gesammtstimme abgeben zu lassen. In diesem Falle war man gewiß, daß die Italiener mit der günstigsten Gesinnung für Johann nicht durchdringen würden. Der Papst und seine Anhänger setzten diesem Vorschlage allen möglichen Widerstand entgegen; als aber Sigismund angekommen und dafür gewonnen worden war, sahen sie sich genöthigt, gleichfalls ihre Zustimmung zu geben. Von gleicher Wichtigkeit war eine andere Veränderung, die ebenfalls von der französischen Partei durchgesetzt ward, daß innerhalb der Nationen außer den Bischöfen und Reichsäbten, welchen eigentlich das Stimmrecht allein gebührte, die Doctoren und Gelehrten der Universitäten an der Abstimmung Theil nehmen sollten, sowie daß in allen äußeren Kirchensachen, welche keine Glaubensartikel betrafen, auch den Königen und Fürsten, selbst oder durch Gesandte, mit zu stimmen gestattet wurde.

Begreiflicher Weise hatte Johann von einer solchen Versammlung zum Voraus nichts Gutes, weder für sich noch für das Papstthum, erwartet. Es war seinen Cardinälen schwer geworden, ihn überhaupt zur Abreise aus Italien zu vermögen, obwohl er doch dem Könige die bündigsten Versprechungen gegeben; bange Ahnungen erfüllten seine Seele unterwegs*); nur die Hoffnung, daß er sich mit seinem reichen Schatze Schützer und Freunde machen könne, erhielt ihn aufrecht. Als er durch Tyrol zog, gewann er bei einer Zusammenkunft den Herzog Friedrich

*) Der Konstanzer Canonikus Ulrich Reichenthal, der zur Zeit des Concilliums lebte, erzählt in seinem Diarium (Costnitzer Concilium, so gehalten worden im Jahr 1413; darin man findt, wie die Herren Geistlich und Weltlich eingeritten seyn und mit wieviel Personen) folgende Aeußerungen des Papstes auf der Reise: Da er herauskahm auff den artlenberg, do fiel der wogen, dorinne er fuer, umb, und er lag unter dem wogen in dem schnee. Do kamen czu ihm seine diener und churtisanen und sprachent czu ihm: heiliger vatter, gebricht euer heiligkeit ichts (etwas)? Do antwurt er ihnen in latin, jaceo hic in nomine diaboli, das ist czu teutsch gesprochen, ich lig hye im namen des teuffels. Do er nun wider auff kahm und er dise landt anschauwet und den bodensee, bludents und das gebirge, da scheinet es herab, als ob es in einem thal lig. Do sprach der pabst in latin, sic capiuntur vulpes, das ist czu teutsch, so werden die füchs gefangen.

von Oesterreich, genannt „mit der leeren Tasche", der schon lange ein Gegner Sigismund's war; ebenso in der Folge den Markgrafen von Baden, nicht minder den ränkevollen Erzbischof Johann von Mainz. Als nun die französische, deutsche und englische Congregation darauf drangen, daß der erste Schritt zur Herstellung des Kirchenfriedens die Abdankung aller drei Päpste sein müßte, und Johann alles Widerstrebens ungeachtet sich am 2. März 1415 dazu entschließen mußte, eine Cessionsformel öffentlich im Münster zu verlesen und zu beschwören, womit er denn die höhere Gewalt des Concils von selbst anerkannte, so beschloß er aus der Stadt in die benachbarten österreichischen Lande zu entfliehen, durch seine Entfernung die Versammlung zu sprengen und gegen alle bisherigen Zugeständnisse zu protestiren. Herzog Friedrich, der zu diesem Zwecke nach Konstanz berufen worden war, mußte ein Turnier außerhalb der Stadt veranstalten. Während Alles zu diesem Schauspiele hinausströmte, entwich der Papst, obwohl man seinen Plan argwöhnte, auf einem schlechten Pferde und in gemeiner Reiterkleidung, nur von einem Knaben begleitet, aus dem Thore, ließ sich den Rhein hinabfahren und gelangte glücklich nach Schaffhausen, welche Stadt damals Herzog Friedrich gehörte. Der Letztere folgte ebendahin in kurzer Zeit (20. März 1415).

Sobald die Flucht des Papstes kund geworden war, entstand in Kostnitz allgemeine Bewegung und große Bestürzung, und ein Theil der Versammlung machte in der That Anstalten zum Abzug. Allein Sigismund ritt selbst durch die Straßen, beruhigte das Volk, hielt das Concilium voll thätigen Eifers zusammen und erklärte, daß es unter seinem Schutz auch ohne Papst fortgesetzt werden sollte. Es kam nach einem beredten Vortrage des Kanzlers der Pariser Universität, des schon genannten Johann's von Gerson, der eben erst in der Stadt eingetroffen war, zu der förmlichen, höchst merkwürdigen Erklärung, daß eine allgemeine Kirchenversammlung die ganze katholische Kirche vorstelle, welche ihre Gewalt unmittelbar von Christo empfangen habe, und daß Jeder und somit auch der Papst allen ihren Verfügungen, besonders denen, welche den Glauben und die Reformation der Kirche an Haupt und Glieder betreffen möchten, sich zu unterwerfen verbunden sei. Dieser Beschluß wurde in der vierten Hauptsitzung des Conciliums in Gegenwart des Kaisers öffentlich verkündet und bestätigt. Dem entflohenen Papste schickte man drei Cardinäle nach, um ihn zur Rückkehr zu bewegen, und über Friedrich von Oesterreich ward die Reichsacht ausgesprochen, welches Urthel sofort alle seine alten Feinde in der Nachbar-

schaft in Bewegung brachte. Ehe er sich rüsten konnte, sagten ihm bei 400 benachbarte Herren und Gemeinden Fehde an; besonders thätig zeigten sich die Reichsstädte und die Schweizer, obgleich die Letzteren erst vor drei Jahren einen funfzigjährigen Frieden mit Oesterreich geschlossen hatten; von diesem Vertrage entband sie das Concil. Bern nahm den Aargau weg; das alte Stammschloß, die Habsburg, fiel in Schutt und Trümmer, eine Burg nach der anderen wurde gebrochen und den gemeinsamen Waffen der Eidgenossen unterlag Baden mit dem Schloß am Stein. Von allen Seiten auf das Härteste bedrängt, mußte Friedrich die Gnade des Kaisers anflehen. Im Refectorium des Minoritenklosters zu Kostnitz kniete er vor Sigismund in Gegenwart vieler Reichsstände und Mitglieder der Kirchenversammlung, so wie der italienischen Abgeordneten, nieder und gelobte eidlich, daß er sich und alle seine Lande in des Kaisers Macht gebe, auch wolle er den Papst Johannes wieder zum Concilium stellen. „Ihr Herren von Italien," sprach Sigismund zu den Umstehenden, „ihr wähnet und wisset nicht anders, denn daß die Herzöge von Oesterreich die gewaltigsten Herren seien in der Nation Germania. Nun sehet, daß ich ein mächtiger Fürst bin über die von Oesterreich und sonst über alle Herren und Städte."

Wenige Tage nach dieser Demüthigung des Herzogs von Oesterreich (am 29. Mai) saßen die Väter des Conciliums zu Gericht über Johann XXIII., der auf ihre wiederholte Ladung nicht erschienen war, auch den Abgeordneten keine genügende Antwort ertheilt hatte. Ueber siebzig festgestellte Klagpunkte wurden vierunddreißig vereidete Zeugen unbescholtenen Rufes vernommen. Der Papst war der abscheulichsten Verbrechen beschuldigt: Alexander den V. vergiftet, seines Bruders Weib beschlafen, an dreihundert Nonnen entehrt, Auferstehung und ewiges Leben geläugnet zu haben u. s. w. Seine Absetzung wurde beschlossen und seine Bewahrung dem Kaiser anvertraut, der ihn aus Freiburg, wohin er sich begeben hatte, durch den Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit bewaffneter Macht abholen und fünf Jahre lang in dem Schlosse Gottleuben, wo damals auch ein anderer Johann, nämlich Hus, in Haft saß, gefangen halten ließ. Darauf ließ auch der achtundachtzigjährige Gregor XII. durch Karl von Malatesta, in dessen Schutz er bis jetzt zu Rimini gelebt, seine freiwillige Abdankung der Versammlung ankündigen. So war nur noch der hartnäckige Benedict XIII. übrig, der sich damals in Perpignan aufhielt. Sigismund begab sich in Person zu ihm, um ihn zu einer gleichen freiwilligen Niederlegung der päpstlichen Würde zu bewegen. Diesen Zweck erreichte er zwar nicht, aber er brachte es doch

dahin, daß die Könige von Aragonien, Castilien, Navarra und Schottland ihm den Gehorsam aufkündigten, und dadurch der Absetzung, welche nach Sigismund's Rückkehr die Kirchenversammlung (26. Juli 1417) auch über ihn aussprach, Kraft und Bestand gaben. Aber der starrsinnige Greis blieb unbewegt. Von dem Felsen zu Peniscola, einem festen, zu den Besitzungen seiner Familie gehörigen Schloß im Königreich Valencia, auf das er sich geflüchtet hatte, sprach er den Bann über die ganze Welt, und beharrte dabei, bis er 1424, in einem Alter von neunzig Jahren, starb.

Nachdem auf solche Weise der erste Theil der Aufgabe des Concils gelöst war, trugen Sigismund und die deutsche Nation, welche von Allen das größte Aergerniß an dem lasterhaften Wandel der letzten Päpste, an dem Verkauf der geistlichen Stellen und anderen Mißbräuchen genommen hatten, darauf an, ehe man zur Wahl eines neuen Papstes schritte, zuvor die Verbesserung der Kirche mit desto größerer Freiheit vorzunehmen. Allein es zeigte sich jetzt, wie irrig man zu den Cardinälen und Bischöfen das Vertrauen gehegt, daß von ihnen das Heil der Kirche ausgehen werde; als es zur Beschränkung ihrer eigenen Lebensweise, ihrer Rechte und Einkünfte kommen sollte, glaubten sie sich, um diesen Gefahren zu entgehen, des Schutzes eines neuen Papstes bedürftig. Zuerst waren nur die Italiener gegen jenen Vorschlag; aber bald gewannen sie die Franzosen, dann, nach dem Tode des trefflichen Robert Hallam, Bischofs von Salisbury, des eifrigsten Verfechters der Kirchenreformation, auch die Engländer für sich und erlangten dadurch die Stimmenmehrheit gegen das gerechte Begehren der Deutschen. Diejenigen, welche es nicht für das allerdringendste Geschäft des Concils hielten, der Kirche ein Haupt zu geben, wurden als Feinde des Friedens bezeichnet, und Männer, die vorher ihre Stimme am lautesten gegen das Verderbniß des Papstthums erhoben hatten, fanden sich jetzt unter den Vertheidigern dieser Ansicht, wie Peter von Ailly. Sigismund mußte endlich nach langem Widerstreben, als auch die deutschen Bischöfe schwankten, und nachdem er noch die berühmte Protestation gegen die Papstwahl, worin in beredter Weise der beklagenswerthe Zustand der Kirche nachgewiesen ward, eingereicht hatte, seine Einwilligung geben; und so ward am 11. Nov. 1417 von den dreiundzwanzig anwesenden Cardinälen und dreißig Abgeordneten der Nationen ein neuer Papst erwählt, in der Person Martin's V., aus dem Hause Colonna. Er war ein Mann von feiner Bildung, großer Festigkeit und kluger Gewandtheit, und mit diesen Eigenschaften wurde es ihm leicht, den Schlag abzuwehren, welcher

der Hierarchie drohte. Es war zwar schon vorher auf den Antrag der Deutschen die Bedingung für jeden zu Wählenden gemacht worden, nicht eher Kostnitz zu verlassen, noch die Synode aufzulösen, bis die Reformation der Kirche vollendet sei; aber es fanden sich Vorwände genug, die Sache zu verzögern und am Ende ganz zu vereiteln, was Sigismund und die „andächtige, geduldige und demüthige" deutsche Nation, wie sie sich selbst in jener Denkschrift gegen die Papstwahl nannte, vorausgesehen hatten. Um sich von dem Concilium nichts vorschreiben und das Ansehen des heiligen Stuhles nicht noch mehr beeinträchtigen zu lassen, wandte sich Martin an die einzelnen Nationen und gewährte in besonderen Concordaten mit Deutschland und England zwar nur den augenscheinlichsten Mißbräuchen einige Abhülfe; dennoch aber erschien auf diese Weise als freie Gunstbezeigung, was das Concilium als Pflicht hätte auferlegen können. Die Franzosen konnten sich jetzt nicht mehr verhehlen, daß sie einen schweren Fehler begangen hatten. Sie suchten nun die Hülfe Sigismund's nach, der ihnen jetzt mit Fug antworten konnte, sie hätten ihm nicht folgen wollen, nun hätten sie ein Haupt, an das möchten sie sich wenden. Endlich benutzte der Papst eine ausbrechende Seuche als Vorwand, um die Versammlung aufzulösen (22. April 1418), und verließ Kostnitz, umgeben von aller Pracht und Herrlichkeit seiner Würde; der Kaiser führte seinen weißen Zelter, drei der ersten Fürsten des Reichs hielten die Zipfel der Scharlachdecke des Pferdes, und vier Grafen trugen einen Thronhimmel über ihm. In der Zahl seiner Begleiter befand sich auch der Verbrecher Johann XXIII., der wieder in das Collegium der Cardinäle aufgenommen war. Es war, als feiere der Papst einen Triumphzug für den Sieg, den er über die gerechten und billigen Hoffnungen der Völker davon getragen hatte. Die Erfüllung derselben konnte zwar noch von den folgenden Concilien erwartet werden, welche, nach einem zu Kostnitz gefaßten Beschlusse, alle zehn Jahre, das nächste sogar schon nach fünf Jahren, gehalten werden sollten. Indeß konnte auch diese Bestimmung, bei der erklärten Abneigung der Päpste gegen allgemeine Versammlungen solcher Art nur eine schwache Aussicht gewähren; und wenn dann dennoch endlich, wiewohl erst nach zwölf Jahren, eine neue Synode zusammenberufen wurde, so geschah es nur, weil dringende äußere Umstände, wie wir gleich sehen werden, dazu nöthigten.

23. Johann Hus.

(Geb. 1369, gest. 1415.)

Das Concilium in Kostnitz hatte außer der Beseitigung des Schisma's und der Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern noch eine dritte Aufgabe zu lösen, die Abstellung der Ketzerei. Wir haben diesen Gegenstand für ein besonderes Kapitel aufgespart, weil er in seinen Ursprüngen und Folgen ein besonderes Ganze bildet.

Der verderbte und herabgesunkene Zustand der Kirche rief, wie an mehreren Orten, so auch in England eine Opposition hervor, die sich indeß nicht bloß, wie die der deutschen und französischen Schriftsteller, gegen den sittenlosen Zustand der Geistlichen und die Mängel der Verfassung richtete, sondern zugleich die Lehren und Dogmen der katholischen Kirche angriff. Einst war England von allen Kirchenprovinzen dem päpstlichen Stuhle die getreueste und zugleich für seine Schatzkammer die ergiebigste gewesen; im Laufe der Zeit, nachdem die Bewohner in den politischen Kämpfen die Krone sich ihren Wünschen hatten beugen sehen, hatte auch die Autorität der geistlichen Gewalt ihren Heiligenschein nach und nach eingebüßt. Die nationale Strömung, welche in der Folge das ganze Land erfüllte, als es von Eduard III. glänzend geführt, die großen Kriege um die französische Krone auskämpfte, hatte dann den Respect vor der Curie zu Avignon, die auf der Seite des Nationalfeindes stand, völlig verwischen helfen. In dieser Zeit war es, daß John Wiclif auftrat und völlig neue Anschauungen über das, was im Stillen alle Welt bewegte, über die Stellung des einzelnen Menschen zur Kirchenlehre aussprach. Er war 1327 geboren, am nördlichen Saume der Grafschaft York, dort, wo normännisches Wesen die altenglische Bevölkerung nur spärlich beeinflußt hatte*); auf der Universität zu Oxford studirte er und erlangte dort 1372 den Grad eines Doctors der Theologie. Wohl vertraut mit der aristotelischen Philosophie, sowie mit der scholastisch-theologischen Dialectik und durch einen Streit mit den Bettelorden früh geübt in der damaligen literarischen Kampfesweise, blieb er doch dabei nicht stehen, sondern ging auf den letzten Quell christlicher Lehre, auf die heilige Schrift zurück, in der er eifrig forschte und andere Grundlagen fand, als sie ihm die gewöhnliche Gelehrsamkeit seiner Zeit bot. Es konnte eine tiefgreifende Wirkung nicht fehlen, als der durch Geist, Gelehrsamkeit und den unbescholtensten Lebenswandel hervorragende Mann

*) Pauli, Bilder aus Altengland, S. 215.

freimüthig seine Ueberzeugung von den schädlichen Wirkungen des Mönchthums sowie von dem Verderbniß des Papstthums in mehreren Schriften aussprach, und sich dann im Fortgange seiner Untersuchungen auch gegen die Lehre von der Brotverwandlung, von der Ohrenbeichte und von dem päpstlichen Ablaß erklärte; als er weiter behauptete, daß der Papst und die Cardinäle oft im Glauben irrten, und daß ihren Lehren nur in sofern Wahrheit beiwohne, als sie sich auf die heilige Schrift gründeten. Schon im Jahre 1377 ordnete Gregor XI. eine Untersuchung gegen ihn an, welche indeß durch die Gunst der weltlichen Großen, unter denen Wiclif viele Anhänger zählte, und durch den Einfluß des damaligen Regenten, des Herzogs von Lancaster, ohne üble Folgen ablief. Nach dem Ausbruch der großen Kirchenspaltung trat er noch kühner auf; 1381 übersetzte er die Bibel in die Landessprache. Seine Lehre fand nun aber auch entschiedenen Widerspruch, und 1382, auf einem Concile zu London, verdammte der Erzbischof von Canterbury eine Reihe seiner Lehrsätze als ketzerisch, worauf Wiclif Oxford verlassen mußte. Er zog sich nach seiner Pfarre Lutterworth zurück und starb hier ohne weitere Anfechtung (1384). Nicht so glücklich waren seine Anhänger. Ihre Predigten regten das Volk gegen die Geistlichkeit auf, und führten eine Reihe unruhiger Bewegungen herbei, die mit einer blutigen Verfolgung endeten, wodurch die Wiclif'sche Lehre in England unterdrückt wurde (1416). Aber dieselbe hatte unterdeß in einem fernen Lande tiefere Wurzeln geschlagen. Durch die Vermählung König Richard's II. von England mit einer Tochter Kaiser Karl's IV., der guten Königin Anna, war eine Verbindung zwischen England und Böhmen entstanden, welche in dem letzteren Reiche Bekanntschaft mit Wiclif's Schriften veranlaßte. In Böhmen war damals durch die verständige Regierung Karl's IV. ein neues reges Leben erweckt worden. Die Universität Prag, in der höchsten Blüthe stehend, von Tausenden einheimischer und ausländischer Studenten besucht, hatte die bildsamen, feurigen Czechen für die Pflege aller höheren Interessen und jeglicher wissenschaftlichen Bildung gewonnen. Auch der Kampf gegen den päpstlichen Stuhl und gegen den Clerus war von angesehenen Geistlichen bereits seit Jahrzehnten mit Nachdruck und Erfolg geführt; Konrad Waldhauser, Milic von Kremsier, Mathias von Janow, hatten jeder in seiner Weise, durch Predigten und Schriften, und durch zahlreichen Anhang im Volke gehoben, die Geister zu freierem Urtheil herangebildet. Und nun erleichterte ein Statut der Universität, wonach die Baccalaureen, d. h. diejenigen Lehrer, welche den Doctorgrad noch nicht erlangt hatten, ihre Vorträge nicht nach eigenen Heften, sondern nur

nach denen bekannter Magister in Prag, Paris und Oxford halten durften, die Verbreitung der Grundsätze Wiclif's außerordentlich.

In dieser Zeit (1398) trat Johann Hus, gebürtig aus Husinez, einem kleinen böhmischen Städtchen, als Lehrer an der Universität Prag auf, ein Mann, der mit dem tiefsten Ernste des Charakters, mit einer Unbescholtenheit des Wandels, daß auch die Feinde daran nichts zu tadeln wußten, mit dem glühendsten Eifer für die sittliche Hebung seines Volkes eine seltene Klarheit des Verstandes, staunenswürdige Gelehrsamkeit und eine wunderbare Geschicklichkeit verband, seine Sätze auch den Ungebildeten zu entwickeln. Schon von seinen Lehrern auf Wiclif hingewiesen, fand er sich von den Angriffen des Engländers gegen die Mißstände der Kirche so angezogen und überzeugt, daß er nicht anstand, sich zu dessen Anschauungen zu bekennen. Mit ihm sein Freund Hieronymus von Prag, aus dem adligen Geschlecht der Faulfisch, der gleich gelehrt und beredt, aber beweglicher und unstäter, vielfach in der Fremde verweilt und in Oxford studirt hatte, und nun die Schriften Wiclif's noch eifriger zu verbreiten suchte. Beide fanden Gleichgesinnte, unter denen besonders Jacobellus von Mieß zu nennen ist, und empfahlen laut und eindringlich des Engländers Lehren. Wie hätte die Wirksamkeit solcher Männer nicht aufregen und zünden sollen, zumal da Wenzel und Sigismund zu verschiedenen Zeiten aus politischen Rücksichten den Päpsten die Obedienz aufkündigten. Wie aber Hus zu einem gewaltigen Einfluß auf das niedre Volk gelangte, nachdem er Prediger an der Bethlehemskapelle geworden war, der einzigen Kirche Prag's, in der böhmisch gepredigt wurde, so war er andrerseits am Hofe, vornehmlich bei der Königin Sophie, hoch angesehen. Die Gemüther waren in höchster Spannung, die noch dadurch gesteigert ward, daß die Böhmen den Haß Wenzel's gegen die Deutschen, die ihn abgesetzt hatten, theilten und deßhalb das Uebergewicht, das die drei deutschen Nationen (Baiern, Polen, Sachsen) in der Verwaltung der Universitätsämter, wie bei den Abstimmungen observanzmäßig hatten, nur mit Widerstreben ertrugen. Als nun durch die deutschen Doctoren der Erzbischof Sbinko (Zbynek) von Prag veranlaßt ward, ein Verbot gegen die Wiclif'schen Lehren zu erlassen, steigerte sich der Unwille der Böhmen über die Vorrechte der Deutschen so, daß sie bei Wenzel eine Veränderung der Universitätsstatuten durchsetzten, wonach nunmehr bei allen Verhandlungen der böhmischen Nation drei, den Ausländern nur eine Stimme zukäme, während vorher dies Verhältniß gerade umgekehrt war. Es entstand eine ungeheure Aufregung unter den Deutschen, sie weigerten sich dem Erlaß

zu gehorchen, als aber Wenzel dabei beharrte, verließen ſämmtliche Profeſſoren und Studenten deutſcher Abſtammung, fünftauſend an der Zahl, Prag (1409), und gingen größten Theils nach Leipzig, wo ſie Markgraf Friedrich der Streitbare von Meißen mit offenen Armen aufnahm, und noch im gleichen Jahre daſelbſt eine Univerſität ſtiftete. Es war dies ein Schritt, der in mehrfacher Beziehung die Entwickelung der Folgezeit beſtimmte, denn nicht nur, daß Prag von nun an aufhörte, die Hauptſtadt Deutſchland's zu ſein, was es weniger als Reſidenz der Könige, denn als bedeutendſte Univerſität ſeit funfzig Jahren geweſen war: ſondern es war mit der Entfernung der Deutſchen auch der Sieg der reformatoriſchen Ideen für das Land Böhmen entſchieden.

Der Auszug der Deutſchen ſtellte die Ruhe in Prag keineswegs her. Der Erzbiſchof verklagte Hus bei dem Papſt Alexander V. wegen ketzeriſcher Lehren; und dieſer erließ hierauf ein Verbot des Predigens außerhalb der Pfarr- und Kloſterkirchen, welches gegen Hus zielte, obſchon er in der Bulle nicht genannt war. Als nun aber der Erzbiſchof die Wiclif'ſchen Bücher einforderte und, ungeachtet des Einſpruches, den außer der Univerſität auch König Wenzel erhob, über zweihundert Handſchriften verbrannte*), gerieth das Volk in Bewegung, es geſchahen Mordthaten, man plünderte Kirchen und Klöſter, um ſich Erſatz für den Schaden zu holen. Der Erzbiſchof wandte ſich abermals an den Papſt; Johann XXIII. citirte Hus nach Rom, aber dieſe Vorladung blieb bei der Kraftloſigkeit des damaligen päpſtlichen Regiments ohne Wirkung, und Hus appellirte an den Ausſpruch eines Conciliums. Ein ernſteres Anſehen gewannen die Dinge, als der Papſt in Prag das Kreuz wider Ladislaus von Neapel predigen, und Allen, die dazu Geld beitragen würden, vollkommenen Ablaß verheißen ließ. Hus und Hieronymus griffen dies unchriſtliche Verfahren rückſichtslos an, und der Letztere, von heftiger und jähzorniger Gemüthsart, reizte zu Unfug und Gewaltthat wider die Ablaßprediger, worauf der Magiſtrat zum Einſchreiten bewogen wurde und drei der Unruheſtifter auf dem Markte der Altſtadt enthaupten ließ. Dies vermehrte die Aufregung des Volkes, die Hingerichteten wurden als Märtyrer geprieſen, und Hieronymus ſelbſt hing die Kreuzbulle des Papſtes zwei unzüchtigen Dirnen auf die bloße Bruſt, führte ſie durch die Straßen und verbrannte das Decret endlich am Pranger

*) Supra ducenta volumina, pulcherrime conscripta, bullis aureis tegumentisque pretiosis ornata. Aen. Sylv. hist. Bohem. cap. 35. p. 51.

der Neustadt. Darüber wurden Husens Gegner, zu deren Zahl jetzt auch schon solche gehörten, die bisher mit ihm einer Meinung gewesen waren, weil sie sein Verhältniß zu den niederen Volksklassen mißbilligten, lauter als jemals, und als Johannes XXIII. hierauf den Bann über ihn und Hieronymus, sowie das Interdict über den Ort ihres Aufenthalts sprach, gab Wenzel den Ersteren auf, dem er bisher seinen Schutz hatte angedeihen lassen, aus Furcht vor dem Papst und vor Kirchenstrafen. Hus wurde genöthigt, Prag zu verlassen (1412), predigte aber auf dem Lande, oft unter freiem Himmel, bei unglaublichem Zulauf des Volkes, und benutzte die unfreiwillige Muße, um seine Ansichten in gelehrten Schriften zu begründen, von denen die bedeutendste die über die Kirche (de ecclesia) ist. Als nun das Concil zu Kostnitz zusammenkam, wollte er sich zu seiner Rechtfertigung freiwillig vor dasselbe stellen, da er sich selbst darauf berufen. Hatte er doch in seinen Angriffen auf das Papstthum nicht viel Andres gethan, als was von der großen Partei der Prälaten und Gelehrten der herrschenden auf der Kirchenversammlung, geschehen war; war er sich doch auch bewußt, daß er in jenen Schriften noch weit hinter den Anschauungen und Forderungen des gebannten Wiclif zurückgeblieben sei. Wenzel gab ihm drei angesehene Herren aus dem Baronenstande mit, und Sigismund ertheilte ihm einen Geleitsbrief, in welchem er ihn „in seinen und des heiligen Reiches besonderen Schutz" nahm. Auch Johann XXIII. gab die Versicherung, es solle ihm nichts Böses geschehen, wenn er auch des Papstes Bruder ermordet hätte So kam Hus am 3. November 1414 nach Kostnitz. Aber schon nach wenigen Wochen wurde er auf das Geschrei, welches einige gleichfalls in Kostnitz anwesende Prager Theologen, seine Feinde, erhoben, in die Curie eines Domherrn zur Haft gebracht. Sigismund gab zwar seinen Gesandten Befehl, Husens Befreiung zu verlangen, aber die Cardinäle achteten nicht darauf. Schlimmer wurde die Lage des Gefangenen, als unterdeß Jacob von Mieß in Böhmen das Abendmahl unter beiderlei Gestalten auszutheilen begann, und auch diese Neuerung zu den gegen ihn aufgestellten Klagepunkten gezogen wurde. Es war nämlich im dreizehnten Jahrhundert Sitte geworden, den Laien den Kelch im Abendmahl zu entziehen, und ihn bloß den Priestern vorzubehalten. Der Grund davon lag in der scholastischen Spitzfindigkeit, daß die doppelte Gestalt des Abendmahls unnütz sei, weil unter jeder der beiden Gestalten der ganze Christus gereicht und genossen werde, eine Lehre, die von dem priesterlichen Stolze begierig ergriffen und in Ausübung gebracht wurde, weil der Clerus

dadurch einen Vorzug vor den Laien bekam. Hus hatte zwar an der Wiedereinführung der alten Form in Böhmen keinen Antheil, aber sie war seinen Ansichten nicht zuwider.

Unterdeß war Sigismund nach Kostnitz gekommen und zeigte sich wegen der Gefangensetzung Husens, in der er mit Recht eine Schmälerung seines königlichen Ansehens sah, von der er aber auch einen schlimmen Eindruck in Böhmen befürchtete, höchst erbittert. Da ihm aber die Väter des Concils ihr Recht entgegenhielten, einen Ketzer nach den bestehenden Kirchengesetzen zu richten, und ernstlich drohten, die Stadt zu verlassen und so das Concil aufzulösen, wenn er sie in ihrer gesetzlichen Wirksamkeit zu hindern fortfahre, so gab der gegen sittliche Bedenken überhaupt ziemlich gleichgültige König nach und ließ dem Processe seinen Lauf. So wurde das freie Geleit vernichtet, und Hus aus seinem bisherigen Gewahrsam in das Dominicanerkloster gebracht, wo er in ein ungesundes Gemach eingekerkert wurde, so daß er in eine Krankheit verfiel, die seinem Leben Gefahr drohte. Die Händel mit Johann XXIII. bewirkten, daß Husens Sache eine Zeit lang unbeachtet blieb. Endlich nach der Absetzung dieses Papstes wurde sie wieder vorgenommen. Hus wurde mehrere Male vor der Versammlung, nachdem ihm die wider seine Predigten und Schriften angebrachten Klagen mitgetheilt worden waren, verhört, wobei sich Peter von Ailly, der das Verderbniß des Papstthums so heftig angegriffen, als Wortführer und entschiedener Feind Husens zeigte. Es mischte sich hier eine wissenschaftliche Eifersucht und Parteiung ein, indem sich Hus, wie Wiclif, zu den Ansichten der Realisten bekannte, Peter von Ailly dagegen so wie die meisten angesehenen Prälaten des Concils zur Schule der Nominalisten (Thl. VII. S. 35.) gehörten. Obgleich nun Hus einige der Klageartikel gänzlich zu Nichte gemacht und die meisten genügend beantwortet hatte, an einer ausführlichen Rechtfertigung aber oft durch das Geschrei seiner Gegner gehindert worden war, so wurde er dennoch jetzt so behandelt, als ob er der schwersten Verbrechen vollständig überwiesen sei, und die Abschwörung seiner als irrig bezeichneten Lehren stürmisch von ihm verlangt. Peter d'Ailly war es jetzt auch gelungen, Sigismund völlig gegen Hus zu stimmen, indem er mit Rücksicht auf die tumultuarischen Volksbewegungen in Prag, ihn als einen Aufrührer darzustellen wußte. Da er indessen den Widerruf standhaft verweigerte, so wurde er am 6. Julius, seinem Geburtstage, (1415) zum letzten Male vor das Concilium gefordert, das nun entschlossen war, seine Verdammung auszusprechen. Hus mußte sich mit

Priestergewändern bekleiden, damit ihm dieselben feierlichst entrissen werden könnten. Er kniete im Münster auf einem Steine, der heute noch gezeigt wird. Als die Grundsätze Wiclif's und seine eigenen vermeintlichen Irrthümer vorgelesen wurden und hierbei die gröbsten Entstellungen vorkamen, versuchte er mehrmals vergeblich zum Wort zu gelangen. Endlich durfte er reden und erklärte, er sei sich keiner Ketzerei bewußt und im Vertrauen auf sicheres Geleit gekommen, wobei er den erröthenden König anblickte. Nochmals zum Widerruf ermahnt, wandte er sich zu dem Volke und sagte weinend, er könne es vor Gott nicht verantworten, abzuschwören, was er nie behauptet habe. Nun ward das Schuldig über ihn ausgesprochen, er mußte die Priesterkleider ablegen und ward der weltlichen Gewalt überwiesen. Aber alle diese Schmach konnte die Standhaftigkeit des Märtyrers nicht erschüttern, und um sich im Glauben zu stärken, hielt er sich unaufhörlich das Beispiel des von seinen Feinden eben so gemißhandelten Erlösers vor, für dessen Lehre er in den Tod ging. Als man ihm zuletzt eine papierne Mütze aufsetzte, worauf drei Teufel gemalt waren, mit der Umschrift: dieser ist ein Erzketzer, sprach er: „Mein Herr Jesus Christus hat für mich armen sündigen Menschen eine noch viel schwerere Dornenkrone bis zu seinem schmählichen Tode am Kreuze getragen."

König Sigismund trug dem Pfalzgrafen Ludwig auf, ihm an seiner Statt „zu thun als einem Ketzer." Auf des Pfalzgrafen Geheiß ward er nun dem Nachrichter überliefert, daß er ihn verbrenne, und sodann auf den Richtplatz vor die Stadt geführt. Der Henker band ihn mit sechs Stricken an einen Pfahl, und legte noch eine Kette um seinen Kopf. Zufällig blickte sein Gesicht gegen Morgen. Da schrieen Einige, es zieme sich nicht, daß der verruchte Ketzer so sterbe, und die Büttel mußten ihn nach der Abendseite umkehren. Hierauf umlegte man ihn mit Holz und Stroh bis an den Hals. Als nun der Holzstoß angezündet war, betete er zweimal: „Christus, Sohn des lebendigen Gottes, der du von der Jungfrau geboren bist, erbarme dich mein!" Weiter hörte man nichts von ihm; der Wind trieb ihm den Qualm so sehr in's Gesicht, daß er schnell erstickte. Seine Feinde warfen auch noch seine Asche in den Rhein, damit den Böhmen nichts bliebe, was sie als ein Heiligthum verehren könnten.

So bezeugte der redliche, fromme Hus die Tiefe und Innigkeit seiner Ueberzeugung mit seinem Blute; er glänzt daher mit Recht in der Reihe der großen Glaubenshelden, die den Tod einem mit feiger Lüge befleckten

Leben vorzogen. Die ihn schlachteten, waren nicht die Päpste, gegen die er sich erhoben; es waren die, welche, wie er, das Papstthum zum Ziel ihrer Angriffe gemacht, ja durch förmliche Absetzung oder erzwungene Abdankung mehr als einen Papst auf das Unzweifelhafteste angefeindet hatten. Eben jene Doctoren und Prälaten waren es, die sich als Hufens bitterste Feinde und Verfolger erwiesen, weil er nicht zu ihrer Schule gehörte, und ihren, auf Unfehlbarkeit nicht minder als das Papstthum selbst Anspruch machenden Ansichten nicht unbedingt huldigen wollte. Sie lieferten damit den klarsten Beweis, daß der Kirche, welche unter der monarchischen Regierung der Päpste in so großes Verderben gerathen war, mit der aristokratischen Leitung selbstsüchtiger Cardinäle und Bischöfe nicht geholfen sei, und daß der durch beleidigten Standesgeist gereizte Stolz einer großen Versammlung von Prälaten und Gelehrten nicht minder wüthen und verfolgen kann, als die einherrische Gewalt eines über Alle erhabenen Hauptes der Kirche. Hus selbst hat nie zugegeben, daß er der Kirche feindselig gegenüber getreten sei, ja er hat zu wiederholten Malen ein Lossagen von dem Stamme der Kirche für teuflische Ketzerei erklärt. Er hatte keine Ahnung davon, daß er ein neues Princip aufstellte, welches neben den Lehren und der Verfassung der damaligen Kirche keinen Platz hatte, und gerade in dieser fast kindlichen Unbewußtheit liegt neben der Furchtbarkeit seiner Strafe das Ergreifende seines Schicksals. Dasselbe Ende wie Hus nahm auch dessen Freund und Genosse Hieronymus von Prag. Er befand sich seit dem Mai 1415 in der Gewalt des Conciliums, aber erst nach dem Tode Hufens gewann man Zeit sich mit ihm zu beschäftigen. Da die Väter eingesehen hatten, daß der Tod seines Vorgängers nicht die gewünschte Wirkung hervorbrachte, so dachten sie daran, mit ihm einen anderen Weg einzuschlagen, und versuchten ihn durch Ueberredung zum Widerruf zu bewegen, was bei dem durch schwere Gefangenschaft und Krankheit gebeugten und durch Todesfurcht geängsteten Manne zuerst gelang. Er erklärte in öffentlicher Sitzung des Conciliums, daß er sich von den schädlichen Lehren Wiclif's und Hufens lossage. Im Anfange des folgenden Jahres nahm jedoch die Versammlung, ohne auf den Widerspruch der gemäßigten Mitglieder, auch Peter's d'Ailly, zu hören, seine Sache noch einmal auf, und obwohl es noch schwerer war, etwas auf ihn zu bringen, als auf Hus, da er nichts Schriftliches verfaßt hatte, so wurde er doch nochmals vor das Concilium gefordert. Aber die Einsamkeit hatte ihn jetzt gekräftigt, und statt einer neuen Abbitte gab er in einer begeisterten und selbst seine

Gegner ergreifenden Rede eine glänzende Rechtfertigung seiner selbst und seines Freundes. Darauf ward er als rückfälliger Ketzer zum Feuertode verurtheilt und litt die Strafe (30. Mai 1416) mit freudiger Standhaftigkeit.

---

24. Der Hussitenkrieg.

(1419 — 1434.)

Eine solche Ergebung, wie sie der Meister der ungerechten Strafe gegenüber bethätigt, waren seine Schüler in Böhmen nicht gesonnen, ihrerseits zu üben; vielmehr zündeten sie an seinem Scheiterhaufen die Fackeln eines fürchterlichen Krieges an. Der Kelch im Abendmahle wurde das bedeutendste Symbol dieser Partei, von dessen Ertheilung sie Utraquisten (solche die das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nehmen) genannt wurden. Der Schmerz über die schmachvolle Hinrichtung eines geliebten und hochgeehrten Lehrers reizte sie zur Rache gegen Geistliche und Mönche; und da sich zu der religiösen Ueberzeugung und der Partei-Leidenschaft die Begierde, die gekränkte Nationalehre zu rächen, gesellte, so konnte es nicht an Beweggründen fehlen, die Mehrzahl des Volks zu entflammen. Der erste Ausbruch des allgemeinen Unwillens traf die Priester, welche den Kelch im Abendmahl verweigerten, weil das Concilium die Austheilung desselben ausdrücklich für ketzerisch erklärt hatte; sie wurden abgesetzt, gemißhandelt, ihre Klöster und Stifter geplündert. Die böhmischen und mährischen Stände erließen noch im September 1415 ein Schreiben an die Kirchenversammlung in den heftigsten Ausdrücken: „Ihr habt den Johann Hus, einen Prediger des Wortes, unüberführt, auf die lügenhafte Anklage seiner und des Reiches Böhmen Hauptfeinde schimpflich hingerichtet, zu unsres Vaterlandes ewiger Schmach. Wir betheuern öffentlich, daß jener Mann nie etwas gegen die Kirche gelehrt, und erklären Jeden, wes Standes er auch sei, der da behauptet, daß unser Volk von Ketzereien angesteckt wäre, für einen niederträchtigen Schurken, Verräther und selbst schändlichen Ketzer und des Teufels Kind, überlassen die Rache Gott, wollen aber unsere Prediger bis aufs Blut schützen." Zu gleicher Zeit beschloß der versammelte Landtag ein Bündniß aufzurichten, vorläufig auf sechs Jahr, daß Gottes Wort frei nach der Schrift gelehrt, und keinem Bannfluch in diesen Sachen Folge geleistet werden möge; der bischöflichen

Gewalt solle man Folge leisten, wo sie nach der heiligen Schrift verfahre, sonst aber sich an die Aussprüche der prager Universität halten. Wenzel ließ sich zwar nicht dazu bewegen, dem Bunde beizutreten und seine Beschlüsse zu sanctioniren, doch hinderte er auch die Ausbreitung desselben in keiner Weise. So blieb es denn auch ohne Wirkung, daß Prälaten und Papst für alle, die Hussens Sätze annehmen oder verbreiten würden (es waren jenem Schreiben nicht weniger als 452 Siegel angehängt), zu Kostnitz die Excommunication und die Androhung des Feuertodes aussprachen. Vielmehr wuchs die Bewegung zu immer größeren Dimensionen an, so daß König Wenzel, allmählig über den Ausgang besorgt, und von seinem Bruder Sigismund dringend aufgefordert, zu steuern suchte. Er entließ von seinen Hofleuten alle, die hussitisch gesinnt waren, unter Andern seine bisherigen Lieblinge Nicolaus von Hussinez und Johann Zizka von Trocnow, die sich nun desto eifriger auf die Seite des Volkes stellten. Bald vermochte nichts mehr die aufwogende Strömung zu hemmen. Am 30. Juli des Jahres 1419 hatten sich die Utraquisten die Kirche von St. Stephan in der Neustadt zu Prag mit Gewalt geöffnet und hier ihren Gottesdienst gehalten. Wie sie zurückkehrten, blieben sie vor dem Rathhause stehen, und schickten hinauf, um den Bürgermeister und die Schöffen zu bitten, einige ihrer Partei, welche in Haft gehalten wurden, loszulassen. Ihr Begehr wurde zurückgewiesen, und als nun gar Steine aus den Fenstern herabflogen, und der den Kelch tragende Priester getroffen wurde, stellte sich Zizka, schon jetzt hoch angesehen bei den Hussiten, an die Spitze der Wüthenden und stürmte das Rathhaus. Die Räthe wurden hinabgestürzt in die Spieße. Der Zorn über diesen Ausbruch einer bereits zügellos gewordenen wilden Kraft wollte den König Wenzel aus seiner Schlaffheit aufreißen; aber die Wuth zog ihm einen Schlagfluß zu, an dem er nach einigen Wochen (16. August) starb, wofern ihn nicht, wie andere Nachrichten sagen, seine Hussitisch gesinnten Hofleute erstickten. Sein Tod verwirrte den Zustand Böhmen's noch mehr und der Bürgerkrieg zwischen den Utraquisten und den Katholiken wüthete mit fürchterlicher Grausamkeit durch das ganze Reich.

König Sigismund war Wenzel's rechtmäßiger Nachfolger, aber die Hussiten haßten ihn als den Mörder ihres theuern Lehrers und als einen Deutschen. Er selbst hatte keine Vorstellung von der Stimmung der Gemüther in Böhmen und beging deshalb einen Fehlgriff nach dem andern. Milde zu gebrauchen und die Religionssachen der Kirche allein zu überlassen, verhinderte ihn seine Anhänglichkeit an das Concil, und um durch kräftige Maßregeln zu schrecken und zu siegen, fehlten ihm

Entschlossenheit und ausreichende Mittel. Statt sogleich nach dem Heerde des Aufruhrs zu eilen, hielt er einen Landtag zu Brünn und begab sich dann nach Breslau, wo er einen angesehenen Hussiten aus Prag grausam hinrichten ließ und dadurch den Haß der Böhmen noch höher steigerte. Indeß hätte Sigismund's Sache durch die Verschiedenheit der Ansichten und Zwecke, welche unter den Hussiten selbst herrschten, leicht großen Vorschub erhalten können. Die sogenannten Calixtiner (Kelchner), wozu vorzüglich die Prager gehörten, waren gemäßigter als die Taboriten (so genannt von einem Berge im Bechiner Kreise und einer daselbst angelegten Hussitischen Stadt, Tabor), an deren Spitze Zizka stand. Zu den Ersteren gehörten viele angesehene Landherren, welche zwar Freunde der Hussitischen Lehre, aber doch dem königlichen Hause nicht abgeneigt waren, und die zerstörende Wuth Zizka's und seines Haufens, der auf völlige Losreißung vom päpstlichen Stuhle und auf Vernichtung der ganzen geistlichen Gewalt drang, gern gehemmt gesehen hätten. Indeß Sigismund wollte unkluger Weise von den Bedingungen, die ihm diese gemäßigte Partei vorlegte — Ausschließung der Fremden, Duldung des Utraquismus, — nichts hören, sondern verlangte Niederlegung der Waffen. Dadurch nöthigte er Alles zur Einmüthigkeit. Der Papst ließ zwar das Kreuz gegen die Böhmen predigen, und Sigismund brachte hierdurch, so wie durch Zuzug der deutschen Reichsfürsten und aus den Truppen seiner Erblande ein Heer von hunderttausend Kriegern zusammen, womit er gegen Prag heranzog. Aber der fanatische, durch Geist und Kühnheit ausgezeichnete Führer der Taboriten leuchtete seinen wilden Schaaren durch eine bewunderungswürdige Kraft der Seele voran; der Sturm auf Prag ward abgeschlagen. Zizka gab hier zum ersten Male eine Probe von seinem außerordentlichen Feldherrn- und Organisationstalente, das er nachher auch in offener Feldschlacht den größten Heeren gegenüber bewährte, indem er durch die Einführung der beweglichen Wagenburgen und durch die Benutzung des Schießpulvers ein neues System der Kriegskunst ausbildete *). Sigismund brachte es nun dahin, daß er in der Veitskirche zu Prag gekrönt ward, sah sich dann aber ge-

*) Vgl. Palacky, Geschichte von Böhmen III., 2., 67 fgd. u. 366, der ihn den ersten Repräsentanten, wenn nicht den Erfinder der neueuropäischen Tactik nennt. „Die Stärke seines Heeres bestand nicht mehr in der Reiterei, sondern im Fußvolk und dem damit vereinigten schweren Geschütz; er war der erste, der bei seinen Kriegern die Uebung in künstlichen Bewegungen und Wendungen einführte; sein nach Bedürfniß geordnetes und gegliedertes Heer bildete stets ein organisches Ganzes."

nöthigt, sich nach Kuttenberg zurückzuziehen (August 1420). Danach zerfielen die Prager mit den Taboriten, welche nun nicht bloß gegen die Katholischen mit aller Wildheit slavischer Naturen wütheten, sondern auch verheerende Züge gegen die böhmischen Städte unternahmen, die es nicht mit ihnen halten wollten. Ihre Prediger forderten sie auf, die Rache Christi an allen seinen Widersachern zu vollziehen; verflucht sei, wer sein Schwert vom Blut rein halte. Ueber fünfhundert Kirchen und Klöster wurden vernichtet. Zu Prachatitz ließ Zizka, der sich jetzt Johann vom Kelch, Hauptmann in der Hoffnung Gottes der Taboriten nannte, nachdem er die Mauern erstiegen, die noch übrigen Einwohner in die Sakristei der Stadtkirche sperren, rings umher Stroh anhäufen und die Unglücklichen verbrennen. In Kommotau, das auch mit Sturm eingenommen wurde, schleppten die taboritischen Weiber die Frauen (die Männer waren sämmtlich bei der Vertheidigung der Stadt umgekommen), in ein Gebäude, das sie in Flammen aufgehen ließen. Alle Städte bis auf die der wahren Gläubigen sollten vertilgt, alle Bücher außer der Bibel als Werke des Antichrists vernichtet, alle Gotteshäuser und Altäre, weil man sie zu den heiligen Handlungen nicht brauche, sollten niedergerissen werden und statt der Disciplin geistlicher Vorsteher sollte Jeder gehalten sein, alle Abweichungen vom göttlichen Gesetze, wo er sie sähe, zu verfolgen, und mit dem Tode zu bestrafen. Chiliastische Anschauungen, die aus verkehrtem Bibellesen bei den Ungebildeten hervorgegangen waren, halfen dazu, kriegstüchtige Heere zu bilden, denn eine Menge von Bürgern und Bauern verkauften alle ihre Habe und zogen mit Weib und Kind in die Berge, um zu den Füßen der Apostel zu sitzen. Zizka gehörte unter diesen Schwärmern zu den besonneneren; er wußte, wenn Angriffe von außen kamen, nicht nur jene Heimathlosen unter seine Zucht zu beugen, sondern auch die mildere Partei zu versöhnen, so daß alsdann die sonst Getrennten gemeinschaftliche Sache machten.

Nachdem auf einem Reichstage in Nürnberg (Frühjahr 1421) ein neuer Zug zur Bekämpfung der Böhmen beschlossen war, drang ein gewaltiges Reichsheer, zu dem auch der neue Kurfürst von Brandenburg, Burggraf Friedrich von Nürnberg, obwohl er diese Art zu verfahren mißbilligte, seine Truppen hatte stoßen lassen, von Norden in Böhmen ein, während der König sammt seinem Schwiegersohn Albrecht von Oesterreich von der andern Seite kommen sollte. Wiewohl das Heer den Böhmen an Zahl weit überlegen war, so wagte es doch den Kampf in offener Feldschlacht mit diesen nicht, und die Deutschen gingen nach einer vergeblichen Belagerung der Stadt Saatz in völliger Auflösung zurück

(October 1421), theils aus Furcht, theils weil der König selbst mit seinen Truppen noch nicht angekommen war. Erst geraume Zeit später erschien Sigismund, der durch einen Angriff der Türken in Ungarn zurückgehalten worden war, erlitt jedoch, obwohl sich in Mähren der ganze Adel und auch in Böhmen eine große Zahl dieses Standes zu ihm wandte, am 6. Januar 1422 bei Deutsch-Brod eine Niederlage, der er selbst nur mit Mühe entrann. Zizka, der schon in früheren Zeiten ein Auge, und kurz vor diesem Treffen durch einen Pfeilschuß das andere eingebüßt hatte, war, auch völlig blind, als er von fremder Hand geleitet, sein Roß besteigen mußte, die Seele der Schaaren. Seine Meisterschaft in der Kriegführung bewies er besonders in den Wochen vor der Schlacht bei Deutsch-Brod, als seine Truppen, tagelang von den Königlichen eingeschlossen, jeden Angriff auf ihre Wagenburg durch das daselbst aufgestellte Geschütz zurückschlugen und endlich mit unbegreiflicher Schnelligkeit und in bewundernswerther Ordnung durch die Feinde hindurchbrachen.

Indeß hatten die gemäßigten Hussiten, weil sie eben sowohl dem Joche Sigismund's, als dem der wilden Taboriten entgehen wollten, die böhmische Krone dem Könige von Polen, Wladislav Jagello, angeboten, und als dieser sie ausschlug, dem Vetter desselben, dem Großfürsten Alexander Witold von Litthauen. Der Großfürst wollte sich nun zwar gleichfalls auf die Annahme des gefährlichen Geschenks nicht einlassen, aber er sandte seinen Neffen Koribut, der den Pragern, welche unter einer gräulichen Pöbelherrschaft seufzten, wie ein rettender Engel erschien. Zizka zog sich von der Leitung der Angelegenheiten zurück, so lange dieser Prinz, dem an einer Versöhnung der böhmischen Parteien unter einander, wie des ganzen Landes mit der Kirche gelegen sein mußte, in Böhmen verweilte. Als er aber von Jagello wie von Witold auf einige Zeit abgerufen wurde und die Prager in Verbindung mit dem Adel Verhandlungen mit Sigismund anknüpften, trat er wieder aus dem Dunkel hervor und begann nun viel heftiger gegen den Adel zu wirken, als bisher, wo er unter den Taboriten der Gemäßigste gewesen war. Nachdem Koribut von den Pragern zurückgerufen war, unternahm der blinde Held einen Zug nach Mähren gegen Herzog Albrecht von Oesterreich, starb aber plötzlich (im October 1424) unter Weges, im Lager vor Przibislav. Stadt und Schloß wurden sogleich erstürmt und angezündet, zu Zizka's Leichenfeier, wie die Taboriten sagten. Zizka war ein Mann von aufrichtigem Wesen, aber allerdings ein Fanatiker; indem er seinen Idealen in gerader, ehrlicher Weise nachging, haßte er alle Zweideutigkeit und Halbheit, und wenn er sich nicht selten auch zur Härte und Grau-

samkeit fortreißen ließ, so ist sein Bild doch von den nächstfolgenden Jahrhunderten in mehr als einer Beziehung verzerrt worden.

Durch seinen Tod löst'e sich die Einigkeit unter den Hussiten vollends auf. Die Taboriten zerfielen in zwei Haufen: der eine erkannte nach Zizka's letztem Willen Procop den Großen, der auch Holy oder der Geschorene hieß, weil er vorher Mönch gewesen, als Führer an; der andere bestand aus den Wildesten aller Hussiten; sie hauseten unter keinem Obdach, und nannten sich Waisen, als die ihren Vater verloren, und keinen für würdig achteten, ihn zu ersetzen. Doch überließen sie sich meistens der Führung eines andern Procop, des Kleinen, wie er genannt ward. Daneben bestanden noch die Parteien der Horebiten (so genannt von einem Berge Horeb, wo sie sich zuerst versammelt hatten) und die der Prager unter dem Prinzen Koribut, dessen sie jedoch bald überdrüssig wurden. Er ward eines geheimen Einverständnisses mit dem Papst beschuldigt, mußte der Regierung entsagen und nach Litthauen zurückkehren, nachdem er längere Zeit sogar gefangen gehalten war. Die Feindschaft, womit diese vier Parteien einander befehdeten, wurde häufig durch verheerende Raubzüge unterbrochen und abgeleitet, welche die Hussiten von jetzt an über ihre Grenzen hinaus unternahmen. Sie hielten sich dazu theils durch das Recht der Wiedervergeltung, und theils darum für befugt, weil sie Böhmen für das gelobte Land, sich für das auserwählte Volk Gottes erklärten, und ihre Nachbarn für die Moabiter und Philister, die nach Mosaischem Grundsatz ausgerottet werden müßten; aber außer diesen halb religiösen, halb nationalen Gründen wirkten auch solche mit, die aus den socialen Mißverhältnissen des Jahrhunderts erwuchsen, und endlich mußte, da alle übrigen Betreibungen vernachlässigt wurden, schon an sich der Krieg den Krieg nähren. Ihre mordbrennerischen Züge erstreckten sich nach allen Seiten hin, nach Oesterreich, Ungarn, Sachsen, Meißen, Schlesien und Franken; ja bis nach Pommern drangen die Hussiten verheerend durch die Marken vor, verwüsteten Pomerellen und bestürmten Danzig. Ihre Zwistigkeiten vergaßen sie auch dann, wenn der Feind von Außen in ihr Land einfallen wollte, und der Schrecken, den ihre Waffen unter allen benachbarten Völkern verbreitet hatten, machte es ihnen leicht, diese Angriffe zu vereiteln. Die Deutschen versuchten es noch verschiedene Male, mit zahlreichen, durch Reichsaufgebot und Kreuzpredigten zusammengebrachten Heeren, in Böhmen einzudringen; aber in solchem Grade war die Furcht in die sonst kriegerischen Gemüther der Deutschen gedrungen, daß, wenn die Hussiten sich nur zeigten, Alles schon, ohne den Kampf zu wagen, die unordentlichste und schimpflichste

Flucht nahm. Dies geschah bei Mies 1427, und bei Thauß 1431. So viele vereitelte Versuche überzeugten Sigismund endlich, daß die Böhmen nur durch sich selbst zu besiegen seien, und daß man, statt durch Gewalt Alle zu vereinigen, auf dem Wege der Unterhandlung die einzelnen Parteien zu gewinnen suchen müsse; ein Verfahren, zu dem Kurfürst Friedrich von Brandenburg, obwohl ihn die Reichstagsbeschlüsse wiederholt an die Spitze der Kreuzheere stellten, immer dringender gerathen hatte.

Mittlerweile hatte Martin V. 1423 eine Kirchenversammlung in Pavia eröffnet, die jedoch, weil sie nur von Wenigen besucht ward und weil eine ansteckende Krankheit ausbrach, nach Siena verlegt worden war, indeß auch hier bald ein Ende genommen hatte. Da sich aber im Reiche die Meinung immer mehr geltend machte, daß der Zustand der katholischen Kirche eine Rückkehr der Böhmen zu derselben vornehmlich erschwere, so mußte der nächste Papst, Eugen IV. — Martin war im Anfang des Jahres 1431 gestorben — seine Einwilligung zu der Berufung eines neuen Concils in Basel geben. Dies trat noch im Frühjahr 1431 zusammen, und wie kurz vorher ein Reichstag in Nürnberg es anerkannt hatte, daß neben den umfassendsten Rüstungen gegen die Böhmen auch der Weg der Verhandlung mit ihnen betreten werden müsse, so beschlossen die Väter der Kirche, ungeachtet des päpstlichen Verbotes, die Hussitischen Theologen zum Religionsgespräche einzuladen. Daß diese darauf eingingen, war keinem mehr zu danken, als dem Kurfürsten von Brandenburg, der durch seine ganze Haltung unter allen Reichsfürsten allein das Vertrauen der Böhmen gewonnen hatte. Johann Rockyczana, schon lange in der Partei der Gemäßigten der Einflußreichste, stand an der Spitze der Gesandtschaft, und selbst Procop der Große schloß sich ihr an; am 4. Januar 1433 hielt dieselbe, mit einem Gefolge von dreihundert Reitern, ihren Einzug in Basel. Das Religionsgespräch führte zu keinem friedlichen Ergebniß, und die Hussitischen Abgeordneten gingen unverrichteter Sache wieder zurück; aber das Concilium gesellte den Rückkehrenden Gesandte bei, welche die Mißhelligkeiten zwischen den Parteien geschickt zu benutzen wußten, den einflußreichen Rockyczana auf ihre Seite zogen, und so endlich die Gemäßigten zu einer Aussöhnung mit der Kirche brachten, die ihnen vier schon vor Jahren von den Calixtinern in Prag verfaßte Artikel, darunter vornehmlich den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt und die freie Predigt des göttlichen Wortes, doch nur von solchen, welche die Oberen für tauglich anerkennen würden, zugestand.

Die Taboriten und die Waisen verwarfen zwar diesen Vertrag,

Compactaten genannt, und legten die Waffen nicht nieder; aber die Barone, auf deren Seite jetzt die Stadt Prag war, brachten ein Heer auf, griffen die wüthenden Haufen bei Böhmisch-Brod an, und erfochten einen Sieg, der um so entscheidender war, weil Procop der Große und der Kleine nebst vielen anderen Führern und der Kern ihrer Kriegsleute blieben (1434). Sigismund, der in der Zwischenzeit einen Zug nach Italien unternommen hatte, um sich zum Kaiser krönen zu lassen, zögerte nicht, dies günstige Ereigniß zu benutzen, und leitete sofort Verhandlungen mit den böhmischen Ständen ein, die seine Anerkennung als König zum Zweck hatten. Es erfolgte diese jedoch erst nach zwei Jahren, nachdem er die ihm vorgelegten Bedingungen, unter denen Bestätigung der Compactaten, Duldung des Hussitischen Gottesdienstes und eine Amnestie die vorzüglichsten waren, angenommen hatte, zu Iglau 5. Juli 1436. Am 23. August 1436 hielt er zu Prag seinen feierlichen Einzug, der mit allgemeiner Freude gefeiert ward; aber die Herrlichkeit, welche Karl IV. geschaffen hatte, lag in Schutt und Trümmern.

---

25. Sigismund's Ausgang.

Erst wenige Jahre vor dem Ende des Hussitenkrieges kam der schon bejahrte Sigismund, wie vorhin erwähnt, auf den Gedanken, sich in Rom zum Kaiser krönen zu lassen; zum Theil in dem Glauben, durch diesen neuen Glanz seiner Herrschaft auch das Ansehn derselben zu heben und zu befestigen, hauptsächlich jedoch, um den Papst Eugen zur Theilnahme an dem baseler Concil zu bewegen. Da er aber in Italien nicht wie die hohenstaufischen Kaiser erschien, sondern ohne allen Zuzug der deutschen Fürsten, ohne Kriegsvolk aus seinen Erblanden und wie sich ein Geschichtschreiber jener Zeit ausdrückt, mit vielen Sorgen, wenig Leuten und großer Armuth, so stach ein solches Auftreten gegen jene Zwecke gar sehr ab. Er kam im November 1431 nach Italien, wo die Mächtigen von dem, der den Titel ihres Oberhauptes führte, keine Kenntniß nahmen, ihm aber auch keine Hindernisse in den Weg legten. In Mailand empfing er die lombardische Krone und verweilte dann fast ein ganzes Jahr zu Siena, theils um Frieden zwischen Florenz und Lucca zu vermitteln, theils weil der Papst Eugen, der die Versammlung in Basel kurz nach ihrem Zusammentritt durch eine Bulle aufzulösen versucht und

deren Verlegung nach Bologna verlangt hatte, hartnäckig auf seiner Meinung bestand und nur unter der Bedingung, daß Sigismund gegen das Concil Maßregeln ergriffe, die Kaiserkrönung vollziehen wollte. Indeß blieb Sigismund standhaft und der Papst mußte sich endlich entschließen, ihm am 31. Mai 1433 die Kaiserkrone aufzusetzen. Erst jetzt zeigte sich Sigismund geneigt, die Rechte des Papstes gegen die Versammlung in Schutz zu nehmen. Obwohl er nun fünf Kronen trug, so gingen darum doch die Angelegenheiten im deutschen Reiche nicht besser, dessen Ansehen der Kaiser nach Außen eben so wenig als im Innern aufrecht erhalten konnte.

Das arelatische Reich hatte von jeher in loser Abhängigkeit von den römischen Kaisern gestanden, und schon zur hohenstaufischen Zeit hatte die Losreißung einzelner Stände begonnen. Diese wurde beschleunigt, als die wichtigsten Landschaften: Provence (s. oben. S. 24) und Burgund (s. oben S. 100) an Prinzen des französischen Königshauses gekommen waren. Auch Vienne wurde auf diese Weise dem Reich entzogen. Die Beherrscher dieser Grafschaft, die den Beinamen Delphine (Dauphins) führten, starben mit Humbert II. aus, welchen Philipp VI. von Frankreich durch Drohungen und Versprechungen bewogen hatte, dies Land seinem Enkel Karl abzutreten (1350). Schon früher war die Grafschaft Burgund mit dem französischen Herzogthum gleiches Namens vereinigt worden, und als die Linie der Herzoge im Jahre 1361 ausstarb, gab König Johann von Frankreich die gesammte burgundische Ländermasse seinem vierten Sohn Philipp dem Kühnen. Das neu-burgundische Haus erhob sich auf diesen Anfängen bald zu einer bedeutenden Macht zwischen Frankreich und Deutschland, durch welche dem letzteren Reiche viele blühende und herrliche Provinzen entfremdet werden sollten. Philipp erwarb zuerst nach dem Tode des Grafen Ludwig II. von Flandern (Abschn. 36.), eines Urenkels Robert's, als Gemahl Margarethens, der einzigen Tochter desselben, Flandern und Artois (1384). Als Johanna, die Erbin von Brabant und Limburg und Wittwe Wenzel's von Luxenburg, eines Bruders Kaiser Karl's IV., der keine Nachkommen hinterlassen hatte, im Jahre 1406 starb, fielen auch diese Herrschaften an das burgundische Haus; und Philipp der Gute, Philipp's des Kühnen Enkel, bemächtigte sich endlich derselben, ohne den Kaiser Sigismund auch nur zu fragen, geschweige denn die Belehnung nachzusuchen. Aber er griff noch weiter um sich. Im Jahre 1428 erkaufte er die Grafschaft Namür. Mit Wilhelm VI., einem Enkel Kaiser Ludwig's, war bereits 1417 der Mannstamm der Grafen von Holland aus dem bairischen Hause erloschen

(vgl. oben S. 153). Aus der Ehe mit Margarethe von Burgund, Philipp des Kühnen Tante, hinterließ Wilhelm nur eine Tochter Jacobäa, oder, wie sie von den Franzosen genannt wird, Jacqueline, und Philipp der Gute hatte mithin die Anwartschaft auf ihre reichen Gebiete, das Nord- und Südende der Niederlande, Holland, Hennegau, Seeland und Friesland. Jacobäa, eine Frau von ausgezeichneten Gaben und glänzender Schönheit, aber leidenschaftlich und grundsatzlos, war, nachdem ihr erster Gemahl, der Dauphin Johann von Frankreich, bald nach der Hochzeit gestorben, verheirathet mit Johann, einem Vetter des Herzogs von Burgund, der damals Brabant besaß; aber sie wurde bald ihres trägen, schwachsinnigen und üppigen Genüssen ergebenen Gemahls überdrüssig, ging nach England und schloß hier mit dem Herzog Humphrey von Gloceſter, dem Bruder König Heinrich's V., eine neue Verbindung (1422). Herzog Philipp, der von dieser Ehe Alles zu befürchten hatte, zog seinem Vetter zu Hülfe, bemächtigte sich des ganzen Landes so wie Jacobäa's selbst, die von ihrem neuen Gemahl wegen der damaligen Verhältnisse England's und Burgund's nicht kräftig genug unterstützt werden konnte (vgl. unten Abschn. 37), und hielt sie zu Gent gefangen. Aber sie entfloh in männlicher Kleidung nach Gouda im südlichen Holland, wo sie sich, obgleich auf einen kleinen Strich Landes beschränkt, drei Jahre lang muthig gegen den Herzog von Burgund und die übermächtige Partei der burgundisch Gesinnten in ihrem eigenen Lande vertheidigte, bis sie im Jahre 1428, da Johann von Brabant inzwischen gestorben war, Philipp dem Guten alle ihre Besitzungen abtreten mußte, ohne daß der Kaiser es hinderte, obgleich er vorher ihre Länder für eröffnete Reichslehen erklärt hatte. Im Jahre 1434 erließ Sigismund endlich einen Fehdebrief gegen Philipp, und forderte die Stände zum Reichskriege auf; allein da er bald darauf in Böhmen und Ungarn beschäftigt wurde, andrer Seits sich Niemand von den Fürsten einstellte, blieb dieser Schritt ohne alle Folgen.

Ueberhaupt wandte Sigismund in den letzten Jahren seine Thätigkeit nur den Gegenständen zu, die ihn in nächster Nähe berührten, der Verwaltung Böhmen's und der Schlichtung der Mißverhältnisse zwischen dem Papste und dem baseler Concil. Im Betreff der letzteren gelang es ihm nicht eine Einigung herbeizuführen, aber auch in Böhmen brachte er es keineswegs zu einer vollständigen Anerkennung seiner königlichen Rechte, hauptsächlich darum, weil er der Wiederbelebung des Katholicismus auf alle Weise Vorschub leistete. Die Hussitischen Geistlichen, selbst der gemäßigte Rokyczana traten gegen diese Bestrebungen in ihren Predigten auf, und wenn dieser deshalb zur Flucht genöthigt ward, so bereiteten

sich gegen den Kaiser weit verzweigte Verschwörungen vor. Zeitgenössische Berichte beschuldigen die Kaiserin Barbara, eine Tochter des Grafen von Cilly, nicht nur der Theilnahme, sondern sogar der Urheberschaft an diesen verbrecherischen Absichten; sie verband sich mit den utraquistischen Baronen, um den Kaiser aus dem Wege zu räumen, sich mit dem jungen König Wladislaus von Polen zu verheirathen, dem Herzog Albrecht von Oesterreich, welcher des Kaisers Tochter aus erster Ehe, Elisabeth, geheirathet hatte, die Erbschaft zu entziehen, und ein großes Slavenreich zu gründen. Der offene Ausbruch ward indessen durch die Uneinigkeit der Verschworenen verhindert, der Kaiser gewann Zeit, seine Gemahlin gefangen nehmen zu lassen. Unterdessen war auch seine Stunde gekommen. Fast sterbend hatte er Prag verlassen; in Znaym erwartete er im kaiserlichen Ornate, auf dem Throne sitzend, den Tod, der am 9. December 1437 erfolgte.

Sigismund ward allgemein als der schönste Fürst seiner Zeit bewundert, seine hohe, wohlgeformte Gestalt, sein schönes Angesicht mit dem langen, wohlgepflegten Barte, sein blondes, herabwallendes Haar gaben ihm zugleich etwas Einnehmendes und Gebieterisches, und bis in sein hohes Alter bewahrte er eine majestätische Haltung*). Die Gemüther wußte er durch Zugänglichkeit, durch Milde und Herablassung auch gegen den Geringsten zu gewinnen. Er verstand vortrefflich zu reden, und zwar in sechs Sprachen, war ein Meister in geistreicher und witziger Unterhaltung, galt als ein ritterlicher, tapferer Mann, und wie er verwickelte Verhältnisse richtig zu beurtheilen wußte, so fehlte es ihm keineswegs an Schwung und Begeisterung für alles Große und Edle. Aber diesen Vorzügen standen fast ebensoviele Schwächen zur Seite; er war eitel, zornig, unzuverlässig, leichtfertig und genußsüchtig, dabei immer in Geldverlegenheiten und den Frauen viel zu sehr ergeben. Daher, und weil die Herrschaft über viele und die verschiedensten Länder ihm eine einheitliche Thätigkeit unmöglich machte, weil auch die Zeit, in der er lebte, auf gewaltsamem Wege neue Formen schuf, geschah es, daß sein Walten ohne Resultate geblieben ist. Doch lassen sich zwei Perioden in seinem Leben unterscheiden. In der ersten zeigt er den verwöhnten, leichtfertigen Jüngling, der durch unsinnige Prachtliebe sich in ungeheure Schulden stürzt, gegen seinen Bruder, den er zu verdrängen sucht, in verwerflicher Selbstsucht die schlechtesten Mittel in Anwendung bringt und gegen seine Unterthanen zwischen zorniger Rachsucht und übermäßiger

*) Vergl. Aschbach, Geschichte Kaiser Sigismund's, IV., 403 fgd.

Großmuth nie die rechte Mitte zu finden weiß. In späterer Zeit ist er wenigstens mit Bewußtsein edlen Zielen nachgegangen, er hat der Kirche Einheit und Reinheit wiederzugeben, zwischen Polen und dem deutschen Orden wie zwischen Frankreich und England zu vermitteln gesucht, und so seine Stellung als römischer Kaiser großartig genug aufgefaßt. Freilich ist ihm dieses Friedenswerk im Auslande so wenig gelungen, als in seinen Erbreichen und in Deutschland; und hier wenigstens hätte er Größeres geleistet, wenn er den Rathschlägen des besten Fürsten, der an seiner Seite stand, des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, dauernder gefolgt wäre. Er war der Letzte des luxenburgischen Geschlechts, und die Beziehungen zwischen Deutschland und seinen slavischen Nebenländern, die seit einem Jahrhundert fast zu eng gewesen waren, begannen mit seinem Tode sich zu lockern.

Noch müssen zwei denkwürdige, von Sigismund veranlaßte Erwerbungen deutscher Fürsten erwähnt werden. Seitdem Brandenburg von den askanischen Fürsten an die Wittelsbacher gekommen war, hatte es seine äußere Macht und seinen Wohlstand großen Theils eingebüßt. Noch übler wurde der Zustand, als die Marken nach dem Tode Kaiser Karl's IV. an Sigismund fielen, der sie nur als Nebenländer betrachtete. Der Adel erhob sich ungestört und bedrängte Bürger und Bauern durch Mord und Gewaltthat. Auch die Nachbarn blieben nicht unthätig. Durch Kriege und Verschwendung immer geldbedürftig, verpfändete Sigismund schon im Jahre 1388 das ganze Land seinem Vetter, dem früher mehrfach erwähnten Markgrafen Jobst von Mähren, der nur darauf dachte, Geld herauszuziehen, und Statthalter setzte, die sich mit dem Raubadel zur Bedrückung und Plünderung der Städte vereinigten. Als nun Jobst starb (1411), verpfändete Sigismund von Neuem die Mark an den eben genannten Friedrich VI., bisherigen Burggrafen von Nürnberg, einen ebenso klugen und tapfern wie für das gemeinsame deutsche Vaterland und dessen Heil aufopfernd thätigen Fürsten, der sich auch um den König selbst die größten Verdienste erworben hatte. In dankbarer Anerkennung der letzteren, nicht, wie bisher gewöhnlich geglaubt worden ist, weil er ihm unerschwingliche Summen Geldes vorgestreckt hatte, verlieh Sigismund dem Burggrafen die Mark Brandenburg, jedoch ohne die Neumark, die an den deutschen Orden abgetreten wurde, mit der Kurwürde erb- und eigenthümlich (1415) und belehnte ihn damit feierlich zu Kostnitz (1417)*). Es gelang Friedrichen, wiewohl mit vieler Mühe,

*) Vgl. über die Persönlichkeit Friedrich's, den Sigismund während seiner Abwesenheit in Deutschland zum Reichsvikar zu bestellen pflegte, so wie über die

der unruhigen Großen, welche die Huldigung weigerten, Meister zu werden, und Frieden so wie eine bessere Ordnung der Dinge zurückzuführen. So kam die fränkische Linie der hohenzollernschen Fürsten zum Besitze Brandenburg's, ein Ereigniß, welches in spätern Jahrhunderten auf die ganze Geschichte Deutschland's höchst folgenreich wirkte. Die zweite jener Veränderungen war die Vereinigung der sächsischen Kur mit den meißnischen Ländern, als die sachsen-wittenbergische Linie der Askanier 1422 mit Albrecht III. erlosch, und Sigismund ohne Rücksicht auf die lauenburgischen und anhaltischen Stammvettern das wittenbergische Land mit der Kur, als ein eröffnetes Reichslehn, dem Markgrafen von Meißen, Friedrich dem Streitbaren, für die im Hussitenkriege versprochene und geleistete Hülfe ertheilte.

---

26. Die Baseler Kirchenversammlung, Albrecht II. und Friedrich's III. Anfang.

Die weitaussehenden Hussitischen Unruhen waren die Ursache, daß die zu Kostnitz gefaßten Beschlüsse über das wiederholte Zusammentreten allgemeiner Concilien endlich in Erfüllung gingen. Man überzeugte sich durch den Ausgang des letzten großen Kreuzzuges, daß Waffengewalt gegen die Kraft des Nationalgefühls, gegen die Tapferkeit der aufgeregten Volksmassen nichts vermöge, und glaubte diese Spaltung im Innern der Kirche so wie die zu Kostnitz unvollendet gebliebene Reformation derselben nur durch die Verhandlungen und Maßregeln einer neuen allgemeinen Versammlung beendigen zu können. Wir haben bereits erwähnt, daß Martin V. durch den Andrang der Geistlichkeit, der Cardinäle und durch die Stimmen der Völker sich gezwungen sah, mit widerstrebendem Herzen auf den Frühling des Jahres 1431 ein Concilium zu Basel auszuschreiben. Als er noch vor Eröffnung desselben (20. Februar) starb, mußte der neue Papst, Eugen IV., den Cardinälen einen förmlichen Eid leisten, der Synode ihren Fortgang zu lassen. Dennoch suchte er sich bald dieses lästigen Zwanges zu entledigen, und befahl den schon versammelten Prälaten, wieder auseinander zu gehen, nach achtzehn Mo-

---

Verleihung der Mark neben Droysen, Gesch. der preuß. Politik I, besonders Riedel, a. a. O. II, 269 fgd. Riedel bezeichnet diese Uebertragung als eine remuneratorische Schenkung.

noten sich aber in Bologna aufs Neue zu versammeln. Aber die Väter der Kirche befolgten dieses Gebot so wenig, daß sie vielmehr den Grundsatz der Synode zu Kostnitz, eine allgemeine Kirchenversammlung sei höher als der Papst, von Neuem aussprachen und noch hinzufügten, daß nur der auf einer solchen repräsentirten Kirche der Charakter der Unfehlbarkeit zukomme, und nicht dem Papst, der nur das dienende Oberhaupt (caput ministeriale) derselben sei. Auf dieser Grundlage schritten die Prälaten weiter vor. Sie forderten Eugen auf, sich in Person zu Basel einzufinden und die ausgesprochene Aufhebung des Conciliums zurückzunehmen, ja sie schraken selbst vor der letzten Consequenz nicht zurück und beschlossen die Erklärung, daß der Papst, wenn er sich nicht einstelle oder der Versammlung Hindernisse in den Weg lege, zu suspendiren oder ganz abzusetzen sei (27. April 1433). Endlich bewog die Furcht vor dem Schicksale Johann's XXIII. und die Noth, in welche er persönlich durch einen unglücklichen Krieg mit Mailand und einen Aufstand des römischen Volks gerathen war, den Papst zur Nachgiebigkeit und zur Anerkennung der Gültigkeit alles bisher zu Basel Verhandelten. Sofort schritt die Synode zur Reformation der Kirche. Die Deutschen hatten das Uebergewicht gewonnen, und theilten ihre Erbitterung über das Verderbniß der Kirchenverwaltung auch den übrigen Nationen mit. Ohne die obere Leitung der kirchlichen Angelegenheiten dem Papste im Allgemeinen zu bestreiten, sollten doch seine Gewalt und seine Einkünfte geschmälert werden. Schon in der vorigen Periode sind die Eingriffe der Päpste bei der Besetzung geistlicher Stellen geschildert worden (vgl. oben S. 4 und 5). Im Laufe der Zeit wurde die Beeinträchtigung der zu den Wahlen Berechtigten ganz allgemein und systematisch durchgeführt. Nicht nur reservirte sich der heilige Stuhl die Vergebung aller Kirchenämter, deren Inhaber in Rom selbst starben; sondern Johann XXII. (S. 139) befahl im Jahre 1317 durch eine Bulle, daß Jeder, der mehrere Stellen und Pfründen inne habe, was sehr häufig vorkam, diese bis auf eine herausgeben müsse; die dadurch erledigten Plätze werde der apostolische Stuhl für die Zukunft besetzen. Noch weiter ging Benedict XII. (1335) durch die Bestimmung, daß alle Würden, welche eine zur römischen Curie gehörige Person inne gehabt, so wie diejenigen, welche durch Ab- oder Versetzung der Inhaber frei geworden wären, dem Papste zur Verleihung zuständen; ja während des Schisma erklärte man zuweilen alle Stellen für reservirt, und zu Rom wie zu Avignon konnten die Meistbietenden geistliche Aemter in öffentlicher Auction erstehen, so daß man es für eine Erleichterung ansah, als Papst Martin V. auf dem Kostnitzer Concilium

erklärte, nur die Verleihung der Aemter in Anspruch nehmen zu wollen, welche alljährlich in acht bestimmten Monaten erledigt würden. Nicht geringer waren die Mißbräuche, welche die Päpste durch das erworbene Besteuerungsrecht der Kirche herbeigeführt hatten; besonders klagten die Geistlichen über die Annaten, ursprünglich eine geringe Abgabe für die Ordination, welche schon in sehr frühen Zeiten vorkommt. Aber der römische Hof erhöhte dieselben bei den Bischöfen, welche von ihm die Weihe erhielten, nach und nach so, daß sie einem jährlichen Einkommen derselben gleich waren. Es war hier ebenfalls Johann XXII., welcher das jährliche Einkommen bei allen Ordinationen nach Rom einzuzahlen anordnete. Vorläufig sollte es zwar nur auf drei Jahre geschehen, wurde aber dann für immer beibehalten. Das Concilium beschloß die Herstellung der Wahlfreiheit für die Capitel, Stifter und Klöster, erklärte die Annaten für abgeschafft, und verordnete, daß selbst die Erzbischöfe das Pallium ohne irgend eine Abgabe aus Rom erhalten sollten. Auch die Appellationen an den Papst wurden beschränkt (1435).

So trat die Baseler Synode viel kräftiger und nachdrücklicher als die Kostnitzer gegen die päpstliche Oberherrschaft und Verwaltung auf. Und da ihre Vermittelung inzwischen auch die Hussitischen Unruhen ausgeglichen hatte, durfte man nun mit Recht noch Größeres erwarten. Aber eben deshalb kehrte Eugen IV., dem nicht entgangen war, daß auch Sigismund nach der Versöhnung mit den Böhmen gleichgültiger gegen das Concil geworden war, zu seiner feindlichen Stellung gegen die versammelten Prälaten zurück. Damals hatte sich der von den Türken aufs äußerste bedrängte byzantinische Kaiser, Johann VI., bereit erklärt, zur Wiedervereinigung der griechischen Kirche mit der lateinischen unter jeder Bedingung die Hand zu bieten, ja selbst mit seinen Bischöfen im Abendlande zu erscheinen; denn nur dadurch glaubte er die Hülfe der westlichen Völker erlangen zu können. Unter dem Vorwande nun, daß der griechische Kaiser nicht über Italien hinausreisen könne, verlangte Eugen die Verlegung der Kirchenversammlung von Basel nach Ferrara, und als die Prälaten zu Basel sich dessen weigerten, eröffnete er 1438 eine andere Synode zu Ferrara, wo er die zu Basel für schismatisch erklärte, ein Ausspruch, der am letztern Orte sofort mit der Eröffnung eines Processes gegen Eugen beantwortet wurde.

Um diese Zeit hatten sich die Kurfürsten zu Frankfurt zur Wahl eines neuen Reichsoberhaupts versammelt, die auf Herzog Albrecht von Oesterreich, Sigismund's Schwiegersohn, fiel (18. März 1438). Ob sich der Kurfürst Friedrich von Brandenburg auf die Krone Rechnung

gemacht hatte, und wenn nicht für sich selbst, so doch für einen seiner Söhne, ist nicht mit Deutlichkeit aus den Berichten der Mitlebenden zu ersehen; den Kurfürsten mochte nicht daran gelegen sein, dem kühn aufstrebenden Geschlechte zu noch größeren Ehren zu verhelfen. Jedesfalls war nächst dem Brandenburger das neugewählte Oberhaupt unter den Fürsten Deutschland's die bedeutendste Persönlichkeit; zwar von abstoßender Häßlichkeit des Gesichtes — facie terrifica sagt Aeneas Sylvius —, aber von ernstem Willen, erprobter Tapferkeit und uneigennütziger Zuverlässigkeit, dabei in den Regierungsgeschäften wohl erfahren, schien Albrecht vor allen Andern geeignet, der allgemeinen Verwirrung zu steuern und dem Reiche wieder zu Glanz und Macht zu verhelfen; ohnehin behielt er die erprobten Rathgeber seines Schwiegervaters, unter ihnen den berühmten Kanzler Caspar Schlick, in seiner Nähe. Leider ward seine Wirksamkeit für Deutschland dadurch beschränkt, daß er die Erbschaft Sigismund's auch in den außerdeutschen Reichen antrat. Und die ungarischen Stände hatten ihn außerdem nur unter der Bedingung gewählt, daß er die deutsche Krone nicht annehme, so daß es erst langer Verhandlungen mit diesen und der Versicherung bedurfte, daß er die nächsten zwei Jahre in Ungarn verweilen wolle, ehe sie ihn dieser Beschränkung entbanden. Nicht mindern Anstoß gab der Wahlact in Böhmen, wo zwar die Mehrzahl der Stände ihre Stimmen auf Albrecht übertrug, die Utraquisten jedoch in der Person des Prinzen Casimir von Polen einen Gegenkönig aufstellten. Die Abwehr eines polnischen Heeres, das in Schlesien einbrach, war so die erste Aufgabe, die Albrecht zu erfüllen hatte; er brachte es mit brandenburgischer Unterstützung so weit, daß der Gegenkönig unverrichteter Sache nach Polen zurückkehrte. Dann aber rief ihn das drohende Vordringen des türkischen Sultans Murad II., dem schon Siebenbürgen preisgegeben war, nach Ungarn. Doch verlor er die deutschen Angelegenheiten während dessen nicht aus den Augen. Auf zwei Reichstagen zu Nürnberg (Juli und October 1438) ließ er durch seinen Vertreter Caspar Schlick eine neue Landfriedensordnung vorlegen, nach der das Reich in vier oder, wie der zweite Entwurf vorschlug, in sechs Kreise getheilt und ebenso viele Hauptmannschaften eingerichtet werden sollten, um Recht und Gericht herzustellen und alle Fehde abzuthun. Die Annahme dieses Vorschlags wurde freilich durch das Widerstreben der Stände aufs Ungewisse hinausgeschoben. Eben so wenig waren die Stände zu einem bestimmten Auftreten in dem Streite zwischen dem Papste und den Baseler Vätern zu bringen, obwohl in Frankreich eine Nationalsynode zu Bourges durch die sogenannte prag-

matische Sanction sehr energisch zu Gunsten des Conciles Partei genommen hatte. Allerdings erklärten sie auf dem Convent zu Frankfurt (März 1439) ihren Beitritt zu den Reformationsbeschlüssen der Baseler Synode, zugleich aber auch die Absicht, in dem Streite des Conciliums mit dem Papste eine völlige Neutralität zu beobachten. Die Baseler Väter ließen sich indeß dadurch nicht irre machen, sondern schritten am 25. Mai 1439 zur Absetzung Eugen's, und gaben ihm noch in demselben Jahre einen Nachfolger in der Person des Herzogs Amadeus von Savoyen*), der seinem Sohne die Regierung übergeben hatte und jetzt in der Einsamkeit lebte. Er nannte sich Felix V. Um dieselbe Zeit erkrankte König Albrecht, auf der Rückkehr von einem unglücklichen Zuge gegen die Türken, an der Ruhr, und starb, noch ehe er Wien erreichte (27. Oct. 1439). Er hinterließ den Ruhm eines einsichtsvollen Fürsten; in Deutschland ist seine nur anderthalbjährige Regierung spurlos vorübergegangen. Von ihm an ist die Kaiserkrone fast ohne Unterbrechung bei Oesterreich geblieben, bis zur Auflösung des deutschen Reiches in unseren Tagen.

Die Kurfürsten wählten am 2. Febr. 1440 einen Vetter Albrecht's, den Herzog Friedrich von Oesterreich, der in Gemeinschaft mit seinem Bruder Albrecht Steiermark, Kärnthen und Krain besaß. Er entschied sich erst nach einer fast dreimonatlichen Unschlüssigkeit zur Annahme einer Krone, die viele Mühe und Sorgen, aber fast keine Vortheile gewährte, wenn man nicht den in Anschlag brachte, daß ihr Ansehn zur Vergrößerung der eignen Hausmacht dienen konnte, im Fall sich eine Gelegenheit dazu darbot. Friedrich, als König der dritte**) genannt, war der schweren Aufgabe, dem Reiche der Deutschen vorzustehen, auf keine Weise gewachsen. Er war ein Fürst von häuslichen Tugenden, aber mittelmäßigen Gaben, und kriegerischen Unternehmungen abhold, obgleich er viele Pläne verfolgte, die er auf dem ruhigen Wege von Bündnissen oder Verträgen durch berechnende Staatskunst auszuführen gedachte, und dadurch in mannichfache Verwickelungen gerieth. Den vielen Trübsalen und Unfällen seiner dreiundfunfzigjährigen Regierung setzte er weder Geistesstärke noch Entschlossenheit, sondern, wenn auch nicht stumpfe Gleichgültigkeit, so doch nur gleichmüthiges Abwarten und passive Aus-

*) Kaiser Sigismund hatte auf das Verlangen eben dieses Amadeus die Grafschaft Savoyen zum Herzogthum erhoben.

**) Oesterreichische Geschichtschreiber nennen ihn den vierten, weil sie den Mitkönig Ludwig's des Baiern, Friedrich den Schönen, in die Zahl der Könige einreihen.

dauer entgegen. Aus ſeiner behaglichen Ruhe ließ er ſich ſchwer erwecken, und in ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen ſo ungern ſtören, daß erzählt wird, er habe einmal einen Landtag entlaſſen, um ſeine Blumenſcherben gegen den Froſt in Sicherheit zu bringen.

Ein kräftiger Herrſcher würde den Zwiſt der Baſeler Synode mit dem Papſte Eugen benutzt haben, um der deutſchen Kirche die Erleichterung zu verſchaffen, welche ihr die Decrete der erſtern gewährten; aber Friedrich wurde von einem klugen Günſtlinge geleitet, der Alles zum Vortheil der päpſtlichen Curie zu wenden wußte. Dies war der Italiener Aeneas Sylvius Piccolomini (der nachmalige Papſt Pius II.). Er ſtammte aus einem alten römiſchen Geſchlecht, das im Gebiete von Siena anſäſſig war und bis auf unſere Tage fortbeſtanden hat. In ſeiner Jugend legte er ſich eifrig auf das Studium der Jurisprudenz, Dichtkunſt und Beredtſamkeit, kam im Gefolge des Cardinals Dominicus Capranica auf die Kirchenverſammlung nach Baſel, und vertheidigte hier mit feurigem Eifer die Sache der Kirchenfreiheit gegen den Papſt*). Seine Rednergabe erregte Aufſehen und man erwählte ihn zum Geheimſchreiber des Conciliums. Auf einem Reichstage zu Frankfurt, nachdem er unterdeſſen bereits Geheimſchreiber des Gegenpapſtes Felix geworden war (1442), lernte ihn Friedrich kennen und nahm ihn in ſeine Dienſte. In dieſer Stellung änderte Aeneas ſeine Geſinnung, ergriff die Partei des Papſtthums, und wurde eines der nützlichſten Werkzeuge deſſelben. Eugen, von Friedrich's Geſinnungen unterrichtet, that 1445 den kühnen Schritt, ſeine beiden Hauptgegner, die Kurfürſten von Kölu und Trier, ihrer Würde zu entſetzen, und ihre Stellen an Verwandte des Herzogs von Burgund zu ertheilen. So ruhig als der römiſche König es anſah, wie von Rom aus in ſeinem Reiche geſchaltet wurde, blieben die Kurfürſten nicht; ſie ſchloſſen zu Frankfurt im März 1446 einen Verein des Inhalts, daß, wenn der Papſt Eugen nicht die Baſeler Decrete anerkennen und ſeine Neuerungen (darunter war die Abſetzung der Kurfürſten verſtanden) nicht zurücknehmen würde, ſie von ihm abtreten und das Baſeler Concilium als rechtmäßig anſehen wollten. Eugen, dem ſie ihre Forderungen durch eine Geſandtſchaft vortragen ließen, deren bedeutendſtes Mitglied ein Nürnberger, Dr. Gregor von Heimburg war, wurde von Aeneas Sylvius gewarnt, nicht durch eine harte, zufahrende Antwort ſein Spiel zu verderben. Er gab daher ausweichenden Beſcheid

*) Vgl. Georg Voigt, Enea Silvio de' Piccolomini und ſein Zeitalter, Berlin 1856 und 1862.

und versprach, die deutsche Fürstenversammlung in Frankfurt zu beschicken. Im September wurden die Unterhandlungen eröffnet, und eine Zeit lang schien es wirklich, als ob alle italienische Künste an der Standhaftigkeit der deutschen Fürsten scheitern würden. Aber was Gewandtheit und List nicht vermochten, gelang endlich durch eine Geldsumme, die Aeneas zur rechten Zeit spendete. Johann Lysura, General-Vicar des Kurfürsten von Mainz und Alles bei seinem Herrn vermögend, der eigentliche Stifter des Kurbundes, empfing mit drei anderen Mainzischen Räthen viertausend Goldgulden, und verkaufte dafür die Freiheit und die Verbesserung der deutschen Kirche. Durch ihn wurde der Erzbischof Dietrich von Mainz zur Annahme eines Vorschlages gebracht, vermöge dessen der Papst die Kurfürsten wieder einsetzen, aber für Alles, was er durch die Annahme der Baseler Decrete verlieren könne, vollständig entschädigt werden solle. Als dies von den meisten, schon vielfältig bearbeiteten Fürsten genehmigt war, zog eine neue Gesandtschaft nach Rom, dem Papste die Obedienz zu leisten. Diese Huldigung empfing der siegende Eugen auf dem Todbette, und starb wenige Wochen nachher (23. Febr. 1447). Im folgenden Jahre schloß ein Gesandter seines Nachfolgers Nicolaus V. mit dem Könige Friedrich, der hier, wie es im Eingang der Urkunde heißt, mit Zustimmung mehrerer Kurfürsten und anderer Stände im Namen der deutschen Nation handelte, zu Wien einen Vergleich, in welchem das Meiste von dem, was durch die Baseler Decrete in Hinsicht der Annaten und Reservationen gewonnen worden war, wieder aufgegeben wurde. Da der Inhalt dieses Vertrages in Aschaffenburg zur Kenntniß der Reichsstände gelangte, so hat man lange geglaubt, daß er dort geschlossen worden sei, und ihm den Namen der Aschaffenburger Concordaten gegeben. Friedrich kündigte nun der Kirchenversammlung zu Basel das Geleit auf, und als Felix seine Würde niedergelegt und Nicolaus als rechtmäßigen Papst anerkannt hatte, löste sich das Concilium, das schließlich noch nach Lausanne gewandert war, völlig auf (1449), nachdem es achtzehn Jahre beisammen gewesen war.

Auf diese Weise endete auch die Baseler Kirchenversammlung, wie die von Kostnitz, ohne die großen mit so vielem Geräusche verkündeten Hoffnungen der Völker befriedigt zu haben*). Indeß würde, wenn auch

*) v. Raumer, Historisches Taschenbuch. Jahrg. 1849. Die Kirchenversammlungen ꝛc., S. 161 fgd., weist nach, daß die Vorfrage über den Vorrang des Concils oder des Papstes in Basel falsch gestellt gewesen sei, so wie daß, da nur eine Wahl zwischen der Allmacht des einen oder andern offen gestanden, die Meisten sich für das Monarchenthum des Papstes entschieden hätten.

die Zwecke der gegenpäpstlichen Partei auf diesen Synoden erreicht, wenn auch eine wesentliche Beschränkung der oberen Gewalt erkämpft worden wäre, die große Sittenlosigkeit der Geistlichen dadurch nicht gehoben worden sein, noch weniger aber würde der religiöse Zustand im Allgemeinen eine Verbesserung erfahren haben. Die Nothwendigkeit, das Christenthum aus seiner Erstarrung in äußeren Formen, aus seiner Entstellung durch überflüssige und falsche Dogmen, zur Lebendigkeit des evangelischen Geistes, in das Innere des Gemüthes zurückzuführen, und die Verfassung der Kirche der Einfachheit jener ersten Zeiten wieder näher zu bringen, war ein Gedanke, der in jenen wider die päpstliche Curie erbitterten Stimmführern noch nicht völlig zum Bewußtsein gekommen war. Reineren Gemüthern und tieferer, auf neuen Grundlagen der Gesammtbildung erwachsener Erkenntniß blieb es vorbehalten, ihn, noch ehe ein Jahrhundert verging, zu erfassen und ins Leben zu rufen, und der geistlichen Weltherrschaft Rom's die gefährlichsten Wunden zu schlagen, während es jetzt im stolzen Gefühle des Sieges über die von den Concilien drohenden Gefahren sich einer Sicherheit überließ, in der es die Kirche und die wieder gläubige Welt noch schlimmer als bisher mißhandeln zu können glaubte.

27. Die deutschen Städte.

Während der Herrschaft des luxemburgischen Hauses hatte die Umwandlung Deutschland's zu einem Verein der Landesherren, denen die Reichsstädte allmählig gleichgestellt wurden, unter einem gewählten Oberhaupt von geringem Ansehen, die bedeutendsten Fortschritte gemacht. Bei dem Widerstande, welchen das Streben der Fürsten nach Erweiterung und Befestigung der Landeshoheit, bei den Herren und Rittern, die nicht gerade ihre Ministerialen waren, und den Gemeinden im Ganzen genommen fand, wäre es einem einsichtigen und kraftvollen Kaiser immer noch möglich gewesen, durch eine engere Verbindung sämmtlicher kleineren Stände unter einander und mit dem Reiche die Fürsten zu ihrer alten Stellung als erbliche Beamte des Kaisers, denen Lehnsherrlichkeit, Gerichtsbarkeit und städtische Vogtei, nicht aber die Herrschaft, außer in ihren eigentlichen Besitzungen, über die ihnen Untergebenen, zustände, herabzudrücken. So hätte sich zugleich eine Vereinigung aller Stände

und Klassen der Nation zu einem organischen Ganzen herbeiführen lassen, und die Landesherren wären nicht die einzigen Reichsglieder geworden. Es wäre unbillig, den Kaisern, die seit Rudolf von Habsburg alle, bald mit mehr, bald mit weniger Bewußtsein, der eine mit größerem, der andere mit geringerem Glück, die Politik verfolgt hatten, ihre Hausmacht auszudehnen und das Reich unter dieselbe zu beugen, — so sehr, daß Karl IV. sogar ein außerdeutsches Land zum Mittelpunkte dieser dynastischen Macht erhob — einen eigentlichen Vorwurf aus diesen Bestrebungen zu machen; denn der Zug der ganzen Zeit war auf Aufrichtung der fürstlichen Gewalt gegenüber allen, auch noch so berechtigten und lebenskräftigen Regungen der übrigen Volkselemente gerichtet. Nur hätten sie bei der Verfolgung dieses Weges, der anscheinend der nächste und einfachste war, das Auge auch für die neuen Schöpfungen offen erhalten sollen, die das Volk eben aus seiner Tiefe hervorbrachte, und die, wofern sie durch die Reichsgewalt gekräftigt und zum Behufe der Reichseinheit gepflegt und in richtige Bahnen geleitet wären, ihnen das sicherste Mittel geboten haben würden, zu jenem Ziele zu gelangen. Konnte im südwestlichen Deutschland der kleinere Adel durch eigene Kraft den Vergewaltigungsversuchen der Fürsten so kräftigen Widerstand leisten, daß er sich auch für die Folge als Reichsritterschaft in seiner Freiheit erhielt, so wäre er in der Hand der Kaiser gewiß in viel besserer und wohlthätigerer Richtung zu verwenden gewesen. Noch erheblicher würde die Unterstützung gewesen sein, die die Kaiser aus der wunderbar emporwachsenden Blüthe der Städte hätten schöpfen können, wenn sie nicht durch die socialen Umwälzungen, die im Innern derselben jetzt vorzugehen begannen, von einer Verwerthung dieses Beistandes abgeschreckt worden wären, oder wenn sie den Blick frei genug gehabt hätten, um ihre Bedeutung für des Reiches Einheit hinreichend zu würdigen. Es ist der hohe Aufschwung der Städte darum für die Entwickelung und Bildung der Nation doch nicht verloren gegangen; aber der einheitlichen Gestaltung derselben ist er freilich nicht zu gute gekommen.

In der That zeigen in dieser Periode der Zerrissenheit und Auflösung die Städte fast allein, wie befähigt der deutsche Volksgeist zu immer neuen Gestaltungen des öffentlichen Lebens ist; sie bieten ein Bild eigenthümlicher, innerhalb ihrer Ringmauern republikanischen Gestaltung dar, welches in mancher Hinsicht an Italien erinnert, nur daß, mit der Wärme des südlichen Blutes und der feineren Glätte des romanischen Wesens, auch die heftigen Leidenschaften fehlten, welche die Kämpfe Italien's mit Freveln erfüllten, und jene künstlichen Gewebe von Gewalt

und List, die dort blutgierigen und üppigen Usurpatoren zur Herrschaft verhalfen. Von den Kämpfen der Städte und des Landadels ist schon an mehreren Orten die Rede gewesen; sie wuchsen in dem Maße, als mit dem Reichthum und der Macht der ersteren auch ihre Ansprüche auf Selbständigkeit zunahmen und die Eifersucht des Adels und der Fürsten in höherem Grade erregt wurde. Aber auch innerhalb des städtischen Weichbildes fehlte es nicht an Reibungen und Kämpfen. Schon in der Hohenstaufischen Zeit begannen Zwistigkeiten zwischen den alten Stadtgeschlechtern, Patricier genannt, den Nachkommen der emporstrebenden Ministerialen, die sich die Immunität erstritten hatten, wie der freien Grundbesitzer, aus welchen ursprünglich die Gemeinde bestanden hatte, und den geringeren Bürgern, die von jenen verachtet die niederen Handwerke betrieben, während jene meist den Handel in der Hand hatten. Als aber die Gewerbtreibenden durch ihre Vereinigungen zu Zünften und Innungen erstarkten, widersetzten sie sich den Patriciern mit aller Kraft, wie wir dies auch in den italienischen Städten mehrfach bemerkt haben, und versuchten auf friedlichem Wege oder durch Gewalt sich eine Theilnahme am städtischen Regiment und einen Einfluß auf die Leitung der Angelegenheiten zu erkämpfen. In den meisten Städten (unmittelbaren Reichs- wie Landstädten, denn der Unterschied war damals noch nicht sehr bedeutend) gelang es in diesem Zeitraume den Zünften, ihre Absichten durchzusetzen, und die bisher ausschließlich rathsfähigen Bürger zu beschränken. Entweder wurden alsdann in den bisherigen Rath Handwerker aufgenommen, indem eine gewisse Zahl von Rathsstellen mit ihnen besetzt, oder eine eigene Abtheilung derselben gebildet wurde; oder es wurde ein eigentliches Zunftregiment eingeführt, indem die ganze Verfassung auf die Eintheilung der Bürgerschaft in Zünfte gegründet wurde. Wer auch seinem Gewerbe nach zu keiner Zunft gehörte, mußte sich als Bürger der Stadt einer solchen anschließen. Ein Beispiel der Verfassungsveränderungen haben wir schon an Zürich gesehen (oben S. 159). Natürlich hatten die Lage des Ortes und die Beschäftigung der Bürger den größten Einfluß darauf, wie weit diese Umwandlungen zu völliger Herrschaft der Demokratie führten. So blieb der Nordosten, wo durch die Seeküste der Handel die Betreibung der Gewerbe überwog, vorherrschend aristokratisch und die Zünfte gelangten dort erst in der Folge zur Anerkennung; ja Lübeck konnte sogar eine Achtserklärung gegen die Braunschweiger, welche (1293) ein zünftiges Regiment eingeführt hatten, aussprechen. Umgekehrt gelangten in Süddeutschland seit der Zeit Albrecht's, wo die Zünftler fast überall anfingen, „an den Fesseln,

welche die Rathsgeschlechter ihnen angelegt, zu schütteln"*), die Gewerbtreibenden zu immer größerer Ausdehnung ihrer Rechte; hier hatte Ulm früh die alte Verfassung geändert, Nürnberg mußte folgen, nachdem es zuerst einen Mittelweg eingeschlagen hatte, auch Frankfurt. In mehreren Städten blieb indeß ungeachtet der den Zünften eingeräumten Bewilligungen die Verfassung wesentlich aristokratisch, in andern wechselte sie je nach den äußern Verhältnissen des Ortes, aus wenigen nur wurden die Patricier ganz vertrieben, die dann wohl mit dem feindseligen Adel außerhalb der Mauern gemeinsame Sache machten. Wie die Landesfürsten, so waren auch die Kaiser in ihrer Mehrzahl diesem Aufkommen der Demokratie nicht günstig, am wenigsten Karl IV., von dem wir oben gesagt haben, daß er das Pfahlbürgerthum selbst durch die goldene Bulle verbot.

Der große Reichthum, zu welchem die deutschen Städte damals gelangten, ging eben aus Handel und Gewerben hervor. Der erstere nahm zu jener Zeit ganz andere Wege, als in den neueren Jahrhunderten; der Landweg über Deutschland war es, welcher den Norden von Europa mit dem Süden verband; die deutschen Städte vertrieben die kostbaren Waaren des Ostens, die sie aus Italien empfingen, nach den nördlichen Ländern, und fanden in diesem lebhaften Verkehr eine stets strömende Quelle reichlichen Gewinns. Ulm und Augsburg vermittelten den Zusammenhang mit Italien durch die Straßen über die Ostalpen und lieferten ihre Waaren dann Regensburg, Wien, Nürnberg zum weiteren Vertriebe nach Ungarn, Böhmen, Schlesien, Polen; die Städte am Oberrhein waren auf die Wege durch die Schweiz angewiesen und gaben an den Niederrhein ab oder durch die Zwischenstation von Frankfurt auch an Hessen und Thüringen. Der Großhandel hatte in einzelnen Städten um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts solche Dimensionen erreicht, daß manche Häuser ihre stehenden Agenten in weit entlegenen Orten hielten; trieb doch Nürnberg seinen Spezereihandel bis tief nach Frankreich hinein, wo „Lyon für dasselbe eine bleibende und wichtige Niederlage bildete". Wie ein betriebsamer Handelsgeist gewöhnlich zugleich den Kunstfleiß weckt, geschah es auch in den deutschen Städten; die Erzeugnisse ihrer fleißigen Arbeiter, vorzüglich Tuch und Leinwand, wurden reichlich ins Ausland geführt. Aber auch für andere Gegenstände zeig-

*) Barthold, Geschichte der deutschen Städte III. 179. Derselbe führt in mehreren Stellen aus, wie die ganze Bewegung zwar gegenkirchlich, aber nicht gegeneifrig, sondern „ghibellinisch" gewesen sei.

ten die deutſchen Handwerker ein hervorragendes Geſchick; die Färberei war zu einer hohen Stufe der Kunſtfertigkeit gelangt, in der Bearbeitung von Gold und Silber zeichneten ſich beſonders die Augsburger aus, die Wiener überſchwemmten den Markt mit geſchmackvollen Schreinerarbeiten und Holzſchnitzwerken, in Nürnberg gab es an ſechshundert Gelbgießer, die in der Bereitung von Leuchtern, Ringen und anderen Meſſingwaaren bedeutenden Ruf hatten, und bereits im funfzehnten Jahrhundert war dieſelbe Stadt unübertroffen in der Herſtellung jener Kleinigkeiten, die noch heute von ihr den Namen tragen; die Gerberei aber blühte allenthalben, ſelbſt in den kleineren Orten. Rechnen wir dazu, wie dieſe Betriebſamkeit auch auf die Verkehrsmittel einwirkte, wie die Flußſchifffahrt ſich hob, wie es unzählige Frachtführer gab, wie der Bau auf Salz und Metalle ſich ſteigern mußte, ſo wird es begreiflich, daß ſich durch Alles dies ein Wohlſtand und eine Volksmenge in vielen deutſchen Städten erzeugte, gegen welche ihr Zuſtand in unſeren Tagen dürftig und geringfügig erſcheint. Der oben genannte Aeneas Sylvius hat eine Beſchreibung von Deutſchland verfaßt, in welcher er die Macht, den Reichthum, den Glanz der deutſchen Städte nicht genug preiſen und erheben kann. Die Unſicherheit der Straßen, der ſcheinbare Mangel aller geſellſchaftlichen Ordnung im Staate hemmte im Ganzen den Handel nicht. Die Städte fühlten ſich kräftig genug, ihn zu beſchützen. Der Adel war allerdings ungemein verwildert, und ſah zum Theil einer großen Räuberbande nicht unähnlich, und die landesherrliche Macht, welche an die Stelle des ordnenden kaiſerlichen Anſehns getreten ſein ſollte und wollte, war gewöhnlich noch nicht im Stande, ihn zu bändigen. Es war nicht mehr jene Zeit, in welcher der Ritter wegen Rechtsverletzung ſeinem Gegner ehrlich abſagte, ſondern das Fehderecht war zum Fauſtrecht entartet. Aus dem Hinterhalt fiel der Adel mit ſeinen wilden Geführten über die Wagen und Schiffe der Kaufleute her, und brach in die Landmarken der Städte, um die Weiler zu plündern und die Viehheerden wegzutreiben. Aber auf das Zeichen der Sturmglocke bewaffnen ſich die Bürger und ſchaaren ſich nach den Vierteln ihrer Stadt, oder nach den Zünften. Schon war der Kampf zu Roß nicht mehr der entſcheidende, bereits in der Schlacht bei Kortryk (1302) und bei Morgarten hatte ſich gezeigt, daß das Fußvolk, richtig geführt, den erleſenſten Reiterſchaaren gewachſen ſei. Die Handwerker ziehen aus mit Armbräſten oder Lanzen bewaffnet, die reicheren Waaren- und Geldhändler auch wohl zu Pferd, endlich die Patricier, als Beſitzer von Stamm- und Lehngütern der Ritterwürde fähig, in ſchwerer Rüſtung, die berittenen Knechte

hinter sich. Voran flog das Banner der Stadt, von den besten Jünglingen umgeben; die Mauern wurden erstiegen, die Burgen gebrochen und schlimm war das Loos der adeligen Räuber, wenn sie den Erbitterten in die Hände fielen, sie wurden wie gemeine Verbrecher behandelt, und mußten oft mit dem Leben büßen. Und wie sie tapfer und opfermuthig außerhalb der Mauern gegen den Feind angingen, so waren die Bürger innerhalb derselben einfach und sparsam für den eigenen Haushalt, aber freigebig und hingebend für das Allgemeinwohl. Wie eng und klein waren die Wohnhäuser selbst der Wohlhabenden, und wie stattlich und glanzvoll, wie reich geziert die Rathhäuser und die Kirchen, wie zahlreich und wohlausgestattet die Hospitäler!

Reichte die Macht der einzelnen Städte nicht hin, ihren Handel in weiteren Umkreisen zu schützen, oder den Fürsten und der verbündeten Ritterschaft zu widerstehen, so traten sie in Einungen und Genossenschaften zusammen, von denen schon öfter die Rede gewesen ist. Unter diesen Städtebündnissen hat keines so viel Bedeutung, Macht und Ruhm erlangt, als das Hanseatische oder die Hanse, welches in Nieder-Deutschland und in den eroberten wendischen Ländern östlich der Elbe und Oder seinen Sitz hatte. Die Frage, wann, wie und wo dieser berühmte Bund seinen Anfang genommen habe, wird schwerlich genau beantwortet werden können. Gewiß ist nur, daß er aus der Vereinigung einiger See- und Binnenstädte zum Schutz und zur Ausbreitung ihres Land- und Seehandels hervorging, und daß dieser Anfang in das dreizehnte Jahrhundert fällt; den Anstoß zu dem Bunde gab wahrscheinlich Lübeck's umfassende Thätigkeit, und die wesentlichsten Richtungen desselben, Einheit in Maßregeln für den in- und ausländischen Verkehr, Sicherung der Land- und Wasserstraßen, geregelter Rechtsgang untereinander, Bereitschaft gegen Unterdrücker sich zu helfen, bildeten sich schon während des Interregnums aus. Nicht viel später kamen dann auch gemeinsame Namen („der gemeinsame Kaufmann des römischen Reichs"). Zwischen den Jahren 1255 — 1262 scheinen auf einer Versammlung die Grundzüge des Bundes, zunächst der wendischen und Elbstädte verabredet zu sein*). Einzelne Orte für sich waren schon lange bedeutend gewesen, hatte doch Lübeck unter der Führung seines Rathsherrn und Orloghauptmannes, „des biderben und frommen Degen" Alexander's von Soltwedel, schon über Dänemark mehrmals triumphirt; aber die Verbindung mehrerer war damals nur klein, und umfaßte durch dies ganze

*) Barthold, a. a. O. II. 295.

Jahrhundert höchstens zehn bis zwölf meist an der Ostsee gelegene Städte. Im vierzehnten Jahrhundert wuchs indeß die Zahl der Theilnehmenden rasch, kleinere Handelsverbindungen schlossen sich an, die innere Verfassung des Vereins bildete sich immer mehr aus, und jetzt erst ward der Name deutsche Hanse, der so viel als Handelsgilde bedeutet, der übliche und gesetzliche. Von dem Ausflusse der Schelde bis nach Esthland erstreckte sich der Bund, und zählte mehr als siebenzig Mitglieder; es gehörte nicht mehr bloß Seestädte, sondern auch viele im Innern Norddeutschland's liegende Oerter dazu, wie Köln, Osnabrück, Magdeburg, Hildesheim, Berlin, Kulm, Thorn u. a. m. Gemeinschaftliche Vertheidigung gegen Angriffe, Sicherheit der Straßen zu Wasser und zu Lande, welche die Kaufleute der Städte mit ihren Waaren befuhren, schiedsrichterliche Vermittelung in allen Streitigkeiten der Glieder des Bundes unter einander, vor Allem aber die Aufrechthaltung und Bewahrung der in auswärtigen Ländern erlangten Handelsprivilegien waren die Hauptzwecke der Verbindung. Die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten übten die verbundenen Städte bald auf allgemeinen Hansetagen zu Lübeck, weil dieses, ungefähr in der Mitte der von Novgorod bis London, von Bergen bis Krakau zerstreuten Städte und Handelsniederlassungen gelegen, als Hauptort des Bundes betrachtet wurde; bald in Vereinigungen der Städte eines einzelnen Kreises oder Quartiers, wenn die Angelegenheiten nur diese ins Besondere betrafen. Die ganze Verbindung war nämlich in vier Quartiere getheilt: in das wendische, zu dem die mecklenburgischen, pommerschen und märkischen Städte gehörten, in welchem Hamburg neben Lübeck den bedeutendsten Einfluß behauptete, in das preußisch-liefländische, dessen Mittelpunkt Danzig war, in das kölnische und endlich in das sächsische, unter dem Vorsitz von Braunschweig. Der Schauplatz des auswärtigen Verkehrs war vorzüglich der europäische Norden, Rußland, Schweden, Norwegen und Dänemark, Länder, deren innerer gesellschaftlicher Zustand die fast ausschließliche Handelsgewalt der Hansen möglich machte. Sie legten in diesen Gegenden überall bleibende Niederlassungen an, ohne die ein bedeutender auswärtiger Handel bei der damaligen Unsicherheit nicht geführt werden konnte, die sie jedoch mit kluger Berücksichtigung der Verhältnisse verschieden verwalteten, und genossen hier die größten Vorrechte und Begünstigungen, zu deren Erweiterung und Behauptung sie auch den Kampf mit den nordischen Königen nicht scheuten, sondern kühn und glücklich gegen sie auftraten. So wie sie diese Länder mit Waaren aus der Fremde versorgten, so führten sie auch allein die Erzeugnisse der-

selben wieder aus. Aus diesem Zwischenhandel zogen sie den größten Gewinn; was ihr eigener Kunstfleiß hervorbrachte, kam dagegen weniger in Anschlag. Im Westen ging der Verkehr besonders nach England und den Niederlanden; zu Brügge und London hatten sie große Handelscomtoire; ist doch der Stahlhof in letzterer Stadt noch bis in die neueste Zeit in ihrem Besitz gewesen. In allen diesen Verhältnissen erscheinen sie als freie Mächte; sie schließen Bündnisse, machen Frieden oder kündigen Krieg an, ohne alles Zuthun des Kaisers und des Reichs. Unmittelbaren Antheil an den auswärtigen Kämpfen nahmen gewöhnlich nur die Seestädte; die im Lande gaben Beiträge und Steuern. Als sich die Macht Dänemark's nach langen Zerwürfnissen unter Waldemar Atterdag wieder emporhob, als dieser König nicht nur Oeland und Gothland, welche zu Schweden gehörten, eroberte, sondern auch Wisby, den ältesten Sitz des deutschen Handels im Auslande, nach tapferem Widerstande nahm und ungeachtet eines Vertrags die dortige Niederlage plünderte, ward ihm auf einer Tagfahrt in Greifswald der Krieg erklärt (1361). Eine Flotte, unter der Führung von Johann Wittenborg, dem Lübecker Bürgermeister, eilte herbei und plünderte Kopenhagen, erlitt aber bei der Belagerung von Helsinborg eine empfindliche Niederlage; Wittenborg büßte das Mißgeschick durch seine Enthauptung auf dem Markte in Lübeck. Aber der Verlust brannte den Bürgern auf der Seele, und da Waldemar die Bedingungen der Sühne nicht erfüllte, so ward auf einem Tage in Köln (1367) unter dem Vorsitz des Gerhard von Attendorn von Lübeck und Bertram Wulflam von Stralsund eine allgemeine Kriegserklärung beschlossen; um Ostern des folgenden Jahres liefen siebenundsiebzig Absagebriefe bei Waldemar ein, der nach Deutschland entfloh. In Norwegen, dessen Herrscher den Dänen Beistand leistete, wurden zweihundert Ortschaften verwüstet, die Küsten von Jütland, Seeland und Schonen wurden verheert, und im Jahre 1368 eroberten die Städte Kopenhagen, Helsingör, Nyköping, Falsterbo und Ellholm, und befestigten sich in der Herrschaft des Sundes. So mußte Dänemark 1370 unter außerordentlich vortheilhaften Bedingungen für die Hanse Frieden schließen; König Hakon von Norwegen, dessen Krone und Reichskleinodien in Stralsund zum Pfande standen, erhielt unter schmählichen Bedingungen verlängerten Waffenstillstand. „Einen Bürgerstand solcher Art hat kein Reich der Welt gehabt", aber auch der deutsche Handel hat niemals später einen solchen Umfang und solches Leben gehabt, niemals solche selbständige Kraft entwickelt, als zu jenen Zeiten, und wieviel unser Vaterland dadurch an Frische, Reg-

samkeit, Wohlstand und Bildung gewonnen, ist kaum hoch genug anzuschlagen.

Doch selbst wenn die Geschichte von dem, was die deutschen Städte waren und bedeuteten, verstummte, die Steine würden es uns täglich verkünden. Die Gebäude, welche jene Geschlechter errichtet, legen — wie wir schon vorhin bemerkten — ihren Enkeln ein sprechenderes Zeugniß von ihrem Wirken und ihrem Sinne ab, als es die beredteste Schrift vermag. Es beginnt nämlich um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die schönste Blüthe jener Baukunst, welche man die germanische nennt, während sie bisher, seltsam genug, die gothische hieß; mögen auch ihre Anfänge vielleicht außerhalb Deutschland's, im nordöstlichen Frankreich und in der Normandie zu suchen sein, so ist doch ihre edelste und erhabenste Gestalt von deutschen Meistern ausgegangen, und deutsche Meister sind es, die auch in anderen Ländern die wichtigsten Gebäude dieser Art aufgeführt haben. Sie ist ein Erzeugniß der germanisch-christlichen Richtung in der Kunst, und ist ebenso wie die eigenthümliche Poesie jener Zeiten von der antiken Weise völlig unabhängig, ohne darum einen geringern Rang einzunehmen als diese; denn die Schönheit der Formen, Geschmack und Stil sind in allen Künsten keineswegs an eine bestimmte Art und Regel gebunden, sondern können eben so mannichfach sein, als die verschiedenen Richtungen des Sinnes und Geistes in den Völkern und Zeiten, die sich mit Freiheit erzeugen und in der Kunst mit ursprünglicher, keinem vorhandenen Muster nachgebildeter Schöpfungskraft zur Erscheinung gelangen. Das Eigenthümliche dieser deutschen Baukunst zeigt sich in den schlankeren Säulen, über welchen, auf den geschmückten Knäufen, die Ribben und Reihungen der Gewölbe emporsteigen; in den hohen Bogenfenstern, welche die Räume zwischen den Pfeilern bis unter die Dachung ausfüllen; in der leichten, äußerst kühnen Höhe der Schwibbögen; in den mit Laubwerk-Zierrathen überall bedeckten Erkern und Zinnen, durch welche selbst die außenstehenden Strebepfeiler in Kunstwerke verwandelt wurden. Unter den hohen, mit dem ganzen Gebäude in Einheit gedachten, Thürmen führte ein mannichfach verziertes Portal in das Innere, wo das allzu grelle Licht durch die schönste Glasmalerei der Fenster gebrochen und gemäßigt ward. Unter den Meistern jener Zeiten hat keiner so hohen Ruhm erlangt, als Erwin von Steinbach, der im Jahre 1277 den vordern Anbau und den Thurm des Münsters von Straßburg zu bauen begann. Hier erscheint die Kunst in ihrer Vollendung. Aber dieser riesenhafte Thurm ist bei weitem nicht ganz von Erwin errichtet, auch nicht nach seinem ursprünglichen Plane

ausgeführt, welcher, den schon vorhandenen Dimensionen entsprechend, auf ein Werk mittlern Umfangs ging. Erst im Jahre 1439 wurde der Thurm gänzlich vollendet, und da jeder der folgenden Meister nach seinen eigenen Gedanken daran baute, so läßt sich an ihm, wie mit einem Blicke, der veränderte und schon sinkende Geschmack dieser Baukunst übersehen; denn im funfzehnten Jahrhundert verlor sich die alte Großartigkeit schon in Verkünstelung und Ueberladung. Ganz anders der Kölner Dom, der gleichfalls um die Zeit Erwin's von Steinbach begonnen wurde; an diesem wurde nach dem von dem Urheber entworfenen Plane fortgebaut. Der Stephansthurm in Wien, der freiburger Dom und viele andere Kirchen gehören gleichfalls in die beste Zeit der deutschen Baukunst. Wenn man den künstlerischen Geist betrachtet, welcher in der Anordnung und Entwerfung dieser himmelanstrebenden Massen waltet, die Kenntniß und Sicherheit in der Ausführung und das große technische Geschick in der höchst sorgfältigen und fleißigen Behandlung des Einzelnen: so fühlt man sich zur Bewunderung und Verehrung von Zeiten hingerissen, wo es Meister gab, die so dachten und bildeten, so viele bereite Hände ihren Gedanken Leben zu geben, und Bürger einzelner Städte, die keine bessere Verwendung ihrer Reichthümer kannten, als für solche Zwecke*). Indeß wäre die Aufführung dieser Bauten mit einer solchen Vollendung ohne die damals blühenden Baubrüderschaften schwerlich möglich gewesen. Schon bei den Römern finden sich Vereine von Baukünstlern, später hatten sie in den Klöstern ihren Sitz, im elften Jahrhundert traten sie aus diesen hervor, und gestalteten sich zu weltlichen Gesellschaften. In England nahmen die Vereine zuerst eine eigenthümliche Form an. Sie beschäftigten sich mit Unternehmungen großer Bauten, und ihr gemeinschaftliches Wirken nach wohlerlernten Regeln machte die große Ausbildung und Uebereinstimmung möglich. Ihre Lehren pflanzten sie als Geheimnisse durch die drei Stufen der Lehrlinge, Gesellen und Meister fort. Die für die Bildung und Ausbreitung der deutschen Kunst wichtigste Vereinigung der Baumeister und Steinmetzer ist die, welche in Straßburg durch Erwin von Steinbach gestiftet wurde. Aus Deutschland, England und Italien zog er Meister an sich, und gab seinem Bunde die schon früher in England angenommene Einrichtung. Eine solche Innung hieß eine Hütte; alle in Deutschland befindlichen Hütten

*) Bosnische Gesandte, erzählt Aeneas Sylvius, welche den Stephansthurm in Wien lange angesehen und bewundert hatten, brachen endlich in die Worte aus: „Der Thurm hat mehr gekostet, als man für das ganze Königreich Bosnien bekäme."

traten mit einander in Verbindung, die ſtraßburger blieb indeß die oberſte. Erſt im Jahre 1731 ſind dieſe Hütten durch ein kaiſerliches Edict aufgehoben worden*).

28. Die Fehmgerichte.

Wie die ſtädtiſchen Verbindungen in Deutſchland aus dem Mangel an Einheit und durchgreifender, gegen Gewalt und Willkür ſichernder geſetzlicher Ordnung hervorgingen, ſo verdanken auch die weſtfäliſchen Gerichte (auch heimliche oder Fehmgerichte genannt) denſelben Urſachen die Geſtalt und den Umfang, zu denen ſie ſich im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert entwickelten. Ihren Urſprung haben ſie in den uralten, allgemein gültigen Einrichtungen des deutſchen Gerichtsweſens; wie aber mit dieſen ſelbſt mannichfache Veränderungen vorgegangen waren, ſo hatte ſich um ſie her Alles noch weit mehr verwandelt. Daher hatten ſelbſt ihre Inhaber und Mitglieder die rechte Kunde von ihrer Geſchichte verloren, den Zeitgenoſſen erſchienen ſie fremdartig und ſeltſam, und ſo haben ſie den Dichtern und Romanſchreibern ſpäterer Zeiten einen Stoff dargeboten, den ſie auf das abenteuerlichſte ausſchmückten.

Als ſich in Deutſchland nach der Zerſplitterung der großen Herzogthümer die Landeshoheit ausbildete, ſuchten die Fürſten auch ihre Gerichtsbarkeit der noch beſtehenden kaiſerlichen gegenüber auf alle Weiſe auszudehnen. Sie errichteten in dieſer Zeit Hofgerichte für den Ritterſtand, verwieſen die Sachen anderer Perſonen an ihre Beamte, oder an die Stadtgerichte, und ſuchten die Landgerichte ganz aufzulöſen, mit deren Vorſitz ſie früher vom Kaiſer belehnt worden waren (Th. VI. S. 247). In Weſtfalen, wo ſich dem alten Charakter der Sachſen gemäß (Th. V. S. 153) die hergebrachten Einrichtungen weit zäher und haltbarer bewieſen, als in anderen Landſchaften, erhielt ſich auch von der kaiſerlichen Gerichtsbarkeit ein bedeutender Ueberreſt, und die Landeshoheit wurde hier ſpäter als in den übrigen deutſchen Territorien zu der Gewalt ausgebildet, welcher ſchöffenbar Freie wie Miniſterialen und Vogtleute in derſelben Weiſe gehorchten. Die Freien blieben einem be-

*) Die Hütten hießen auch Logen, die Mitglieder derſelben Freie Maurer, weil ſie beſondere Vorrechte und Freiheiten genoſſen. Man nahm in England außer den eigentlichen Kunſtgenoſſen auch andere Männer von Anſehn und Kenntniſſen auf, welche angenommene Maurer hießen. Aus dieſen iſt ſpäterhin, nach Einiger Meinung, der Bund der Freimaurer entſtanden.

sonderen Richter untergeordnet, der nicht als landesherrlicher, sondern als kaiserlicher Beamter (unter Königsbann) ihrem Gerichte vorsaß. Er hieß Freigraf, sein Gerichtsbezirk eine Freigrafschaft. Die Landesherren betrachteten diese Gerichte wie alle anderen in ihren Territorien befindlichen als sich untergeordnet, ohne aber darum an der Sache und ihrem Wesen etwas ändern zu können. Die Freigrafen selbst hielten sich nur dem Erzbischof von Köln verpflichtet, weil auf diesen die herzogliche Gewalt in Westfalen und Engern übergegangen war (Th. VI. S. 133) und diese von jeher ein Aufsichtsrecht über die Grafschaftsgerichte begründet hatte. Da die Freigerichte ein Ueberbleibsel der uralten germanischen und insbesondere der sächsischen Gerichtsverfassung waren, wie sie durch Karl den Großen in Uebereinstimmung mit den fränkischen Ländern umgestaltet worden war (Th. V. S. 153 u. 156), so hatte sich unter ihren Mitgliedern die dunkle Kenntniß erhalten, daß die Einrichtung derselben von jenem Kaiser herstamme. In so fern dies nun auf etwas Besonderes, sie vor anderen Gerichten Auszeichnendes zielen sollte, war es ein Mißverständniß; denn die Freigerichte waren nichts als die ordentlichen Gaugerichte der alten Verfassung, welche späterhin Landgerichte genannt wurden (vgl. VI. S. 247). Aber schon im vierzehnten Jahrhundert nahm man sie für außerordentliche Institute, wie sie es auch in dieser Zeit allmählig geworden waren.

Es hatte sich nämlich neben ihren öffentlichen Sitzungen ein Verfahren anderer Art gebildet, zu welchem blos diejenigen zugelassen wurden, welche zu Schöffen des Gerichts aufgenommen worden waren. In dieser Beziehung hieß der Prozeß der Freigerichte die heimliche Acht, sie selbst Fehmgerichte*). Außerdem entstand bei den Grafen und Schöffen, aus dem Verhältniß von kaiserlichen zu landesherrlichen, als niederen Gerichten, der Gedanke von einer sich über das ganze Reich erstreckenden Befugniß ihrer Gerichte, in so fern nämlich von den ordentlichen Höfen dem Kläger kein Recht gewährt ward; obschon die Freistühle ursprünglich nur für Westfalen da waren, oder vielmehr sich für diese Provinz (deren Boden in der Sprache des Gerichts aus unbekannten Gründen rothe Erde genannt wurde) allein erhalten hatten. Auch durfte es in späterer Zeit nur hier Freistühle geben; wenigstens erhielten

*) Walter, Deutsche Rechtsgeschichte, II., 293: „Veme heißt überhaupt Ding, Gericht." Zöpfl, Deutsche Rechtsgeschichte, S. 976: „Behmgerichte heißt nichts anderes, als Gerichte, welche das Recht haben, Ladungen mit dem Charakter einer Verstrickung oder Versestung (districtio, bannitio) ergehen zu lassen.

die Erzbischöfe von Köln von den Kaisern Karl IV. und Wenzel das Privilegium, die Freigrafen, auch die außerhalb Westfalens, zu einem Capitel auf westfälischer Erde zu versammeln. Demnach setzten sie sich den höchsten Reichsgerichten gleich, und steigerten das Gefühl ihrer Würde bis zu großem und keckem Uebermuth. Da im Mittelalter sich weder Kaiser noch Landesherr um Gesetzgebung und Gerichtsordnung bekümmerten, so bildete sich auch in den Freigerichten nach ächt deutscher Weise Alles selbstständig und eigenthümlich aus. Daher war auch die Beschaffenheit ihrer Einrichtungen im Ganzen so unbekannt, und es wurden ebendeßwegen so viele Klagen über Willkür erhoben, daß König Ruprecht im Jahre 1408 den Freigrafen in Heidelberg eine Reihe von Fragen darüber vorlegte.

Vor den offenen Freigerichten wurde Alles verhandelt, was auch in den übrigen Landgerichten vorkam; was vor das Fehmgericht gehören sollte, stand nicht ganz fest. Als Karl der Große die Sachsen unterworfen hatte, schien ihm keine Gattung von Verbrechen der Aufsicht und Strafe bedürftiger, als die gegen das Christenthum begangenen, und es ist möglich, daß schon damals über Rückfall zum Heidenthum und Tödtung der Geistlichen in geschlossenem Gericht verfahren wurde, um dieses sicher zu stellen, so lange die Mehrzahl den alten Göttern treu blieb. Darum gehörte auch späterhin Alles, was die Gebote der Religion verletzte, vor das Fehmgericht, und seine Competenz wurde dann auch darauf ausgedehnt, was im Sinne des Mittelalters wider die Ehre stritt, also auf alle Criminalsachen, alle Angriffe auf Leib und Leben, alle Verbrechen, die nach gemeinem Rechte todeswürdig waren. Aber auch Klagen anderer Art wurden angenommen, wenn der Angeschuldigte sich weigerte, sich vor seinen ordentlichen Richter zu stellen. Und so wurde es den Fehmgerichten leicht, fast in jeder Anklage Gegenstände ihrer Befugniß zu finden.

Wenn in der heimlichen Acht gesprochen ward, so bestand das Gericht nur aus dem Freigrafen, als dem Richter, und den Freischöffen, als den Urtheilsprechern. Das Alterthümliche und Feierliche der Formen mit ihren eigenthümlichen, herkömmlichen Redeweisen gab dem Verfahren etwas Erhabenes und Ehrfurchtgebietendes. Das Gericht hieß das heimliche zunächst von dem alten Unterschied zwischen dem ächten ungebotenen Ding oder Gericht, zu welchem sich alle Gerichtspflichtige der Grafschaft (Th. V. S. 250) regelmäßig versammelten, und dem besonderen, geschlossenen (in der alten Sprache, heimlichen), zu welchem der Richter in besonderen Fällen die Genossen berief. Es hielt seine Sitzungen

an den alten Malstätten (Th. V. S. 30), unter freiem Himmel, keineswegs an verborgenen, unzugänglichen Orten oder in düsteren Gewölben. Die Freischöffen hießen von Alters her die Wissenden, weil sie das Urtheil wiesen, späterhin auch weil sie allein die Einrichtung der heimlichen Acht kannten.

Wenn die Anklage gemacht war, so ließ der Richter durch die Schöffen und Genossen entscheiden, ob die Sache Fehmwroge sei (d. h. vor das heimliche Gericht gehöre). Wenn dies erklärt ward, so erfolgte die Ladung, im Fall es nöthig war, wiederholt, in bestimmten Zwischenfristen. Erschien der Angeklagte nicht, so wurde er verurtheilt, sobald der Kläger die Anklage mit sechs Eidhelfern, die aber alle Freischöffen sein mußten, beschwor. Stellte sich aber der Angeklagte und gestand das Verbrechen, so wurde die Strafe (bei eigentlichen Fehmwrogen der Tod) vollzogen. Läugnete er, so konnte er sich durch einen Eid reinigen, zu dem aber, wenn der Kläger mit zwei oder danach mit vierzehn Eidhelfern dagegen schwur, einundzwanzig Eidhelfer gehörten, welches dann das höchste Zeugniß der Unschuld war, und die Lossprechung zur unmittelbaren Folge hatte. Gegen Unwissende fand anfangs nur das heimliche Verfahren statt, wenn sie sich nicht vor das offene Gericht stellten; erst später wurde eine unmittelbare Ladung vor die Fehme eingeführt, falls die ordentlichen Gerichte nicht einschritten. Die ausgesprochene Verurtheilung hieß Verfehmung, und war der Oberacht gleich, d. h. der Verfehmte war im Zustande des zum Tode verurtheilten Verbrechers; nur die Vollstreckung fehlte. Trafen Freischöffen, deren aber mindestens drei sein mußten, einen Solchen, so henkten sie ihn an den nächsten Baum, nahmen ihm aber nichts, und steckten ein Messer neben ihn, als Merkmal, daß er von der Fehme gerichtet sei. Dasselbe geschah, wenn drei oder mehr Freischöffen einen todeswürdigen Verbrecher auf der That ertappten.

Das stärkere Hervortreten der Fehme in den Freigerichten, die Ausdehnung ihrer richterlichen Befugnisse beginnt etwa um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, als in Deutschland Gewaltthat, Fehde und Selbsthülfe überhand nahmen. Ueber den Mächtigen hatte der Richter nicht Gewalt, und der gemeine Verbrecher floh, und fand bei der großen Zersplitterung Deutschland's irgendwo gewiß Sicherheit. Da also fast Niemand mehr durch Klagen zu seinem Rechte kam, da die öffentliche Acht nicht zu vollstrecken war, empfanden die Freischöffen das Bedürfniß, dieselbe zu verstärken, sie sprachen deshalb über den Verbrecher noch die heimliche Acht und sicherten deren Vollziehung durch die

eigene Faust. Auf diesen Grundlagen breitet sich die Fehme noch weiter aus. Ueberall entstanden damals jene Vereine, um die zu gänzlicher Nichtigkeit herabgesunkene Staatsgewalt in gewissen Kreisen zu ersetzen. So bildete sich denn auch aus den Freischöffen ein Bund, zunächst, um in Westfalen ihre Gerichte zu Landesfriedensgerichten zu erheben und durch sie Ruhe und Sicherheit zu befördern. Die in vielem Betracht heilsamen Folgen dieser Thätigkeit, der Ruhm ihrer Erfahrung, Tüchtigkeit und Weisheit, das Ansehn, welches ihnen ihr strenges Festhalten an alterthümlichen Formen gab, machten, daß man sich aus ganz Deutschland an sie wandte, und hieraus entwickelte sich dann auf natürliche Weise, daß auch die Glieder der Fehmgerichte nicht mehr bloß aus Westfalen bestanden, sondern daß man, um die Genossenschaft zu stärken und zu erhalten, aus allen Gegenden Deutschland's freie Männer als Freischöffen aufnahm. Doch konnten fortwährend nur in Westfalen Versammlungen des Gerichts gehalten, und nur dort Freischöffen ernannt werden. Alle Hörige waren ausgeschlossen, ebenso Geistliche, Weiber und Juden. Gegen solche wurden anfangs auch keine Klagen angenommen, bis der Bund auch über Ungenossen zu richten anfing.

Mit diesem erweiterten Umfang und diesem Ansehn steigerte sich auch der Begriff, den die Freigrafen von den Befugnissen ihrer Gerichtsbarkeit hatten, immer höher. Selbst den Kaiser erkannten sie nur dann als den höchsten Richter an, wenn er nach Westfalen zu den alten Mallstätten der Freistühle kam, und war der Kaiser nichtwissend, so trotzten auch ihm die Freigrafen. In der Zeit der Blüthe des Bundes waren Fürsten, und vielleicht die Mehrzahl der ritterlichen Männer Freischöffen, und keine bedeutende Stadt war, in deren Rath nicht Einige gesessen hätten. Selbst König Sigismund ließ sich 1429 zu Dortmund feierlich unter die Wissenden aufnehmen. Der Große, der dem Kaiser trotzte, war verloren, wenn der Bund sich wider ihn erhob. Schon vor das Freigericht geladen zu werden, galt für einen Schimpf, weil die Anklage als das halb erwiesene Verbrechen erschien. Jeder Freischöffe war verpflichtet, alle ihm bekannten Handlungen anzuzeigen, welche zur Fehmwroge gehörten. Die Vollziehung des gesprochenen Urtheils herbeizuführen, wurden die entschiedensten Maßregeln ergriffen. Den mit derselben Beauftragten band der strengste Eid, den Verfehmten zu verfolgen und zu vernichten. Jeder Freischöffe, der beim Bundeszeichen zu Hülfe gerufen ward, und wenn es seinen eigenen Vater, Sohn oder Bruder galt, mußte Beistand leisten. Wer sich des Verfehmten annahm, theilte sein Schicksal, ja selbst wer ihn mit Worten oder Zeichen warnte, war

verloren. Nicht weniger furchtbar machte den Bund die Verpflichtung der Freischöffen, jeden auf der That ertappten Verbrecher sogleich zu richten, und der Frevler erbebte vor dem Gedanken, vielleicht, ohne daß er es wußte, von den Rächern der Fehme umgeben zu sein. Darum drohte aber auch diesen, ja sogar ihren Gerichtsversammlungen manche Gefahr von wilder, roher Gewalt, und so mußte denn das Gericht seiner eigenen Sicherheit wegen noch in einem anderen Sinne ein geheimes werden, und seine Sitzungen gänzlich abschließen, mit unerbittlicher Strenge gegen den, der sich dennoch an den Versammlungsort wagte. Damit der Verurtheilte nicht im voraus Vertheidigungsmittel ergreifen könne, blieb auch das Urtheil, welches die Verfehmung aussprach, in späteren Zeiten geheim, und die Freischöffen hatten gewisse Zeichen und Symbole, an denen sie sich gegenseitig erkannten.

Ein so mächtiger und einflußreicher Bund mußte nothwendig einerseits die höchste Eifersucht wider sich erregen, und andrerseits konnte es nicht fehlen, daß er durch Willkür und Uebermuth Grund zu gerechten Klagen gab. Unter der so großen Menge von Freischöffen mußten sich Manche finden, die des Bundes unwürdig waren, die Gewalt desselben frevelhaft mißbrauchten, und sich seines guten Zweckes als Deckmantel für die Befriedigung persönlichen Hasses bedienten. Und schon in dem heimlichen Gerichtsverfahren selbst, welches den Beklagten beim Nichterscheinen ungehört verdammte, und den Namen des Klägers in der Vorladung ausließ, nicht Wissende ohne vorhergegangene Mahnung vor das offene Gericht verfehmte, und das Verfahren auch öfters, wenn sich der Angeschuldigte vor seinem eigentlichen Gerichtshof einfand, nicht einstellte, lagen große Uebelstände, die zu immer weiterem Mißbrauch führten; und wenn es heilsam war, daß die Schlechten bebten, so kann man auch glauben, daß ganz Deutschland vor einem Bunde von vielleicht hunderttausend Gliedern als eben so vielen Henkern zittern mußte*), deren Jeder verpflichtet war, den Angeklagten und Unvertheidigten hinzurichten. Dazu kam, daß dem Bunde Vieles von dem Hasse der ihm feindlichen Territorialherren ohne Grund aufgebürdet worden ist, wodurch er in dem schwarzen Lichte erschien, in welchem ihn noch heutzutage Viele sehen. Schon im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts beginnen die Beschwerden der deutschen Stände über die Fehmgerichte, und steigern sich um die Mitte desselben immer höher. Die Freistühle sahen selbst ein, daß Reformationen nöthig seien, aber nachdem die Blüthe des Bundes

*) Möser, patriotische Phantasien, Th. IV. S. 197.

einmal vorüber war, wollten sie nicht recht gedeihen. Durch die große Veränderung der ganzen Denk- und Handlungsweise der neuern Zeit, durch die Umgestaltung des Gerichtswesens in Deutschland zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts und die völlige Befestigung der Landeshoheit ging die Wirksamkeit der Fehmgerichte allmählig zu Grunde, ohne daß sie durch ein Reichsgesetz aufgehoben worden wäre; ja in Westfalen währten die Freistühle zum Theil bis ins achtzehnte Jahrhundert fort, aber freilich in einer Gestalt, die auch dem Schatten ihres ehemaligen Ansehns nicht verglichen werden konnte, als gewöhnliche Polizei- und Rügegerichte*).

29. Bürgerkrieg in der Schweiz.

Oesterreich's Macht in Helvetien, die seit den Schlachten von Sempach und Näfels schon aufgehört hatte, den Eidgenossen furchtbar zu sein, war durch die oben (S. 215) erwähnte unglückselige Theilnahme Herzog Friedrich's an der Flucht des Papstes Johann XXIII. fast ganz vernichtet worden. Nur die Städte Winterthur, Rapperswyl und Dießenhofen nebst dem Thurgau blieben den Habsburgern. Aber einige Jahrzehente nachher eröffnete sich ihnen eine Aussicht zur Wiedererlangung des Verlorenen und zur Rache für die vielfach erlittene Schmach; denn die Kräfte, welche bisher allen Angriffen von Außen unbezwinglich gewesen waren, fingen an, sich gegen einander selbst zu kehren. So stark traten nämlich bei den Schweizern Ehrgeiz und Ländersucht hervor, daß es zu einem Bürgerkriege kam. Die Veranlassung dazu gab das Erbe des letzten Grafen von Toggenburg, der im Jahre 1436 starb. Zürich, von seinem tapfern, ehrgeizigen und unternehmenden Bürgermeister Rudolf Stüssi geleitet, erhob Ansprüche darauf; dasselbe geschah von Schwyz und Glarus. Die beiden letzteren hatten die Zustimmung der übrigen Kantone erhalten, und so entstand ein Bund gegen Zürich, dessen Seele Itel Reding, Landammann von Schwyz, war, und ein innerer Krieg, der für Zürich unglücklich lief, so daß es einen nachtheiligen Frieden eingehen mußte (1440). Darüber aufs höchste unwillig, vergaßen die Zürcher in

*) Das letzte Freigericht (als Criminalgericht) wurde 1568 bei Zelle gehalten. Der letzte Oberfreigraf, deren die Erzbischöfe von Köln noch immer einzusetzen pflegten, wurde 1783 angestellt. Vergl. Zöpfl a. a. O.

ihrer Leidenschaft der alten Gefahren, und wandten sich an den deutschen König Friedrich um ein Bündniß gegen ihre Eidgenossen. Friedrich, der sich der Zwietracht seiner Feinde freute, ergriff diesen Antrag begierig; er machte selbst eine Reise in die oberen Lande, wo er beim Anblick der zerstörten Thürme seines Stammschlosses Habsburg nur tiefern Ingrimm faßte, und erklärte zu Kostnitz den Abgeordneten der Schweizer, daß er als deutscher König ihre Rechte und Freiheiten nicht bestätigen werde, wenn man seinem Hause den Aargau nicht zurückgebe (vergl. S. 215). Vergeblich suchten die übrigen Eidgenossen, Zürich von diesem gefährlichen Bündniß abzumahnen; die Pfauenfedern, Oesterreich's Abzeichen, wehten von zürcherischen Helmen, und die rothen österreichischen Kreuze (die Schweizer trugen weiße) vereinigten österreichische und zürcherische Schaaren.

Der Krieg brach von Neuem aus, mit einer Erbitterung, die sich jeden Gräuel verstattete. Dörfer loderten in Flammen auf, Kirchen wurden geplündert. Die Eidgenossen drangen siegreich über den Albis in die Nähe von Zürich (22. Julius 1443). Die Bürger eilten zum Kampfe hinaus, und lagerten sich unweit ihrer Stadt in den Wiesen jenseits des Flusses Sihl. Da brachte ihnen eine Kriegslist Itel Reding's Verderben. Er ließ zweihundert auserlesenen Jünglingen rothe Kreuze vorn auf die Brust heften, und befahl ihnen, sich hinten den Feinden anzuschließen. Die Schlacht begann; schon wichen einige Zürcher, da erhoben die Schweizer hinter ihnen ein fürchterliches Geschrei: „fliehe, Zürich, fliehe wer kann!" Schon entmuthigt von diesen Schreckensworten, sahen die Zürcher, wie die Zweihundert der Sihlbrücke, der einzigen Straße ihres Rückzuges, zustürzten, und da sie diese nunmehr erkannten, so wurde ihr Schrecken durch die Besorgniß, daß jene die Brücke eher erreichen würden, noch größer und faßte das ganze Heer. Alles wendete den Rücken und drängte sich im Wettlauf dem Flusse zu. In dieser äußersten Gefahr dachte Rudolf Stüssi nur der Ehre des Vaterlandes. Mit seiner breiten Mordaxt stellte er sich mitten auf die Sihlbrücke und rief mit erschütternder Stimme: „haltet, Bürger, haltet!" Vergebens; die Schaaren flohen an ihm vorüber; er allein stand ernst und fest, und als nun Tod und Noth überall hereinbrachen, hielt er in seiner hohen Gestalt, wie ein Wehrthurm, die andrängenden Feinde noch auf. Da rannte ein Zürcher, den seine Vorwürfe beleidigten, auf ihn zu, rief: „daß dich Gottes Wunden — dies Wesen haben wir allein von dir!" und durchstach ihn mit dem Spieße. Von dem Falle des gewaltigen Mannes erdröhnte die Brücke. So starb Rudolf Stüssi einen Tod, würdig dem der gefeiertsten Helden Rom's und Griechenland's an die Seite gesetzt zu

werden. Ueber ſeinen Leichnam drangen ungehindert die Feinde mit den Fliehenden in Zürich ein, und würden es behauptet haben, wenn ihre Zahl größer geweſen wäre. Draußen wütheten die Eidgenoſſen mit Plünderung und Brand, und zechten auf verbluteten Leichnamen ſitzend.

Schon vor dieſer Begebenheit hatte ſich Kaiſer Friedrich, da er aus Oeſterreich keine Hülfe ſenden konnte, an Frankreich gewandt, um eine Anzahl der dort unter dem Namen Armagnacs dienenden Söldnerſchaaren (unten Abſchn. 36.) als Hülfsvolk zu bekommen. Als nun Zürich nach dem Kampfe im Sihlfelde von einem großen Schweizerheere belagert wurde, mahnte man ihn dringend um die verſprochene Hülfe; die oberländiſche Ritterſchaft ließ ſich aber eben ſo wenig als die Städte zum Kampfe gegen die Eidgenoſſen bringen und ſo blieb Friedrich nichts übrig, als ſein Begehren bei dem franzöſiſchen Könige Karl VII. zu wiederholen. Dieſer, der in ſeinem Kriege mit den Engländern ſelbſt eben einen Waffenſtillſtand geſchloſſen hatte, und jener Söldner gern ledig ſein wollte, erfüllte die Bitte des Kaiſers mit ſolcher Bereitwilligkeit, daß er ihm, ſtatt der geforderten fünftauſend Armagnacs, vierzigtauſend zuſandte. Der Dauphin Ludwig ſelbſt führte ſie an, und rückte nach Baſel vor, um Zürich zu entſetzen. Gegen ihn zog eine Schaar von ſechzehnhundert tapferen Eidgenoſſen, und beſchloß, unbekümmert um die außerordentliche Uebermacht, den Angriff bei St. Jakob an der Birs, im Angeſicht von Baſel. Die Hälfte des feindlichen Heeres, die ſich dieſſeits der Birs befand, wurde im wüthenden Anlauf über den Fluß zurückgedrängt. Aber der glückliche Erfolg machte die Schweizer tollkühn. Vergebens ſuchten ihre Hauptleute ſie zu halten, ſtürmiſch ſetzten ſie vor der Mündung des feindlichen Geſchützes, im Angeſicht der zahlreichen Schaaren über das Waſſer (26. Aug. 1444). Ehe ſie ſich am anderen Ufer ordnen konnten, zerſprengte ſie der gewaltige Angriff der ſchweren Reiterei; viele wurden auf der offenen Aue umringt, aus der Ferne erſchoſſen oder im Waſſer niedergeritten; nur fünfhundert bemächtigten ſich des Siechenhauſes bei St. Jakob, nicht um ſich dort zu retten, ſondern durch einen hartnäckigen, zehnſtündigen Widerſtand ihr Leben theuer zu verkaufen. Der Dauphin, voll Bewunderung und Ehrfurcht vor einer ſolchen Tapferkeit, die ſeinem Heere achttauſend der tapferſten Mitſtreiter gekoſtet hatte, ſchloß Friede mit den Eidgenoſſen*), die

*) Bald entſtand auch ein Bündniß mit Frankreich (1453), und damit begann, ſagt ein ſchweizeriſcher Schriftſteller, der ſchädliche Einfluß franzöſiſcher Thaler und Sitten.

unterdeß die Belagerung von Zürich aufgehoben hatten. Dafür wälzte er seine raubgierigen Schaaren auf die deutschen Grenzländer, indem die Ohnmacht des Reichs Frankreich schon damals zu den Eroberungsplänen aufmunterte, die es erst zwei Jahrhunderte später auszuführen vermochte. Die Armagnacs begingen im Elsaß scheußliche Unthaten; aber die Entschlossenheit, welche die Städte, besonders Straßburg, zeigten, und die Erklärung der Stände, daß sie sich jetzt des Krieges annehmen wollten, aber nicht nur um die Schweizer zu bekämpfen, sondern auch um vor allem die Franzosen zurückzutreiben, bewog sie endlich, das Land zu räumen (1445).

Gegen die Eidgenossen führten darauf die benachbarten Fürsten, denen sich der Ritterbund von St. Georg anschloß, einige Truppen herbei und es entstand ein erbitterter Verheerungskrieg auf der ganzen Grenze, bis endlich die von den Eidgenossen gewonnene Schlacht bei Ragaz (6. März 1446) den Herren die Hoffnung benahm, die Schweizer zu besiegen. Zürich trat von seinem Bunde mit Oesterreich ab, und es ward jetzt zu größerer Sicherheit der gesammten Eidgenossenschaft der Grundsatz aufgestellt, daß für die Zukunft kein Einzelner eine Verbindung eingehen dürfe, welche dem alten Bunde nachtheilig sein könne.

---

30. Anfang des großen Kampfes zwischen Frankreich und England unter Philipp VI. und Eduard III.

Wir haben die Geschichte dieser beiden Länder oben bei dem Tode Karl's IV. (S. 120) und dem unglücklichen Ausgange Eduard's II. (S. 132) abgebrochen, und erzählen sie nun, indem wir dahin zurückkehren, vereinigt, da langwierige, mit wenigen Unterbrechungen über ein Jahrhundert dauernde Kämpfe beide Völker in stete Berührung brachten. Mit Karl IV. erlosch die männliche Nachkommenschaft Philipp's des Schönen, und nun behauptete Eduard III. von England, daß ihm, als dem Sohne einer Tochter jenes Königs (oben S. 126), der französische Thron zunächst gebühre. Allein der Widerwille des französischen Volks gegen einen Fremdling und besonders gegen einen Engländer veranlaßte, daß man sich wieder auf das Salische Gesetz berief, welches angeblich schon bei der Nachfolge Philipp's V. zur Anwendung gekommen war, und das den Weibern das Recht auf die Krone absprechen sollte. Daher bestieg der Sohn des Grafen Karl von Valois (oben S. 104), ein Neffe Philipp's

des Schönen, Philipp VI., nach dem Ausspruche der französischen Stände den Thron (1328). Die Ansprüche Johanna's, der Tochter Ludwig's X. (oben S. 120), fand er durch das Königreich Navarra ab, und Eduard erkannte ihn zuerst durch eine Huldigung im Allgemeinen (1329), sodann durch eine besondere, die er für Guienne, Ponthieu und Montreuil leistete, förmlich an. Aber die schottischen Verhältnisse, in die sich Philipp, wie wir sofort erzählen werden, mischte, wie nicht minder der Thatendurst und Ehrgeiz Eduard's störten sehr bald das anfangs freundliche Verhältniß. Eduard hielt sich so lange ruhig, bis eine günstigere Lage der Umstände ihm hervorzutreten erlaubte, und beide Nebenbuhler waren indeß auf anderen Schauplätzen beschäftigt.

Wie in den italienischen und deutschen Städten, so gab es auch in den flandrischen einen unruhigen, freiheitsliebenden Handwerkerstand, der bereits fast überall gesiegt hatte und das Regiment in den Gemeinden führte. Ohne Einfluß und Ansehn war Graf Ludwig, der Nachfolger Robert's (oben S. 119); der städtische wie der Landadel wurde von den Bürgern angegriffen, überwältigt und grausam verfolgt. Ludwig wandte sich an den neuen König von Frankreich als seinen Lehnsherrn um Schutz und Hülfe. Mit einem ansehnlichen Heere brach Philipp 1328 auf, um den alten Schimpf seines Hauses zu rächen, und den zu neuem aufgelegten Uebermuth des Volkes zu bändigen. Er drang in Flandern ein, und kam bis nach Cassel. Die Bürger ließen ihre Gewerbe liegen, ergriffen muthig die Waffen und gingen ihm entgegen. An ihrer Spitze stand Zannekin, ein Fischhändler aus Brügge, der sich selbst mit Lebensgefahr in das feindliche Lager schlich und auskundschaftete, wie leicht das französische Heer zu überfallen sei, weil Nachmittags Alles sorglos und wegen der Hitze gewöhnlich fast ganz waffenlos ruhte. Am 23. August rückten die ritterlichen Schaaren zum Gefecht aus, da aber die Flanderer nicht in die Ebene herabkamen, gingen sie zurück in dem Wahne, daß die Bürger ihre feste Stellung nicht zu verlassen wagten. Drei Stunden nach dem Essen brachen jedoch die Letzteren auf das feindliche Heer los. Dieses, so wie der König selbst, kam anfangs wirklich in große Gefahr. Allein die Hitze des Tages, welche die Franzosen den Flanderern hatte in die Hände liefern sollen, ließ diese selbst unter der Last ihrer Waffen ermatten, und als sie darauf, schon erschöpft, unvermuthet auf einen wohlgeordneten Theil des französischen Heeres stießen, unterlagen sie demselben, und wurden völlig geschlagen. Der Niederlage auf dem Schlachtfelde folgte die Hinrichtung vieler Häupter und Beförderer der Unruhen, und der König von Frankreich hoffte, sich an dem Grafen einen dankbaren und

wichtigen Freund verschafft zu haben, indem er ihm das Land, seiner Meinung nach beruhigt, in der That aber nur betäubt, zurückgab.

Einige Jahre später (1331) war es, daß der König von England den Plan seines Großvaters gegen Schottland, von dessen Ausführung sein Vater hatte abstehen müssen, und der von Mortimer unrühmlich ganz aufgegeben worden war, wieder aufnahm. Schottland's Lage ermunterte zu einem solchen Unternehmen. Der wackere und kräftige Robert Bruce war gestorben, und hatte einen unmündigen Sohn hinterlassen, David, der unter der Vormundschaft eines schwachen und unerfahrenen Mannes, des Grafen Randolf von Moray stand. Diese Lage der Dinge schien denjenigen Engländern, die während der Herrschaft ihres Volkes Güter in Schottland besessen hatten und dafür noch immer vergeblich eine Entschädigung erwarteten, günstig, sich ihr Recht zu verschaffen. Sie erweckten in Eduard Baliol, dem Sohne jenes Johann Baliol, dem Eduard I. die Krone von Schottland geraubt hatte (oben S. 123), den Gedanken, seine Ansprüche geltend zu machen, und boten ihm Hülfe und Unterstützung an. In Begleitung vieler Großen aus dem nördlichen England, doch ohne Theilnahme (wenigstens ohne öffentliche) des Königs Eduard, landete er mit einem kleinen Haufen an der Küste von Schottland, überwältigte den Widerstand, der ihm von der Regentschaft geleistet ward, und machte darauf so glänzende Fortschritte, daß er sich zu Scone zum Könige krönen ließ (1332), und von einem großen Theile des schottischen Adels auch anerkannt ward. In dem kurzen Zeitraum von sieben Wochen hatte er sich auf den Thron geschwungen, aber er sollte ihn auch nicht länger als drei Monate besitzen. Nur wenige, aber kräftige Freunde hatte die vorige Regierung behalten. Sie rüsteten sich zum Kampfe, schickten den jungen König mit seiner Gemahlin, Eduard's III. Schwester, nach Frankreich zum Könige Philipp, und benutzten mit großer Klugheit die aus dem raschen Glück entsprungene Sorglosigkeit Baliol's. Er ward von ihnen bei Annan geschlagen, und rettete kaum Freiheit und Leben. Als ein hülfloser Flüchtling kam er nach England, um die einmal gefaßten Hoffnungen mit Eduard's Hülfe zu retten, und diese Unterstützung mit Abtretung des südlichen Schottland's und mit Anerkennung der Oberlehnsherrschaft England's zu erkaufen. Nunmehr nahm Eduard auch keinen Anstand, öffentlich als sein Verfechter aufzutreten. Daß er bisher heimlich alle diese Unruhen genährt habe, bezweifelten die Schotten nicht, und hatten daher gleich nach der Vertreibung Baliol's alle Grenzplätze gegen England, besonders Berwick, besetzt und befestigt. Eduard zog

auch bald heran (1333), schlug ein schottisches Heer, gewann Berwick, und setzte Baliol von Neuem auf den schottischen Thron, aber er mußte nach seiner Rückkehr, eben so wie sein Großvater, erfahren, daß die Kraft der Schotten sich zwar beugen aber nicht brechen lasse. Das englische Heer hatte das Land kaum verlassen, als sie sich erhoben und das verhaßte Joch abschüttelten. Eduard brachte sie noch zweimal durch Einfälle in ihr Land zum Gehorsam, aber jedesmal nur auf so lange, als er mit seinem Heere verweilte; und ihr Muth zum Widerstande wuchs, sobald der Krieg zwischen England und Frankreich sich seinem Ausbruche näherte.

Bei der Stimmung zwischen den beiden Völkern und Regierungen konnte es an Veranlassungen dazu nicht fehlen. Philipp klagte, daß der König von England den Grafen Robert von Artois bei sich aufgenommen, der, in einen Streit um den Besitz dieser Grafschaft verwickelt, falsche Urkunden vorgebracht hatte, und deswegen durch einen Urtheilsspruch Philipp's in die Acht erklärt worden war. Eduard dagegen beschwerte sich, daß Philipp nicht allein dem zu ihm geflüchteten Könige David Bruce eine Freistätte gegeben, sondern auch den fortdauernden Widerstand der Schotten genährt habe. In der That sah Philipp wohl ein, wie nützlich ihm dieser Krieg auf der Insel sein konnte; aber Eduard, um sich einen ähnlichen Vortheil zu verschaffen, weckte auch seinerseits den Unmuth der Flanderer, die aus ihrer Bestürzung allmählig wieder erwacht waren. Flandern bezog damals fast alle Wolle für seine Webereien aus England. Hörte diese Zufuhr auf, so waren Tausende von Wollarbeitern in allen flandrischen Städten außer Nahrung. Als Eduard nun Miene machte, diesen Handel zu hindern, als er die Wollausfuhr verbot und in England selbst die Tuchweberei einführte, begannen die flandrischen Städte unruhig zu werden. Sie vertrieben den Grafen Ludwig, dessen Freundschaft mit Frankreich sie mißbilligten; in Gent, Ypern, Brügge erhoben sich die Zünfte, besiegten die Patricier und stellten einen Volksmann, Jacob von Artevelde, der sich in die Innung der Brauer hatte eintragen lassen und mit außerordentlichem Talente die Bewegung leitete, als Ruwaert von Flandern an die Spitze ihrer Vereinigung. Mit ihm trat Eduard in den engsten Verkehr. Auch als Schwiegersohn Wilhelm's, des Grafen von Hennegau, Holland und Friesland, besaß er (oben S. 131) in den Niederlanden großen Einfluß. Sein Schwager, der damalige Kaiser Ludwig, dessen gerechte Feindschaft gegen den französischen Hof wir aus der deutschen Geschichte kennen (oben S. 145 fgd.), ernannte ihn überdies zum Statthalter des Reiches in

Niederlothringen; in Coblenz hielten beide Herrscher eine Zusammenkunft, in der es der englische König nicht nur auf Entfaltung von Glanz und Pracht, sondern auch auf Gewinnung der deutschen Fürsten durch englisches Geld absehen mochte. Obwohl die Unterstützung Seitens des deutschen Königs wegen seiner unglücklichen Stellung zum Papste als eine sehr zweifelhafte erscheinen mußte, glaubte sich Eduard doch nunmehr zum Kriege gegen Frankreich hinlänglich gerüstet, widerrief seine Anerkennung Philipp's und die demselben geleistete Huldigung, nannte sich selbst König von Frankreich und brach 1339 in das Land, welches er in Anspruch nahm, ein, um es zu erobern. Obgleich beide Heere sich ziemlich nahe kamen, so wußte Philipp doch eine Schlacht zu vermeiden, deren ungewissem Ausgange er sein Schicksal nicht anheim stellen wollte. Um für das folgende Jahr einem ähnlichen Einfall der Engländer in seine Staaten vorzubeugen, ließ er im Frühling eine zahlreiche Flotte in dem Hafen von Sluys zusammenbringen, welche Eduard's Ueberfahrt hindern sollte. Aber dieser griff am 24. Junius 1340 mit weit geringeren Streitkräften die französischen Schiffe auf der Höhe jenes Hafens an und erfocht, vornehmlich durch das sichere Geschoß seiner vortrefflichen Bogenschützen, einen der glorreichsten Seesiege, deren die Geschichte gedenkt. Der Verlust des Feindes soll gegen 30,000 Mann betragen haben; von zweihundert Schiffen retteten sich nur zwanzig, während die Engländer blos zwei verloren. Nicht so glänzend waren die Erfolge auf dem Festland. Philipp wich widerum jeder Entscheidung aus, und Eduard konnte Tournay nicht erobern, worauf er sich, als seine Geldmittel erschöpft waren, zu einem Waffenstillstand bequemte, den Johanna von Valois, Eduard's Schwiegermutter und Philipp's Schwester, vermittelte.

Die Muße, welche Eduard dadurch erhielt, wollte er zur Wiederherstellung seiner Angelegenheiten in Schottland anwenden, wo während der Feldzüge in Frankreich die Anhänger des Bruceschen Hauses mit französischer Hülfe die Engländer und Eduard Baliol wieder vertrieben hatten. Aber der Krieg, den er hier begann, hatte so wenig Erfolg, daß gerade damals David Bruce nach neunjähriger Abwesenheit nach Schottland zurückkehrte (1342). Auch fingen die Feindseligkeiten zwischen Engländern und Franzosen, wenn auch zunächst nur mittelbar, wieder an, indem sich beide Fürsten in den um diese Zeit entstandenen Erbfolgestreit in der Bretagne einmischten.

Im Jahre 1341 starb der Herzog von Bretagne Johann III. ohne Kinder zu hinterlassen. Noch bei seinen Lebzeiten hatte er in einer Versammlung der Barone des Landes seiner an den Grafen Karl von

Blois, Philipp's Neffen, vermählten Bruderstochter, mit Zustimmung des Königs von Frankreich, als Oberlehnsherren, die Nachfolge zugesprochen. Aber nach seinem Tode setzte sich ein jüngerer Bruder, Johann von Montfort*), in den Besitz der vornehmsten festen Plätze, und ging nach England, um sich dort, indem er Eduarden als dem rechtmäßigen Könige von Frankreich huldigte, in dem bevorstehenden Kampfe einen kräftigen Beistand zu verschaffen. Doch, ehe von dorther Truppen anlangen konnten, war Karl von Blois mit französischem Kriegsvolk in die Bretagne eingerückt, hatte den aus England zurückgekommenen Montfort in Nantes belagert und in seine Gewalt bekommen. Seltsamer Weise begünstigte Philipp hier ein Anrecht, das er in seiner eigenen Sache bestritt, während Eduard ebenso für die Erbfolge in der männlichen Nachkommenschaft eintrat, die er doch in seinem Falle als unrechtmäßig anfocht. Die muthige Gemahlin des gefangenen Montfort, Johanna, vertheidigte sich mit männlicher Kraft und großem Geschick gegen die Franzosen, sandte ihren Sohn nach England, und erhielt nun die erwartete Unterstützung. Zuerst erschien Robert von Artois mit einem kleinen Hülfscorps, im Herbst (1342) folgte Eduard selbst mit zwölftausend Mann. Die Gefechte, welche geliefert wurden, brachten indeß keine Entscheidung, und es erfolgte ein neuer Waffenstillstand (1343). Da aber Philipp während desselben mehrere, des Einverständnisses mit England beschuldigte Edelleute aus der Bretagne hinrichten ließ, so erklärte ihn Eduard für gebrochen, und der Krieg brach nach zweijähriger Ruhe wieder aus. Doch spielte dabei fortan die Bretagne nicht mehr die Hauptrolle, wiewohl auch hier der Parteienkampf wieder entbrannte. Denn Johann von Montfort war 1343 verkleidet aus seiner Haft im Louvre glücklich entkommen, und obgleich er schon das zweite Jahr darauf starb, so führte doch seine Gemahlin Johanna den Erbstreit unermüdlich fort.

Der neue englisch-französische Krieg begann noch im Jahre 1345 in Guienne mit gegenseitigen Verwüstungen des Landes und Belagerung

*) Folgende Stammtafel erläutert diese Verhältnisse:

Artur II. Herzog von Bretagne

Johann III. † 1341. | Guido † 1331. | Johann IV., vorher Graf von Montfort † 1345.

Johanna. Gem. Karl von Blois.

Gem. Johanna von Flandern.

Johann V.

der Städte; Eduard selbst landete im nächsten Frühjahr (1346) in der Normandie, geleitet durch den Grafen von Harcourt, einen aus Frankreich verbannten mißvergnügten Großen. Das reiche Land war wehrlos, weil man den Angriff des Königs ebenfalls im Süden erwartet hatte. Es wurde fast ungehindert verheert, und so große Beute gemacht, daß Eduard bloß mit den in Caen gewonnenen Kostbarkeiten sein größtes Schiff beladen und nach England schicken konnte (1346). Siegreich rückten die Engländer an der Seine hinauf bis Paris, das mit Schrecken erfüllt ward. Der König wagte indeß nicht, die Stadt selbst anzugreifen, vielmehr beschloß er, als Philipp VI. endlich mit einem zahlreichen Heere am rechten Ufer jenes Flusses erschien, sich der flandrischen Grenze zu nähern, um hier seine Verbündeten an sich zu ziehen. Nur durch List und gewandte Bewegungen erzwang er den Uebergang über die Seine; aber als er sich der Somme näherte, waren ihm die Franzosen auch hier zuvorgekommen, und hatten alle Brücken über den Strom abgebrochen. Schon hoffte Philipp mit Sicherheit, er werde die Engländer entweder durch Aushungerung in dem furchtbar verwüsteten Lande, was hinter ihnen lag, zu einer schimpflichen Ergebung oder, wenn sie es wagten vorzudringen, zu einem Gefechte unter den nachtheiligsten Umständen zwingen. Endlich jedoch zeigte ein Gefangener den Engländern, durch das Versprechen der Freiheit und einer Belohnung bewogen, eine Furth, die zur Zeit der Ebbe auch zu Fuße zu durchwaten war. Am jenseitigen Ufer befand sich zwar bereits auch an dieser Stelle ein starker Heerhaufen des Feindes; aber die Verzweiflung der Engländer brach sich Bahn, noch im Bette des Flusses warfen ihre geharnischten Reiter und Bogenschützen die Gegner, und als der König Philipp mit dem Hauptcorps anlangte, traf er nur noch auf einige Nachzügler.

Voll Freude über seine Rettung zog Eduard auf Crecy weiter, wo er eine feste Stellung nahm und Philipp erwartete, wahrscheinlich weil er Flandern doch nicht vor den Franzosen erreichen zu können glaubte, oder weil seine Leute durch die beschleunigten Märsche zu viel litten. Am 26. August rückte Philipp mit sechzigtausend Gewaffneten und zwölftausend Rittern heran, während die Stärke der Engländer kaum auf einige dreißigtausend Mann angegeben wird. Aber die französischen Truppen langten ermüdet von den drei Meilen Weges, welche sie an diesem Tage schon zurückgelegt hatten, auf dem Schlachtfelde an, und die Uebereilung Philipp's gab alle Vortheile, die aus der so weit überlegenen Anzahl hätten gezogen werden können, zu seinem Verderben auf. Ohne das Heer ruhen oder aufmarschiren zu lassen, sollte jede Schaar

sofort angreifen. Das erste Treffen bildeten sechstausend genuesische Bogenschützen, die man von den Galeeren an der Seinemündung hatte kommen lassen, die jedoch an Sicherheit und Schnelligkeit im Schießen den englischen Schützen nicht gewachsen waren*); dreihundert Ritter unter dem König Johann von Böhmen, neben dem sich sein Sohn, der nachherige Kaiser Karl befand, waren dem Vortrab beigegeben. Das zweite Treffen befehligte der Graf von Alençon, beim dritten befand sich König Philipp. Ein schweres Gewitter zog über die Gegend, als die Genueser den Kampf eröffneten. Die Pfeile der Engländer flogen wie Schneeflocken und brachten bald Verwirrung unter die Italiener, die dadurch auch die Ritter Alençon's ins Gedränge brachten. Da gab dieser den Befehl, das Gesindel niederzuhauen, und als nun die Unordnung dadurch gemehrt ward, brach der funfzehnjährige Sohn Eduard's, der Prinz von Wales, in dichtgeschlossenem Anlauf hervor. Er zersprengte die Haufen, gerieth aber selbst in die größte Gefahr. Sir Thomas Norwich eilte zum König Eduard, der auf einer Anhöhe hielt, ihn um Unterstützung zu bitten. „Ist mein Sohn vom Pferde geworfen, verwundet oder todt?" fragte er; und als jener es verneinte, fuhr er fort: „So soll auch keine Hülfe kommen. Der Knabe mag sich heute die Sporen verdienen; so Gott will, soll die Ehre des Tages sein bleiben." Diese Antwort befeuerte den Muth des Prinzen und der Seinen zu neuen Anstrengungen und der Sieg ward errungen. Die Franzosen zogen sich in völliger Auflösung zurück, und ihr König floh ohne Rast mit fünf Begleitern bis nach Amiens. Eduard eilte zu seinem Sohne und umarmte ihn mit den Worten: „mein braver Sohn, du hast dich ritterlich gehalten, und dich der Krone würdig gezeigt." Erst am andern Morgen setzte man den Flüchtigen nach, und stieß noch auf viele zuziehende Haufen, die von dem Ausgange des Treffens nichts wußten, so daß, nach der Versicherung des Geschichtschreibers Froissart, hier noch mehr Blut vergossen ward, als in der Schlacht selbst. Der Verlust der Franzosen belief sich außer zwölfhundert Rittern und Edlen auf zwanzigtausend Mann. Der Vornehmste der Gebliebenen war der König Johann von Böhmen (oben S. 155), der sich, obwohl blind, von vier Rittern

*) Das Bogenschießen war schon eine Lieblingsbeschäftigung der Angelsachsen gewesen, und auch in den späteren Jahrhunderten kannten die Bürger und Bauern England's kein größeres Vergnügen, als sich an den Feiertagen in der Führung dieser Waffe zu üben. Der hierdurch erlangten Fertigkeit verdankten die englischen Truppen einen großen Theil ihrer damals erkämpften Siege.

in das hitzigste Schlachtgewühl hatte führen lassen, und dort gefallen war*).

Nach einigen Tagen zog Eduard vom Schlachtfelde ab vor Calais, um mit dieser Stadt den Schlüssel Frankreich's vom Canal her zu gewinnen. Da er den Platz zu erstürmen nicht hoffen konnte, so schloß er ihn ein, um die Uebergabe durch Hunger zu erzwingen, während die Flanderer Arques erstürmten und St. Omer belagerten, wiewohl der König von England seine Hauptstütze in der Grafschaft um diese Zeit schon verloren hatte; denn Jakob von Artevelde, als er den flandrischen Städten den Vorschlag gethan, den Prinzen von Wales zu ihrem Grafen zu wählen, war von den Gentern in einem Auflaufe erschlagen worden (1345). Die Flanderer wollten sich von ihrem alten Herrscherhause nicht abwenden; doch sollte ihr junger Fürst Ludwig II., dessen Vater eben in der Schlacht bei Crecy auf französischer Seite fechtend geblieben war, sich dagegen mit einer Tochter Eduard's vermählen. Ludwig entzog sich dieser Zumuthung durch die Flucht, und nun hielten seine Unterthanen wieder eifriger an England. König Eduard blieb den ganzen Winter über vor Calais, und da Philipp auch im folgenden Sommer (1347), durch das Andenken der erlittenen Niederlage in Furcht, keine Schlacht zum Entsatz der belagerten Stadt wagte, hielt ihr Befehlshaber Johann von Vienne nach elfmonatlichem Widerstand endlich um eine Capitulation an. Die hartnäckige Vertheidigung hatte indeß — wie Froissart erzählt — Eduard so erbittert, daß er von gar keinen Bedingungen und keiner Schonung hören wollte. Endlich milderte er seinen harten Beschluß dahin, daß sechs der angesehendsten Bürger mit bloßen Füßen und mit Stricken am Halse im Lager erscheinen, die Schlüssel der Stadt überreichen, und dann ihr Schicksal erwarten sollten. Dieser Ausspruch schien aber den Bedrängten noch keinen Trost zu bringen, denn wer hatte hier das Recht zu wählen, wer die Pflicht sich wählen zu lassen! Da trat endlich der reichste Bürger der Stadt hervor, Eustach von Saint-Pierre, und bot sich aus freiem

*) Daß der Prinz von Wales auf dem Schlachtfelde von dem Helmschmucke des Königs Johann die drei Straußenfedern mit der Devise „Ich dien" entnommen habe, ist nach Pauli, Geschichte von England, IV. S. 404. Note 3. eine unverbürgte Fabel, da dieser nachweislich keine von beiden geführt habe. Sie seien aber ebensowenig auch walisischen Ursprungs; die Federn erschienen vielmehr als Marken auf dem Silberzeug der Königin Philippa. Die Devise finde sich urkundlich auf zwei Erlassen von 1360 und 1370 als autographe Unterschrift, de par $\frac{\text{homout.}}{\text{ich dene.}}$

Entſchluß zum Schlachtopfer dar. Dies heldenmüthige Beiſpiel befeuerte noch fünf andere, ſich gleichfalls dem Tode zu weihen, und ſo zogen die ſechs edeln Männer in das engliſche Lager. Ihr Anblick rührte und erſchütterte Alle, nur den König nicht. Er befahl ſie zu enthaupten. Da warf ſich endlich die Königin ihrem Gemahl flehend zu Füßen, und ihr gelang es, das menſchliche Gefühl Eduard's zu erregen*). Die Geiſeln retteten ihr Leben, viel mehr aber brachten auch die übrigen Einwohner nicht davon; denn Alle mußten die Stadt nebſt ihrer Habe verlaſſen, weil Eduard Calais mit engliſchen Anſiedlern beſetzte, um dieſes wichtigen Hafens völlig ſicher zu ſein.

Wie Eduard's Gemahlin, Philippa von Hennegau, hier vor Calais weibliche Milde zeigte, hatte ſie kurz vorher männliche Stärke und Entſchloſſenheit in England bewieſen und an dem kriegeriſchen Lorbeer des Gemahls und des Sohnes auch für ſich einen Antheil gewonnen. Die Schotten unter David Bruce, der unterdeß herangewachſen war und durch ſeine Tapferkeit wie durch andere treffliche Eigenſchaften ihre Liebe täglich mehr erwarb, unternahmen, nicht zufrieden ihr Land wieder befreit zu haben, und in der Hoffnung, wenig Widerſtand zu finden, einen Angriff auf England. Ueberdieß hatte ſie Philipp von Frankreich gleich nach der Schlacht bei Crecy durch Geſandte zu einem ſolchen Kriegszuge ermuntern laſſen, um die Waffen ſeines Feindes von Calais abzuziehen. Aber kaum vernahm die Königin das Vorhaben der Schotten, als ſie, was noch an ſtreitfähiger Mannſchaft in der Nähe war, eiligſt aufbot, und die freilich nicht zahlreichen Schaaren nach Nevils-croß führte. Als die Schotten ſich näherten, trat ſie unter die Ihrigen, ermunterte ſie, ihres Königs Ruhm und ihre eigene Ehre zu behaupten, und erwartete dann von fern das Schickſal des Heeres, das in vier Haufen vertheilt, von drei Biſchöfen und Eduard Baliol geführt ward. Nach einem ſechsſtündigen heißen Kampfe (am 17. October 1346) erklärte ſich der Sieg endlich für die Engländer, und war um ſo entſcheidender, da David ſelbſt gefangen wurde. Wie ein Strom verbreitete ſich das ſiegreiche

*) Wie milde Eduard die Greiſe, Weiber und Kinder behandelte, welche der franzöſiſche Befehlshaber in Calais gleich zu Anfang der Belagerung aus der Stadt jagte, berichtet Froiſſart ſelbſt. Die engliſchen Geſchichtſchreiber meinen daher auch nicht ohne Grund, daß der König gegen jene Männer nur den Schein der Härte angenommen, und ihren Tod nie ernſtlich gewollt habe; andere erwähnen gar nichts von dem Vorfall. Pauli a. a. O., S. 413 Note 2. glaubt nicht an die Wahrheit der theatraliſchen Schilderung des franzöſiſchen Chroniſten.

Heer, und mit ihm die englische Herrschaft wieder über das südliche Schottland.

So waren die Engländer überall glücklich gewesen und die französische Partei schien den wiederholten Schlägen erliegen zu müssen. Aber auch Eduard's Geldmittel und Streitkräfte waren erschöpft; und da um dieselbe Zeit jenes furchtbare Sterben, dessen wir schon früher erwähnt haben, durch die Länder Europa's ging, so gelang es dem Papst Clemens VI., einen Waffenstillstand zu vermitteln, der, von Zeit zu Zeit verlängert, über den Tod Philipp's (22. August 1350) hinausdauerte. Ganz indessen hörten die Feindseligkeiten zwischen den beiden Völkern nicht auf; denn theils konnte im südlichen und nördlichen Frankreich an den Grenzen beider Besitzungen der Keckheit und Raubbegierde Einzelner nicht Einhalt gethan werden, theils war auch der Waffenstillstand nicht auf die Bretagne ausgedehnt worden. In diesem Lande kämpften also die beiden Staaten fortwährend gegen einander, zur Unterstützung der noch immer streitenden Parteien. Auch hier hatten indeß die Engländer das Uebergewicht; die verwittwete Gräfin von Montfort schlug den Grafen Karl von Blois und nahm ihn gefangen. Aber dessen Gattin führte von nun an seine Anhänger eben so muthig, wie Johanna von Flandern ihre Ritterschaft.

---

31. Erneuerung des Krieges unter Johann dem Guten.

Philipp VI. war ein Fürst ohne ausgezeichnete Eigenschaften des Geistes gewesen, wenn es ihm auch an persönlicher Würde und kriegerischem Muthe nicht fehlte. Sein hochfahrender, stolzer Sinn, seine prachtliebende Verschwendung, die neben der Kriegsnoth große Summen kostete, hatte eine fortschreitende Verschlechterung der Münze und einen Steuerdruck zur Folge gehabt, durch die ihm die Herzen vieler Unterthanen entfremdet waren und die seinen Maßregeln gegen die Engländer zum Theil hemmend in den Weg getreten waren. So übernahm sein Sohn Johann, welchen man den Guten genannt hat, obwohl er mehr unbedacht und zufahrend als ruhig und gemäßigt war, die Regierung, von äußeren Feinden bedroht, ohne auf die Hingebung seines Volkes rechnen zu können. Die ersten Jahre gingen unter Versuchen hin, den Waffenstillstand zu verlängern oder in einen Frieden zu verwandeln.

Allein die Bemühung um den letzteren war vergeblich; denn die glücklichen Erfolge der letzten Feldzüge hatten Eduard's Hoffnungen erhöht, und ſein Sohn Eduard, der ſchwarze Prinz, wie er von der Farbe ſeiner Rüſtung genannt wurde, der in der Schlacht von Crecy die erſten Proben ſeiner Tapferkeit gegeben, brannte vor Begierde, ſich durch neue Kämpfe an jene alten Ritter und Helden anzuſchließen, deren Thaten die Sage ins Rieſenhafte vergrößerte. Doch waren dies nicht die einzigen Widerſacher, welche Johann bekämpfen ſollte. In Navarra herrſchte damals Karl, dem die franzöſiſchen Schriftſteller den Beinamen des Böſen geben. Er war der Sohn Johanna's, der Philipp VI. jenes Reich abgetreten hatte (oben S. 265), und Philipp's, Grafen von Evreux; ſeine Gemahlin war des regierenden Königs Johann älteſte Tochter. Während der Minderjährigkeit ſeiner Mutter hatte Philipp VI. die zum Erbe ihres Vaters Ludwig X. gehörigen Länder Champagne und Brie eingezogen und ſpäter mit der Krone vereinigt; wofür Johanna damals die Grafſchaften Angouleme und Mortain zur Entſchädigung erhielt. Jetzt verſchenkte Johann der Gute die erſte dieſer Beſitzungen an ſeinen Günſtling Carlos de la Cerda, einen Enkel des aus der ſpaniſchen Geſchichte bekannten Infanten dieſes Namens (oben S. 52), den er zum Connetable von Frankreich ernannt hatte. Karl, ſonſt ſchon durch den Stolz dieſes Mannes beleidigt, und hierdurch noch mehr erbittert, ließ den Connetable zu Aigle überfallen und in ſeinem Bette ermorden (1345). Der Zorn des Königs war außerordentlich, aber Karl der Böſe ſammelte in ſeiner Grafſchaft Evreux ein Heer zu ſeinem Schutze und ſah ſich bald von ſo vielen normanniſchen und navarreſiſchen Rittern umgeben, daß Johann vor der Hand jeden Gedanken an eine Beſtrafung des Frevels aufgeben mußte. Es kam endlich eine Ausſöhnung zu Stande, durch welche Karl Verzeihung und zur Entſchädigung für Angouleme, einige Beſitzungen in Nordfrankreich erhielt.

Im folgenden Jahre eröffneten die Engländer den Krieg von Neuem, da Johann's Stolz das billige Verlangen Eduard's, die Lehnsabhängigkeit ſeiner Länder in Frankreich aufzuheben, abgewieſen hatte. Um Geld zum bevorſtehenden Feldzug zu erhalten, verſammelte der König (1355) die Stände zu Paris. Karl von Navarra erklärte ſich hier wieder gegen Johann, indem er die Bewilligung einer Salzſteuer, durch welche die nöthigen Summen aufgebracht werden ſollten, in jeder Weiſe zu hintertreiben ſuchte. Da außerdem zu befürchten ſtand, er werde ſich mit den Engländern verbünden, beſchloß der König ihn durch einen Gewaltſtreich unſchädlich zu machen. Der Dauphin Karl von Frankreich (oben S. 235),

dem sein Vater die Normandie übergeben hatte, hielt zu Rouen Hof, und der König von Navarra fand sich hier häufig bei ihm ein. Als sie eines Tages gemeinsam bei Tische saßen, trat plötzlich Johann mit bewaffnetem Gefolge in den Saal, ergriff Karl den Bösen mit eigener Hand, und ließ ihn in enges Gewahrsam bringen. Vier seiner Begleiter wurden als Theilnehmer am Morde des Connetable auf der Stelle enthauptet (1356). Diese rasche That vermehrte das Uebel, das sie hatte unterdrücken sollen, denn sie entzündete einen Bürgerkrieg und der Bruder des Königs von Navarra sowie die Verwandten der Hingerichteten riefen die Engländer zur Rache herbei.

Ohne Widerstand zu finden und Verheerung verbreitend, zog der schwarze Prinz an der Spitze eines kleinen Haufens von Bordeaux aus und nahm in dem südlichen Frankreich eine Stadt nach der andern. Furcht und Schrecken gingen vor ihm her, Narbonne und Carcassone öffneten ihre Thore, aus Montpellier floh die Universität nach Avignon, wo sich selbst der Papst nicht sicher fühlte, ungehindert badeten die Engländer ihre Rosse in den Fluthen des Mittelmeeres. Eduard hatte sich eben nach Norden gewandt, um, mitten durch Frankreich ziehend sich mit seinem Vater zu vereinigen, als er erfuhr, daß König Johann mit einer starken Macht, die bei jedem Schritt wachse, gegen ihn anrücke. Er beschloß umzukehren, aber sein Gegner schnitt ihm den Rückweg ab, erreichte ihn unweit Poitiers, bei Maupertuis (17. September 1356), und brachte ihn in dieselbe Lage, in welcher sich sein Vater zehn Jahre früher vor der Schlacht bei Crecy befunden hatte; denn auch hier standen nur achttausend gegen funfzigtausend Krieger. Ein päpstlicher Legat, der Cardinal Talleyrand von Perigord, bemühte sich, als die Armeen am 18. September schon zum Treffen ausrückten, noch eine Uebereinkunft zu Stande zu bringen, und Eduard machte, um aus seiner Bedrängniß zu kommen, den Franzosen die vortheilhaftesten Erbietungen; aber Johann's Zuversicht war so groß, daß er von nichts hören wollte, wenn der Prinz von Wales und hundert seiner vornehmsten Ritter sich nicht als Gefangene stellten. Ein so entehrendes Begehren ward von dem jungen Helden mit Unwillen verworfen; und der französische Uebermuth bestrafte sich durch den Ausgang der am folgenden Morgen gelieferten Schlacht, welcher dem des Tages von Crecy eben so ähnlich war, als die Stellung der beiderseitigen Heere vor dem Treffen. Hinter Verschanzungen erwarteten die Engländer den Angriff, der stürmisch erfolgte, aber mit tapferer Ruhe abgeschlagen ward. Wieder entstand Verwirrung in dem zweiten Treffen ihrer Gegner, die durch einen unvermutheten Angriff von seitwärts aufgestellten Reitern

und Schützen furchtbar gemehrt ward. Ein Angriff des Prinzen selbst entschied schließlich das Geschick des Tages, die Franzosen wurden völlig geschlagen, und schon hatte sich fast das ganze Heer zerstreut, als Johann noch immer fechtend auf dem Schlachtfelde verweilte. Was dem Könige erlaubt gewesen wäre, durch die Flucht dem Reiche in seiner Person den Herrscher zu erhalten, das wollte der Ritter nicht. Mit seiner Streitaxt Alles um sich her niederschlagend, hörte er lange nicht auf den Zuruf Derer, die ihn aufforderten sich zu ergeben; erst als er verwundet und völlig erschöpft war, forderte er vor den Prinzen von Wales gebracht zu werden. Dieser empfing ihn nicht mit dem Stolze des Siegers, sondern mit einer Bescheidenheit und Demuth, die ihn noch höher stellt, als sein glänzender Waffenruhm. Während der Abendmahlzeit, die er in seinem Zelte aufzutragen befahl, stand er, ohne selber mitzuessen, hinter des Königs Sessel, und beantwortete die Aufforderung, sich niederzulassen, mit der Versicherung, daß er wohl wisse, welche Achtung ein Vasall seinem Lehnsherrn schuldig sei. Er setzte darauf sogleich seinen Rückmarsch in der Richtung nach Bordeaux fort, um seinen Gefangenen und die reiche Beute in Sicherheit zu bringen. Am 25. Mai 1357 hielt er seinen siegreichen Einzug in London. Der König von Frankreich ritt einen weißen Streithengst mit prächtigem Reitzeug, Eduard hatte dagegen nur einen Klepper bestiegen, und trug keine Auszeichnung an sich. Doch entging er deshalb den Augen der Zuschauer nicht, welche den Helden von Crecy und Poitiers mit lautem Zuruf begrüßten. In der Westminsterhalle saß der König von England auf dem Thron; bei Johann's Eintritt stand er auf, umarmte ihn und führte ihn zu einem festlichen Schmaus. Obgleich Eduard nun zwei gefangene Könige in den Mauern seiner Hauptstadt sah, schien er sich doch seines Glückes und Ruhmes nicht überheben zu wollen. Nach langen Unterhandlungen gewährte er dem Könige von Schottland gegen eine in halbjährigen Terminen abzutragende Summe von hunderttausend Mark die Freiheit, und schloß einen Waffenstillstand von fünfundzwanzig Jahren mit ihm. Mit Frankreich hatte der schwarze Prinz schon zu Bordeaux eine zweijährige Einstellung der Feindseligkeiten verabredet.

32. Unruhen in Frankreich während Johann's Gefangenschaft.

Durch die Abschließung des eben erwähnten Vertrages mit Schottland gab Eduard III. keine wahren Vortheile auf, weil der Widerstand gegen seine Herrschaft in diesem Reiche stets mit Erfolg erneuert worden war. Dagegen scheint es, daß in Frankreich weit mehr zu erreichen gewesen wäre, wenn er den Krieg nachdrücklich fortgesetzt und die Verwirrung, in welche dieses Land durch die Gefangennehmung seines Königs versetzt worden war, geschickt zu benutzen gewußt hätte.

Die Städte hatten in Frankreich in dem langen Zeitraum von Philipp August's (vgl. Thl. VI. S. 198) bis auf Johann's Regierung bedeutende Fortschritte in Handel und Gewerben gemacht, und hatten damit auch an Reichthum und Einfluß im Staate viel gewonnen. Der Titel eines Bürgers von Paris, von Orleans, von Bourges kam dem eines Edelmanns gleich, und die Könige von Frankreich bewarben sich häufig um die Gunst der Zünfte von Paris. Fast alle Communen der nördlichen Provinzen hatten in dieser Periode das Recht errungen, ihre Prevots, welche früher von den Herrschern oder von den Grundherren eingesetzt worden waren, selbständig zu wählen. Auch kriegerischen Ruhm erlangten die Bürger, und in den großen Schlachten von Crecy und Poitiers hatten ihre Contingente auf dem Schlachtfelde kämpfend ausgehalten, als der berittene Adel längst davon gesprengt war. Hatte Philipp der Schöne die Städte zuerst zu den Reichsversammlungen berufen, weil er der Neigung des Volkes zu seiner Unterstützung gegen Bonifacius bedurfte, so zwang vor Allem Geldnoth seine Nachfolger, dieses Beispiel immer häufiger nachzuahmen. Die Privilegien der Bürger wuchsen mit der Verlegenheit der Fürsten, und wenn sie große Summen bewilligen sollten, so verlangten sie auch im Laufe der Zeit immer ungestümer die Abstellung der wirklich sehr großen Mißbräuche in der Verwaltung des Landes und in der Erhebung der Steuern, so wie die Verbesserung der Münze (vgl. S. 275). Um diesen Beschwerden und Forderungen zu entgehen, hatte Johann der Gute in den ersten Jahren seiner Regierung versucht, mit den einzelnen Städten und Provinzen zu unterhandeln; aber er mußte sich, wie oben bereits erwähnt ist, beim Einbruche der Engländer doch zur Versammlung sämmtlicher Stände entschließen, wo ihm außerdem noch der Einfluß Karl's von Navarra hemmend in den Weg trat. So sah sich denn hier der König genöthigt, die größten Zugeständnisse zu machen, um die Besoldung für 30,000 Schwer-

bewaffnete zu erhalten. In dem Grade war nämlich auch in Frankreich der Geist des Feudalismus erschlafft, daß sich die meisten Lehnsträger nur gegen eine Vergütigung zum Kampf für ihren Lehnsherrn bewegen ließen. Es wurde damals festgesetzt, daß die Steuern auf alle Classen des Volkes ohne Vorrecht für Adel und Geistlichkeit vertheilt, und jährlich von den Ständen neu bewilligt werden müßten. Die Letzteren sollten auch die Beamten zu deren Erhebung einsetzen. Würden diese Bestimmungen übertreten, so sei Berechtigung der Unterthanen zu gewaltsamem Widerstande vorhanden; auch sollten Commissarien der Reichsversammlung das Recht haben, die Rechnungen der Finanzverwaltung zu prüfen. Außerdem versprach Johann künftig nur gute Münze zu prägen, Niemand seinem natürlichen Richter zu entziehen, u. a. Dennoch ging die Eintreibung der Steuern nicht ohne Unzufriedenheit ab, und vielen Unwillen erregte besonders die auf das Salz gelegte Abgabe, die sogenannte Gabelle. Als daher der Dauphin nach der Gefangennahme des Königs unter dem Titel eines Generalstatthalters die Stände von Nordfrankreich berief, auf daß sie ihn in seiner und des Reiches Noth mit Rath und That unterstützten, erhoben diese, die ohnehin zu dem Dauphin kein Vertrauen hatten, theils weil er ihnen zu jung erschien, theils weil er bei Maupertuis geflohen war und seinen Vater den Feinden preisgegeben hatte, wieder die heftigsten Klagen und Beschwerden. Man verlangte vor allen Dingen Abstellung der Mißbräuche in der Verwaltung, und da das Ansehen der Bürger in dem Grade gestiegen war, daß von den achthundert Mitgliedern, welche die Versammlung zählte, die Hälfte diesem Stande angehörte, so wurde ohne große Mühe durchgesetzt, daß ein Ausschuß von achtzig Abgeordneten gewählt ward, welcher dem Dauphin die einzelnen Forderungen vorlegen sollte. Diese betrafen dann ins Besondere die Permanenz einer ständischen Commission in Paris, welche die höchste Gewalt über alle Beamten des Staates erhalten sollte, die Absetzung einiger mißliebigen Räthe der Krone, die Einziehung der schlechten Münzen und die Befreiung des Königs von Navarra. An die Spitze dieser Opposition traten Robert le Coq, Bischof von Laon und Stephan Marcel, Prevot des Marchands, d. h. Vorsteher der Innungen von Paris. Die Entschlossenheit dieser Männer machte alle Bemühungen des Regenten, sich den harten Forderungen der Stände zu entziehen, vergeblich. Als er anfangs die Versammlung unverrichteter Dinge entließ und wieder zur leichteren Prägung des Geldes seine Zuflucht nahm, verweigerte das Volk auf Marcel's Betreiben, solche Münze anzunehmen, und die Versammlung mußte von Neuem eröffnet werden.

Nunmehr verdoppelte sich ihre Kühnheit. Marcel und le Coq übergaben dem Dauphin eine Liste von Beamten, deren Absetzung die Stände forderten. Es geschah; dann wurde auch die beständige Commission unter dem Namen eines großen Rathes erwählt, und begann mit großem Eifer die durchgreifendsten Reformen in der Verwaltung.

In dieser Spannung erhielt der Geist der Unruhe und Zwietracht neue Nahrung durch die Ankunft des Königs von Navarra. Pecquigny, Gouverneur von Artois, der mit dem Bischof von Laon und Marcel eng verbündet war, überraschte das Schloß Arleux, wo jener in Haft gehalten wurde, bei nächtlicher Weile; und der Befreite zog wie im Triumphe zu Paris ein, von Marcel nebst mehreren Tausenden, die ihm entgegen gegangen waren, feierlichst empfangen. Am folgenden Tage hielt er von einem Gerüst herab an das versammelte Volk eine Rede, in welcher er Rechenschaft von seinem früheren Benehmen gab, und um die Menge zu entflammen, die Mißhandlungen, die er erdulden müssen, mit den stärksten Farben schilderte, aber auch nicht undeutlich zu verstehen gab, daß er auf die Krone des Reiches Anspruch erhebe. Das Volk hörte ihm mit Beifall und Ueberzeugung zu, und der Dauphin wurde von le Coq und Marcel zu einem Vergleiche mit ihm gezwungen. Unter den Bedingungen desselben war auch die, daß jene Anhänger des Königs von Navarra, welche Johann zu Rouen hatte hinrichten lassen, für unschuldig erklärt würden; worauf sich jener selbst dahin begab und die Körper derselben ausgraben und feierlich bestatten ließ. In der Hauptstadt wuchs indeß die Aufregung von Tage zu Tage. Die Volkspartei nahm zum Abzeichen Mützen halb von rother, halb von blauer Farbe; die Kerker wurden geöffnet und die Gefangenen in Freiheit gesetzt. Karl war unvorsichtig genug, eine Schaar von zweitausend Gensd'armen in der Nähe von Paris zu sammeln, deren Berufung nur die Unterdrückung der Bürger zum Zweck haben konnte, da der Adel schon lange in den Sitzungen der Stände nicht mehr erschien und die Truppen nichts thaten, um die Plünderungen der dienstlosen Söldner in der Nähe der Hauptstadt zu verhindern. Da beschloß der Prevot den Dauphin durch eine Gewaltthat zu schrecken. Am 22. Februar 1358 befahl er die Sturmglocke zu läuten und die Zünfte sammelten sich unter ihren Fahnen. Er führte die aufgereizten Schaaren in den Palast des Dauphin und ließ die Marschälle von der Champagne und von der Normandie, zwei Räthe Karl's, welche dem Volke verhaßt waren, vor dessen Augen niederhauen, so daß der Regent mit Blut bespritzt wurde. Aufs höchste erschrocken, zitterte dieser für sein Leben; aber Marcel setzte ihm ruhig

seine eigene blaurothe Mütze auf, sagte ihm, daß er nichts zu fürchten habe, sondern daß Alles nach dem Willen des Volkes geschehen sei; in dessen Namen er seine Billigung des Vorgefallenen verlangte. Es war eine Scene ganz ähnlich der, die am 20. Juni 1792 in Paris vorging, und bei der Ludwig XVI. dasselbe zu erdulden hatte, wie sein allerdings kräftigerer Ahnherr. Dieser fügte sich nur für den Augenblick der Gewalt. Von Marcel durch die dichtgedrängte Menge nach dem Rathhause gebracht, trat er ans Fenster und erklärte mit lauter Stimme: die beiden Getödteten seien falsche Verräther, er heiße es gut, wie mit ihnen verfahren sei. Noch an demselben Abend erhielt er von Marcel im Namen der Stadt ein Stück Tuch von rother und eins von blauer Farbe, damit der ganze Hof in patriotischen Mützen erscheinen möge. Der Dauphin mußte sich von dieser Zeit an als Gefangener des Volkes betrachten und benutzte deshalb die erste Gelegenheit, um aus der Stadt zu entkommen. Es gelang ihm, und da der Adel über die Rolle der Städte, die das entschiedenste Uebergewicht in der Ständeversammlung behaupteten, ein großes Mißbehagen empfand, das die hohe Geistlichkeit theilte: so sah er sich, nachdem er einmal den Händen der Demagogen entgangen war, bald an der Spitze einer bedeutenden Partei.

Aber das unglückliche Frankreich sollte nicht nur vom Zwiste des Adels und der Bürger zerrissen werden; es sollte den Gräuel innerer und äußerer Kriege bis auf die Hefe leeren. Auch die Bauern erhoben sich. Die Belastung des meist leibeigenen Landvolkes war im Laufe der Zeit bis zu einer unglaublichen Höhe gestiegen, und die Behandlung von Seiten der Herren war eher schlechter als besser geworden; ihre Verschwendung und Pracht in dieser Zeit der Noth, während die Kämpfe mit England den Druck der Steuern vermehrten und der Krieg die Saaten verwüstete, verschärfte den Gegensatz. Und was der Krieg übrig gelassen, raubten die Söldnerbanden (Compagnien genannt), welche seit dem Waffenstillstande das Land nach allen Seiten hin verwüstend durchzogen. Die Edelleute hatten bei Poitiers und Crecy gezeigt, daß sie ihre Unterthanen nicht schützen konnten; die Achtung und Furcht, die bisher des Adels ritterliche und kriegerische Tüchtigkeit eingeflößt hatte, war durch dessen eigene Schuld völlig verwischt; und doch wurde nun den Unterthanen der letzte Pfennig abgepreßt, um die Lösegelder für ihre von den Engländern gefangenen Dränger aufzubringen. Die Begebenheiten in Paris, die Abwesenheit des Königs vermehrten die Gährung in den Gemüthern, und Verzweiflung trieb die Bauern endlich in die Waffen. Im Mai 1358 brach der Aufstand los. Der lang verhaltene

Grimm machte sich in den wildesten Gräueln Luft; Froissart erzählt sogar unter andern, daß die Bauern einen Edelmann erwürgt, in Stücke zerhackt, und seine Frau und Tochter genöthigt hätten, von dem gebratenen Fleische zu essen. Ihre rasende Leidenschaft ging auf völlige Vertilgung alles dessen aus, was ihnen bisher im Wege gestanden hatte. In Beauvoisis, Isle de France und in der Picardie loderten die Schlösser empor; überall sah man flüchtige Edelleute und Edelfrauen. Die Communen freuten sich dieses Beginnens und frohlockten über die Noth des Adels. Als die Bauern auf Meaux zogen, machten sich gegen tausend Bewaffnete von Paris auf zu ihrer Unterstützung. Im Schlosse von Meaux, das jenseits der Marne lag, befanden sich gegen dreihundert geflüchtete adelige Damen, die das Entsetzlichste zu fürchten hatten, wenn sie den Aufrührern in die Hände fielen. Während Bauern und Bürger in den Straßen zechten und sangen, öffnete sich plötzlich das Brückenthor und der Captal von Buch *), der Graf von Foix, zwei der berühmtesten Streiter ihrer Zeit, sprengten, von kaum hundert Lanzen begleitet, auf die überraschten Massen ein. Die halbnackten mit Knitteln und Messern bewehrten Landleute unterlagen der ritterlichen Bewaffnung, den Hufen der Rosse; die Stadt wurde angezündet und siebentausend Menschen sollen bei diesem Morden das Leben verloren haben. Bald darauf ließ auch Karl der Böse dreitausend Bauern niederhauen; und die übrigen, durch solche Unfälle erschreckten Haufen konnten nun dem geordneteren Widerstande, den der vereinigte Adel in Gang brachte, nicht länger widerstehen. Mit Strömen von Blut wurde der Aufruhr gedämpft, binnen zehn Tagen sollen mehr als zwanzigtausend erschlagen sein; auch Dörfer, wo Alles ruhig geblieben war, wurden angezündet und die Bauern am Pfluge, die Winzer in den Weinbergen niedergehauen. Das ist der Aufstand, welcher unter dem Namen der Jacquerie bekannt ist **).

Inzwischen hatte sich Marcel mit den Städten Nordfrankreich's in Verbindung gesetzt, um der Bürgerherrschaft festere Grundlagen und eine größere Ausdehnung zu geben, und die Volkspartei im großen Rathe wurde durch vier Abgeordnete der Zünfte von Paris verstärkt. Die Niederlage der Bauern mußte aber auf die städtischen Verhältnisse zurück-

*) Die Herrschaft Buch oder Busch in Gnienne, welche der Familie de Grailly erblich gehörte, führte den alt aquitanischen Namen Captalat, der etwa soviel als Grafschaft bedeutet.

**) Der Ursprung dieser Benennung ist nicht ganz klar, doch scheint er von einem Spottnamen herzukommen, den die Adligen dem von ihnen bedrückten Landmann gaben; sie nannten ihn Jacques bon homme.

wirken. Da von Seiten des Dauphin ein Angriff auf die Stadt zu befürchten war, so ließ der Prevot die Festungswerke verstärken und zog viele Söldner in die Stadt; ja um sich einen mächtigen Rückhalt zu sichern, brachte er die Schöffen von Paris dahin, den König von Navarra zum Generalcapitän des Reiches zu erheben. Aber gerade diese letzten Schritte stürzten den kühnen Demagogen. Unter den Bürgern der Hauptstadt hatte sich eine Partei gebildet, die den Dauphin doch nicht völlig verdrängt sehen wollte, wenn sie auch mit dem Uebergewicht der Bürgerschaft im Ganzen einverstanden war. An ihre Spitze trat Jean Maillard. Er benutzte das Mißvergnügen der Einwohner von Paris gegen die fremden Soldtruppen, welche sich allerlei Gewaltthätigkeiten erlaubten, um sie durch einen Angriff der Volkshaufen aus der Stadt zu treiben. Als sie darauf die Umgegend verwüsteten, wurde Marcel durch das Geschrei der Bürger gezwungen, die Zünfte gegen sie hinauszuführen, erlitt aber eine Niederlage, bei der ihm sechshundert Mann getödtet wurden. Er verkannte nicht, daß er jetzt am Rande des Abgrundes stehe, und sah nur ein Rettungsmittel für sich, nämlich die Stadt ganz in die Hände Karl's des Bösen zu liefern, der mit einigem Kriegsvolk in St. Denys lag. In der Nacht vom letzten Juli auf den 1. August (1358) versuchte er die Wache an dem Thore St. Antoine abzulösen und mit seinen treusten Anhängern zu besetzen, um es dem Könige zu öffnen. Aber seine Gegner waren auf der Hut, es entstand ein hitziges Gefecht in den Straßen, in dem Marcel mit mehreren Freunden erschlagen ward. Die siegende Partei setzte es im Rathe der Schöffen durch, daß alle Genossen Marcel's zum Tode verurtheilt wurden, und rief den Dauphin mit seinen Truppen nach der Hauptstadt; allein zu ihrem eigenen Verderben, denn dieser begann sogleich ein hartes Strafgericht über alle Rebellen ohne Ausnahme. Täglich floß Blut auf dem Greveplatz und die Municipalfreiheiten schienen vernichtet. Alles Errungene war durch den Zwist der Bürgerhäupter, durch die Unbeständigkeit der Zünfte verloren, die Reichsversammlung eilte auseinander; der Bischof le Coq wurde mit mehreren anderen Geistlichen verbannt, ihre Güter eingezogen, und Karl regierte wieder als unbeschränkter Herrscher über Paris und über Frankreich.

Karl der Böse setzte indeß den Widerstand gegen den Regenten durch einen offenen Krieg fort. Er bemächtigte sich fast aller Plätze in der Normandie und Picardie, und setzte sich auch in der Umgegend von Paris fest. In seinem Namen hausten die Söldnerbanden im ganzen Land auf das fürchterlichste, überall entstand Theuerung und drückender

Mangel. Auch endete diese Noth nicht, als der König von Navarra im folgenden Jahre mit dem Dauphin Frieden schloß; denn der Stillstand mit Eduard ging um diese Zeit zu Ende, und jene Räuberschaaren thaten nun im Namen der Engländer, was sie bisher angeblich für Karl von Navarra verübt hatten. Während der Waffenruhe war fortwährend an der Befreiung des Königs von Frankreich und an einem Friedensschluß gearbeitet worden. Johann hatte auch endlich in die von Eduard vorgeschlagenen Bedingungen gewilligt, aber die damals versammelten Reichsstände hatten sie als zu hart verworfen. So erschien denn Eduard im Herbste 1359 wieder in Frankreich an der Spitze einer sehr zahlreichen und gut versehenen Armee. Er zog bis nach Rheims, verheerte, was noch zu verheeren war, fand aber diese Stadt so wohl verwahrt, daß er nach sieben Wochen die Belagerung aufhob. Gegen Ostern des Jahres 1360 rückte er in die Nähe von Paris, sah aber bald die Unmöglichkeit ein, bei dem großen Mangel an Lebensmitteln vor der Stadt auszuhalten; denn die sechstausend Wagen mit Lebensmitteln, die ihm gefolgt waren, reichten nicht aus, und das Land, auf dem er stand, war seit drei Jahren nicht bebaut worden. Die Fruchtlosigkeit des mit so glänzenden Hoffnungen begonnenen Zuges, von der er sich täglich mehr überzeugte, machte ihn zum Frieden geneigt. Am 8. Mai kam zu Bretigny ein Vertrag unter folgenden Bedingungen zu Stande. Außer dem, was die Engländer jetzt in Guienne und Gascogne besaßen, erhielten sie ganz Poitou, Saintonge, Angoumois, Perigord, Quercy, Rouergue, Limousin, und im Norden, zur Vergrößerung des Gebiets von Calais, Oye, Guines und Ponthieu. Die Krone Frankreich entsagte der Souveränetät über alle diese Landschaften, so wie Eduard seinen Ansprüchen auf den französischen Thron sowohl, als auf die alten Erbgüter seines Hauses (die Normandie und Anjou). Als Lösegeld für den König Johann sollten binnen sechs Jahren drei Millionen Goldthaler bezahlt, und dafür sein Bruder, seine drei jüngeren Söhne, viele andere angesehene Große und zweiundvierzig Bürger aus einundzwanzig großen Städten als Geiseln nach England gehen. Zum ersten Mal erscheint die Bedeutung der Städte in Frankreich auf diese Weise auch in den äußeren Staatsverhältnissen. Die Angelegenheiten der Bretagne wurden einer besondern Unterhandlung vorbehalten, die indeß nachmals keinen Erfolg hatte.

Nach einer fünfjährigen Abwesenheit kehrte nun endlich Johann in sein Reich zurück, dessen Leiden jedoch noch nicht endeten. Die Aufbringung des Lösegeldes machte große Schwierigkeiten, es konnte nur durch die Hülfe des Mailänders Galeazzo Visconti beschafft werden;

noch größere aber die Entfernung der engliſchen Kriegsleute, welche ſich weder an den Frieden kehrten, noch an Eduard's Befehle, die beſetzten Plätze zu räumen. In großen Haufen zogen ſie im Lande umher, und als ſie ſogar ein von dem Herzoge von Bourbon gegen ſie geführtes königliches Heer bei Brignais geſchlagen hatten, ſtieg ihr Uebermuth auf den höchſten Gipfel. Sie ſuchten nun auch den Papſt Innocenz VI. in Avignon heim, der ihnen dreißigtauſend Goldgulden zahlen, und Vergebung aller ihrer Sünden gewähren mußte. Ein Theil von ihnen zog dann nach Italien, Anderen wurden ihre Feſten mit ſchwerem Gelde abgekauft, Viele fanden in dem fortdauernden bretagniſchen Kriege Beſchäftigung, noch Andere erwarteten ſie durch Karl von Navarra. Dieſen wollte ſchon wieder gegen Johann losbrechen, als mit dem Tode des Herzogs von Burgund (1361) die ältere königliche Linie dieſes Hauſes (Thl. V. S. 233) ausſtarb, und er an die Erbſchaft gerechte Anſprüche zu haben glaubte. Johann aber, der ihn auf das äußerſte haßte, berückſichtigte dieſe Forderungen nicht, und zog das Land zur Krone ein. Zwei Jahre ſpäter gab er es ſeinem jüngſten Sohne Philipp dem Kühnen (vgl. S. 235), nicht bloß weil er dieſen wegen ſeiner Tapferkeit und Anhänglichkeit beſonders liebte, ſondern auch um ſich den Einwohnern der Bourgogne günſtig zu zeigen; denn das Verhältniß der Vaſallenländer wurde dem der unmittelbar beherrſchten vorgezogen, da die königliche Verwaltung gewöhnlich durch höhere Steuerſätze niederdrückend wirkte. Bald darauf begab ſich der König wieder nach England, weil ſein zweiter Sohn, der ſich als Geiſel für das Löſegeld in Calais befand, von dort entwichen war; Johann wollte durch dieſen Schritt die Ehre des königlichen Hauſes wahren. Ehe er jedoch in London neue Unterhandlungen eröffnen konnte, befiel ihn eine gefährliche Krankheit, an der er nach wenigen Wochen verſchied (8. April 1364). Eduard ſandte den Leichnam unter glänzender Begleitung nach Frankreich, wo er zu St. Denys bei ſeinen Ahnen beigeſetzt wurde. Wie wenig Johann geeignet war, in dieſer drangſalvollen Zeit das Scepter zu führen, zeigt nichts deutlicher, als daß er ſich bei einem Aufenthalte in Avignon (1362) von dem Papſte und dem König von Cypern, Peter von Luſignan, zur Unternehmung eines Kreuzzuges bereden ließ, ohne an die ſchweren Heimſuchungen ſeines Landes, zu deren Linderung er zunächſt berufen war, irgendwie zu denken.

33. Karl V. der Weise.
(1364—1380.)

Unter den gefährlichen Stürmen seiner Regentschaft hatte Karl V. die Kunst gelernt, das Steuerruder des Staats zu lenken; und damit er der Herstellung der Ordnung, der erneuten Stärkung und Vergrößerung der königlichen Macht nach den vorangegangenen Erschütterungen um so ungestörtere Aufmerksamkeit widmen könne, hatte das Schicksal, welches ihm selbst die Eigenschaften des Kriegers und Helden versagte*), ihm in dem Ritter und nachmaligen Connetable Bertrand du Guesclin einen Mann zugesellt, den er mit sicherem Vertrauen den äußeren Feinden gegenüberstellen konnte. Im Inneren leitete er die Angelegenheiten größtentheils selbst und verfuhr mit Geschick und Umsicht. Selten zeigte er sich auffahrend oder streng durchgreifend, gewöhnlich suchte er die Gegner eher durch List und Täuschung als durch Gewalt zu überwinden. Höchst ungern berief er die Reichsstände, weil sich damit bei ihm die Erinnerungen an die Meutereien gegen seine frühere Regierung verbunden hatte; konnte er es nicht umgehen, so wurden die Abgeordneten der Städte nicht mehr von den Bürgern gewählt, sondern von den königlichen Beamten ernannt, was ihre Stellung durchaus verändern mußte. In derselben Weise und aus demselben Grunde unterdrückte er die freien Communalverfassungen, wo es sich durchführen ließ, und setzte an deren Stelle die Verwaltung seiner Diener. Er fand bei diesem Bestreben, die monarchische Gewalt immer höher und uneingeschränkter zu stellen, weniger Widerstand, als man hätte vermuthen sollen; denn nach der großen Aufregung des Bürgerstandes war eine plötzliche Erschlaffung desselben eingetreten, und die zu hoch auflodernden Flammen waren schnell heruntergebrannt. Um die Geldbewilligungen der Städte entbehren zu können, wurde große Sparsamkeit in die Administration eingeführt; doch scheute sich Karl auch nicht, willkürlich Steuern auszuschreiben. Die Einnahmen wurden öfters verpachtet, und runde Summen schon im Voraus von reichen Kaufleuten darauf erhoben. Andererseits verstand er auch zu rechter Zeit und an angemessener Stelle freigebig zu sein; die Großen des Reiches und die Geistlichkeit wußte er durch diese Kunst an sich zu fesseln.

*) Froissart führt an, der König Eduard habe von Karl V. gesagt: il n'y eut oncques roi qui moins se armât, et si n'y eut oncques roi, qui tant me donât à faire.

Bereits in den letzten Tagen Johann's des Guten hatte in der Normandie der Krieg gegen Karl den Böſen wirklich begonnen. Du Guesclin gewann Mantes und Meulan, und erfocht bei Cocherel (19. Mai 1364) einen Sieg über den Captal von Buch, den Führer der navarriſchen Schaaren, wodurch im folgenden Jahre ein Friede herbeigeführt wurde. Zu derſelben Zeit endigte das Treffen bei Auray, in welchem Karl von Blois, der ſchon vor zehn Jahren ſeine Freiheit wieder erhalten hatte, blieb, auch den bretagniſchen Krieg. Karl's Anhänger unterwarfen ſich dem Sieger, Johann V. von Montfort, nach zwanzigjährigen Kämpfen. Auch der König von Frankreich, um den Streit endlich ganz zu beſeitigen, erkannte denſelben als Herzog an, und empfing die Lehnshuldigung von ihm.

So war denn nach langer ſchwerer Zeit auf dem ganzen Gebiete des franzöſiſchen Reichs der Krieg zwar zur Ruhe gebracht; aber, was für den Augenblick eben ſo ſchlimm war, die Krieger noch nicht. Die Söldnerhaufen, welche den kämpfenden Fürſten zu Werkzeugen gedient hatten, wollten nicht in den Schooß des Friedens zurückkehren; ſie nannten Frankreich ihre Kammer, denn von den engliſchen Beſitzungen im Süden hielt ſie die Furcht vor dem Prinzen von Wales zurück. Ihrer und ihrer Verwüſtungen endlich erledigt zu werden, war nun die ſchwere Aufgabe, die indeß Karl mit du Guesclin's Hülfe löſte. Dieſem gelang es nämlich, die wilden Schaaren zum Abzuge nach Spanien zu bewegen, wohin er ſelbſt zur Unterſtützung des caſtiliſchen Prinzen Heinrich von Traſtamara gegen deſſen Bruder, den König Peter den Grauſamen, führte. Der letztere fand dagegen bei dem ſchwarzen Prinzen Hülfe, der nach dem Frieden von Bretagne die vereinigten engliſchen Beſitzungen in Frankreich als Fürſt von Aquitanien regierte. So geſchah es, daß Franzoſen und Engländer ſich nun auf ſpaniſchem Boden bekämpften.

Bald brach indeß auch der Krieg zwiſchen den beiden Staaten in Frankreich von Neuem aus, durch Karl V. ſelbſt herbeigeführt, der den Augenblick für günſtig hielt, die Engländer wieder aus ſeinem Reiche zu vertreiben. Während er ſich im Süden an dem caſtiliſchen Heinrich, der jetzt den Thron beſtieg, einen ſehr nützlichen Bundesgenoſſen verſchaffte, vermochte er die niederländiſchen Fürſten, von denen Eduard III. früherhin ſtets unterſtützt worden war, wenigſtens zur Neutralität*). Aber

*) Froiſſart ſagt in ſeiner alterthümlichen Sprache: „Le roi Charles qui estoit sage et subtil avoit charpentré et ouvré.“ In Flandern war es dem Grafen Ludwig II. gelungen, nach dem Waffenſtillſtand von 1348 ſein Land zu

auch an den Unterthanen der Engländer fand er Verbündete. Prinz Eduard gab alle Aemter und Ehrenstellen in seinen Besitzungen an englische Barone, und verlangte Steuern, welche der gascognische Adel zu zahlen verweigerte; ihm fehlten die Mittel, den Söldnern, die er nach Spanien geführt hatte, den rückständigen Sold zu bezahlen; außerdem hielt er einen so glänzenden Hof, daß schon dadurch seine Einkünfte erschöpft wurden. König Karl nährte ins Geheim die Unzufriedenheit, welche in demselben Maße wuchs, als die Furcht vor der Macht England's zu schwinden begann; denn Eduard war alt und der schwarze Prinz litt an einer verzehrenden Krankheit, die er aus Spanien — man sagte in Folge einer Vergiftung — heimgebracht hatte. Ueberdieß fehlte es nicht an Stoff zu Zwistigkeiten. Die im Frieden von Bretigny zugesicherten gegenseitigen Resignationsurkunden (ob. S. 286) waren weder von Karl noch von Eduard ausgefertigt worden; auch war das Lösegeld Johann's des Guten noch nicht vollständig bezahlt. Dagegen hatte Prinz Eduard den Compagnien, die er aus dem spanischen Krieg nach Aquitanien geführt, erlaubt, in Frankreich zu plündern, weil er trotz aller aufgewendeten Mühe kein Geld zu ihrer Bezahlung auftreiben konnte. So benutzte Karl denn eine offene Berufung der gascognischen Stände an ihn, als an den Oberlehnsherrn, den Prinzen von Wales vor das Pairsgericht zu laden, nachdem er in der Stille seine Rüstungen betrieben hatte. Eduard antwortete: er werde erscheinen, aber den Helm auf dem Haupte und in Begleitung von sechzigtausend Mann.

Die Franzosen begannen den Krieg zu gleicher Zeit mit der Wegnahme der wichtigen Grafschaft Ponthieu und mit einem Angriff auf Guienne (1369). Prinz Eduard zog ihnen entgegen; aber er konnte nicht mehr zu Pferde steigen, sondern ließ sich in einer Sänfte vor seinen Truppen hertragen. Dennoch wichen die Feinde; er gewann Limoges, welches, wie viele andere Städte, den Franzosen seine Thore geöffnet hatte, und gebot die Einwohner niederzumetzeln. Dieß war seine letzte That. Sein Uebel verschlimmerte sich, er mußte nach England zurückkehren, um dort auf vaterländischer Erde zu sterben; tief betrauert von seinen Landsleuten, die in ihm nicht nur den ersten Helden der Christen-

beruhigen. Auch nahmen seine Unterthanen an den folgenden Kämpfen zwischen Frankreich und England keinen Theil mehr. Jetzt brachte Karl die Vermählung der einzigen Tochter Ludwig's mit seinem Bruder, dem Herzog Philipp von Burgund, zu Stande (s. oben S. 235).

heit und das vollendete Muster eines Edelmanns verehrt hatten, sondern mit seinem Tode auch eine trübe Zukunft für ihre Heimath herannahen sahen. Leider war es auch den Helden, welche ihn hätten ersetzen können, nicht mehr gestattet für England thätig zu sein. Chandos, einer der berühmtesten, der nach Froissart's Versicherung den Verlust von Aquitanien abgewehrt haben würde, war gleich im Anfange des Krieges geblieben; und der Captal von Buch fiel bald nachher in französische Kriegsgefangenschaft, in der ihn Karl V. so lange hielt, bis er vor Gram starb (1377).

Um so leichter wurde es Bertrand du Guesclin, von der Neigung der Einwohner unterstützt, innerhalb dreier Jahre alle Besitzungen der Engländer bis auf Calais und einen kleinen Theil von Guienne einzunehmen. Vergebens hatte Eduard versucht, durch wiederholte Einfälle seiner Feldherren in das Innere Frankreich's das Kriegsglück herzustellen, vergebens zog der Herzog von Lancaster, sein dritter Sohn, mitten durch das Land (1373) von Calais bis nach Bordeaux. Alles blieb ohne weiteren Erfolg, weil die Franzosen auf den gemessensten Befehl ihres Herrschers jede Schlacht, auch unter günstigen Umständen, vermieden. Desto eifriger sorgte Karl, dem die unglücklichen Tage von Crecy und Poitiers die Ueberlegenheit der Engländer im offenen Felde nur zu deutlich gezeigt hatten, für die Befestigung und Verwahrung seiner Städte; und des Connetable Thätigkeit ermüdete die Feinde durch fortwährende Ueberfälle, Verfolgungen und kleine Gefechte, worin er eine bewundernswürdige Geschicklichkeit zeigte. Ließ er sie einmal ganz ungestraft das Land plündern, so geschah es nur dann, wenn er vor ihren Festungen im Rücken beschäftigt war, deren Einnahme seinem Scharfsinn und seiner Kühnheit selten mißglückte. Jede Eroberung sicherte er durch starke Besatzungen. Im Jahre 1374 wurde ein Waffenstillstand geschlossen und späterhin verlängert.

Der König von England starb, nachdem er mit tiefer Bekümmerniß den schwarzen Prinzen hatte ins Grab sinken sehen, am 21. Juni 1377; da er das Reich nunmehr seinem elfjährigen Enkel, Richard II., hinterließ, mußte auch die Behauptung jenes Ueberrestes der französischen Besitzungen unsicher scheinen. Eduard war ein Fürst von trefflichen Eigenschaften, nicht weniger durch Schönheit und Stärke des Körpers, persönliche Tapferkeit und Feldherrntalent, wie durch freundlichen Umgang, würdiges Bezeigen, Edelmuth und durchdringenden Scharfblick ausgezeichnet. Gleich dem Auslande sah ihn seine Nation

als den glorreichen König und gottbegünstigten Sieger an; und wie er seinen ächt ritterlichen Sinn dem ganzen Zeitalter aufprägte (er ist der Stifter des Hosenbandordens — 1347 oder 1348 — mit seiner wunderlichen Devise und dem blendenden Glanze, der es bald den Fürsten Europa's als eine Ehre erscheinen ließ, in seinen Verband aufgenommen zu werden), so erhob er das Volk zum ersten Male durch die nationalen Kriege zum Gefühl seiner Macht, zu einer eigenen Weltstellung. England schien unter ihm die Herrschaft in dem westlichen Europa errungen zu haben; zwei feindliche Könige saßen in London gefangen, der Prinz von Wales mischte sich in die spanischen Verwirrungen; der englische Handel, nun mit dem flandrischen wetteifernd, begann durch sein heimisches Produkt, die Wolle, einen neuen großen Mittelpunkt für den Weltverkehr zu bilden. Aber auch in anderer Richtung zeigte sich die Größe des bewunderten Fürsten. Er war es, der mit seinen Ständen, mit dem Oberhause und den nunmehr fast gleichberechtigten Gemeinen, in weiser Eintracht sich gegen die Anmaßungen der Päpste verband, der, statt wie seine Vorgänger in der römischen Curie einen Rückhalt zu suchen, durch diesen gemeinsamen Gegensatz nach außen das Parlament wahrhaft befestigte. Ließ der Papst von nun an seine seit Johann Ohneland behaupteten Ansprüche fallen, so war es nicht minder ein Verdienst der Regierungsweise Eduard's, daß Wiclif als erster Reformator der ganzen Kirche erstehen konnte. Am Abend seines Lebens hat er freilich, wie manche hervorragende Fürsten ein Beispiel der Wandelbarkeit menschlicher Größe, die Früchte seiner Anstrengungen meist wieder verloren*).

Sein glücklicherer Gegner Karl V. folgte ihm bald im Tode nach (16. September 1380). Er war in seinem Leben fast das völlige Gegenbild Eduard's. Bei ihm war es nicht das Glück und der Glanz auswärtiger Unternehmungen, wodurch er sich seinen Ruhm und den Beinamen des Weisen verdiente, — war er doch in jungen Jahren schon so wenig streitbar, daß er das Schlachtschwert nicht führen konnte —, sondern die kluge Geduld und besonnene Mäßigung, mit der er die völlig auseinanderfallenden Elemente des Staates wieder zu sammeln, die Parteien an sich zu fesseln, und selbst im schwersten Unglück den nationalen Gedanken aufrecht zu erhalten wußte. Aber auch er hinterließ den Thron einem erst zwölfjährigen Sohne, Karl VI., unter dem die kräftige Wirksamkeit des Staats ebenso gelähmt ward, wie es in England der

*) Vgl. Pauli, a. a. O. S. 500 und Ranke, Englische Gesch. I. S. 96.

Fall war. Die nun schon so lange fortdauernden Kämpfe zwischen den beiden Nationen hatten einen heftigen Volkshaß erregt, der noch immer im Zunehmen begriffen war. Für England hatte dieß zunächst den Vortheil, daß der öffentliche Gebrauch der französischen Sprache abgeschafft wurde. Die Nationalsprache, die sich aus germanischen und romanischen Elementen gebildet hatte, wurde nun auch literarisch angebaut; Gower und Geoffrey Chaucer (geb. 1328, gest. 1400), den seine Bewunderer den Morgenstern der englischen Poesie genannt haben, wurden die ersten bedeutenden Dichter der nationalen Literatur.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Karl Friedrich Becker's

Weltgeschichte.

Achte neu bearbeitete, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe.

Herausgegeben

von

Adolf Schmidt,

ordentl. Professor der Geschichte an der Universität Jena.

Mit der Fortsetzung

von

Eduard Arnd.

Achter Band.

Mittlere Geschichte IV.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1862.

Inhalt des achten Bandes.

Mittlere Geschichte. Vierter Zeitraum.

Von Rudolf von Habsburg bis auf die Entdeckung von Amerika (1273—1492).

		Seite
34.	Bertrand du Guesclin. (Geb. 1313, gest. 1380)	1
35.	England unter Richard II. und Heinrich IV. (1377—1413)	8
36.	Frankreich unter Karl VI.	18
37.	Heinrich V. von England, und der erneuerte Krieg wider Frankreich	24
38.	Das Mädchen von Orleans (1429—1431)	32
39.	Karl VII.	44
40.	Niedersinken des byzantinischen und Emporstreben des osmanischen Reichs	50
41.	Bajazeth und Timur	57
42.	Wiederaufrichtung der türkischen Macht und Eroberung von Constantinopel	65
43.	Ungarn und Polen	83
44.	Deutschland unter Friedrich III. (Reg. 1439—1493)	90
45.	Friedrich III. und Matthias Corvinus	106
46.	Veränderungen in Deutschland seit der Hohenstaufischen Zeit	110
47.	Ludwig XI.	116
48.	Ludwig XI. und Karl der Kühne (1468—1475)	122
49.	Karl's des Kühnen Untergang	133
50.	Maria von Burgund und Maximilian	141
51.	Ludwig's XI. Ausgang	146
52.	Ausbruch des großen englischen Bürgerkrieges unter Heinrich VI.	150
53.	Eduard IV. (1461—1483)	155
54.	Eduard V. (1483)	162
55.	Richard III. (1483—1485)	168
56.	Italien seit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts	171
57.	Francesco Sforza. (Geb. 1401, gest. 1466)	177
58.	Venedig und Genua	184
59.	Florenz	196
60.	Die Mediceer	209
61.	Dante, Petrarca und Boccaccio. Die Anfänge des Humanismus	217
62.	Weiterer Aufschwung des Humanismus. Wiedererweckung des römischen und griechischen Alterthums. Kunst.	230
63.	Castilien bis auf den Tod Alfons' XI. (1284—1350)	239
64.	Peter der Grausame und Heinrich der Unechte (1350—1379)	245

Seite
65. Portugiesischer Erbfolgestreit 250
66. Aragonien, bis zum Ende des barcelonischen Stammes (1276—1410) 254
67. Spanien und Portugal im funfzehnten Jahrhundert 260
68. Preußen 269
69. Die skandinavischen Reiche 279
70. Rußland 286
71. Deutsche Literatur. Die Universitäten. Einfluß des Humanismus. Große Erfindungen 289

Druckfehler.

Im fünften Bande.

Seite 17 Zeile 10 von unten lies: Lehren statt Lehrer
" 18 " 5 " " " seinem statt seinen
" 26 " 7 " " " verlangt statt erlangt
" 28 " 18 " oben " Sohn statt Sohne
" 40 " 7 " unten " bajuariorum statt bajurariorum
" 64 Anmerkung lies: China statt Chiua
" 66 Zeile 11 von oben lies: prätorischen statt prtrorischen
" 74 " 15 " " " beim statt beim
" 79 Anmerkung lies: seit statt seit
" 88 Zeile 20 von unten lies: nahenden statt mahnenden
" 103 Anmerkung lies: Basalt statt Basaalt
" 241 Zeile 7 von unten lies: Liudprand statt Lindprand

Im sechsten Bande.

Seite 38 Zeile 17 von unten lies: Harald statt Herald
" 91 " 8 " oben " coronam statt conoram
" 192 Anmerkung lies: vor statt von
" 214 Zeile 9 von oben lies: übernahmen statt übernehmen

Im siebenten Bande.

Seite 28 Zeile 9 von oben lies: Kürnberger statt Kirnberger
" 89 " 14 " " " unwürdig statt unwürdigt
" 93 " 10 " unten " helvetische statt helevitische
" 223 " 15 " oben setze Komma hinter: Gelehrten

Im achten Bande.

Seite 124 Anmerkung lies: de sa faveur statt de la faveur.

Mittlere Geschichte.

Vierter Zeitraum.

Von Rudolf von Habsburg bis auf die Entdeckung von Amerika (1273—1492.)

(Fortsetzung.)

34. Bertrand du Guesclin.

(Geb. 1313, gest. 1380.)

Wie man in einzelnen Naturerzeugnissen die Eigenthümlichkeit eines Landes wiedererkennt, so gewähren auch einzelne Menschen ein anschauliches Bild des besonderen Charakters eines Zeitalters oder Volkes. Darum mögen hier einige Züge aus dem Leben Bertrand's du Guesclin Platz finden, die geeignet sind, den Geist jener Ritterschaft zu bezeichnen, für deren Blüthe er galt*).

Er war auf dem Schlosse Motte Broon nahe bei Rennes in der Bretagne geboren; sein Vater hatte Ehre und Kriegsruhm der angesehenen Familie, welcher er angehörte, durch manche wackere That erhalten und vermehrt. Erst eine Prophezeihung von der künftigen Größe des Knaben lenkte die Aufmerksamkeit und Liebe der Eltern auf ihn, da sie ihm seiner großen Häßlichkeit und Rauffucht wegen sehr abgeneigt gewesen. Er selbst war früher entschlossen, die Frauen, denen er vermöge seiner Häßlichkeit niemals würde gefallen können, durch seinen Muth zu

*) Hierbei ist allerdings in Rechnung zu ziehen, was Alex. Schmidt in der Geschichte von Frankreich, II. S. 111, Note, bemerkt, daß du Guesclin's Geschichte, weil er der Nationalheld war und der nachfolgende König Karl VI. sich an der Beschreibung seiner Thaten ergötzte, vielfach durch Chroniken und Romane in Versen früh entstellt und von erdichteten Zusätzen nicht frei ist.

gewinnen*). Auf einem Turniere zu Rennes legte er die ersten Proben seiner Tapferkeit ab. Ohne Wissen seines Vaters, der ihn nicht mitnehmen wollte, hatte er sich auf einem schlechten, vom Wagen genommenen Gaule dahin begeben. Von einem Vetter lieh er indeß ein besseres Pferd und den nöthigen Waffenschmuck, und ritt so gerüstet in die Schranken. Gleich den ersten Kämpfer, mit dem er anband, rannte er nieder mit so kräftigem Stoß, daß das Roß auf der Stelle todt blieb und der Ritter seinem Ende nahe war. Hierauf ritt sein Vater, der zu der Partei des Besiegten gehörte und ihn nicht kannte, auf ihn zu, um eine Lanze mit ihm zu brechen; aber der Jüngling senkte die seinige, als er Wappen und Zeichen seiner Familie erblickte. Alle glaubten, er thue dies aus Scheu vor der Tapferkeit seines Gegners; als er aber gleich darauf funfzehn Ritter hinter einander niederwarf, erstaunte Jedermann und wurde neugierig zu wissen, wer der Unbekannte sei. Endlich gelang es einem normannischen Ritter, ihm den Helm vom Haupte zu stoßen und sein Gesicht zu entblößen, worauf die Anwesenden sich glückwünschend zu ihm drängten, und sein Vater ihm voll Freude Pferde und Geld versprach, damit er sich Ruhm und Ehre erkämpfen könne.

Gelegenheit dazu konnte in jenen unruhigen Zeiten nicht fehlen, und der Streit zwischen Johann von Montfort und Karl von Blois über die Nachfolge in Bretagne gewährte sie ihm bald. Er nahm die französische Partei. Nach der Kriegsweise jener Zeit kam es vorzüglich darauf an, sich in den Besitz der zahlreichen festen Schlösser und Städte zu setzen. Hier zeigte Bertrand bald seine große Geschicklichkeit; fast gab es keinen festen Platz, vor dem er erschien, den er nicht mit List oder Gewalt eingenommen hätte. In Fougerai schlich er sich als Holzhauer, in eine andere Feste als Winzer verkleidet ein. Im Jahre 1356 belagerte der Herzog von Lancaster für die Montfortsche Partei Rennes. Schon waren die Belagerten aufs Aeußerste gebracht, und entschlossen, die Stadt zu übergeben; sie wollten nur vorher noch wissen, ob Karl von Blois, der sich damals zu Nantes aufhielt, ihnen Hülfe senden könne. Ein Bürger übernahm das Wagstück, diese Nachricht zu verschaffen. Bei einem Ausfall ließ er sich gefangen nehmen, erzählte, daß man aus Mangel an Lebensmitteln ihm schon seine Kinder getödtet habe, und versicherte, daß die Stadt nothwendig fallen müsse, wenn ihr

*) In einem alten Gedichte sagt er in der Sprache jener Zeit von sich selbst:
Bien sçai que je suis bien laid et malfettis,
Mais puisque je suis laid, être veux bien hardis.

die Hülfe, die in Anmarsch sei, abgeschnitten werde. Die getäuschten Engländer brachen sogleich auf, um dieser entgegenzugehen, und der Gefangene machte sich aus dem Staube. Er traf du Guesclin, der sich mit tapfern Gefährten in der Nähe hielt, um die Feinde fortwährend zu beunruhigen. Als dieser erfuhr, was geschehen sei, stürzte er sich auf das schlecht vertheidigte englische Lager, nahm mehr als hundert mit Lebensmitteln beladene Wagen weg und zog mit denselben nach Rennes. Der Herzog von Lancaster war nicht wenig verwundert, als er nach vergeblichem Harren zurückkehrte, und sah, was unterdeß geschehen war. Er ward begierig, seinen kühnen Gegner kennen zu lernen, und sandte einen Herold mit einem Briefe in die Stadt, um ihn auf Ritterwort zu sich ins Lager zu entbieten. Als du Guesclin den Inhalt des Briefes gehört hatte — denn lesen konnte er nicht —, sagte er es zu, und ritt am folgenden Tage hinaus. Er beugte ein Knie vor Lancaster, der ihn sogleich aufhob und ihn freundlich umarmte. Alle Engländer drängten sich herzu, den berühmten du Guesclin zu sehen, waren aber seiner großen Häßlichkeit wegen betroffen. Doch sein Biedersinn und seine Offenheit entzückten den Herzog; er bat ihn, bei ihm zu bleiben, und machte ihm die glänzendsten Versprechungen. Aber Bertrand lehnte das Anerbieten mit großer Freimüthigkeit ab. Als er sich am Abend beurlauben wollte, ersuchte ihn Wilhelm Bembrough, der den Ruhm eines der trefflichsten Ritter im englischen Heere hatte, drei Lanzen mit ihm zu brechen. „Lieber sechs, Capitain," erwiederte du Guesclin freundlich. Der folgende Tag wurde zum Zweikampfe bestimmt. Ehe das Rennen begann, ließ sich Bertrand Brot bringen, brach drei Stückchen davon, tauchte sie in ein Glas voll Wein und aß sie zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit. Nachdem er darauf das Pferd, das ihm der Herzog von Lancaster den Tag vorher geschenkt hatte, bestiegen, rannte er so heftig gegen seinen Widersacher an, daß derselbe gleich beim ersten Stoß in den Sand fiel und die übrigen Lanzen nicht weiter begehrte. Darauf verneigte der Sieger sich ehrerbietig gegen die englischen Herren, wandte sein Roß und ritt nach der Stadt zurück. Rennes that danach so tapfern Widerstand, daß der Herzog von Lancaster gern abgezogen wäre, wenn er nicht geschworen hätte, nicht eher von der Stadt zu weichen, als bis sein Banner auf der Mauer wehe. Bertrand fand einen Ausweg. Man kam überein, daß der Herzog mit neun Begleitern in die Stadt kommen sollte, um seine Fahne auf die Zinnen zu pflanzen. Aber kaum hatte er es gethan, und die Stadt, der Abrede nach, wieder verlassen, als die Einwohner vor

seinen Augen das feindliche Zeichen höhnend in den Graben warfen (3. Juli 1357).

Als der Krieg zwischen Karl V. und dem König von Navarra ausbrach, trat er in die Dienste des Ersteren und gewann durch einen verstellten Rückzug und andere geschickte Anordnungen den Sieg bei Cocherel. Darauf führte er Karl von Blois tausend französische Kriegsleute zu Hülfe, und in der Bretagne sammelten sich auf seinen Ruf noch funfzehnhundert Lanzen unter seiner Fahne. Viertausend Mann stark traf er mit dem Herzoge Karl am 29. September 1364 bei Auray auf Johann V. von Montfort und Chandos, der dessen englische Hülfstruppen commandirte, die wohl um die Hälfte schwächer waren. Sie hatten einen Hügel besetzt. Dichtgedrängt rückten die Franzosen an, jeder hielt seine Lanze vor sich und hatte eine starke Streitaxt mit kurzem Stiel an der Seite; die Edelleute in der Mitte ihrer Dienstmannen, ihre Banner voran. Aber alle Anstrengungen, die Höhe zu gewinnen, blieben vergeblich, endlich wurden sie in die Flucht getrieben, du Guesclin ward selbst gefangen, Karl getödtet und die Verfolgung vier Meilen weit fortgesetzt, so daß wenige entkamen. Als Montfort den Leichnam seines Gegners erblickte, traten ihm Thränen in die Augen: „Ha, guter Vetter," rief er aus, „eure Hartnäckigkeit hat viel Unglück über die Bretagne gebracht. Aber Gott helfe mir, ich sähe euch gern anders, als so!" Chandos entgegnete: „Herr, danket Gott für den Sieg, ihr könnt euren Vetter und das Herzogthum nicht zusammen haben."

Im folgenden Jahre löste der König von Frankreich Bertrand für hunderttausend Franken aus der Gefangenschaft und beauftragte ihn, die Compagnien nach Spanien zu führen, nachdem man ihnen vergeblich einen Zug nach Ungarn gegen die Türken vorgeschlagen hatte. Dieser sandte nun zuvor einen Herold an sie ab, und bat sich frei Geleit aus. Nachdem er es erhalten, begab er sich in die Ebenen bei Chalons, wo sie an dreißigtausend Mann stark lagerten. Er zeigte ihnen die Gelegenheit, sich in Spanien zu bereichern, und versprach ihnen außerdem große Summen, die der König von Frankreich auszahlen würde, wenn sie sein Land verließen. Dies lockte sie, die meisten gingen den Vorschlag ein, und zogen, Bertrand an der Spitze, auf Avignon zu. Papst Urban V. erbot sich zur Aufhebung des Bannes, welcher über die Compagnien ausgesprochen war, aber Bertrand erwiederte: „Es sind viele unter uns, die nicht nach Absolution fragen, Geld ist den meisten lieber;" und so mußte ihre Entfernung denn mit zweimalhunderttausend Franken erkauft werden. In Castilien leistete du Guesclin dem

Prinzen Heinrich höchst ersprießliche Dienste. Allein trotz der angestrengtesten Tapferkeit konnte er doch nicht verhindern, daß der schwarze Prinz, der Peter's Sache vertheidigte, bei Navarette am 3. April 1367 den dritten Sieg in seinen Lorbeerkranz flocht. Als er den Verlust der Schlacht fast entschieden sah, sprengte Bertrand auf Heinrich zu, der seine fliehenden Truppen schon dreimal zum Stehen gebracht hatte, und noch immer mitten in dem stärksten Getümmel focht, nahm dessen Pferd beim Zügel, und führte ihn trotz seines Widerstrebens aus der Schlacht. Er selbst stürzte sich dann wieder ins Gefecht; als er sich aber endlich umringt sah und Eduard erblickte, rief er: „diesem ergebe ich mich, denn er ist der Tapferste." Der Prinz dachte auch edel und ritterlich genug, um ihn dem Könige Peter, der gern Rache an diesem Gegner geübt hätte, trotz aller Anerbietungen nicht auszuliefern, sondern nahm ihn mit sich nach Bordeaux, wohin er bald darauf zurückging.

Ein Zufall beschleunigte Bertrand's Befreiung. Man unterhielt sich eines Tages bei dem Prinzen von Wales von seinen Siegen und den Gefangenen, die er dabei gemacht. „Prinz," sagte der Herr von Albret, „man spricht, Ihr hättet Jemanden in Eurem Gewahrsam, den Ihr nicht loszulassen wagt, nämlich Bertrand du Guesclin." Eduard fühlte durch dieses Gerücht seine Ehre gekränkt, und befahl, den Ritter sogleich herbeizuführen. „Wie geht's, Bertrand?" fragte der Prinz. „Traun," erwiederte dieser, „es langweilt mich, nur immer die Mäuse von Bordeaux zu hören, die Vögel meines Vaterlandes wären mir lieber." „Es wird bloß von Euch abhangen," entgegnete Eduard; „schwört nur, nicht gegen uns und nicht für Heinrich von Castilien zu kämpfen; so entlasse ich Euch ohne Lösegeld." — „Was hülfe mir da meine Befreiung, dann gäb ich mich ja erst recht in die Gefangenschaft." — „Nun," sagte der Prinz, „dann sollt ihr wenigstens nicht ohne Geld wegkommen." „Ich will gern zahlen," entgegnete Bertrand, „und erinnert Euch, daß ich ein armer Ritter bin, der nichts besitzt, als was er durch die Waffen erwirbt." Der Prinz überließ es ihm, den Preis selbst zu bestimmen, und Jener bot hunderttausend Goldgulden, um sich nicht zu niedrig zu schätzen. Verwundert fragte ihn Eduard, woher er so viel Geld nehmen wolle. „Der König von Frankreich," erwiederte dieser, „und Heinrich von Castilien, der nun als König sterben wird, werden es aufbringen." Doch schon in Bordeaux fand er unter den Engländern Freunde, die ihm ansehnliche Geschenke machten, und die Gemahlin Eduard's selbst gab ihm eine bedeutende Summe. Dann verließ er die Stadt, um sich das Uebrige zu verschaffen. Aber freigebig

und großmüthig wie er war, unterstützte er noch andere gefangene Ritter, die er auf dem Wege traf, daß sie ihr Lösegeld bezahlen, und sich von Neuem ausrüsten konnten. Er begab sich hierauf zum Herzog von Anjou, dem Bruder König Karl's, der für Heinrich von Castilien Truppen werben ließ; von diesem erhielt er das Fehlende, und stellte sich wieder an die Spitze von sechshundert Lanzen, um den vertriebenen Prinzen zum zweiten Mal in sein Reich zurückzuführen (1368). Seine Tapferkeit trug wesentlich zum Gewinn der Schlacht bei Montiel bei, mit welcher Peter des Grausamen Herrschaft ihr Ende erreichte (unten Kap. 64.).

Der Krieg war den kühnen Helden dieser Zeit oft ein bloßes Spiel ihrer Kräfte, und schien nur ein fortgesetzter Zweikampf. In diesem Sinne sandte einst der Befehlshaber einer Stadt in Spanien einen Herold an Bertrand, mit der Bitte, ihn auf seinem Zuge nicht zu verachten, sondern ihm einige Stunden zu schenken und ihn mit einem Sturme zu beehren. Vorher war Bertrand noch zweifelhaft gewesen, ob man diese Stadt angreifen sollte oder nicht. Aber nun bedachte er sich nicht länger. „Geht," sprach er zum Herolde, „und sagt eurem Herrn, daß wir seine Neugierde befriedigen wollen, aber er wird Leute an uns finden, welche weder die Tiefe der Gräben noch die Größe der Stadt achten." Er ließ sofort anrücken, und die Mauern wurden erstiegen.

Nach zwei Jahren kehrte Bertrand nach Frankreich zurück zu neuen Thaten. Karl V. trug ihm nach dem Verluste von Limoges die Würde des Connetable von Frankreich an. Er schwankte eine Zeit lang, eine so hohe Stelle anzunehmen; endlich leistete er am 20. October 1370 den Eid, mit der Bitte, daß der König keinem Ankläger oder Angeber, außer in seiner Gegenwart, Gehör geben wolle. Haufenweise strömten ihm die Soldaten zu. Für tausend fünfhundert Gensd'armes (geharnischte Reiter) hatte er vom Könige Geld bekommen; als sich aber noch einmal so viel bei ihm einfanden, bezahlte er die Uebrigen von dem Gelde, welches er aus Spanien mitgebracht hatte. Dann eilte er dem englischen Feldherrn Robert Knowles nach, der im vergangenen Sommer mit sechstausend Mann zu Calais gelandet war, die Picardie und die Champagne verheert hatte, und jetzt, nachdem auch die Umgegend von Paris von ihm ausgebeutet war, seine Richtung gegen die Bretagne nahm. Als Bertrand sich näherte, ließ Knowles ihn zu einer Schlacht auffordern. „Ich habe nicht minder Lust Euch zu sehen," gab dieser zur Antwort, und schwur, daß er nicht eher essen und trinken wolle, als bis er die Engländer besiegt habe. Obgleich es schon Nacht war, saß er mit

fünfhundert Mann auf und ritt so schnell, daß zwei Pferde unter ihm stürzten. Als er in die Gegend von Pont Valin kam, wo eine Abtheilung des feindlichen Heeres lagerte, ließ er seine Leute sich mit Wein und Brot erfrischen, einander ihre Sünde beichten und zu Gott beten. Still, die blinkenden Helme mit Tüchern bedeckt, rückten sie sodann gegen die Feinde, welche die Ankunft der Franzosen auf keine Weise erwarteten, da ihr Bote noch nicht zurückgekehrt war. So geriethen sie in Verwirrung, wurden geschlagen und verloren viele Leute. Nach diesem Unfall wagte Knowles keine Schlacht weiter, sondern zog sich tiefer in die Bretagne, wo er sein Heer entließ.

Kurz vor seinem Tode hatte du Guesclin noch den Schmerz, sich von seinem Könige mit Undank und Argwohn behandelt zu sehen; ein Günstling Karl's hatte diesem eingeredet, daß der Connetable mit dem Herzog von Bretagne im geheimen Einvernehmen stehe. Da sandte er das Connetableschwert zurück; der König, bald eines Besseren belehrt, suchte ihn zu begütigen; er brach aber auf, um seine letzten Tage in Spanien zuzubringen. Auf dem Wege starb er im sechsundsechzigsten Lebensjahre. Es war als ob der Tod sich scheute, ihm auf dem Schlachtfelde zu begegnen; denn eine Krankheit endete sein Leben, aber doch mitten unter kriegerischen Thaten. Er befand sich in Languedoc und belagerte den festen Platz Chatelneuf de Randon, dessen sich ein Haufe von Söldnern bemächtigt hatte, um von hier aus die nächsten Landschaften ungestraft verwüsten zu können. Noch auf dem Sterbebette ermahnte er die Seinen zur Tapferkeit und Gerechtigkeit, küßte sein Schwert, gab es mit Wehmuth von sich, und erwartete den letzten Athemzug unter frommen Gebeten (13. Juli 1380). Ganz Frankreich trauerte um ihn, und in der Gruft zu St. Denys, neben den Gebeinen der Könige, wurde auf Befehl Karl's V. sein Leichnam beigesetzt. Selbst die Belagerten erwiesen ihm ihre Ehrfurcht. Sie waren schon früher übereingekommen, sich ihm zu ergeben, wenn binnen einer gewissen Zeit keine Unterstützung käme. Es erschien Niemand, aber du Guesclin war zu den Todten gegangen. Dennoch glaubten sie es ihrer Ehre schuldig zu sein, Wort zu halten. Der Befehlshaber begab sich daher in du Guesclin's Zelt, kniete am Sarge nieder, und legte den Schlüssel zu den Füßen des Verstorbenen.

35. England unter Richard II. und Heinrich IV.
(1377—1413.)

Hatte sich schon unter den letzten Regierungen das Ansehen des Parlaments gehoben, und zwar aus denselben Gründen, die um diese Zeit auch in andern Ländern einen Aufschwung der Stände bewirkten, so war die Regierung Richard's II., des Sohnes des Prinzen von Wales, ganz dazu geeignet, dieses Aufstreben bis zu einem bestimmten Abschlusse zu führen. Wir haben erwähnt, wie Eduard I. 1297 den großen Freiheitsbrief der Nation noch einmal ausdrücklich bestätigte, wonach ihr keine Schatzung ohne Zustimmung der Stände auferlegt werden sollte; wir haben weiter gezeigt, wie unter seinem schwachen und schwankenden Sohne Eduard II. die Großen des Landes, im Bunde mit der Stadt London, der Günstlingswirthschaft entgegentraten, in ihren Maßregeln aber die gebührende Grenze nicht selten weit überschritten. Als nun unter Eduard III. die Krone ihren alten Glanz wiedergewann, konnte zwar von Verschwörungen der Barone wie vorher nicht mehr die Rede sein; dennoch ist es gerade seine Regierung, unter der die gewonnenen Rechte die festesten Wurzeln trieben und außerdem der Stand der Gemeinen als ein vollberechtigter Factor in das Staats- und Verfassungsleben eintrat.

Nach der Magna Charta erschienen im Rathe der Krone zunächst die Elemente des Volks, welche späterhin im Oberhause vereint waren, nämlich Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und sodann Grafen und Barone. Der hohe Klerus trat in den Reichsversammlungen nicht als Inhaber des kirchlichen Amtes, sondern der damit verbundenen Baronie, des Kronlehens, auf. Zwischen den Grafen und Baronen war insofern ein Unterschied, als die ersteren einen Besitz von zwanzig Ritterlehen nachweisen mußten, wogegen er bei diesen nur dreizehn und ein halbes zu erreichen brauchte. Auf dem Grundbesitz also beruhte die Reichsstandschaft, oder es gab, um es mit dem in der Folge gebräuchlichen Ausdruck zu bezeichnen, zuerst nur eine barony by tenure. Seitdem es aber Eduard I. einführte, daneben noch Andere, denen ein so großer Grundbesitz fehlte, durch ein besonderes Ladungsschreiben zum Parlamente zu berufen, entstand auch eine barony by writ; und von dieser übertrug sich dann auch auf die durch Grundbesitz berechtigten Barone das Herkommen, sich durch ein besonderes Ausschreiben berufen zu lassen, so daß sie in der Folge die persönliche Aufforderung als ein erbliches Recht

in Anspruch nahmen. Aus solchen vornehmen und begüterten Adelsgeschlechtern also, die nachweisen konnten, daß ihre Familie dauernd zum Parlamente berufen sei, bestanden die späteren weltlichen Pairs. Allein ein anderer Artikel des Großen Grundgesetzes, daß alle von der Krone geforderten, außerordentlichen Hülfsgelder auch von den übrigen freien Mannen, die von der Krone ein geringeres Ritterlehen inne hätten, bewilligt werden sollten, war bisher noch unausgeführt geblieben, und es war das Verdienst Eduard's I., daß er, um nicht allein von der Aristokratie abhängig zu sein, auch die landsässige Ritterschaft zur Bewilligung der Steuern heranzog. Die Ritter waren nicht persönlich berechtigt, wurden auch nicht persönlich geladen, sondern erschienen als die Vertreter der Shires und wurden in Folge eines Ausschreibens des Sherif von der Gesammtheit der in der Grafschaft ansässigen Ritterbürtigen gewählt, meist zwei aus jedem Bezirk, und in der ersten Zeit oft so, daß die Sherifs dabei willkürlich eingriffen. Unter demselben König geschah es, daß auch die Städte, die sich von nun an rasch emporschwangen und unter denen London schon lange die Stellung einer Grafschaft für sich allein eingenommen hatte, berufen wurden; und wie sich die Pairs früh von den kleinen Kronvasallen und Rittern abgesondert hatten, so schlossen sich eben deßhalb die Städte mit den letzteren zu einer Einheit zusammen, mit denen sie ohnehin einerlei Interessen hatten. Aber erst unter Eduard III., als dieser Fürst zur Führung der großen Kriege genöthigt war besonders an die Gemeinen Ansprüche zu erheben, als er die Ausfuhr der Wolle mit den schwersten Auflagen belastete, kam es dahin, daß die Städte sich mit den Landsassen gemeinsam versammelten. Auf diese Weise trat die Scheidung der Landesvertretung in zwei Hauptmassen, in Oberhaus und Unterhaus, ein; die Stände versammelten sich abgesondert, im königlichen Schlosse das Oberhaus, die Gemeinen in der Westminster-Abtei, keiner hielt sich durch die Beschlüsse des andern für gebunden. Unter Eduard III. wurden an siebzig Reichsversammlungen gehalten, „zur Abstellung von Mißbräuchen und zur Aufrechterhaltung der neuen Gesetze"; allmählig bildete sich der Gebrauch, daß die Stände alljährlich zusammentreten müßten. Während aber das Oberhaus in der nächsten Zeit aus seiner Mitte die Minister lieferte, und ferner einen Appellhof für alle Stände, so wie für seine erblichen Mitglieder einen Gerichtshof bildete, fiel den Gemeinen das Privilegium zu, in der Bewilligung der Steuern das gewichtigste Wort zu sprechen, das ihnen dann in der Folge allein verblieben ist. Unter der kriegerischen Regierung Eduard's III. hatte dies sogar

ein Eingreifen in die äußere Politik zur Folge; und wenn ſchon im Jahre 1376, als der mächtige Herrſcher vom Alter niedergedrückt war, Seitens der Gemeinen ein Proceß gegen die höchſten Staatsbeamten wegen Veruntreuung bewilligter Gelder angeſtrengt werden konnte, der die Abſetzung und gefängliche Einziehung mehrerer Diener des Königs zur Folge hatte, ſo bildete ſich unter Richard II. die Gewohnheit und das Recht, Mißbräuche abzuſtellen und die Miniſter durch Staatsanklage zur Verantwortung zu ziehen, weiter aus*).

Da Richard II. unmündig war, ſo wurde ein Verwaltungsrath eingeſetzt, der die Geſchäfte führen ſollte. Nur wenige Jahre blieb derſelbe im Amte; Ritter und Bürger ſetzten ſeine Entlaſſung durch und erreichten es, daß die Regierung an den jungen König ſelbſt kam, unter dem Beiſtand der gewöhnlichen Kronbeamten, welche indeß vom Parlamente ernannt werden ſollten. Unter der Zahl derer, welche die nur zu Kriegszwecken zu verwendenden Gelder beaufſichtigen ſollten, wurden auch zwei Londoner Bürger eingeſchworen. Zugleich wurde ein Ausſchuß der Lords und Gemeinen niedergeſetzt, um die Koſten für den Hofſtaat zu unterſuchen und zu ermäßigen.

Dieſen Zugeſtändniſſen folgte die Bewilligung einer Kopfſteuer von Seiten der Reichsverſammlung, welche große Bewegungen veranlaßte. In den letzten Jahren war das Volk ſtark belaſtet worden, um die Summen aufzubringen, welche der Krieg gegen Frankreich, den Karl V. ſchon vor Eduard's Tode, nach Ablauf des Waffenſtillſtandes wieder eröffnet hatte, zu beſtreiten, und um ein Heer gegen die Schotten auszurüſten, die um dieſelbe Zeit neue Feindſeligkeiten begonnen hatten. Durch die Erhebung der neuen Abgabe fühlten ſich die unteren Klaſſen am meiſten gedrückt, und da einige Einnehmer mit großer Härte und tyranniſchem Uebermuth verfuhren, kam es zur Empörung (1381). Die normanniſche Geſetzgebung war viel härter gegen die Leibeigenen als die altſächſiſche. Jetzt mochten die Erzählungen heimkehrender Söldner von der Jacquerie in Frankreich, von den Aufſtänden in Flandern das niedere, unglückliche Volk an ſeine trübſelige Lage erinnert und in Gährung gebracht haben; die Lehre Wiclif's von dem unrechtmäßigen und verderblichen Grundbeſitz der Geiſtlichkeit, die vom Volke mißverſtanden wurde, berührte ſich, wie ein Jahrhundert ſpäter in Deutſchland, mit der ſocialen Noth; es bedurfte nur eines Anſtoßes, um Hunderttauſende in Waffen zu bringen. Dieſen Anlaß gab eine Verordnung der Krone

*) Pauli, a. a. O. S. 666 ff., und Bilder aus Altengland, S. 62 ff.

an die Einsammler der Steuern, unnachsichtig durchzugreifen. Da brach in Essex der Aufstand los, das Landvolk erschlug einen Steuerbeamten, der Vorgang fand rasch in Kent Nachahmung. Der Aufstand galt zunächst der Kopfsteuer, daneben aber wurde das Verlangen laut, daß alle Lasten und Unehren der Hörigkeit abgeschafft werden sollten, und viele Redner ließen die Meinung hören: alles Uebel entstehe aus der Ungleichheit der Stände*). Von Süden zogen die Bauern aus Kent und Sussex unter Wat Tyler**), von Norden die aus Essex, Suffolk und Norfolk der Hauptstadt zu, um dem Könige selbst ihre Klagen und Wünsche vorzutragen. Der Pöbel von London eröffnete ihnen die Thore, worauf allerlei Frevel und Uebermuth in den Straßen verübt wurde; doch wird nichts von solchen Gräuelthaten berichtet, welche die Empörung der französischen Bauern begleiteten. Dann lagerten sich die Schaaren in dichten Massen um den Tower, in den sich der junge König eingeschlossen hatte. Da die Besatzung zu schwach schien, um einem nachdrücklichen Angriff Trotz zu bieten, mußte sich Richard entschließen, persönlich mit ihnen zu unterhandeln. Er kam heraus (14. Juni) und hörte die Forderungen der Bauern. Sie verlangten, es solle fortan keine Leibeigenschaft mehr bestehen und nicht mehr als vier Pfennige jährliche Steuer vom Acker erhoben werden; freien Kauf und Verkauf für den Landmann auf allen Märkten, und endlich Verzeihung für das Geschehene. Richard willigte ein und ließ nach dem Willen der Insurgenten für jede Dorfschaft eine besondere Urkunde entsprechenden Inhalts ausfertigen. Dreißig Schreiber waren die ganze Nacht hindurch beschäftigt. Am folgenden Morgen wurden die Privilegien den Bauern eingehändigt, und die meisten zogen ruhig nach Hause. Aber Wat Tyler, der noch von zwanzigtausend Männern umgeben war, scheint durch diese Zugeständnisse nicht befriedigt gewesen zu sein, oder andere Pläne verfolgt zu haben. Schon legte er den Finger an den Mund und deutete an, daß in kurzer Zeit die Gesetze England's von daher kommen würden. Der König kehrte eben von einem Ritt nach Westminster zur Stadt zurück, als er in Smithfield auf Wat Tyler's Haufen stieß. Als dieser Richard's an-

*) Ces méchans gens de contrées, sagt der alte Froissart, disoient qu'au commencement du monde il n'avoit esté nuls serfs, und einer ihrer Führer, der Priester John Ball, behauptete, wie derselbe Geschichtschreiber erzählt: les choses ne peuvent pas bien aller jusqu'à tant qu'il ne sera ne villains ne gentilshommes et que nous serons tous unis.

**) Wat ist eine Abkürzung von Walter, und Tyler (Dachdecker, Ziegelbrenner) bezeichnet das Gewerbe des Hauptmanns.

flüchtig ward, ließ er seine Leute halten und ritt auf ihn zu. Wat's Verlangen war zunächst auf die Abstellung des Wild- und Wasserbannes gerichtet. Während der Unterredung spielte er mit seinem Dolche und als er plötzlich im Eifer die Zügel des königlichen Rosses ergriff, stieß ihm der Lord Mayor von London, der neben Richard hielt und dessen Leben oder persönliche Sicherheit bedroht glaubte, sein Schwert in den Hals. Der König schwebte in der höchsten Gefahr, nur sechzig Ritter waren um ihn, und die Bauern, obgleich bestürzt durch den unerwarteten Tod des Hauptmanns, spannten ihre Bogen. Schnell gefaßt sprengte Richard auf sie zu und rief mit glücklicher Gegenwart des Geistes: „Was thut ihr, meine Mannen! Tyler war ein Verräther. Folgt mir, ich will euer Führer sein!" Unschlüssig und verwirrt, andere voll jubelnder Freude zogen sie hinter dem Könige in die Felder von Islington, bis bewaffnete Hülfe von London herankam, unter deren Schutze der König ihnen heimzuziehen befahl. Auf die Nachricht von der Zerstreuung der Bauern sammelte sich der Adel, der sich bisher in seinen Schlössern gehalten hatte, zahlreich um Richard, der beim Parlamente anfragte, ob die Leibeigenschaft abgestellt bleiben solle. Einstimmig erklärten Lords und Gemeinen, daß sie hierzu ihre Einwilligung nicht geben würden. Darauf widerrief der König die erlassenen Freiheitsbriefe und vierzigtausend Reisige durchzogen Kent und Essex zu neuer Unterdrückung des Landvolkes, das vereinzelt dem mächtigen Angriff nicht widerstehen konnte. Viele Tausende büßten ihr kühnes Beginnen mit dem Tode; alle kehrten in die alte Knechtschaft und zu unwilligem Gehorsam zurück.

So war die Ordnung im Innern wieder hergestellt, und auch nach Außen konnte man sich der Ruhe erfreuen, da die Regierung mit Frankreich kurze, aber oft erneuerte Waffenstillstände einging. Allein ein Quell gefährlicherer Unruhen lag in der Persönlichkeit Richard's, dessen treffliche Anlagen durch unwürdige Günstlinge mißleitet wurden, und in der Herrschsucht seines Oheims, des Herzogs Thomas von Gloucester. Als das Parlament im Jahre 1386 versammelt war, klagten die Gemeinen vor den Lords, als dem Gerichtshof des Königs, den Kanzler Michael de la Pole, Grafen von Suffolk, wegen Veruntreuung und Besiegelung gesetzwidriger Urkunden an. Insgeheim regte sie der Herzog von Gloucester, der sich selbst, durch eine mächtige Adelspartei unterstützt, auf den Thron schwingen wollte, zu diesem Verfahren an. Die Entlassung des Grafen wurde durchgesetzt, worauf ihn die Lords zur Erstattung bedeutender Summen verurtheilten. Nachdem man hierdurch die treuen Die-

ner des Königs in Furcht geſetzt zu haben meinte, traten die Abſichten der Gegner des Hofes deutlicher hervor. Auf ihr Betreiben verlangte das Parlament die Niederſetzung einer hohen Regierungscommiſſion zur Reform des Staatsweſens, wie dieſes ſchon mehrfach unter früheren Regierungen geſchehen war (ſ. Thl. VI. S. 292.), und der König mußte nachgeben. Zwölf Lords, unter ihnen Gloceſter ſelbſt, wurden ernannt und eröffneten ihre Arbeiten damit, daß ſie noch vier Räthe und Freunde des Königs anklagten, von denen indeß zwei ihr Leben durch die Flucht retteten (1388). Der König machte danach einen Verſuch, ſeine Widerſacher zu ſtürzen, allein er unterlag ihrer Macht, und hatte ſeine Stellung nur verſchlimmert; denn nun wurden auch alle übrigen Herren ſeines Hofes, einundzwanzig an der Zahl, gefänglich eingezogen oder in Anklagezuſtand verſetzt, und damit Richard in ſeiner Noth auch nicht einen Menſchen um ſich habe, dem er ſich anvertrauen könne, wurde ſogar ſeinem Beichtiger, dem Biſchof von Chicheſter, verboten, um ihn zu ſein. Gloceſter ließ darauf die Anhänger des Königs theils verbannen theils hinrichten, und glaubte ſich im Beſitz der Herrſchaft geſichert. Aber nach Verlauf eines Jahres gelang es dennoch dem jungen Könige, wieder in Beſitz der vollen Regierungsgewalt zu kommen, welche er, durch die bisherigen Erfahrungen belehrt, nunmehr mit größerer Einſicht und mit dem Beifall des Volkes führte (1389). Seinem Zorn gegen die vormaligen Widerſacher gab er nur ſo weit Raum, daß er ſie ihres Einfluſſes beraubte, damit nicht Anlaß zu neuen Empörungen gegeben werde. Um den Kampf mit Frankreich zu enden und von außen Sicherheit, vielleicht auch Schutz zu erlangen, brachte er im Jahre 1396 einen großen Waffenſtillſtand mit Frankreich auf fünfundzwanzig Jahre zu Stande, deſſen Abſchluß jedoch durch die Räumung von Breſt und Cherbourg erkauft werden mußte. Durch die gleichzeitige Verlobung Richard's mit Iſabelle, der Tochter Karl's VI., um welche er nach dem Tode der böhmiſchen Prinzeſſin Anna warb, ſchien das freundliche Verhältniß beider Herrſcher befeſtigt. Der Herzog von Gloceſter hatte ſich indeß trotz ſeiner Demüthigung nicht entſchließen können, ſeine feindſelige Stellung gegen den Hof aufzugeben, ſondern war im Stillen unabläſſig bemüht, den Abſichten des Königs durch Ränke und Intriguen jeder Art entgegenzuwirken. Auch die Verbindung mit Frankreich hatte er benutzt, um den Haß des Volkes wider Richard aufzuregen. Dieſer glaubte ſich aber jetzt ſtark genug, den läſtigen Gegner völlig zu ſtürzen, und die Hinrichtung und Verbannung ſeiner Diener und Freunde, ſo wie ſeine eigene Beſchimpfung an deren Urheber zu rächen. Er ließ

den Herzog plötzlich aufheben und nach Calais bringen, wo er im Gefängniß ermordet wurde, wie man damals glaubte und unter der folgenden Regierung zu beweisen sich angelegen sein ließ, auf Richard's Befehl. Die Grafen von Arundel und Warwick, Glocester's Freunde, wurden nach dem Ausspruch des Parlaments der Erstere enthauptet, der Andere verbannt (1379).

Dieses durchgreifende Verfahren erregte die Besorgniß aller derer, welche in die früheren Unruhen verwickelt gewesen waren, weil sich deutlich zeigte, daß der König jene Vorfälle nicht vergessen habe. Die bedeutendsten unter den damals Betheiligten waren der Herzog Heinrich von Hereford, der Sohn des Herzogs von Lancaster und Enkel Eduard's III., und der Herzog von Norfolk. Als dieser eines Tages mit dem Ersteren auf dem Wege nach London zusammentraf, vertraute er ihm seine Befürchtungen und nannte ihm die Räthe des Königs, bei denen er feindselige Gesinnungen gegen sie voraussetzte. Ob Heinrich das Geheimniß durch unvorsichtige Reden an den Tag brachte, oder es absichtlich dem Könige verrieth, um sich zu retten, ist ungewiß. Er ward vor Richard und seinen Rath beschieden, Norfolk's Mittheilungen öffentlich bekannt zu machen. Dieser läugnete und ein Zweikampf sollte über die Wahrheit entscheiden. Schon hielten beide in Gegenwart des Königs, eines Ausschusses des Parlaments und einer unermeßlichen Volksmenge in den Schranken zu Coventry, legten die Lanzen ein, und sprengten ihre Streitrosse an, als Richard seinen Stab herabwarf und erklärte, er könne zwischen zwei so hoch angesehenen Rittern kein Gottesurtheil gestatten, das nothwendig über einen von ihnen unauslöschliche Schmach bringen müsse; darum verbanne er den Herzog von Norfolk auf immer mit Verlust seines Vermögens aus dem Reiche, den Herzog von Hereford aber auf zehn Jahre, mit dem Versprechen, daß er bei seines Vaters Tode in den Besitz seiner Erbgüter treten solle. Auf diese Weise glaubte er sich Beider am Besten zu entledigen, und als der Herzog von Lancaster schon drei Monate nach jenem Vorfalle starb, zog er, wider sein Wort, dessen reiche Besitzungen ein, um die Macht dieses Hauses für immer zu brechen. Es wurde nicht mehr im Lande bezweifelt, daß der König, der freilich lange genug von Andern abhängig gewesen war, die größte Neigung habe, zu völliger Willkührherrschaft zu schreiten. Außerdem klagte man überall über unmäßige Verschwendung am Hofe.

Da bahnte sich, trotz der Zuversicht Richard's, dessen Verderben an. Herzog Heinrich war seit längerer Zeit der Liebling des Volkes gewesen; die Verfolgung Glocester's und seiner Anhänger, nachdem fast

zehn Jahre verflossen waren, hatte vielfachen Haß gegen den König erweckt; und die Tausende, welche Hereford das Geleit gaben, als er in die Verbannung ging, hätten Richard vor drohenden Gefahren warnen sollen. Unbesorgt faßte dieser indeß gerade jetzt den Entschluß, einen Kriegszug nach Irland zu unternehmen, wo ein Aufstand gegen die englische Herrschaft stattgefunden hatte. Während seiner Abwesenheit landete Heinrich mit zwanzig Mann in Yorkshire (4. Juli 1399), um sein Erbe wiederzugewinnen, wie er erklärte. Bald sah er sich von sechzigtausend Bewaffneten umgeben. Selbst der Herzog von York, Richard's dritter Oheim, dem der König die Regierung, so lange er entfernt sei, anvertraut hatte, erklärte sich für Hereford. Als nun Richard, da er nach England zurückkehrte, seinen Gegner schon im Besitz einer solchen Macht fand, und von dem größten Theile seiner Truppen verlassen ward, beschloß er nach Frankreich zu fliehen, um dort eine günstigere Wendung der Umstände abzuwarten. Aber Heinrich eilte, dies zu verhindern; er sandte an den König den Grafen von Northumberland ab, der ihn durch einen falschen, auf die Hostie geschwornen Eid aus Conway, einem Hafen in Wales, hinweglockte, und ihn zu Heinrich führte. „Ich bin eher gekommen," redete ihn dieser an, „als Ihr befohlen; ich bin gekommen, um mit dem Willen des Landes Euch Euer Königreich beherrschen zu helfen, da Ihr es seit zwanzig Jahren nicht wohl regiert habt." „Wenn es Euch so gefällt, werther Vetter, so ist es uns auch angenehm," war die Antwort. Jetzt reifte in Heinrich der Plan, sich ganz des Thrones zu bemächtigen; sein außerordentliches, ihn wohl selber überraschendes Glück gab ihm denselben ein, falls er nicht schon bei seiner Landung ihn gehegt. Er entließ sein Heer, wodurch auch der mächtige und unzuverlässige Northumberland veranlaßt wurde, dasselbe zu thun, und da er nun keinen Widerstand zu fürchten hatte, so führte er den unglücklichen Monarchen als seinen Gefangenen nach London, wo er (am 29. September) der Krone zu entsagen genöthigt ward. Damit noch nicht zufrieden, ließ Heinrich dem Parlamente, das größtentheils aus seinen Anhängern bestand, am folgenden Tage dreiunddreißig Klagepunkte gegen Richard vorlesen, aus denen hervorgehen sollte, daß er den Thron verwirkt habe. Muthvoll erhob sich dagegen der Bischof von Carlisle, Richard's treuer Anhänger, ward aber sogleich ergriffen und verhaftet. Nun wagte Niemand mehr Widerspruch, Richard's Absetzung ward feierlich ausgesprochen, und Heinrich von Lancaster, der die Krone sofort als ihm gebührend in Anspruch nahm, als König anerkannt. Ein Jahr später sah auch Deutschland in Wenzel einen entthronten Herrscher.

Heinrich's Regierung war nicht minder unruhig als die vorige. Nur gewaltſam konnte er den auf dieſe Weiſe gewonnenen Thron behaupten; es ſchien unmöglich, die Wünſche und Hoffnungen derer, die ihn erhoben hatten, zu erfüllen. Ein Theil des Volks fand ſich nicht genug erleichtert, ein anderer nicht genug belohnt, und einige Anhänger Richard's konnten ſchon nach wenigen Monaten den Verſuch wagen, Heinrich's Thron zu erſchüttern. Aber ſie büßten dieſes Beginnen nicht nur mit dem Leben, ſondern führten dadurch auch Richard's Ende herbei. Es hieß zwar, daß dieſer ſich ſelbſt durch hartnäckiges Weigern, Nahrung zu ſich zu nehmen, getödtet habe; aber Andere behaupteten, daß ihm auf Heinrich's Befehl Speiſe und Trank entzogen worden, und daß Richard dieſer Qual erſt am funfzehnten Tage erlegen ſei; ein drittes Gerücht erzählte, daß ihn Sir Robert Exton im Schloſſe Pontefract, wo er gefangen ſaß, nach dem Willen des Königs erſchlagen habe.

Gefährlicher für Heinrich IV. ſchien ein zweiter Empörungsverſuch zu werden, der von ſeinen ehemaligen Freunden ausging, die den thätigſten Antheil an ſeiner Erhebung gehabt hatten, dem mächtigen Hauſe Percy nämlich, an deſſen Spitze der alte Graf von Northumberland ſtand und deſſen kühner, ſtolzer und beliebter Sohn Heinrich, genannt Heißſporn. Das Verdienſt, welches die Percy ſich erworben, mußte ſie mit Stolz erfüllen, aber eben darum betrachtete ſie der König mit argwöhniſchen Blicken. Dies führte ſie am Ende feindlich gegeneinander. Bei einem der häufigen Einfälle, die der fortdauernde Krieg an den Grenzen von Schottland und England veranlaßte, hatte der junge Heinrich Percy geſiegt, und unter vielen vornehmen Schotten auch den Grafen Douglas gefangen genommen. Er verweigerte es, die Gefangenen, welche der König forderte, auszuliefern, und der König wollte dagegen nicht erlauben, daß der mit Percy engverbündete Sir Edmund Mortimer, den ein Walliſer, Owen Glendower, in einem von ihm geführten Raubkriege gefangen genommen, ausgelöſt würde. Der erzürnte Heinrich Percy ward jetzt die Seele einer gefährlichen Verſchwörung, an welcher der ganze mächtige Anhang ſeines Hauſes Theil nahm, und zu der auch Douglas, dem ſeine Freiheit unter dieſer Bedingung gegeben ward, hinzutrat, voll Freude über dieſe Entzweiung der Feinde ſeines Vaterlandes. Heinrich ſollte vom Throne geſtürzt, der Graf von Marche, der mütterlicher Seits von dem zweiten Sohne Eduard's III. abſtammte, und alſo ein näheres Recht auf die Krone zu haben ſchien, ſtatt ſeiner erhoben werden. Allein des Königs Glück und Kraft vereitelten dieſe Pläne; der Tag von Shrewsbury (1403) gab ihm den Sieg, und koſtete

Heinrich Percy das Leben. Auch des Letztern Oheim, der Graf von Worceſter, ward gefangen und enthauptet. Der Erzbiſchof von York, der einen neuen Aufruhr begann, unterlag auf gleiche Weiſe; endlich ward der Graf von Northumberland bei einem ähnlichen Unternehmen erſchlagen. So verſchaffte ſich Heinrich IV. Ruhe vor ſeinen inneren Feinden, die nun entweder durch das Schwert vernichtet, oder durch den Schrecken entwaffnet waren. Bei den meiſten dieſer Verſchwörungen war der gemeine Haufe durch ein beſonderes Mittel zur Theilnahme veranlaßt worden; am Hofe in Schottland lebte ein Menſch, der für den unglücklichen Richard II. ausgegeben wurde. Zwar ward er in ſtrengem Gewahrſam gehalten, ſo daß ihn auch von den flüchtigen Engländern, die für ſeine Sache gelitten hatten, keiner ſah; aber Heinrich galt doch ebendeßhalb bis an das Ende ſeiner Regierung als Uſurpator.

Die Geiſtlichkeit, die gleichfalls an ſeiner Thronbeſteigung großen Antheil hatte, blieb ihm treuer, weil ſie ſeines Schutzes gegen eine Secte bedurfte, welche die ganze Hierarchie bedrohte. Es waren die Anhänger Wiclif's, die auch nach dem Tode ihres Meiſters ſeinen Anſichten treu blieben, und unter dem Namen der Lollharden großes Aufſehn erregten. Predigten wider die Reichthümer der Geiſtlichkeit fanden ſelbſt im Parlamente Beifall, und die Gemeinen machten Vorſchläge zur Einziehung des Kirchenvermögens. Doch Heinrich widerſetzte ſich der Ausführung dieſer Abſichten, ließ Strafgeſetze gegen die Lollharden als Ketzer ergehen, und ſicherte ſich dadurch die feſte Ergebenheit des geiſtlichen Standes. In der engen Verbindung mit der Geiſtlichkeit, in der Nachgiebigkeit gegen das Parlament, dem Heinrich bei weitem mehr zugeſtand als irgend einer ſeiner Vorgänger, endlich in den blutigen Verwirrungen, die um dieſelbe Zeit die nationale Kraft in Frankreich lähmten (ſ. das folgende Capitel), iſt der Grund zu ſuchen, daß der König gegen Ende ſeiner Herrſchaft ſich ſicherer fühlte.

Dennoch genoß er die Früchte ſeiner Arbeiten nicht lange. Beſchwerden und mannichfacher Kummer, auch wohl Gewiſſensbiſſe über die Art, wie er die Krone erworben, untergruben Heinrich's ohnehin ſchwankende Geſundheit, und zogen ihm einen frühen Tod zu. Er ſtarb, erſt ſechsundvierzig Jahre alt, am 20. März 1413, und hinterließ den Thron ſeinem Sohne Heinrich V. mit der Ausſicht, bei den großen Wirren in Frankreich, Eduard's III. Pläne auf dieſes Land mit Erfolg erneuern zu können.

36. Frankreich unter Karl VI.

Der Tod Karl's V. bewirkte für Frankreich noch schlimmere Folgen, als der Eduard's III. für England. Zwar war der Sieg der Monarchie über den Lehnsadel unter seiner Regierung entschieden, die mächtigsten alten Familien waren erloschen, ihre Lehen mit der Krone vereinigt; wie glänzend hätte das geeinte Frankreich an England Rache nehmen können, das eben unter Richard II. von seiner bisherigen Höhe herabsank! Aber es erhoben sich jetzt andere Gegner der Monarchie, deren Bestrebungen das Land noch einmal an den Rand des Abgrundes brachten: die nächsten Verwandten des Königs. Der Thronerbe, Karl VI., war zwölf Jahre alt und seine drei Oheime, die Herzoge Ludwig von Anjou, Johann von Berry und Philipp von Burgund stritten um die Regentschaft. Der verstorbene König hatte sie dem Ersten bestimmt. Endlich kam man überein, daß den beiden andern die Vormundschaft, die von der Regentschaft getrennt wurde, und die Erziehung des jungen Prinzen übergeben werden sollte. Indeß ließ der Herzog von Anjou die Krönung in Rheims vollziehen, plünderte den bedeutenden Schatz, der unter der vorigen Regierung mit großer Anstrengung zusammengebracht war, und erhöhte die Auflagen statt sie zu vermindern, wie Karl V. es auf dem Todbette gewünscht hatte; Alles in der Absicht, sich zu bereichern und Geld für seine Unternehmungen in Italien zu sammeln, denn die Königin Johanna von Neapel hatte ihn zum Erben ihres Thrones eingesetzt. Das Volk war voll Unmuth über diesen Druck und forderte bald aller Orten die unter dem Vater des Königs eingezogenen Rechte und Privilegien zurück. Zu Paris trat ein Schuhmacher vor den versammelten Zünften auf, sprach von der Verachtung und Mißhandlung der Bürger durch den Adel, und daß sie solche Schmach geduldig trügen. Seine Rede erregte das Volk in dem Grade, daß auf der Stelle ein bewaffneter Haufe nach dem Palaste Karl's VI. zog. Der Staatsrath verhieß Abschaffung aller Steuern, die seit Philipp dem Schönen eingeführt worden seien. Unterdeß plünderte die aufgeregte Menge das Quartier der Juden, und warf sich auf die Häuser der Einnehmer, wo die Kassen beraubt und alle Steuerrollen verbrannt wurden. Aehnliche Auftritte fielen in der Picardie und in der Normandie vor, während die Städte von Languedoc, wo schon in den letzten Jahren Karl's V. Empörungen ausgebrochen, aber wieder gedämpft worden waren, sich

weigerten, den Herzog von Berry als Statthalter ihrer Provinz aufzunehmen. Als man in Paris einen neuen Versuch machte, die Abgaben, die man nicht entbehren konnte, wiederherzustellen, entstand ein wüthender Aufruhr (1. März 1381). Das Rathhaus wurde erstürmt, in welchem der Pöbel Rüstzeug und namentlich Streitkolben in Menge fand, wovon die Empörer seitdem Maillotins genannt wurden.

Alle diese Bewegungen drohten um so gefährlicher zu werden, da die mächtigen flandrischen Städte um dieselbe Zeit wieder im Kampfe mit dem Grafen Ludwig begriffen waren, der sie länger als gewöhnlich mit großem Geschick in Ruhe und Ordnung erhalten hatte. Von Gent, welches damals achtzigtausend waffenfähige Männer in seinen Mauern zählte, ging auch diesmal der Widerstand aus. Philipp von Artevelde, der Sohn Jakob's, dessen bei der letzten Empörung Flandern's gedacht worden ist, trat an die Spitze der Zünfte, und richtete die vollständigste Democratie in der Stadt ein, indem jeder Wehrhafte gleiche Rechte und gleichen Antheil an der Regierung des Gemeinwesens erhielt. Ludwig verwüstete die Umgegend, ließ keine Zufuhr in die Thore und verlangte Ergebung auf Gnade und Ungnade. Da zog Artevelde mit fünftausend Bürgern und zweihundert Feuerröhren und mit dem letzten Mundvorrath gegen ihn heraus, schlug ihn bei Brügge, und drang mit den Fliehenden in die Mauern. Nach diesem Siege breitete sich Artevelde's Ansehen über das ganze Land aus, und willig nahmen die Bürger der anderen Städte seine Gewaltboten in ihre Mitte auf. Ludwig suchte eine Zuflucht am französischen Hofe.

Man beschloß hier sofort die Aufrührer in den Provinzen, dann in Paris selbst anzugreifen. Zuerst wurde Rouen genommen, die Bürger entwaffnet, die Sturmglocke herabgeworfen und die Gemeindeverfassung aufgehoben. Unterdeß war der Herzog von Anjou im Laufe des Jahres 1382 nach Italien abgezogen, und Philipp von Burgund hatte den größten Einfluß auf die Regierung gewonnen. Eifrig unterstützte er das Gesuch des Grafen von Flandern um baldige Unterstützung gegen dessen Städte, weil er als Schwiegersohn und künftiger Erbe desselben dabei besonders betheiligt war; und da man in der That die flandrischen Communen, welche sich mit denen Frankreich's in Verbindung gesetzt hatten, für den eigentlichen Heerd aller Unruhen hielt: so zog der König an der Spitze der französischen Ritterschaft, die den Kriegszug im allgemeinen Interesse ihres Standes begründet fand, nach Flandern, und besiegte dort am 27. November 1382 in einer blutigen Schlacht bei

Roosbeke*) die Genter trotz tapferer Gegenwehr. Artevelde, von den Seinen genöthigt und ſeine eigenen Talente überſchätzend, verließ ſeine ſichere Stellung und griff die Feinde im offenen Felde an; aber die Menge dieſer war zu groß, er ward umzingelt; er ſelbſt fiel unter den Erſten, mit ihm bedeckten angeblich ſechsundzwanzigtauſend Flandrer den Kampfplatz. Der kühne Sinn der Niederländer ward dadurch nicht gebrochen; aber die franzöſiſche Regierung benutzte den Sieg, um durch den Schrecken deſſelben die franzöſiſchen Städte zu demüthigen. Paris, gegen das die rückkehrenden ſiegreichen Schaaren anrückten, empfand zuerſt die ganze Härte der Strafe. Wohl hätte es einen kräftigen Widerſtand leiſten können; allein innerhalb der Mauern herrſchte Uneinigkeit, die höheren Bürgerklaſſen, die Waaren- und die Geldhändler waren des Regiments der Krämer und Handwerker überdrüſſig, und ohne ſelbſt Anſtrengungen zur Herſtellung einer gemäßigten Regierungsweiſe zu machen, gaben ſie lieber ihre Communalfreiheit vollſtändig auf, und unterwarfen ſich unbedingt dem Könige. So wurden die ſelbſtändigen Verwaltungsbehörden der Stadt aufgehoben, die Reſte ihrer Privilegien vernichtet, die alten Steuern wieder eingeführt, und mehr als dreihundert Menſchen mit dem Tode beſtraft. Ein ähnliches Schickſal traf die übrigen Städte. In Languedoc eroberte der Herzog von Berry einen Platz nach dem andern, und ſchlug die Bauern, welche gleichfalls aufgeſtanden waren (1383), übte aber einen ſo furchtbaren Druck, daß mehr als vierzigtauſend Familien dieſe Provinz verließen. So beſiegte die Monarchie und der Adel zum zweiten Male die große Bewegung des dritten Standes in Frankreich, welche von Sluys bis nach Montpellier die Gemüther ergriffen hatte. Es geſchah dies vier Jahre bevor die oberdeutſchen Städte bei Döffingen erlagen, und faſt zur ſelben Zeit, als der Aufſtand des Landvolks in England mißglückte. Dagegen vernichteten die ſchweizeriſchen Bauern die Blüthe der öſterreichiſchen Ritterſchaft auf dem Schlachtfelde von Sempach, und es war noch nicht lange her, daß die niederdeutſchen Bürger die Könige von Dänemark und Norwegen zu einem nachtheiligen Frieden gezwungen hatten.

Indeß wuchs der König heran, ohne Einſichten und Charakter zu entwickeln; doch war ihm die Vormundſchaft ſeiner Oheime, der Herzoge von Berry und von Burgund, zuwider, und eine Partei, an deren Spitze

*) Von dieſer Schlacht ſagt Froiſſart: si le commun de Flandres gagnoit la journée contre le royaume de France et que les nobles fussent morts, l'orgueil seroit si grand en tous communautés que les Gentilshommes s'en répentiroient.

der Herzog Ludwig von Orleans (Karl's Bruder) und der Connetable von Clisson (du Gueselin's Nachfolger) standen, und die Jenen ihre Stellung beneidete, brachte ihn, als er zwanzig Jahre alt war (1388), zu der Erklärung, daß er jetzt die Zügel der Regierung selbst ergreifen wolle. Den Erpressungen der beiden Herzoge geschah Einhalt, und auf Betreiben Clisson's wurde dem Herzoge von Berry auch die Verwaltung von Languedoc genommen. Im Jahre 1392 bewog der Connetable, der jetzt den entschiedensten Einfluß auf alle Angelegenheiten gewonnen hatte, den König zu einem Kriegszuge gegen den Herzog Johann V. von Bretagne, mit dem er in Feindschaft gerathen war. Karl's Gesundheit zeigte sich schon seit einiger Zeit erschüttert; er hatte mehrere Male an einem hitzigen Fieber gelitten, das seine geistigen Fähigkeiten zerrüttet hatte. Dessenungeachtet hielt man ihn von dem Zuge nicht zurück. Unterwegs, als man an einem drückend heißen Sommertage (5. August) über eine wüste Heide zog, sprang plötzlich ein verwilderter Mensch von scheußlichem Aussehen hinter einem Baume hervor, dem Könige in den Weg, ergriff den Zügel seines Pferdes und rief ihm mit schauerlicher Stimme entgegen: „Gehe nicht weiter, edler König, kehr' um, du bist verrathen!" Ein langer Ritt über eine sandige Ebene vollendete den Eindruck, den dies Ereigniß auf den geschwächten Jüngling hervorgebracht hatte. Er verfiel sofort in einen Wahnsinn, der, nur von Zeit zu Zeit durch lichte Zwischenräume unterbrochen, bis an seinen Tod, dreißig Jahre lang währte. Die Unternehmung gegen die Bretagne hatte den Herzogen höchlichst mißfallen; schon einige Zeit zuvor hatte Berry nicht angestanden, zwei ihm entgegenstehende Räthe des Königs vergiften zu lassen; weßhalb denn der Argwohn entstand, daß jener ganze Vorgang von den Oheimen absichtlich veranstaltet sei.

Nunmehr eröffnete sich für die Parteien des Hofes ein neuer Spielraum, zum höchsten Unglück des Landes. Die beiden Oheime unternahmen sofort die Regierung von Neuem, und ihr erstes Geschäft war die Verdrängung Clisson's und aller seiner Anhänger. Danach wurden die oben erwähnten Verhandlungen wegen Beendigung des Schisma in der Kirche gepflogen, an denen der König selbst Theil nehmen konnte, und der große Waffenstillstand mit England abgeschlossen. Aber die dadurch herbeigeführte äußere Ruhe gab nur desto mehr Muße zu Kämpfen im Innern. Der Herzog von Orleans bemühte sich, die Stellung, die er hatte verlassen müssen, wieder einzunehmen. Er schloß sich zu diesem Behufe an die Königin Isabeau, die Tochter Herzog Stephans von Baiern, bis zu verdächtiger Vertraulichkeit an. Seine Gemahlin Valen-

tina, eine Tochter des ersten mailändischen Herzogs Johann Galeazzo Visconti, schürte, von Ehrgeiz und Ränkesucht getrieben, das Feuer, weil sie sich als eine kaum ebenbürtige von der stolzen Herzogin von Burgund verachtet sah. Die Herrschaft der beiden Parteien wechselte; aber die schimpfliche Vernachlässigung des Königs, dessen Kindern es oft an dem Nöthigsten fehlte, der außerordentliche Druck des Volks, und die frevelhafte Ueppigkeit des Hofes blieben sich gleich. Endlich, als Philipp von Burgund starb (1404), schien der Herzog von Orleans festzustehen. Allein der Sohn Philipp's, Johann, der den Beinamen des Unerschrockenen führt, ein kühner und heftiger Mann, wußte sich durch eine Verbindung seiner Tochter mit dem Dauphin und seines Sohnes mit der Schwester desselben einen sehr bedeutenden Anhang zu verschaffen, und da er sich im Staatsrathe einer neuen Steuer lebhaft widersetzte, erwarb er auch die Gunst des Volks. Die Macht dieser jüngern burgundischen Herrscher war keine geringe; denn beim Tode Ludwig's von Flandern, den der Herzog von Berry in einem Streit über die Grafschaft Boulogne, welche beide in Anspruch nahmen, niedergestoßen hatte (1384), war nicht nur Flandern selbst, sondern auch die übrigen Besitzungen jenes Hauses, die durch Heirathen früherhin zusammengebracht worden waren, die Franche Comté, Artois, Mecheln, Antwerpen, Nevers und Rethel, an seine einzige Tochter Margarethe, die Mutter des neuen Herzogs von Burgund, überkommen. Johann's Ansehen in Frankreich und seine Spannung mit Ludwig von Orleans wuchsen von Tage zu Tage, und als er sich 1405 an der Spitze bewaffneter Schaaren Paris näherte, ergriffen die Königin und der Herzog von Orleans die Flucht. Die Hofränke schienen sich nun in einen förmlichen Bürgerkrieg zu verwandeln, da auch die Orleans'sche Partei Truppen sammelte. Für diesmal kam es indeß zu keinem Ausbruche, da es dem Herzoge von Berry gelang, seine beiden Neffen von Burgund und von Orleans zu versöhnen. Sie unterschrieben einen förmlichen Friedensvertrag, ritten mit einander in Paris ein, nahmen gemeinsam das Abendmahl, und schliefen, nach der Sitte der Zeit, als Zeichen des höchsten gemeinsamen Vertrauens in Einem Bette zusammen. Aber alles dieses konnte den Haß nur beschwichtigen, nicht vertilgen. Die gemeinschaftliche Herrschaft, welche die beiden Prinzen führen sollten, gab bald zu neuen Zwistigkeiten Anlaß. Endlich als der Herzog von Orleans, noch eitler als wollüstig, sich auch der Gunstbezeigungen der Herzogin von Burgund rühmte, obwohl, wie die Zeitgenossen glaubten, ohne allen Grund, beschloß ihr Gemahl, sich an dem verhaßten Neben-

buhler zu rächen; er ließ ihn eines Abends (23. Nov. 1407) in der Straße des Tempels, als er von der Königin mit geringer Begleitung zurückkehrte, von Meuchelmördern überfallen und niederstoßen. Johann schien anfangs verwirrt, faßte sich aber bald, und eilte nach Flandern, um Truppen zu seinem Schutze zu sammeln. Sobald er sich stark genug glaubte, kehrte er in die Hauptstadt zurück, wo ihn die Bürger mit Jubelruf empfingen; denn wie der Ermordete für den Beschützer des Adels und dessen Bedrückungen galt, so hielten sie den Herzog von Burgund für die Stütze ihres Standes, um dessen Beifall er sich bisher immer angelegentlich beworben hatte. Er war auch jetzt entschlossen, seine That vor dem Volke verkündigen und als ein Werk der Gerechtigkeit anerkennen zu lassen. Der Franziskaner Johann Petit, Doctor bei der Universität, bewies auf Ansuchen des Herzogs in einer öffentlichen Rede mit zwölf Gründen „zu Ehren der zwölf Apostel," daß der Herzog von Orleans ein verabscheuungswürdiger Tyrann gewesen sei, und die Mordthat das höchste Lob verdiene, wie die Mörder den größten Dank*). Die Macht Johann's gab dieser Beweisführung solchen Nachdruck, daß auch der unglückliche König den Tod seines Bruders, „als zum Heile und Besten des Reiches vollbracht" in einer feierlichen Erklärung billigen mußte.

Ein Aufstand der Bürger von Lüttich gegen seinen Bruder rief den Herzog von Burgund nach den Niederlanden. Kaum hatte er sich entfernt, als die Gemahlin des Ermordeten mit ihren Kindern, unterstützt von dem einsichtigen und willenskräftigen Grafen von Armagnac, dem Schwiegervater des jungen Herzogs von Orleans, in Paris erschien und um Gerechtigkeit und Hülfe bat; worauf sich die Königin und die Herzoge von Berry und Bretagne offen für sie erklärten. Nun begann der heftigste Parteikampf. Von beiden Seiten wurden Truppen geworben; Burgunder und Armagnac's waren die Namen der Factionen, zwischen denen das Reich sich theilte. Mordthaten, Frevel und wilde Gräuel

*) „A l'exemple des rémunérations, qui furent faictes à monseigneur Sainct Michel l'Archange, pour avoir tué le diable." Drei von den zwölf Gründen waren berühmten Kirchenlehrern, andere drei den Schriften von Moralphilosophen (Anaxagoras, Cicero, Boccaccio), drei den Verordnungen des Civilgesetzes, die letzten drei der heiligen Schrift entlehnt. Es ist sehr merkwürdig, daß diese Disputation von einem Lehrer der Pariser Universität um dieselbe Zeit angestellt wurde, als diese Corporation durch ihre tüchtige Haltung sich die größten Verdienste um das Zustandekommen des Constanzer Concils erwarb.

waren an der Tagesordnung; alle sittlichen Bande wurden gelöst, durch das ganze Land wüthete Rohheit und Barbarei. Die Stadt Paris, Mittelpunkt und Preis der Kämpfe, sah zum dritten Mal die Herrschaft der Zünfte, unter denen sich vornehmlich die Fleischer erhoben. Fünfhundert der verwegensten Mitglieder dieses Gewerkes übten hier eine Schreckensregierung im Namen des Herzogs von Burgund. Unter dem Vorwande, die Armagnacs zu bekämpfen, verjagten, beraubten, ermordeten sie alle, nach deren Reichthümern sie Gelüste trugen, oder die mit ihnen in persönlicher Feindschaft standen; der Dauphin Ludwig war nicht minder in ihrer Gewalt und ähnlichen Kränkungen ausgesetzt, als vor funfzig Jahren sein Großvater, Karl der Weise. Dessen ungeachtet bekam die Orleanssche Partei im Jahre 1413 mit Hülfe der reicheren Bürger in Paris die Oberhand, so daß von nun an auch die wichtigen Reichsämter durch ihre Anhänger besetzt werden konnten. Vergeblich hatten Friedliebende, und besonders die Glieder der Universität zu Paris, wiederholte Versuche gemacht, die Entzweiten zu vereinen. Es wurden zwar einigemal Verträge zu Stande gebracht, aber immer bald wieder verletzt, und der Bruch gab der Erbitterung nur neue Nahrung; die Parteien des Reichs wurden wie Feinde des Landes, unter dem Panier der Oriflamme, bekriegt, und die Feinde des Landes endlich selbst in die Verwirrung hineingezogen. Burgund und Orleans knüpften je nach den Umständen Verbindungen mit den Engländern an, die mit großer Freude sahen, wie Frankreich sich selbst zerfleischte, und bald Anstalten trafen, dauernde Vortheile aus diesen Zerwürfnissen zu ziehen.

---

37. Heinrich V. von England, und der erneuerte Krieg wider Frankreich.

König Heinrich V., der seinem Vater Heinrich IV. 1413 in der Regierung folgte, war ein Fürst von ausgezeichneten Gaben und voll feuriger Thatkraft. Mit großer Tapferkeit und Kühnheit verband er ein ungemeines Geschick, sich darbietende Umstände zu seinen Gunsten zu benutzen. Er war gerecht bis zur Strenge, und doch so leutselig, einnehmend und gegen Geringere herablassend, daß er vom Volke verehrt und geliebt, von den Kriegern angebetet ward. Weniger geneigt war ihm der Adel, von dem er größere Unterwürfigkeit verlangte. In dem

Feuer und Ungestüm der Jugend hatte er sich früher der ungebundensten, einem Thronerben von England sehr wenig geziemenden Lebensweise überlassen, und im Rausche ausgelassener Fröhlichkeit manche grobe Ausschweifung verübt*). Kein Umgang behagte ihm so, als der mit lockeren Gesellen, wenn sie nur durch Witz, Drolligkeit und Muthwillen seiner Lachlust Stoff darboten; aber er stand ohne Zweifel unter diesen Genossen seiner Thorheiten so großartig da, wie ihn der erste Dichter des englischen Volkes in den historischen Dramen, die er seinem und seines Vaters Leben gewidmet, dargestellt hat; eine Darstellung, durch welche diesen Auftritten ein unsterbliches Andenken zu Theil geworden ist.

Kaum hatte Heinrich den Thron bestiegen, als er zur Verwunderung aller Welt seine wilden Genossen völlig von sich entfernte. Um diese Zeit schien die Secte der Lollharden eine für die Kirche immer gefährlichere Ausbreitung zu gewinnen, und der neue Herrscher theilte selbst diese Besorgnisse, vielleicht, weil er nicht mit Unrecht auch politische Umwälzungsversuche von ihnen fürchtete. Einer ihrer vorzüglichsten Führer, Sir John Oldcastle, auch Lord Cobham genannt, der sich standhaft weigerte, seiner religiösen Ueberzeugung zu entsagen, wurde gefangen gesetzt, entzog sich aber durch die Flucht der über ihn verhängten Todesstrafe, und versuchte eine Empörung anzuzetteln. Sie mißlang, und ist auch wohl schwerlich so bedeutend gewesen, als der Haß gegen die Lollharden sie schilderte. Indeß wurden viele, welche darin verwickelt sein sollten, hingerichtet, und die schon vorhandenen Strafgesetze verschärft. Auch Oldcastle, als er nach einigen Jahren in die Gewalt seiner Verfolger gerieth, wurde als Verräther in Ketten aufgehängt, und als Ketzer durch ein unter dem Galgen angezündetes Feuer verbrannt, ohne daß sich aus seiner Asche eine neue Begeisterung der unterdrückten Partei erhoben hätte.

In weit höherem Grade nahmen die Angelegenheiten Frankreich's die Aufmerksamkeit Heinrich's in Anspruch. Er verlangte von der französischen Regierung alle von England dort jemals besessenen Provinzen zurück; dazu die Hand der Prinzessin Catharina, Karl's VI. Tochter, mit einer Mitgift von zwei Millionen Kronen, und einen großen Rück-

*) Pauli, a. a. O. V. 69. „Man hat mehrfach versucht, die tollen Streiche des Prinzen Heinrich, wie sie in den unsterblichen Stücken Shakspere's vorgeführt werden, völlig in das Gebiet der poetischen Fiction zu verweisen; doch will uns bedünken, daß selbst die trüben, späten Quellen, aus denen der große Dichter schöpfte, unmittelbare Tradition bewahrt haben, indem es auch nicht an gleichzeitigen, wenigstens annähernden Zeugnissen fehlt."

stand vom Lösegelde König Johann's. Was man dagegen anbot, um diesen gefährlichen Feind zu beschwichtigen, Abtretung des Theils von Guienne, der in französischen Händen geblieben, und die Prinzessin mit einer Aussteuer von sechsmal hunderttausend Kronen, fand Heinrich ungenügend, und als auch sein zweiter etwas herabgestimmter Antrag verworfen ward, brach er alle weiteren Unterhandlungen ab. Rasch folgte seine Landung an der Küste der Normandie (1415), Harfleur wurde belagert und eingenommen. Diese Stadt konnte nun, wie Calais, eine Pforte zu ferneren Eroberungen in Frankreich werden; aber durch die Beschwerden der Belagerung und durch Krankheiten war Heinrich's Kriegsmacht auf die Hälfte zusammengeschmolzen, und schon nahte ein großes französisches Heer, bei welchem sich Karl VI. und der Dauphin Ludwig persönlich befanden, unter der Anführung des Connetable d'Albret von der Armagnacschen Partei, die damals das Uebergewicht behauptete. Heinrich brach auf nach Calais, gerieth aber bald in große Gefahr, abgeschnitten zu werden. Mit Mühe kam er bei St. Quentin über die Somme, und bei Azincourt (oder Agincourt) sah er sich am 25. October gegen die vier- oder (nach anderen Angaben) gar siebenfach überlegene Macht der Franzosen zur Schlacht genöthigt, wenn er weiter vorwärts kommen wollte. Es war eine Lage, ganz wie die vor den Schlachten bei Crecy und Poitiers; aber die Erinnerung an jene Tage gab den Engländern Muth, und ihre Tapferkeit, so wie Heinrich's treffliche Anordnungen führten auch denselben Ausgang herbei. Wieder waren es die tapferen englischen Bogenschützen, die über die zu dicht gestellten französischen Ritter nach schwerer Blutarbeit triumphirten. Es war ein neuer großer Siegestag England's; mehr als achttausend französische Ritter und Knappen, unter ihnen d'Albret selbst, bedeckten das Schlachtfeld, und mit einer großen Anzahl Gefangener befanden sich auch der Herzog von Orleans und andere Große im englischen Lager. Heinrich kehrte nach England zurück, ohne von seinem Siege diesmal eine andere Frucht als Ehre und hohen Ruhm zu erlangen, und trat erst nach zwei Jahren wieder auf den Kampfplatz, als der bis zur höchsten Erbitterung gesteigerte Parteihaß in Frankreich ihn von Neuem dazu einlud.

Inzwischen war der Graf von Armagnac selbst zum Connetable von Frankreich ernannt worden und hatte die Zügel der Regierung in seine Hand genommen. Eng mit ihm verbunden war Karl, der jüngste Sohn des Königs, der erst im vierzehnten Jahre seines Alters stand, und jetzt, nach dem Tode seiner vier älteren Brüder, Dauphin wurde.

Trotz dieser Stütze verkannte Armagnac, ein entschlossener und vorsichtiger, wenn auch herrschsüchtiger und despotischer Mann, die Schwierigkeit seiner Stellung bei der Abneigung der Pariser nicht, vermehrte dieselbe aber durch die gewaltthätigen Mittel, die er ergriff, um sich das Uebergewicht in der Hauptstadt zu erhalten. Wiederholt ließ er den Bürgern die Waffen abnehmen, verbot alle Zusammenkünfte, selbst Trinkgelage und Hochzeiten, und Verdächtige wurden ohne weiteres Verfahren in großer Anzahl hingerichtet oder Nachts heimlich in der Seine ersäuft; die Zunft der Schlächter ward ganz aufgelöst. Auch die Königin Isabeau wußte er von ihrem Sohne zu entfernen, obgleich sich diese in den letzten Jahren gar nicht mehr um die Angelegenheiten des Staates und den Kampf der Parteien gekümmert hatte, damit jeder andere Einfluß auf den königlichen Jüngling, als der seinige, für alle Fälle unmöglich sei. Die Gelder der Königin wurden eingezogen, und sie selbst, der zügellosen Sitten ihres Hofstaates wegen, wie es hieß, nach Tours verbannt und dort unter strenge Aufsicht gestellt. Nicht minder, wie in der Hauptstadt, machte sich Armagnac mit seinem Anhange im übrigen Lande durch Druck und Willkür immer verhaßter. So eröffnete er selbst dem Herzog von Burgund den Weg zu erneuter Uebermacht.

In einem offnen Schreiben kündigte sich dieser, der vor der Schlacht bei Agincourt mit den Engländern unterhandelt und während des Krieges an der Spitze eines Heeres die Entscheidung theilnahmlos abgewartet hatte, den Städten von Frankreich als Vertheidiger des gedrückten Volkes und als Befreier an und setzte auseinander, wie man seine Bitten und Rathschläge, den schweren Erpressungen ein Ende zu machen, bisher immer stolz zurückgewiesen habe. In der That wuchsen seine Kräfte, als er sich der Hauptstadt näherte, von Tage zu Tage (1417). Durch einen plötzlichen Zug nach Tours mit achthundert Lanzen befreite er die Königin, welche ihm nun die Ermordung des Herzogs von Orleans verzieh, sich auf das Genaueste mit ihm verband, und eine Erklärung bekannt machen ließ: daß ihr allein bei der Krankheit des Königs und der Unmündigkeit des Dauphin die Regentschaft gebühre, welche sie von nun an gemeinsam mit dem Herzoge von Burgund führen werde. Doch konnte Paris, von der furchtbaren Tyrannei des Connetable niedergehalten, in diesem Jahre noch nicht gewonnen werden. Im folgenden Frühling gelang es indeß einem jungen Manne in der Stadt, Namens Perrinet le Clerc, der persönlich von den Armagnac's beschimpft worden war, trotz der schärfsten Aufsicht von Seiten der Gewalthaber, mit einem burgundischen Heereshaufen, der Pontoise besetzt hielt, geheime

stand vom Lösegelde König Johann's. Was man dagegen anbot, um diesen gefährlichen Feind zu beschwichtigen, Abtretung des Theils von Guienne, der in französischen Händen geblieben, und die Prinzessin mit einer Aussteuer von sechsmal hunderttausend Kronen, fand Heinrich ungenügend, und als auch sein zweiter etwas herabgestimmter Antrag verworfen ward, brach er alle weiteren Unterhandlungen ab. Rasch folgte seine Landung an der Küste der Normandie (1415), Harfleur wurde belagert und eingenommen. Diese Stadt konnte nun, wie Calais, eine Pforte zu ferneren Eroberungen in Frankreich werden; aber durch die Beschwerden der Belagerung und durch Krankheiten war Heinrich's Kriegsmacht auf die Hälfte zusammengeschmolzen, und schon nahte ein großes französisches Heer, bei welchem sich Karl VI. und der Dauphin Ludwig persönlich befanden, unter der Anführung des Connetable d'Albret von der Armagnacschen Partei, die damals das Uebergewicht behauptete. Heinrich brach auf nach Calais, gerieth aber bald in große Gefahr, abgeschnitten zu werden. Mit Mühe kam er bei St. Quentin über die Somme, und bei Azincourt (oder Agincourt) sah er sich am 25. October gegen die vier- oder (nach anderen Angaben) gar siebenfach überlegene Macht der Franzosen zur Schlacht genöthigt, wenn er weiter vorwärts kommen wollte. Es war eine Lage, ganz wie die vor den Schlachten bei Crecy und Poitiers; aber die Erinnerung an jene Tage gab den Engländern Muth, und ihre Tapferkeit, so wie Heinrich's treffliche Anordnungen führten auch denselben Ausgang herbei. Wieder waren es die tapferen englischen Bogenschützen, die über die zu dicht gestellten französischen Ritter nach schwerer Blutarbeit triumphirten. Es war ein neuer großer Siegestag England's; mehr als achttausend französische Ritter und Knappen, unter ihnen d'Albret selbst, bedeckten das Schlachtfeld, und mit einer großen Anzahl Gefangener befanden sich auch der Herzog von Orleans und andere Große im englischen Lager. Heinrich kehrte nach England zurück, ohne von seinem Siege diesmal eine andere Frucht als Ehre und hohen Ruhm zu erlangen, und trat erst nach zwei Jahren wieder auf den Kampfplatz, als der bis zur höchsten Erbitterung gesteigerte Parteihaß in Frankreich ihn von Neuem dazu einlud.

Inzwischen war der Graf von Armagnac selbst zum Connetable von Frankreich ernannt worden und hatte die Zügel der Regierung in seine Hand genommen. Eng mit ihm verbunden war Karl, der jüngste Sohn des Königs, der erst im vierzehnten Jahre seines Alters stand, und jetzt, nach dem Tode seiner vier älteren Brüder, Dauphin wurde.

Trotz dieser Stütze verkannte Armagnac, ein entschlossener und vorsichtiger, wenn auch herrschsüchtiger und despotischer Mann, die Schwierigkeit seiner Stellung bei der Abneigung der Pariser nicht, vermehrte dieselbe aber durch die gewaltthätigen Mittel, die er ergriff, um sich das Uebergewicht in der Hauptstadt zu erhalten. Wiederholt ließ er den Bürgern die Waffen abnehmen, verbot alle Zusammenkünfte, selbst Trinkgelage und Hochzeiten, und Verdächtige wurden ohne weiteres Verfahren in großer Anzahl hingerichtet oder Nachts heimlich in der Seine ersäuft; die Zunft der Schlächter ward ganz aufgelöst. Auch die Königin Isabeau wußte er von ihrem Sohne zu entfernen, obgleich sich diese in den letzten Jahren gar nicht mehr um die Angelegenheiten des Staates und den Kampf der Parteien gekümmert hatte, damit jeder andere Einfluß auf den königlichen Jüngling, als der seinige, für alle Fälle unmöglich sei. Die Gelder der Königin wurden eingezogen, und sie selbst, der zügellosen Sitten ihres Hofstaates wegen, wie es hieß, nach Tours verbannt und dort unter strenge Aufsicht gestellt. Nicht minder, wie in der Hauptstadt, machte sich Armagnac mit seinem Anhange im übrigen Lande durch Druck und Willkür immer verhaßter. So eröffnete er selbst dem Herzog von Burgund den Weg zu erneuter Uebermacht.

In einem offnen Schreiben kündigte sich dieser, der vor der Schlacht bei Agincourt mit den Engländern unterhandelt und während des Krieges an der Spitze eines Heeres die Entscheidung theilnahmlos abgewartet hatte, den Städten von Frankreich als Vertheidiger des gedrückten Volkes und als Befreier an und setzte auseinander, wie man seine Bitten und Rathschläge, den schweren Erpressungen ein Ende zu machen, bisher immer stolz zurückgewiesen habe. In der That wuchsen seine Kräfte, als er sich der Hauptstadt näherte, von Tage zu Tage (1417). Durch einen plötzlichen Zug nach Tours mit achthundert Lanzen befreite er die Königin, welche ihm nun die Ermordung des Herzogs von Orleans verzieh, sich auf das Genaueste mit ihm verband, und eine Erklärung bekannt machen ließ: daß ihr allein bei der Krankheit des Königs und der Unmündigkeit des Dauphin die Regentschaft gebühre, welche sie von nun an gemeinsam mit dem Herzoge von Burgund führen werde. Doch konnte Paris, von der furchtbaren Tyrannei des Connetable niedergehalten, in diesem Jahre noch nicht gewonnen werden. Im folgenden Frühling gelang es indeß einem jungen Manne in der Stadt, Namens Perrinet le Clerc, der persönlich von den Armagnac's beschimpft worden war, trotz der schärfsten Aufsicht von Seiten der Gewalthaber, mit einem burgundischen Heereshaufen, der Pontoise besetzt hielt, geheime

Unterhandlungen anzuknüpfen. In der Nacht vom 28. auf den 29. Mai nahm er seinem Vater, der Viertelsmeister im Quartier von St. Germain war, den Thorschlüssel unter dem Kopfkissen weg und öffnete die Pforte von St. Germain des Pres den Burgundern. Es waren nur siebenhundert Pferde. Eine Schaar schon unterrichteter Bürger schließt sich, mit dem Geschrei „Friede, Friede, es lebe Burgund" den eingedrungenen Kriegern an, und das aus den Häusern strömende Volk folgt ihrem Beispiel. Alsbald giebt die Menge dem lang verhaltenen Grimm freie Zügel, stürzt sich in die Wohnungen der Armagnacschen Häupter, reißt sie aus den Betten, belastet sie mit Ketten, und schleppt sie in den Kerker. Der Prevot Tanneguy du Chastel, ein eifriger Armagnac, bringt indeß den Dauphin, die Stütze und das Unterpfand seiner Partei, mit glücklicher Besonnenheit und schneller Anstrengung in die Bastille. Der Morgen findet die Pariser mit den rothen Kreuzen der burgundischen Partei bezeichnet, die Häuser der Armagnac's werden geplündert, und schon gebricht es in den Gefängnissen an Raum. Auch der Connetable, der sich einige Tage versteckt gehalten hatte, wurde endlich aufgefunden.

Noch war wenig Blut vergossen; aber nun führte ein mißlungener Versuch du Chastel's, sich von der Bastille aus der Stadt wieder zu bemächtigen, furchtbare Gräuelscenen herbei, wenn er selbst auch mit dem Dauphin glücklich nach Melun entkam. Um sich vor ähnlichen Angriffen zu sichern, und die Befreiung der Armagnac's aus den Gefängnissen zu verhüten, wozu ihre in den Umgegenden befindlichen Genossen Anstalten treffen sollten, ergriffen die Bürger, nachdem sie jede Nacht durch blinden Lärm und die Töne der Sturmglocke beunruhigt worden waren, am 12. Juni die Waffen, stürmten die Gefängnisse, erwürgten die Hüter, und zwangen die unglücklichen Gefangenen, einen nach dem andern, hervorzukommen. Ohne Unterschied des Alters, Geschlechts, Standes, Vergehens, ja selbst der Partei, fielen sie alle unter den Streichen der Wüthenden. Vergebens eilte der burgundische Befehlshaber mit seinen Truppen herbei; als er die Volkshaufen sah, die über vierzigtausend Köpfe zählten, gab er jeden Versuch auf, die Ordnung wieder herzustellen. Im Thurm des Palastes saß der Graf Armagnac. Die Thüren wurden gesprengt; ihn selbst riß die rachgierige Menge in den Hof, um ihn dort schmählich zu ermorden. Mit ihm fiel eine große Anzahl angesehener Männer seiner Partei. Im großen Chatelet, wo sich die Gefangenen eine Zeitlang vertheidigt hatten, wurden sie gezwungen, sich selbst von der Höhe herab auf Piken zu stürzen, die unten

emporgehalten wurden. Von den Gefängnissen ergossen sich die Mörder über die Stadt, und keine Straße war, wo nicht Blut floß. Wer sich von einem Feinde, einem Nebenbuhler, einem Gläubiger befreien wollte, durfte ihn nur als einen Armagnac bezeichnen; sogleich traf ihn das Mordschwert. Ja durch so viele Schlachtopfer noch nicht gesättigt, übte die Wuth auch an den Leichnamen allen erdenklichen Schimpf. In den ersten drei Tagen allein betrug die Zahl der Schlachtopfer dreitausendfünfhundert. Die Führer des Volkes erklärten laut: sie wollten dem Krieg gegen die Armagnac's bald ein Ende machen, nur der Adel zöge ihn stets in die Länge, um sich durch die Lösegelder der Gefangenen zu bereichern; das könnten sie aber nicht länger gestatten. Erst vier Wochen später hielten Isabelle und Herzog Johann ihren triumphirenden Einzug, worauf sogleich alle Stellen mit ihren Anhängern besetzt wurden. Bald hatten sich die Gefängnisse wieder mit Verdächtigen angefüllt, und von Neuem begannen die Ermordungen. Capeluche, der Henker von Paris, reizte, von mehreren Mitgliedern des Fleischergewerkes, die früher vor den Armagnac's geflohen, jetzt aber zurückgekehrt waren, unterstützt, zu diesen Schändlichkeiten auf, und der Herzog von Burgund schämte sich nicht, einem solchen Menschen öffentlich die Hand zu reichen. Endlich sah Johann ein, daß dieses Uebermaaß von Wildheit und Wuth ihm selbst gefährlich werden könnte. Sechstausend der frechsten Mordgesellen wurden unter dem Vorwande, die Armagnac's in Montlheri, welche die Zufuhr von Paris erschwerten, zu belagern, aus der Stadt geschafft, die begüterten Bürger zu den Waffen gerufen, um mit den Burgundern die Ruhe aufrecht zu erhalten, und Capeluche mit zwei anderen hingerichtet. Zur Vollendung des Unglücks wurde Paris noch in demselben Jahre von einer schrecklichen Seuche heimgesucht, die an funfzigtausend Menschen hinraffte.

Diese Verwirrungen ließ der König von England nicht unbenutzt; schon das Jahr zuvor hatte er die Feindseligkeiten wieder begonnen*). Er nahm einen großen Theil der Normandie ein, deren völlige Eroberung endlich durch den Fall von Rouen entschieden ward (1419). Weder Armagnac, als er noch herrschte, hatte etwas Bedeutendes gegen Heinrich gethan, noch that es jetzt der Herzog von Burgund; jeder war nur

*) Als Heinrich damals landete, und ein päpstlicher Legat erschien, um ihn zum Frieden zu bewegen, antwortete ihm der König auf Frankreich zeigend: toutes les causes pour lesquelles ung royaulme se doibt transferer en aultre main, y regnent; c'est le plaisir du benoist Dieu que en ma personne la translation se face et d'avoir possession du royaulme, auquel j'ay droict.

beschäftigt, seiner Partei das Uebergewicht zu sichern. Doch endlich schienen beide Factionen ihren Haß vergessen zu wollen, um dem gemeinsamen Feinde des Landes entgegenzutreten; auch war König Heinrich, mit dem der Herzog von Burgund zuerst unterhandelt hatte, diesem so beleidigend gegenüber getreten, daß er von selbst nach der Seite des Dauphin gedrängt wurde. Es ward eine Zusammenkunft zwischen dem Dauphin, der jetzt als das Haupt der Armagnac's galt, und dem Herzoge von Burgund beschlossen. Zu Montereau, auf einer Brücke über die Yonne, wurden zwei Stackete errichtet, um den Andrang größeren Gefolges zu vermeiden, innerhalb deren die beiden von verschiedenen Seiten herkommenden Fürsten, jeder von zehn Rittern begleitet, sich unterreden sollten. Am 10. September 1419 fand die Unterredung statt. Ehe sie auf die Brücke ritten, schwuren beide bei Fürstenwort, einander nicht zu schädigen; aber kaum hatte Johann vor dem Dauphin das Knie gebeugt, und das Gespräch begonnen, so ward er von Tanneguy du Chastel und den andern Begleitern des Dauphin niedergestoßen, allen Umständen nach mit vorbedachter Absicht, nicht bloß augenblicklich durch die Gelegenheit gereizt, den Mord des Herzogs von Orleans zu rächen*). Dieser Frevel mußte die Kluft zwischen den Parteien noch viel weiter aus einander reißen. Philipp der Gute, der Sohn und Nachfolger des Getödteten, war erfüllt von dem Gedanken, an dem Dauphin Rache zu nehmen, und England sollte sie ihm vollführen helfen. Am 21. Mai 1420 unterzeichneten Heinrich V., Philipp von Burgund und Isabeau, im Namen ihres unglücklichen Gemahls, und aus Parteihaß aller Mutterpflichten vergessend, zu Troyes einen Vertrag, welchem zufolge Heinrich Karl's Tochter Catharina heirathen, an des Dauphin Stelle Nachfolger im französischen Reiche werden und einstweilen die Verwaltung desselben erhalten sollte. So hatte sich die burgundische Faction nun aufs engste mit den Feinden des Königreichs verbunden, und durch den Mord Johann's waren die letzten Bande zerschnitten, welche die Streitenden noch als Söhne Eines Vaterlandes vereinigt hatten.

Heinrich hielt einen glänzenden Einzug in Paris, wo ihn das Volk,

*) Aus den gleichzeitigen Berichten, die wenig übereinstimmen, lassen sich die Einzelheiten des blutigen Vorganges nicht genau erkennen. Der Herzog soll die Hand an das Schwert gelegt und in drohendem Tone gesprochen haben; auch soll du Chastel, statt an dem Handgemenge Theil zu nehmen, den Dauphin aus dem Getümmel getragen haben. Diesen Angaben von französischer Seite widersprechen die burgundischen. Ein Werk des Augenblickes war die That sehr wahrscheinlich nicht.

dessen Abneigung gegen den Dauphin durch den Mord des Herzogs, seines Beschützers, noch höher gestiegen war, mit lauten Freudenbezeigungen empfing. Er ließ sofort die Stände von Frankreich berufen, und als alle, welche sich unter englischem Einflusse befanden oder zu Burgund hielten, versammelt waren, den Vertrag von Troyes beschwören und sich selber die Huldigung leisten. Darauf klagte Herzog Philipp gegen den Dauphin vor dem Parlament, das denselben als einen Mörder seiner Rechte verlustig erklärte und zu ewiger Verbannung aus dem Reiche verurtheilte. Ihm die Provinzen, die er noch inne hatte, zu entreißen, setzte Heinrich, von den Burgundern unterstützt, den Krieg fort, und mit so vielem Erfolge, daß er sich bis auf Anjou und Maine alles Land im Norden der Loire unterwarf. Aber mitten in dieser Laufbahn des Glücks raffte ein frühzeitiger Tod den heldenmüthigen König im fünfunddreißigsten Jahre seines Alters hin (31. Aug. 1422). Dadurch war der Dauphin von seinem furchtbarsten Feinde befreit; denn Heinrich war durch seine Willenskraft, durch Klarheit und Schärfe des Denkens, durch Tapferkeit und Großherzigkeit ganz dazu geschaffen, mit Frankreich dasselbe zu vollbringen, was einst Wilhelm der Eroberer an England gethan; höchstens fehlte ihm, der gerade und gebieterisch aufzutreten pflegte, jene Zierlichkeit und Feinheit im Verkehr, an die der französische Adel gewöhnt war. Auch das wenige Monate nachher erfolgte Ende seines Vaters Karl's VI. (22. Oct.) konnte der Dauphin, nunmehr Karl VII., nur als ein Glücksfall betrachten; denn mit jenem war seinen Widersachern, in deren Händen sich derselbe seit dem Einmarsch der Burgunder in Paris befunden hatte, ein Deckmantel und Vorwand ihrer willkürlichen Anordnungen genommen. Dennoch stand ihm noch Schweres bevor. Die Engländer erklärten ihren neuen König, den kaum neun Monate alten Heinrich VI., Heinrich's V. und Chatarinen's Sohn, für den rechtmäßigen Beherrscher von Frankreich; und dessen Oheim, der treffliche Herzog von Bedford, der seinem ruhmreichen Bruder an Fähigkeiten kaum nachstand, zum Regenten in diesem Reiche bestellt, sorgte kräftig und eifrig für seinen Vortheil. Er errang über die Gegenpartei noch zwei bedeutende Siege bei Crevant und bei Verneuil (1423 und 1424), so daß Karl's VII. Lage sich immer verzweifelter zu gestalten schien; aber eine unglückliche Verwickelung des Herzogs von Gloceſter hinderte ihn, sie nachdrücklich genug zu benutzen. Dieser, Heinrich's IV. dritter Sohn, schloß nämlich damals seine schon erwähnte Ehe mit der Erbin von Holland, und gerieth dadurch in eine Fehde mit Philipp, die den Regenten gerade im entscheidenden Zeitpunkt der Unterstützung

Burgund's beraubte und auch, als die Sache ganz zu Philipp's Gunsten entschieden war, einen Kaltsinn gegen England bei diesem zurückließ, der dem frühern Eifer nicht mehr aufzukommen gestattete. Darüber wurde während einiger Jahre der Krieg in Frankreich lässig und ohne Erfolg fortgesetzt.

Endlich kam der Graf von Salisbury mit frischen Truppen aus England herbei, und nun wurde die Belagerung von Orleans begonnen (October 1428), um durch den Besitz dieses wichtigen Orts eine sichere Grundlage zu weiteren Unternehmungen im Süden der Loire, wo man überdieß auf Guienne rechnen konnte, zu erhalten. Die Bewohner der Stadt und die Besatzung unter dem Grafen Dunois (einem natürlichen Sohne des ermordeten Herzogs von Orleans), leisteten kräftigen Widerstand; mancher tapfere englische Krieger, auch der Graf von Salisbury selbst, verlor das Leben; aber es war doch zu fürchten, daß die Belagerten, von den Werken der Engländer immer mehr bedrängt, zuletzt nur den Ruhm haben würden, sich unter den Trümmern der Stadt, wie sie geschworen, begraben zu können. Der Winter war vergangen und die Entscheidungsstunde nahte; von Karl VII. war keine Rettung zu hoffen. Unentschlossen und schwach, ein Spielwerk eifersüchtiger Parteien, die den Stand seiner Angelegenheiten noch verschlimmerten, verzweifelte dieser König gänzlich an einem glücklichen Ausgang. Er verhehlte sich nicht, daß der Fall von Orleans über die Krone von Frankreich entscheiden würde; die Stadt war das letzte Bollwerk des Landes und, wenn ihre Einwohner bisher Alles aufgeboten hatten, um sich zu halten, so fingen sie doch bereits an eine Unterwerfung unter die Burgunder vorzubereiten. Aber Karl konnte sich zu dem Entschlusse einer mannhaften That nicht erheben; er dachte vielmehr daran, nach Castilien oder Schottland zu fliehen. So schien denn nur eine Art von Wunder ihn aus seiner verzweifelten Lage retten zu können; und ein solches rettendes Ereigniß trat wirklich ein.

38. Das Mädchen von Orleans*).

(1429—1431.)

Johanna d'Arc oder Tay — so sprach man den Namen in Lothringen aus —, eines Landmanns Tochter im Dorfe Dom Remy bei Vau-

*) Vgl. v. Sybel, Historische Zeitschrift IV. S. 273 ff. Jeanne d'Arc von L. Eickel. und Hase, Neue Propheten. S. 1. Die Jungfrau von Orleans, sowie Straß, Jeanne d'Arc. Berlin 1862.

couleurs an der Grenze von Lothringen und Champagne, war es, welche durch ihre Thaten die Kraft innerer Begeisterung über alle äußere Macht bewährte, und durch die Einfalt einer gläubigen Seele alles Glück und alle Kunst sieggewohnter Helden zu Schanden machte. Von früh an in Zurückgezogenheit und Gebet stets zu Gott hingewendet, hatte ihr frommes Gemüth sich gewöhnt, nur vom Himmel Hülfe zu hoffen für den unglücklichen König Karl, zu dem und der Armagnacschen Partei ihr vaterländisches Dorf sich immer gehalten hatte. Es gehörte ihr Dorf zu dem Sprengel des Erzbisthums von Rheims, wo so viele Kirchen dem Erzbischof Remigius geweiht waren, wo mehr als anderwärts das Recht des gesalbten Königs als eine unmittelbar göttliche Institution galt. Aber sie war auch nicht minder von dem lebendigen Gefühle eigner Kraft und Kühnheit beseelt, und von dem inbrünstigen Verlangen, sie anwenden zu können zu des bedrängten Vaterlandes Rettung. Wie diese Empfindungen in einander schmolzen, alles Andere in ihrer Seele zurückdrängten, und sie mit der vollen Gewalt der höchsten religiösen und nationalen Begeisterung erfüllten, glaubte sie einen göttlichen, an sie ergehenden Beruf deutlich zu vernehmen, und die Gestalten ihres Innern, den Erzengel Michael, und die heilige Margaretha und Catharina, welche sie aufforderten, das Werkzeug der Befreiung ihres Landes zu sein, leibhaftig zu schauen; sie bezog eine schon lange verbreitete Weissagung auf sich, daß, wie ein Weib Frankreich an den Rand des Abgrundes gebracht, so eine Jungfrau aus Lothringen das Land retten werde. Da sie den Unglauben ihrer eignen Eltern fürchtete, begab sie sich zu ihrem Oheim nach Bugie und entdeckte ihm ihren Wunsch, zum Könige geführt zu werden, dem sie ihren von Gott erhaltenen Auftrag verkündigen wolle. Der Oheim kam zuerst allein zum Ritter Baudricourt, dem Befehlshaber von Vaucouleurs, der ihm aber statt aller andern Antwort rieth, sie durch Ohrfeigen von ihrem Wahne zu heilen; und als sie selbst vor diesem erschien, fand sie keine bessere Aufnahme. Aber dennoch ging sie nicht wieder heim, sondern blieb zu Vaucouleurs unter häufigem Fasten und Gebet, und nichts vermochte sie in ihrer felsenfesten Ueberzeugung irre zu machen. An dieser entzündete sich allmählig der Glaube Anderer; auch Baudricourt gab der Stimmung seiner Umgebungen nach, und so erreichte sie endlich ihren heißen Wunsch, zum Könige gesandt zu werden. Die Stadt rüstete sie mit Pferd und Waffen aus, und in männlicher Kleidung, welche sie seitdem auch nicht wieder ablegte, trat sie, von zwei Rittern begleitet, die Reise an. Der Weg führte über reißende Ströme und zwischen feindlichen Schwär-

men und Städten hindurch; dennoch langte sie nach elf Tagen glücklich am Hoflager zu Chinon in Touraine an (Ende Febr. 1429), zum Erstaunen Aller, welche darin eine Bewährung ihrer göttlichen Sendung erkannten. Am Hofe des Königs rathschlagte man indeß noch drei Tage lang, ob man sie vorlassen solle oder nicht. Endlich erhielt sie Zutritt und erklärte Karl VII. mit Zuversicht, daß Gott sie zu ihm gesendet; er solle ihr Leute geben, so werde sie die Belagerung von Orleans aufheben, und ihn zur Krönung nach Rheims führen; denn es sei Gottes Wille, daß seine Feinde, die Engländer, in ihr Land zurückkehrten. Man erzählt, sie habe dabei den König, der sich geflissentlich versteckt hatte, um sie zu prüfen, aus seiner zahlreichen und glänzenden Umgebung herauserkannt. Dann habe sie ihm ein nur ihm allein bekanntes Geheimniß entdeckt. Karl ließ ihre Aussagen hierauf zu Poitiers vor einer Versammlung von Rechts- und Gottesgelehrten prüfen, wobei man ihr mancherlei verfängliche Fragen vorlegte, auf die sie mit schnellem Verstand und kindlicher Einfalt antwortete. Ein Predigermönch sagte ihr unter andern, warum sie, da es nach ihrem Vorgeben Gottes Wille sei, daß die Engländer vertrieben werden sollten, doch bewaffnete Leute fordere. „Die Krieger," sprach sie, „werden kämpfen, und Gott wird den Sieg geben." Ein Carmeliter, ein sehr gelehrter und strenger Mann, sagte, die heilige Schrift verbiete, solchen Reden zu glauben, wenn sie nicht durch Zeichen und Wunder bestätigt würden. „Ich bin nicht nach Poitiers gekommen," erwiederte sie, „um Zeichen zu thun; führt mich aber nach Orleans, und ich werde euch dort die Wunder zeigen, um derentwillen ich gesandt bin." Und als ein Limousiner Theologe in seinem Dialect fragte, welche Sprache die Heiligen zu ihr redeten, antwortete sie rasch: „Wahrlich, eine bessere als Du."

Dem Gutachten der Commission gemäß wurde beschlossen, Johanna nach Orleans zu senden und unter ihrer Leitung eine Zufuhr von Lebensmitteln nach der bedrängten Stadt zu schaffen. Der König gebot, sie mit dem Gefolge eines Befehlshabers und allem, was zur Aufrechthaltung solcher Würde im Aeußerlichen nöthig war, zu versehen. Sie selbst ließ sich zu Blois, wo die Anstalten zu dem Zuge getroffen wurden, eine weiße Fahne verfertigen, nach dem Rath ihrer Erscheinungen, wie sie sagte. Auf derselben war der Heiland abgebildet, den Erdball in der Hand haltend und mit Lilien umgeben, nebst zwei knieenden Engeln an jeder Seite, und daneben die Namen: Jesus, Maria. Dieser Fahne bediente sie sich in allen Kämpfen und Schlachten als der einzigen Waffe, ihre Feinde zu besiegen. Zwar führte sie auch ein Schwert, welches sie,

der Sage nach, als ein hinter dem Altar in der Kirche der heiligen Catharina zu Fierbois befindliches, nahe am Griffe mit fünf Kreuzen geziertes nachgewiesen, und das an dem bezeichneten Orte wirklich gefunden worden sein soll; allein sie brauchte es höchstens in der Noth, um Andrängende abzuwehren; wie sie denn überhaupt nie darauf ausging, Feinde zu tödten, sondern sich begnügte, den Ihrigen voranzugehen. Um ihre Krieger der Hülfe Gottes würdig zu machen, führte sie unter den zügellosen Haufen eine strengere Disciplin ein; alle mußten beichten und sich der göttlichen Barmherzigkeit empfehlen. Fluchen, Spielen und Plündern wurde bei harter Strafe verboten, und alle unzüchtigen Weibspersonen mußten sich entfernen; auch sollte eine Schaar von Priestern unter einem besondern Banner den Zug begleiten.

Fast ohne Widerstand gefunden zu haben, erreichte man Orleans. Johanna hatte den Weg auf dem rechten Ufer der Loire gewählt, die Obersten aber den auf der andern Seite des Flusses eingeschlagen, weil sie ihn für sicherer hielten. Sie merkte jedoch, daß man sie hinterginge, und bald wurde es klar, daß ihr Rath gut gewesen sei, indem man zwei Meilen zurückgehen mußte, um die Einschiffung der Lebensmittel auf den Nachen, mit welchen die Bürger herauskamen, zu bewerkstelligen. Während die Besatzung an einer andern Seite einen Ausfall machte, um die Engländer zu beschäftigen, kam die Jungfrau mit zweihundert Lanzen unangefochten in die Stadt (27 April). Als sie auf ihrem grauen Streithengst und vollständig bewaffnet durch die Straßen ritt, wurde sie mit lautem Jubel empfangen. Ihr erster Weg war nach der Kirche, Gott zu danken. Dann begab sie sich in die Wohnung, die ihr im Hause des Schatzmeisters des Herzogs von Orleans angewiesen wurde. Da sie von frühem Morgen an bis zum Abend unter der Last der Rüstung stets zu Pferde gewesen war, ohne zu essen und zu trinken, entwaffnete man sie nun und bereitete ihr eine herrliche Mahlzeit. Allein nach ihrer gewöhnlichen Mäßigkeit nahm sie nichts davon, als etwas Wein mit Wasser vermischt in einer silbernen Schale, in welche sie ein wenig Brot that; dann begab sie sich zur Ruhe. Am folgenden Morgen verlangte sie sogleich einen Angriff auf die Belagerungswerke der Engländer, und nur mit Mühe konnte man sie bewegen, zu warten, bis Verstärkungen von Blois eingetroffen sein würden. Schon vor ihrer Ankunft in Orleans hatte sie die Engländer in einem Schreiben ermahnt, in ihre Heimath zu ziehen; jetzt wiederholte sie dieselbe Aufforderung. Aber die Feinde setzten ihren Herold gefangen und drohten, die Jungfrau, die sie mit den ärgsten Schimpfnamen belegten, zu verbrennen, wenn sie in ihre

Bei diesem glücklichen Fortschritt der königlichen Waffen beeilten sich mehrere Städte im Norden der Loire die Zeichen Karls VII. aufzustecken, dessen Streiter sich zu gleicher Zeit täglich vermehrten. Doch wollten die Bürger der wichtigen Feste Auxerre, die dem Herzog von Burgund gehörte, ihre Thore nicht öffnen. Johanna drang auf Angriff und Sturm; aber Karl gestand der Stadt, für das Versprechen, dem Heere die nöthigen Lebensmittel zu liefern, Neutralität zu. Die nächste große Stadt Troyes that Widerstand, und das Heer, welches einige Tage vor derselben blieb, gerieth durch gänzlichen Mangel an Mundvorrath in große Noth. Im Kriegsrathe, dem Johanna nicht beiwohnte, war man zweifelhaft, was ferner zu thun sei. Die Meisten waren der Meinung, umzukehren und das gefährliche Unternehmen aufzugeben, nur Wenige waren für die Fortsetzung des Zuges. In dem Augenblicke, wo der Streit heftiger wurde, trat Johanna hinzu und sprach: „Edler Dauphin, berathet nicht länger, sondern laßt euer Volk gegen die Stadt ziehen. Im Namen Gottes, ich werde euch in drei Tagen durch Gewalt oder Güte hineinbringen.“. Sie bestieg darauf ihr Streitroß, und ordnete Alles zum Sturme; wodurch die Belagerten so mit Schrecken erfüllt wurden, daß sie sich unterwarfen. Rasch trieb Johanna den König vorwärts, jeder Verzug war ihr ein Schmerz. Nun gab es auch kein Hinderniß mehr. Chalons unterwarf sich sogleich, und als sich das Heer der Stadt Rheims näherte, kamen dem Könige schon Abgeordnete entgegen, und versprachen Unterwerfung und Aufnahme (16. Juli 1429); worauf die schwache burgundische Besatzung, welche sich innerhalb der Mauern befand, schleunig zurückging. Noch in derselben Nacht wurden die Anstalten zur Feierlichkeit getroffen, die am folgenden Tage, einem Sonntage, vor sich ging. Während der Krönung und Salbung stand Johanna mit ihrer Fahne in der Hand neben dem Könige; nach Vollendung derselben kniete sie vor ihm nieder, umfaßte seine Knie, und sprach mit Thränen in den Augen: „Edler König! jetzt ist Gottes Wille erfüllt, der verlangte, daß ich Orleans entsetzen und euch nach dieser Stadt Rheims führen sollte, daß ihr die heilige Salbung empfinget.“ Einige sagen, sie habe nun um die Erlaubniß gebeten, sich zurückziehen zu dürfen, weil ihre Sendung vollbracht sei. Dies ist nicht richtig. Vielmehr hielt sie es für ihre Aufgabe, nicht eher das Schwert aus der Hand zu legen, bis die Engländer von dem Boden Frankreich's vertrieben wären. Und die bisherigen Erfolge konnten sie ja auch nur ermuthigen, auf ihrem Wege weiterzugehen. Der König erhob alsbald ihre ganze Familie in den Adelstand (December 1429), und befreite auf ihr An-

ſuchen die beiden Dörfer, Maxey und Dom Remy, von allen Steuern, welches Vorrecht bis auf die franzöſiſche Revolution fortgedauert hat.

Der große Umſchwung der Verhältniſſe in Frankreich, wie er durch das Auftreten der Johanna d'Arc herbeigeführt wurde, war innerhalb weniger Wochen vor ſich gegangen. Wie die Entſetzung von Orleans die Engländer aus dem Angriff in die Vertheidigung zurückwarf, ſo erhob die Krönung Karl VII. aus ſeiner Stellung als Parteihaupt der Armagnacs zu allen Ehren eines angeſtammten, mit ſeinem Volke durch die heiligſten Bande verknüpften Königs, der nun der Mittelpunkt des Nationalgefühls wurde. Zu einem ſolchen Standpunkte ſich aus eigner Kraft zu erheben, hätte Karl, der in Schwäche und Ueppigkeit verſunken, und ſchon früh durch das widrigſte Hofleben verderbt war, niemals vermocht; und ebenſo wenig konnte ein ſolches Unternehmen den Großen ſeines Anhangs gelingen, weil ſie alle, von Parteihaß und Leidenſchaft verblendet, mehr oder weniger ſchwere Sünden auf ſich geladen hatten. Nun aber war mitten in die Rohheit, Tücke und Hinterliſt des bisherigen Kampfes eine Jungfrau getreten, die weder perſönliche Intereſſen verfolgte, noch den Ehrgeiz der Ritter und Führer beleidigen konnte, und hatte verkündigt, daß der Herr die Buße thuenden, gläubigen Krieger Frankreich's zur Befreiung des heimiſchen Landes führen werde. Sobald ſich dieſe daher von einer höhern Macht geleitet meinten und wirklich von einer ſolchen, von dem erwachten Eifer für Volk und Vaterland geſtärkt und angetrieben wurden, erfolgte Sieg auf Sieg; und je geringer die Mittel, durch welche ſo Großes erreicht wurde, ſcheinen mochten, je niedriger und untergeordneter die Schicht des Volkes war, aus der dieſe ſittlich befreiende und läuternde Anregung kam, um ſo ſtärkere Zweifel mußten ihre Landsleute von der engliſchen und burgundiſchen Partei über die Rechtmäßigkeit ihres eigenen Strebens ergreifen. Hierdurch beſtimmt unterwarfen ſich gleich nach der Krönung Laon, Soiſſons und faſt alle Städte in Isle de France dem Könige, nachdem ſie ihre Beſatzungen vertrieben hatten; und Karl konnte bereits gegen Paris vorrücken. Aber hier waren die Einwohner theils den Engländern noch ſehr ergeben, theils fürchteten ſie die Rache Karl's wegen der Ermordung der Armagnacs. Johanna drang mit dem Vortrabe über die erſte Verſchanzung und forderte die Bürger, welche die Bruſtwehr der Mauer vertheidigten, mit lauter Stimme auf, ſich ihrem rechtmäßigen König zu unterwerfen. Ihre Worte blieben ohne Wirkung und eben ſo vergeblich waren alle Verſuche, über den breiten und tiefen Stadtgraben zu kommen. Dem dichteſten Hagel von Pfeilen und Kugeln ausgeſetzt

wurde sie verwundet. Dennoch ließ sie sich nicht zurückbringen und unterhielt das Gefecht mit weniger Mannschaft bis zum Abend. Ohne die unbegreifliche Unthätigkeit des Königs, der weder Unterstützung sendete, obwohl er sich mit sämmtlichen Truppen zu St. Denys befand, noch an einem andern Punkte angreifen ließ, wäre die Stadt an diesem Tage wahrscheinlich erobert worden.

Bereits aber gab es eine Partei in der Umgebung des Königs, der Johanna's Einfluß auf die Kriegführung wie ihr Ansehn im Lande, das noch immer im Steigen begriffen war, unbequem wurde. Hatte sie doch selbst in die Verwaltung eingegriffen, Bedrückungen der Städter und Bauern gehindert. Und gerade diese ihre Gegner waren am Hofe die mächtigsten; von ihnen wie von seiner eigenen Neigung bestimmt, zog der König wieder nach der Loire hin, um sich zu Chinon ungestört den Genüssen seines Hofes überlassen zu können, gerade zu einer Zeit, wo es nicht allzu große Anstrengungen gekostet haben würde, die Engländer ganz aus dem Lande zu treiben. Die Hauptleute wurden eifersüchtig auf einander, trennten sich und machten vereinzelte Unternehmungen. Johanna begleitete zuerst den Herrn von Albret, wiewohl nach ihrer Versicherung ihre Stimmen und Erscheinungen verkündeten, daß sie gefangen werden würde; doch gewann sie durch ihr kühnes Wagen St. Pierre-le-Moutier. Den Winter des Jahres 1430 ruhte der Krieg ganz; Johanna mußte diese Zeit zu ihrem Schmerz thatenlos am königlichen Hofe verbringen; der König war zu keiner entscheidenden Unternehmung zu bewegen. Nach schwerem Kampfe entschloß sie sich, den Krieg allein aufzunehmen; sie entfloh im März und warf sich nach Compiegne, welche Stadt zu Karl VII. übergetreten war, und deshalb jetzt von dem Herzoge Philipp mit großer Heeresmacht belagert wurde. Gleich am Tage ihrer Ankunft wurde ein Ausfall gemacht. Als die Burgunder von allen Seiten schleunig herbeieilten, mußte man sich zum Rückzug entschließen; das Mädchen blieb ganz hinten, um den Marsch zu decken und die Ordnung aufrecht zu erhalten. Wie sonst beim Angriff als die erste, erreichte sie hier zuletzt das Thor, fand es aber verschlossen. Keiner ihrer Kriegsgefährten schützte sie, keiner wartete ihrer am Thore, kein Ritter erschien zu ihrer Vertheidigung. Seitdem man ihrer nicht mehr zu bedürfen glaubte, wurde sie vernachlässigt. Auch verlassen kämpfte sie tapfer; endlich riß sie ein Schütze vom Pferde, worauf sie sich dem Grafen von Ligny ergab (23. Mai 1430).

Die Furcht der Gegner vor dem Mädchen von Orleans bewährte sich am stärksten durch die unmäßige Freude, welche diese Nachricht

überall unter ihnen verbreitete, und durch die Rache, welche die Engländer an ihr zu nehmen gedachten. Zuerst suchte man sie den Burgundern, die sie milde behandelten, zu entreißen, indem behauptet wurde, daß sie nicht als eine Kriegsgefangene zu betrachten und zu behandeln sei, sondern als eine Zauberin und Teufelsbannerin; in dieser Hinsicht forderte sie die Pariser Universität, und besonders der den Engländern ganz ergebene Bischof von Beauvais, Peter Cauchon, in dessen Sprengel sie gefangen war, vor das Gericht der Kirche. Hiervon unterrichtet, und in der höchsten Furcht, ihren Todfeinden in die Hände zu fallen, stürzte sich Johanna von der Höhe des Thurmes, in dem sich ihr Gemach befand, hinab. Ohnmächtig und stark verwundet, hob man sie auf, und endlich, nachdem die Unterhandlungen ein halbes Jahr gedauert, wurde sie für eine bedeutende Ablaufssumme, die der König von England zahlte, dessen Beamten überliefert. Diese schafften sie nach Rouen, wo sich Heinrich VI. und der Regent damals aufhielten. Hier wurde sie in den großen Schloßthurm gebracht *) und mit schweren Eisenketten gefesselt, bewacht von Leuten des gemeinsten Standes, die durch grobe, verhöhnende und schmutzige Reden ihr Gefühl verletzten, oder sich unanständige Mißhandlungen erlaubten. Die Engländer hatten ihren Tod beschlossen; die Urheberin alles Unglücks in Frankreich sollte ihre Thaten büßen, die besiegten Feldherren wollten ihre Schmach mit dem Blute der Jungfrau abwaschen, die Erfolge Karl's sollten befleckt werden durch die Entdeckung, daß sie durch hölliſche Künste, durch Frevel gegen Christenthum und Kirche errungen seien; auch der Muth des Heeres schien nicht eher wieder gehoben werden zu können, als bis die Verderberin beseitigt war.

In diesen Absichten ward nun das Verfahren gegen Johanna von einem geistlichen Gerichte begonnen, unter Leitung des Bischofs von Beauvais und eines Dominicaners, des Vicarius für den Großinquisitor von Frankreich in der Diöcese von Rouen. Diese beiden hatten allein das Urtheil zu fällen, die übrigen Doctoren der Theologie oder Priester waren nur zum Beisitz und zur Begutachtung versammelt. Man zählte deren gegen hundert, alle Franzosen. Ohne die Hülfe eines rechtskundigen Beistandes, ihrer Jugend und Einfalt überlassen, ward Johanna täglich fast vier Stunden lang verhört. Man brachte die unerlaubtesten und schändlichsten Mittel in Anwendung. Auf die verfänglichen und

*) Sie hätte eigentlich, da sie jetzt als eine Frevlerin gegen die Kirche behandelt ward, in ein geistliches Gefängniß gebracht werden müssen; aber der Bischof von Beauvais wollte dies, um den Engländern zu gefallen, nicht zugeben.

verwirrenden Fragen, mit welchen sie ohne Unterlaß bestürmt wurde, antwortete sie, zur Verwunderung Aller, mit einer weit über ihre Jugend, ihr Geschlecht und sonstige Bildung gehenden Ruhe, Klarheit, Einsicht und Geistesgegenwart. Mancher läppischen Vorhaltung begegnete sie mit einer Art von Laune. So erwiederte sie auf die Frage: wie der Engel Michael aussähe: „Wie ein tüchtiger rechtschaffener Mann;" und auf eine andere, ob die Erscheinungen nackt gingen: „Meint ihr, es könne Gott ihnen keine Kleider schaffen?" Standhaft und fest beharrte sie dabei, daß sie blos den Offenbarungen, welche sie erhalten, zufolge gehandelt habe. Die Beschaffenheit dieser Offenbarungen war der Hauptgegenstand des Verhörs; und die Richter brachten endlich heraus, daß ihre Erscheinungen nicht von Gott kämen, noch von den Engeln und Heiligen, vielmehr sei Alles Teufelswerk und Zauberei. Vorzüglich sah man darin Gotteslästerung, daß ein Weib einen göttlichen Befehl wolle bekommen haben, Mannskleider zu tragen. Auch die Pariser Universität gab ein Gutachten in dieser Weise. Vergebens berief sich Johanna auf das Urtheil des Papstes und des Conciliums zu Basel; ihre Appellation wurde vom Bischofe unstatthaft gefunden. Durch die Drohung, daß sie den Feuertod sterben müsse, wenn sie nicht erkläre, ihre Visionen seien Täuschung und Lügen, ward sie endlich bewogen, eine Abschwörungsformel zu unterzeichnen, deren Inhalt ihr unrichtig mitgetheilt wurde, da sie nicht lesen konnte. Dennoch wurde sie hierauf, als eine schwere Sünderin gegen Gott, zu ewigem Gefängniß bei Wasser und Brot verurtheilt*). Sie legte nun auch weibliche Kleidung an, und mußte versprechen, sich der männlichen nie wieder zu bedienen. Aber selbst diese Milderung war nichts als ein Gaukelspiel; denn nur der Tod der Heldin konnte die glühende Rachsucht ihrer Feinde befriedigen, und um diesen herbeizuführen, wurden ihr schmähliche Fallstricke gelegt. Wider das gegebene Versprechen brachte man sie in ihr früheres Gefängniß zurück, wo sie, wie vorher, von rohen Soldaten unmittelbar in ihrem Zimmer bewacht wurde. In der Nacht wurden ihre weiblichen Kleider mit männlichen vertauscht. Johanna merkte wohl, worauf es abgesehen sei, und blieb bis zum Mittag liegen; endlich aber mußte sie zur Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses aufstehen und jene Kleider anlegen. Mehr wollte die Arglist ihrer Widersacher nicht. Der Bischof von Beauvais eilte sofort in das Gefängniß, um sich selbst von diesem Frevel zu überzeugen; und da Johanna kühn behauptete, daß die heiligen

*) „Au pain de douleur et à l'eau d'angoisse," heißt es in dem Urtheil.

Frauen Catharina und Margaretha ihr von Neuem erschienen seien, und ihren Widerruf getadelt hätten, und daß sie ganz bestimmt an die göttliche Natur dieser Visionen glaube: so ward sie als eine rückfällige Ketzerin betrachtet, der weltlichen Gerichtsbarkeit übergeben und von dem Bailli von Rouen ohne weitere Procedur des Feuertodes schuldig erklärt.

Dieses Urtheil ward ohne Säumen vollzogen. Am 30. Mai 1431 wurde sie auf einem Karren nach dem Marktplatze geführt, umringt von einer zahlreichen bewaffneten Schaar. Als sie ihr Urtheil gehört, kniete sie nieder und betete zu Gott und allen Heiligen, mit einer solchen Inbrunst, daß selbst Engländer zu Thränen gerührt wurden. Englische Soldaten ergriffen sie darauf, und schleppten sie mit Heftigkeit nach dem Scheiterhaufen. Hier bedeckte man ihr Haupt mit einer Mütze, auf welcher die Worte: Ketzerin, Rückfällige, Abtrünnige, zu lesen waren. So barbarisch und grausam waren ihre Verfolger, daß sie die Veranstaltung trafen, die Unglückliche nur langsam und allmählig von den Flammen erreichen zu lassen, um ihre furchtbaren Qualen zu verlängern. Ihre Asche ließen sie in die Seine werfen, damit kein Verehrer sie als eine theure Reliquie sammeln und aufbewahren könne. Aber den reinen Glanz, mit welchem ihr eben so kindlich schuldloses, als großartiges Leben in der Geschichte strahlt, haben sie nicht zu trüben vermocht; und kaum hätte ein erhabeneres Ende für sie gefunden werden können, als diese Besiegelung und Verklärung ihrer edlen Bestrebungen durch den Flammentod der Märtyrer. Nicht minder übrigens als die Engländer, welche in Johanna nur die verhaßte Feindin sehen konnten, die ihnen unersetzlichen Schaden an Land und Leuten gethan, hat König Karl an dem Mädchen von Orleans, die ihm sein Reich wiedergegeben, gefrevelt, indem er nicht einmal einen Versuch zu ihrer Befreiung, oder auch nur zur Erleichterung ihres Schicksals machte; und doch hätte wenigstens der Schein von Gerechtigkeit, womit ihre Feinde sich umgaben, die Untersuchung ihrer Sache durch geistliche Richter, sehr leicht mittelst erwirkter Verbote der kirchlichen Oberen oder des Papstes verhindert werden können. Allein so weit ging die sorgenlose Genußsucht und der vergeßliche Undank des geretteten Königs, daß er sogar die Familie seiner Retterin, obgleich dieselbe in Dürftigkeit schmachtete, ohne alle Beachtung und Unterstützung ließ. Erst fünfundzwanzig Jahre später, als Johanna's Mutter um eine Revision ihres Urtheils beim Papste Calixtus III. gebeten hatte, und dieser den Erzbischof von Rheims hiermit beauftragte, entzog sich Karl der Mitwirkung nicht. Das ganze gegen sie angewen-

bete Verfahren, sammt der daraus hervorgegangenen Verdammung, ward aller rechtlichen Form zuwiderlaufend befunden, und durch öffentliche Bekanntmachung in allen Städten des Königreichs für ein Werk der Gewaltthätigkeit und Bosheit erklärt. Auf dem Platze, wo Johanna verbrannt worden war, wurde eine feierliche Procession gehalten, öffentlich zu ihrem Lobe gepredigt und ihr ein Denkmal errichtet. Ein ungleich herrlicheres und lebendigeres hat sie in den Gemüthern aller derer gefunden, die in den Thaten so reiner Begeisterung, Vaterlandsliebe und Selbstaufopferung den vom Himmel stammenden Funken fühlen und erkennen.

---

39. Karl VII.

Wenn die Engländer gehofft hatten, durch den Tod der jungfräulichen Heldin auch das keimende Glück Frankreich's zu vernichten, so mußten sie bald ihre Täuschung erkennen; denn der Geist, den sie in der Mehrzahl ihrer Landsleute erweckt hatte, ging keineswegs mit ihr unter. Nicht nur mißlangen dem Regenten einige Versuche auf feste Städte, worin im Grunde der Krieg von beiden Seiten bestand, sondern er mußte auch, da er von seiner Heimath aus so gut wie gar nicht unterstützt wurde, durch fortgehende Geldforderungen seiner Partei alle diejenigen entfremden, die den Engländern einst am ergebensten gewesen waren. Noch standen indeß die Sachen nicht so verzweifelt, daß bei kräftiger Hülfe der englischen Barone nicht ein großer Theil der bisherigen Eroberungen hätte behauptet werden können; aber in einheimische Streitigkeiten verwickelt, zeigten diese weder Lust noch Neigung, das Ansehen ihrer Krone in Frankreich zu befestigen, und bald ging auch die Hauptstütze der englischen Macht in diesem Lande durch den Rücktritt des Herzogs Philipp verloren. Wie schon früher zwischen den Burgundern und Engländern Kaltsinn eingetreten war, ist oben bemerkt; der Tod der Gemahlin des Regenten, einer Schwester Philipp's, löste das persönliche Band der beiden Häupter; und der hohe Preis, um welchen König Karl die Aussöhnung mit dem Herzoge von Burgund zu erkaufen geneigt war, zog diesen von der englischen Partei gänzlich ab. Die eigenen Unterthanen des Herzogs gingen ihn gleichfalls dringend an, sich zur Versöhnung zu bequemen; der Papst und das Baseler Concil mahnten dazu nicht

minder eifrig. In dem Frieden, den er 1435 zu Arras mit Frankreich schloß, erhielt er die Grafschaften Macon und Auxerre, und zur Entschädigung für die Verluste, welche ihm dieser Vertrag von Seiten der Engländer vielleicht zuziehen könnte, alle Städte und Herrschaften an der Somme, Ponthieu, Amiens, Abbeville u. s. w. Doch behielt sich der König für diese Gebietstheile das Recht des Zurückkaufes für eine bestimmte Summe vor. Der Herzog sollte außerdem, so lange Karl lebe, von jeder Lehnspflicht frei und unabhängig seine Länder beherrschen. Ferner erklärte Karl, daß der Mord Johann's des Unerschrocknen wider seinen Willen und zu seinem Mißfallen geschehen sei, und verhieß, die Thäter zu bestrafen. Einen nicht weniger empfindlichen Verlust erlitten die Angelegenheiten der Engländer in Frankreich durch den Tod des trefflichen Herzogs von Bedford (14. Septbr. 1435), der wenige Monate nach dem Frieden von Arras zu Rouen erfolgte. Und daheim, im Rathe des jungen Königs herrschte böse Entzweiung, indem der Großoheim des Monarchen, der Cardinal von Wincheſter, und sein Oheim, der Herzog von Gloceſter, von Haß und Eifersucht gegen einander erfüllt, sich mit der größten Erbitterung anfeindeten und bekämpften. Dieser Zwist brachte in alle Staatsgeschäfte Stillstand und Verwirrung, und die französische Regierung ermangelte nicht, die sich immer günstiger gestaltenden Verhältnisse zu benutzen.

Auch in Paris, wo anfangs jeder Sieg der Engländer durch öffentliche Lustbarkeiten gefeiert worden war, mußte mit den steigenden Erpressungen, und besonders nach der Aussöhnung Philipp's mit dem Könige, der alte Parteihaß immer mehr erlöschen, da seitdem keine Burgundische und Armagnac'sche Faction mehr existirte. Das Verlangen der Bürger nach der Wiederherstellung ihres Königs wuchs mit jedem Tage, und so öffneten sie endlich, gegen das Versprechen vollständiger Amnestie, den französischen Truppen die Thore, während die schwache englische Besatzung sich in die Bastille zurückziehen mußte. Alles rief: Friede! Friede! es lebe der König und der Herzog von Burgund! (13. April 1436.) Im folgenden Jahre hielt Karl seinen Einzug, und seine Rückkehr fand ohne die blutigen Reactionen statt, welche die Unterwerfung der Bürger unter seinem Vater und Großvater begleitet hatten (Thl. VII. S. 284). Der Friede war das dringendste Bedürfniß und der sehnlichste Wunsch aller, und besonders der nördlichen Provinzen, welche, von feindlichen Schaaren und den unbesoldeten eigenen Kriegern um die Wette gemißhandelt, dem unsäglichen Jammer fast erlagen. Man eröffnete daher 1440 mit England Unterhandlungen. Hier waren indeß die Par-

teien auch über die französischen Angelegenheiten nicht einig. Gloceſter, den die Hoffnungen ſeiner verſtorbenen Brüder, Heinrich's V. und Bedford's, noch beſeelten, wollte die Fortſetzung des Krieges; der Cardinal von Wincheſter und ſein Anhang dagegen zeigten ſich bereitwillig, fahren zu laſſen, was nach ihrer Meinung doch nicht behauptet werden konnte, und waren daher für den Frieden. In eben dieſem Sinne waren die Meinungen getheilt, als die Vermählung des Königs zur Berathung kam. Heinrich war höchſt gutmüthig, nachgiebig, anſpruchslos, und, wiewohl nun ſchon über zwanzig Jahre alt, ganz von ſeinen Rathgebern abhängig. Man ſah vorher, daß die Königin, wer ſie auch ſei, ihren ſchwachen Gemahl beherrſchen werde. Der Herzog von Gloceſter wünſchte ſeinem Zweck gemäß, daß die Tochter des Grafen Johann von Armagnac, des Sohnes des ermordeten Connetable, der über die Grafſchaft Comminges mit Karl VII. in Streit gerathen war, gewählt werde, damit man durch das bedeutende Anſehen und die weitläufigen Beſitzungen dieſer Familie in Guienne Unterſtützung im Kriege gegen den König gewinnen möge; die andere Partei aber erſah ſich die Tochter des damaligen Titularkönigs von Neapel Renatus, des Sohnes jenes oben erwähnten Ludwig II., aus dem jüngern Hauſe Anjou, die geiſtvolle und männliche Margarethe, deren Oheim, Karl Graf von Maine, Liebling und erſter Miniſter Karl's VII. war; und ſie ſetzte nicht nur dieſe Abſicht, ſondern auch einen Waffenſtillſtand durch (1444), wobei ſogar Anjou und Maine an Frankreich zurückgegeben wurden. Einige Jahre nachher ward Gloceſter das Opfer der Ränke ſeiner Gegner. Man klagte ihn (1447) des Hochverraths an und warf ihn ins Gefängniß, wo er nach ſiebzehn Tagen todt gefunden ward. Es ging das Gerücht, daß er heimlich ermordet worden ſei. Sechs Wochen nachher ſtarb auch der alte Cardinal von Wincheſter.

In Frankreich ſah man den ſchwachen Zuſtand der Regierung des feindlichen Staates nicht ungern, und machte in der Zeit der Waffenruhe die nöthigen Vorbereitungen und Verbeſſerungen im Kriegsweſen, um demnächſt die Wiedereroberung der verlorenen Landſchaften zu bewerkſtelligen. So war es ein nicht unwillkommener Vorwand zur Erneuung der Feindſeligkeiten, als eine engliſche Kriegsſchaar 1449 durch den Ueberfall der Stadt Fougeres in der Bretagne den Stillſtand verletzte. Das entſchiedenſte Glück begünſtigte die franzöſiſchen Unternehmungen. Innerhalb eines Jahres (1449 — 1450) war die ganze Normandie den Engländern entriſſen, und ſobald der letzte Platz in dieſer Provinz, Cherbourg, gefallen war, wandten ſich die franzöſiſchen Waffen, einem

reißenden Strome gleich, gegen Guienne. Ohne Schlacht und Belagerung ward auch diese ganze Provinz erobert, eine Stadt nach der andern ergab sich, aus England erschien nicht ein Mann zur Hülfe; und im August des nächsten Jahres (1451) wehte das siegreiche französische Banner von der Mündung der Garonne bis an die spanische Grenze. Indeß wünschte ein großer Theil des Adels von Guienne, durch Bedrückungen der französischen Beamten aus seinem Taumel erweckt, die englische Herrschaft wieder herbei, und knüpfte in London Verbindungen an. Jetzt endlich, da es zu spät war, entschloß sich Heinrich, ein Hülfsheer von achttausend Mann unter der Anführung des damals schon achtzigjährigen Talbot, Grafen von Shrewsbury, nach dem südlichen Frankreich zu senden (1452). Anfangs bezeichnete der glänzendste Erfolg die Laufbahn des heldenmüthigen Greises, der schon ein halbes Jahrhundert lang der Schrecken der Franzosen war; als er aber im folgenden Sommer das wohlbefestigte, und von dreihundert Feuerröhren vertheidigte Lager der Franzosen bei Chatillon mit allzuheftigem Ungestüm erstürmen wollte, fand er selbst den Tod, und seine Truppen erlitten eine vollständige Niederlage. Mit Talbot fiel sein edler Sohn, der trotz alles Andringens, sich zu retten, seinen Vater nicht überleben wollte. Die Wiedernahme der verloren gegangenen Städte war die Folge dieses Sieges der Franzosen, Guienne war von Neuem unterworfen, und die Vertreibung der Engländer aus Frankreich vollendet bis auf Calais, die einzige Stadt, die ihnen von allen ihren Eroberungen blieb.

Wie Karl VII. das Unglück ohne widerstrebende Thatkraft über sich hatte hereinbrechen lassen, so war er auch bei der glänzenden Wiederherstellung seines Glückes weit mehr müßiger Zuschauer als Leiter und Lenker. Er besaß durchaus kein Feldherrntalent, und ließ sich ohne Ernst und nachdrückliche Kraft meist von Weibern und Günstlingen leiten. Doch widmete er dem innern Zustande seiner Staaten größere Aufmerksamkeit, als seinem Verhältnisse zu fremden und feindlichen Mächten, und zeigte sich im Ganzen in der Wahl seiner Diener nicht ohne Geschick und treffenden Blick. Frankreich war endlich von den tapfern Widersachern befreit worden, die es seit länger als hundert Jahren zum Ziel ihrer Angriffe gemacht hatten, aber die Folgen des Krieges, der besonders in den letzten Jahren auf das Verheerendste geführt worden war, blieben noch lange sichtbar; ausgedehnte Landstrecken waren menschenleer, öde und mit aufgeschossenem Buschwerk bewachsen. Noch schlimmere Nachwehen waren jene im Laufe unserer Darstellung schon mehrfach erwähnten räuberischen Söldnerschaaren, die größte Landplage jener

Zeiten *). Um diesem Uebel ein Ende zu machen, wurden gleich nach dem Waffenstillstande von 1444 umfassende Maßregeln getroffen. Eines Theils der zucht- und herrenlosen Kriegsleute entledigte man sich durch das Unternehmen gegen die Schweiz. Von den übrigen wurden nur die tauglichsten auserlesen, alle anderen verabschiedet und mit nachdrücklichem Ernste an der Erneuerung ihrer Gewaltthätigkeiten verhindert. Aus jenen aber bildete man eine stets im Dienst bleibende und besoldete Truppe von Kriegsleuten zu Roß in funfzehn Schaaren, Ordonnanzcompagnien genannt, jede zu hundert Lanzen, die Lanze in der Regel zu sechs Mann **). Im Jahre 1448 erging eine neue Verordnung, daß in jedem Kirchspiel des Reiches ein Schütze bewaffnet und geübt werden solle, um sich bei dem ersten Aufruf zu stellen. Da diese Leute von einem großen Theil der Steuern befreit wurden, hießen sie Freischützen (francs archers). Sie waren bestimmt, an die Stelle der Contingente zu treten, durch welche die Städte, seit den Zeiten Philipp August's, die königlichen Heere verstärkt hatten. Um den Compagnien ihren Sold regelmäßig zahlen zu können, wurde eine besondere Steuer ausgeschrieben und fortdauernd erhoben.

Diese beiden Einrichtungen hatten die wichtigsten Folgen und bewirkten die vollständige Umwälzung aller mittelalterlichen Lebensformen in Frankreich. Durch die stehenden Truppen und die geübte Reserve des Volkes erhielt das ohnehin verfallende Ritterthum einen empfindlichen Stoß, und die Könige hatten eine stets bereite Macht in der Hand, jeden Versuch einer Auflehnung von Seiten des Adels oder der Städte schnell zu unterdrücken. Außerdem waren die großen Lehen theils durch Erbtheilungen zersplittert, theils durch Kauf, Erledigung oder Gewalt an die Krone gekommen, und der niedere Adel war durch die lange Kriegsnoth vermindert und verarmt. Dasselbe Schicksal hatte die Städte betroffen, und die feststehende Steuer überhob den König, sie zu den Reichsversammlungen zu berufen, auf denen sie einst so großes Ansehen behauptet hatten. Die Stände des Landes waren schon in den letzten Zeiten seltener als früher berufen worden; gewöhnlich unterhan-

*) In modern times our *debts* and *taxes* are the secret poison, which still corrodes the bosom of peace; but in the weak and disorderly government of the middle ages, it was agitated by the present evil of the disbanded armies. Gibbon History of the decline etc. T. XI. p. 153. Ed. Basil.

**) Es war ein Geharnischter (homme d'armes), ein Knappe, ein Reitknecht und drei Schützen, alle beritten.

delte man nur mit den einzelnen Provinzen. Mit der Macht kam auch die Freiheit und der Einfluß der Bürger und der Barone herab; und überhaupt hatte sich während der langen Kämpfe der Sinn von den alten Vorzügen und Rechten abgewandt und nur auf die Vertreibung des äußern Feindes, dessen Nähe doch Alles unsicher machte, gerichtet; das Volk war im Allgemeinen ermüdet und verlangte nichts als Ruhe. So konnte der Hof immer ungestörter auf die Verwandlung Frankreich's aus dem Lehnsstaat in die nationale Monarchie der neuern Zeit hinarbeiten. Ein sehr bedeutender Schritt in dieser Hinsicht geschah durch eine Verordnung des Königs vom Jahre 1453, in welcher er die Niederschreibung aller Gewohnheitsrechte der einzelnen Seneschaussee, Baillagen und Herrschaften anbefahl, welche alsdann von dem Parlamente zu Paris revidirt werden und nur in dieser Form Gesetzeskraft haben sollten. Hiermit wurde zugleich einer großen Verbesserung und Abkürzung des rechtlichen Verfahrens der Weg geöffnet, da bisher die Appellationsrichter (Thl. VII. S. 116) unmöglich alle die unendlich mannichfachen Satzungen und Gebräuche kennen konnten, die größtentheils nur durch mündliche Tradition in den einzelnen Landschaften existirten, von denen aus Berufungen an ihren Spruch gemacht wurden. Indeß wurde diese Sammlung der Gewohnheiten Frankreich's, welche unter dem Namen des grand coutumier bekannt ist, erst hundert Jahre nach Karl VII., und auch dann nur annähernd vollendet. Auch die gallicanische Kirche hatte sich unter der Regierung dieses Herrschers ihrerseits unabhängiger vom Papste gestellt, und gehörte seit der Zeit mehr dem nationalen Interesse als dem allgemeinen Kirchenverbande an. Im Jahre 1438 berief der König die vornehmsten Prälaten und weltlichen Großen nach Bourges (Thl. VII. S. 242), welche die Beschlüsse der damals versammelten Baseler Synode, in Betreff der Wahlfreiheit der Stifte und Capitel, der Beschränkung der Abgaben und der Appellationen nach Rom, trotz des Widerspruchs von Seiten Eugen IV. annahmen; worauf das Parlament dieselben als Erweiterung der pragmatischen Sanction Ludwig's des Heiligen, unter eben diesem Namen in sein Register eintrug.

Die Unzufriedenheit der Adeligen mit der Herabdrückung ihres Standes machte sich in einem Aufstande derjenigen unter ihnen Luft, die noch größere Lehen inne hatten, oder durch Verbindungen und verwandtschaftliche Verhältnisse mit dem Hofe eines bedeutenderen Ansehens genossen. Der Herzog von Bourbon, der Herzog von Alençon, der Graf von Vendome, der Bastard von Orleans traten bereits im Jahre 1440 zusammen, um dem König die Regierung zu entreißen, und den Dauphin

Ludwig, der damals ſiebzehn Jahre zählte, an die Spitze des Staates zu ſtellen. Der Jüngling ging auf ihre Vorſchläge ein, aber kaum waren die erſten Schritte geſchehen, als Karl die Empörer durch die Einnahme mehrerer feſten Plätze zwang, um Gnade zu bitten. Nach einiger Zeit machte der Dauphin einen ähnlichen Plan, wurde indeß an der Ausführung verhindert und begab ſich in ſeine Provinz, die Dauphiné, die er ganz unabhängig regierte. Als er aber auch ohne Erlaubniß des Vaters die Tochter des Herzogs von Savoyen heirathete, ließ Karl Truppen gegen ihn ausrücken, und Ludwig entwich zum Herzog von Burgund. Alle Ausſöhnungsverſuche blieben fruchtlos, Mißtrauen und Argwohn herrſchten in Karl's Seele, und der Kummer über den widerſetzlichen Sohn beſchleunigte ſein Ende. Er war ſchon krank, als ihm ein Gerücht zu Ohren kam, daß Ludwig damit umginge, ihn zu vergiften. Von Schrecken ergriffen, enthielt er ſich mehrere Tage lang aller Nahrung und verſchlimmerte hierdurch ſein Uebel, ſo daß er am 22. Juli 1461 im neunundfunfzigſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Karl hatte ungeachtet ſeiner Schwächen und Fehler mehr erreicht als ſein willenskräftiger und thätiger Großvater Karl V. Der Landesfeind war mit Ausnahme der einen Stadt Calais vom franzöſiſchen Boden vertrieben, in der Erhebung der Steuern war Regelmäßigkeit und Ordnung an die Stelle zufälliger Willkür und dauernder Noth getreten, die Miliz war aus zügelloſen Banden ein geordneter Körper geworden, die päpſtlichen Anſprüche waren ein für alle Mal zurückgewieſen. Und dennoch ging Frankreich in der Zukunft neuen Gefahren für ſeine Selbſtändigkeit entgegen, weil an ſeinen Oſtmarken ein Reich heraufzuwachſen begann, das, an und für ſich reich und mit den ergiebigſten Hülfsquellen ausgeſtattet, in dem Frieden zu Arras auf Koſten des Mutterlandes nur allzuſehr erhoben worden war, das Herzogthum Burgund.

---

40. Niederſinken des byzantiniſchen und Emporſtreben des osmaniſchen Reiches.

Die bisher geſchilderte Lage der Hauptreiche Europa's im vierzehnten und der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts macht es erklärlich, daß das Abendland nicht mit Ernſt und Nachdruck in die Schranken trat, als es galt, das griechiſche Reich, die Vormauer gegen den Islam

und seine asiatischen Horden, zu schützen und zu erhalten. Und nicht nur, daß die inneren Fehden, von denen die Länder des Occidents zerrissen wurden, völlige Kraftlosigkeit nach außen zur Folge hatten; auch der Verfall des Kaiserthums und des Papstthums in Deutschland und Italien, sowie das Herabkommen des Ritterthums in Frankreich und England wirkten dahin, daß der Sinn für das Ganze und Große der europäischen Christenheit verloren ging, daß es zu einem Gesammtwiderstande gegen die vordrängenden Barbaren nicht mehr kam. Selbst der Umstand, daß viele jener Reiche mitten unter innerer und äußerer Bedrängniß sich zu der organischen Einheit wirklicher Staaten zu erheben begannen, jene Politik der Zweckmäßigkeit, von der wir manche tüchtige Regenten des Abendlandes erfüllt und geleitet sahen, brachte eine selbstsüchtige Lauheit hervor, die die Gefahr übersehen ließ, welche der Feuereifer und die religiöse Begeisterung der Bekenner des Islam dem Occident bringen mußte.

Es war unter der Regierung Andronicus II. Paläologus (Th. VII. S. 71), des Sohnes jenes Michael, welcher die Trümmer des constantinopolitanischen Kaiserthums wieder mit dem nicäischen verbunden hatte, ohne dem Ganzen dadurch neue Kraft und neues Leben einhauchen zu können, als die Macht eines bisher unbekannten türkischen Stammes sich mit reißender Schnelle in Kleinasien erhob. Schon zu den Zeiten Dschingischan's und gedrängt von dessen Mongolenschaaren war Suleiman Schah, ein Häuptling türkischer Wanderschaaren, an der Spitze von funfzigtausend Seelen von Chorasan westlich gezogen. Sein Sohn Ertogruhl leistete dem seldschuckischen Sultan von Iconium (Th. V. S. 195), Alaeddin I., nützliche Kriegsdienste, und erhielt dafür als Grenzvertheidiger des Reiches wider die Griechen in der Gegend des alten Doryläum ein Gebiet angewiesen. Ertogruhl's Sohn Osman entriß, um die Zeit als sein Vater starb, den Griechen Stadt und Schloß von Karadschahissar, womit ihn Sultan Alaeddin III. belehnte, und ihm die Ehrenzeichen fürstlicher Würde, Fahne, Pauke und Roßschweif, übersandte (1289) *). Dieser Erwerbung folgten bald mehrere, und als der Chan der persischen Mongolen Ghasan zehn Jahre später Alaeddin III. hinrichten ließ, und damit dieser Seldschucken-Dynastie, die schon seit funfzig Jahren von den vordringenden Mongolen abhängig geworden war, ein gänzliches Ende machte, regierte auch Osman die Seinen als freier Gebieter. Neben ihm erhoben sich noch neun Führer turkman-

*) v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches, Bd. I. S. 55.

nischer Horden auf den Trümmern des Reiches von Iconium; aber das nach jenem genannte Volk verdunkelte und verschlang nach einigen Menschenaltern alle übrigen benachbarten Herrschaften und breitete seine Eroberungen weit aus in Asien und Europa.

Als Osman seinen Vorsatz, auf weitere Unternehmungen auszuziehen, den Seinen kund that, widersprach sein erfahrener Oheim Dündar, und von despotischer Wuth, die keine Einwendungen duldet, entflammt, ergriff der Neffe seinen Bogen und erschoß den neunzigjährigen Greis; eine Blutthat, welche, nach der Bemerkung eines der kenntnißreichsten Geschichtschreiber dieses Volks, grauenvoll den Anfang osmanischer Herrschaft bezeichnet, und in die lange Gallerie der Morde von Blutsverwandten, die gewöhnliche Vorhalle der folgenden Regierungen, als blutige Schwelle einführt*). So begann denn eine unübersehbare Reihe von Beute- und Eroberungszügen, welche die Unersättlichen stets weiter und weiter führte. Zugleich warfen sich andere türkische Häuptlinge auf die ihnen zunächst gelegenen Striche Kleinasien's, die noch unter byzantinischer Herrschaft waren. In diesem Gedränge rief der schwache Kaiser Andronicus Banden von italienischen und spanischen Miethstruppen herbei, welche in den damaligen Kriegen zwischen Neapel und Aragonien wegen Sicilien's (Th. VI. S. 242) gedient hatten, gewöhnlich Catalonier genannt, weil der Kern aus Abenteurern dieses Volks bestand. Sie leisteten nützliche Dienste wider die Türken, erwiesen sich aber bald, nach der Art dieser furchtbaren Plage jener Jahrhunderte im Osten wie im Westen, dem Lande, das sie beschützen sollten, nicht weniger verderblich, als die äußeren Feinde. Sie plünderten und raubten, traten alles Recht mit Füßen, und erpreßten zugleich vom Kaiser ungeheure Summen als Sold. Der feige Hof, der sich nicht anders zu helfen wußte, ließ den Anführer der Catalonier, Roger de Flor, den er zum Großherzog von Romania und zum Cäsar erhoben hatte, meuchlerisch ermorden (1307). Ein Theil der Banden zerstreute sich zwar hierauf; funfzehnhundert Mann aber, die sich den stolzen Namen der großen Compagnie gaben, begannen Krieg, des Führers Tod zu rächen, und ein ihnen entgegengesandtes Heer von vielen Tausenden war ihnen nicht gewachsen. Mit ihrem Glücke wuchs ihre Zahl, sie bemächtigten sich Gallipoli's, störten die Schiffahrt, und verbreiteten Verwüstung an bei-

*) v. Hammer, Bd. I. S. 66. Zinkeisen, Gesch. des osmanischen Reiches I. 69 fgd. erwähnt diese Thatsache gleichfalls, bemerkt aber, daß Osman's Jugendgeschichte der Gegenstand der Phantasiegebilde der frühesten osmanischen Dichter und Geschichtsschreiber gewesen sei.

den Ufern des Hellespont. Endlich waren Mangel und Uneinigkeit der Führer Ursachen, daß sie abzogen und nach Griechenland gingen. Sie schlugen und tödteten den lateinischen Herzog von Athen, Walther von Brienne, beherrschten eine Zeitlang Attika und Böotien und waren der Schrecken des Landes weit und breit. Solches waren die Gefahren, die den Fürsten, welcher auf dem Throne Constantin's des Großen saß, ängstigten, und diese Herrschaft wurde ihm von seinem Enkel, dem jüngern Andronicus, beneidet und streitig gemacht. Nach mehreren Empörungsversuchen desselben dankte der Kaiser 1328 zu seinen Gunsten ab, und starb vier Jahre nachher als Mönch in Dürftigkeit. Die Regierung Andronicus III. (bis 1341) war weder ruhmvoller, noch glücklicher.

Indeß ging ganz Kleinasien an die Türken verloren; jene Küstenländer, an welche das christliche nicht weniger als das classische Alterthum die schönsten Erinnerungen knüpft, wurden die Beute gleichgültiger, von Verachtung dessen, was sie nicht kannten, erfüllter Barbaren. Damals gingen Ephesus, Sardes, Tripolis am Mäander an die türkischen Häuptlinge verloren, welche die südlicheren Provinzen inne hatten; schon wurden von ihnen Landungen auf den Inseln des Archipel und an den Küsten von Macedonien und Thracien versucht. Die Osmanen breiteten sich zunächst in Bithynien aus; Osman starb 1326, und das eben damals eroberte Brusa ward seines Sohnes und Nachfolgers Orchan (oder Urchan) Herrschersitz. Dieser Fürst übte zuerst in seinem Stamme die beiden höchsten Majestäts- und Souveränetätsrechte des Islam, Münzen mit seinem Gepräge schlagen, und seinen Namen im Kanzelgebet am Freitag nennen zu lassen*), und gab dem osmanischen Reiche die ersten Staatseinrichtungen. Nikomedien und Nicäa fielen in seine Hände.

Trotz so drohender Gefahren trieben Ehrgeiz und Eifersucht am byzantinischen Hofe fortwährend ihr verderbliches Spiel. Andronicus III. hatte die Vormundschaft über seinen neunjährigen Sohn Johann V. seinem Günstling Johann Kantakuzenus übertragen. Gegen diesen erhob sich eine Partei, ihn zu verdrängen; aber Kantakuzenus nahm selbst den Purpur, und es gestand ein sechsjähriger verwüstender Bürgerkrieg. Es kam so weit, daß die ärgsten Feinde des Reiches, die Türken, in den Streit gezogen wurden. Umurbeg, Fürst von Aidin, zog dem Kantakuzenus zu Hülfe, und beunruhigte durch seine Streifzüge zur See den europäischen Handel auf so empfindliche Weise, daß die Venetianer im Bunde mit dem Papste und den Rhodiserrittern ein Geschwader aus-

*) v. Hammer, Bd. I. S. 87. Zinkeisen a. a. O. I. S. 118 fgd.

rüsteten und die feindliche Raubflotte vor Smyrna verbrannten. Auf den Schutz des byzantinischen Reiches war es bei diesem ersten Seezuge der Westmächte gegen die Türken keineswegs abgesehen; vielmehr überließ man dies sofort wieder sich selbst, so daß sich die Parteien desselben nach anderer Hülfe umsehen mußten. Bald verband sich Kantakuzenus mit dem mächtigeren Urchan, ja er gab ihm sogar seine Tochter zur Gemahlin, und die christliche Fürstin mußte sich dazu verstehen, einen Platz im Harem des Mohamedaners einzunehmen. Kantakuzenus siegte zuletzt ob, kam nach Constantinopel (1347) und gestand der verwittweten Kaiserin einen Vergleich zu, vermöge dessen er ihren Sohn zum Mitregenten annahm, sich aber für die nächsten zehn Jahre die alleinige Leitung der Staatsgeschäfte vorbehielt. Die Schwäche des Reiches wurde immer fühlbarer. Die Genueser in der von ihnen befestigten Vorstadt Constantinopel's, Galata, schrieben dem Kaiser Gesetze vor, und zerstörten, als er Krieg wider sie erhob, seine Flotte. Kantakuzenus verband sich mit den alten Feinden der Genueser, den Venetianern, ohne daß es ihm gelungen wäre, sich der drückenden Fesseln, die ihm durch das egoistische Handelsvolk in seiner eigenen Hauptstadt aufgelegt wurden, zu entledigen. Auch vermochte er nicht den Thron, den er sich angemaßt, zu behaupten. Johann Paläologus, dem er, um ihn sich näher zu verbinden, seine Tochter gegeben, wollte der steten Bevormundung entledigt sein, und erhob sich wider ihn. Vergebens rief Kantakuzenus den türkischen Schwiegersohn wider den byzantinischen auf. Die Türken kamen ihm zwar zu Hülfe, aber der Widerwille des Volkes gegen ihn war zu groß, er mußte abdanken, oder dankte, wie er selbst in seinen Memoiren sagt, freiwillig ab (1355) und ging in ein Kloster. Die Osmanen aber hatten nicht versäumt, diese Zwistigkeiten zu ihrem Vortheil zu benutzen. Schon vorher, als sie dem Usurpator gegen die Serbier Hülfe geleistet, hatten sie diese Gelegenheit benutzt, um zu rauben und zu plündern, und ganze Schaaren von Christen nach Asien in die Sklaverei zu schleppen. Jetzt war es Urchan's Sohn, Soliman, der zuerst den Gedanken hatte, in Europa nicht bloß zu plündern, sondern dauernde Erwerbungen zu machen. Ein Erdbeben verwüstete um diese Zeit die thracischen Küstenstädte und zerriß ihre Mauern. Durch solche Lücken drangen die Osmanen in die Städte und befestigten sich darin. Die wichtigste dieser Eroberungen war Kallipolis (Gallipoli), der Schlüssel des Hellespont und Stapelplatz des griechischen und abendländischen Handels (1357).

Soliman starb noch vor dem Vater an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde; daher folgte bei Urchan's Tode (1359) ein jüngerer

Sohn, Murad I. Dieser eroberte alles Land vom Hellespont bis zum Hämus, und machte das 1361 genommene Adrianopel zu seinem Herrscherſitze. Zum erstenmal waren die Griechen in ihrer Hauptstadt, von der asiatischen wie von der europäischen Seite, von demselben Feinde umgeben. Aber es war nicht mehr das griechische Reich allein, welches bedroht war. Die Ausbreitung der Moslemen in Gegenden, welche selbst den Arabern in der frischesten Begeisterung des Islam unzugänglich geblieben waren, mußten, wo nicht das ganze übrige Europa, doch die zunächst gelegenen Länder erwecken. Während man am Hofe in Byzanz einen Schlag nach dem andern gegen das ohnmächtige Reich mit Gleichmuth führen sah und schon zufrieden war, wenn man das Weichbild der Hauptstadt vor der Hand rettete, begannen die nördlichen Grenzländer sich der drohenden Gefahr bewußt zu werden. Nachdem Papst Urban V. einen Kreuzzug wider die Türken ausgeschrieben, verband sich der König von Ungarn, Ludwig der Große, mit den Serbiern, Bosniern und Wallachen zum Kriege wider den Alle bedrohenden Feind. Aber sie wurden geschlagen, und die slavischen Völker zwischen der Donau und dem adriatischen Meere der Pforte nach und nach entweder zinspflichtig oder völlig unterworfen. Sie versuchten zuweilen Empörungen, aber ohne dauernden Erfolg. Ein allgemeiner Aufstand der Serbier, Bosnier und Bulgaren, der unternommen ward, als Murad genöthigt war, seine Waffen nach Asien zu tragen, bedrohte im Jahre 1387 noch einmal die osmanische Herrschaft in Europa, endigte jedoch mit der gänzlichen Unterjochung Bulgarien's. Die Osmanen trugen bei Kossova (1389) einen entscheidenden Sieg davon; der Kral der Serbier, Lazarus, war unter den Erschlagenen. Aber auch Murad sollte den Sieg nicht überleben. Denn während er sein Heer auf dem Schlachtfelde an sich vorüberziehen ließ, erhob sich aus dem Haufen der Erschlagenen ein serbischer Edler, drängte sich an den Sultan unter dem Vorwande, ihm ein Geheimniß anvertrauen zu wollen, und stieß ihn nieder *). Sterbend ließ sich der gewaltige Krieger noch einmal auf seinen Thron heben und richtete an seinen Sohn Bajazeth, dessen heldenkühner Tapferkeit der Sieg zumeist verdankt wurde, eindringliche Worte über die Größe seiner Pflichten und die Hinfälligkeit menschlicher Dinge.

Dieser Siegeslauf eines Volkes, welches drei Menschenalter früher nur eine kleine, armselige Horde war, wird erklärlich theils durch die

*) Zinkeisen a. a. O. S. 262, vgl. auch Hammer, der den Vorfall unentschieden läßt, I. S. 211.

ununterbrochene Folge von kriegerischen, nicht im Harem, sondern im Rathe und im Felde erzogenen Herrschern, die, von Siegesdurst erfüllt, mit allen ihren Kräften, ohne irgend eine Rücksicht zu kennen oder zu achten, auf das Eine Ziel hinarbeiteten, theils durch die klug gewählten, höchst förderlichen Mittel und Einrichtungen für diesen Zweck. Dahin gehört vor allen andern die Bildung eines regelmäßigen, stehenden Fußvolks, zu einer Zeit, wo das ganze christliche Europa es noch nicht hatte, der berühmten Janitscharen, lange das Schrecken der Völker, oft aber auch der Sultane selbst, bis sie mit dem Reiche, das sie groß und herrschend gemacht hatten, entarteten, und in unseren Tagen, um einer neu zu gründenden Ordnung der Dinge den Platz zu räumen, vernichtet wurden. Wie Urchan überhaupt der erste Ordner seines Volkes wurde, wie er eine Territorialeintheilung seines schon ungeheuren Reiches einrichtete, Verordnungen für das Münzwesen und die Ständeunterschiede erließ, so ward unter seiner Regierung auch diese Fußtruppe geschaffen. Unzweifelhaft führte ihn dazu die Erwägung, daß seine Krieger, deren Stärke in dem unwiderstehlichen Reiterangriff bestand, zur Einnahme von befestigten Städten wenig tauglich seien. Ein Versuch, der zuvor mit Leuten türkischer Abkunft gemacht wurde, mißlang; reichlicher Sold und Ländereien, die diesen für ihren Lehndienst gegeben wurden, verführten zu Meutereien. So kam man auf den Gedanken, das neue Fußvolk, losgelöst von allem Zusammenhange mit dem übrigen Volke, nicht aus der eigenen Mitte zu rekrutiren, sondern aus der schönsten und kräftigsten Jugend der besiegten Völker. Auserlesene Knaben unter der zur Gefangenschaft verdammten christlichen Bevölkerung eroberter Provinzen wurden zum dreifachen Abfall, von Eltern, Vaterland und Glauben genöthigt, im Islam und in Waffenübungen erzogen, und zu dem Kern der Kriegsmacht ihrer Herren gebildet. Der berühmte Scheich Hadschi Begtasch, Stifter und Vorsteher der im osmanischen Reiche später sehr einflußreichen Mönchsverbindung der Begtaschi*), segnete

*) Trotz des Ausspruchs Mohammed's: „es ist kein Mönchthum im Islam," gewann doch die Neigung des Arabers als Wüstenbewohners zum einsamen und beschaulichen Leben das Uebergewicht über das Wort des Propheten, und dreißig Jahr nach seinem Tode wurde der erste Mönchsorden gestiftet. Seitdem vermehrten sich die Fakire (die Armen) und die Derwische (Thürschwellen) so bedeutend, daß man schon zwanzig Verbindungen vor der Stiftung des osmanischen Reiches zählte. Danach nahm ihre Anzahl und ihr Ansehen noch bedeutend zu, so daß sie oft mit großem Erfolg auf die politischen Zustände und Unternehmungen einwirken konnten. Ihre Vorsteher hießen Scheiche.

die neue Stiftung ein und sprach: „ihr Name sei die neue Truppe (Jeni Tscheri), ihr Angesicht weiß, ihr Arm siegreich, ihr Säbel schneidend, ihr Speer durchstoßend; immer sollen sie zurückkehren mit Sieg und Wohlsein“ *). Später wurde zur Rekrutirung der Janitscharen ein regelmäßiger Knabenzins von den unterworfenen Christen eingefordert. Die Heranwachsenden wurden in strenger Zucht und harter Arbeit, ohne die weiche Pflege des väterlichen Hauses, erzogen. Zuerst erhielten sie nur Kleidung und Nahrung, dann aber, nach vier bis fünf Jahren in das Corps aufgenommen, regelmäßigen und reichlichen Sold, und Allen, die sich auszeichneten, war der Weg zu hohen Aemtern und Ehrenstellen eröffnet. Uebrigens waren es nicht nur Gewaltmaßregeln, die das Gedeihen dieser merkwürdigen Corps beförderten; wenn diese anfangs angewendet wurden, so that später die trostlose Verlassenheit und das schreckliche Elend der unterworfenen Christen reichlich eben so viel. Es sollen sehr bald junge Christen, durch den hohen Sold und die übrigen Vortheile gelockt, freiwillig, sogar auf Betrieb der eigenen Eltern, eingetreten sein. Neben den Janitscharen blieben die einheimischen Fußtruppen, Piade genannt, als unregelmäßige Streithaufen bestehen. Wie das Fußvolk wurden auch die Reiter organisirt; es dienten besoldete, belehnte und nur zum Kriege aufgebotene oder freiwillig sich einstellende. Die ersten (Spahi, eigentlich Sipahi genannt) wurden im Abendlande nicht weniger gefürchtet als die Janitscharen.

41. Bajazeth und Timur.

Als Bajazeth (oder Bajezid) auf dem Schlachtfelde bei Kossova seinem erschlagenen Vater in der Herrschaft folgte, war seine erste That die Hinrichtung seines einzigen Bruders. Härte, Ungerechtigkeit und Grausamkeit bezeichneten auch ferner die Handlungen seiner Regierung, in seinen Leidenschaften zeigte er sich heftig und unmäßig; er war der erste Sultan der Osmanen, der wider die Satzungen des Islam Wein trank. Aber die blutigen Siegesspuren seiner Vorfahren verfolgte er mit

*) Nach der gewöhnlichen Meinung sind die Janitscharen eine Schöpfung Murad's I.; v. Hammer aber, Bd. I. S. 91., hat bewiesen, daß ihre Einrichtung schon unter Urchan fällt. Zinkeisen a. a. O. S. 128. stimmt dem Letztern bei.

noch erhöhter Thätigkeit. Wegen der Schnelligkeit seiner Siege wider Christen und Moslemen von der Donau bis zum Euphrat hat er den Beinamen des Blitzes (Jildirim) erhalten. Er drang zuerst über die Donau vor, bemächtigte sich dann fast aller den Byzantinern noch gehörenden Plätze in Thracien, Macedonien und Thessalien, fiel in Griechenland ein, zog ohne Widerstand durch die Thermopylen und erstürmte Argos, während seine Reiter bis in die südliche Spitze des Peloponnes streiften. Darauf wandte er sich nach Osten und unterwarf den größten Theil des von den übrigen türkischen Fürsten eingenommenen Kleinasien's seiner Herrschaft. In Byzanz schlichtete er Streitigkeiten in der kaiserlichen Familie nach seinem Gefallen; den Bau einer Befestigungsmauer am goldnen Thore, zu dem die Griechen in Ermangelung anderen Materials Marmor nahmen, verbot er; die Umgegend der Stadt wurde von ihm verwüstet. Wie leicht wäre es für ihn gewesen, sie einzunehmen, wofern er nur gewollt hätte.

Jetzt endlich, da das Ungewitter immer drohender heranzog, da die Donau von plündernden Schaaren wiederholt überschritten ward, mußte man in Ungarn aufmerksam werden; König Sigismund wurde, ohne es zu wollen, der Vorkämpfer der Christenheit. Er suchte sich durch auswärtige Hülfe zu stärken. Nach Frankreich ging eine eigene Gesandtschaft, die alle Herzen durch Schilderung der Grausamkeit und des Blutdurstes der Türken gegen die unglücklichen Christen rührte und erschütterte, und besonders bei dem Herzog Philipp dem Kühnen von Burgund Beförderung und Unterstützung fand. Er sandte seinen Sohn, den nachmaligen Herzog Johann den Unerschrockenen, damals Grafen von Nevers, in diesen Krieg, und die Blüthe des tapfern französischen Adels begleitete ihn. Es befanden sich darunter der Graf de la Marche, Heinrich und Philipp von Bar, alle drei von königlichem Blut, der Graf von Eu, Connetable, und Johann von Vienne, Admiral von Frankreich, der Marschall Boucicault, die Herren von Coucy und de la Tremoille u. s. w. Die Zahl dieses Heeres betrug tausend Ritter, eben so viele Knappen und sechstausend Söldner. Ihr Zug durch Deutschland schien aber nicht der einer Ritterschaar, sondern eines üppigen Hofes; so ungezügelt überließen sie sich allen Lustbarkeiten und Genüssen. Kein Gedanke an die Möglichkeit eines Unglücks kam in ihre stolzen, übermüthigen Seelen; nicht nur die Türken von Ungarn zurückzudrängen schien ihnen ein Leichtes, sie dachten nach Asien zu ziehen, und das heilige Grab zu befreien. Ofen war der allgemeine Sammelplatz, auch deutsche Schaaren stießen hier zu den Franzosen und Ungarn. Sechzigtausend war die

Zahl der von Sigismund wider die Türken geführten Krieger; ein Heer, wohl stark und tapfer genug zum Siege, wenn Uebermuth und Uneinigkeit es nicht ins Verderben gestürzt hätte. Die französischen Ritter prahlten, daß sie den Himmel, wenn er einstürzen wollte, mit ihren Lanzen aufhalten würden. Mit der Belagerung des von den Türken besetzten Nikopolis wurde der Feldzug begonnen. Das Heer war nicht mit Geräth für eine Belagerung versehen; Bajazeth behielt also Zeit zum Entsatze heranzueilen. Noch unter den Mauern der Stadt setzten die Franzosen ihr wüstes Leben fort; in langen Schnabelschuhen stolzirten sie einher, keinen Aufwand für die Genüsse der Tafel sparten sie, ihre vermessene Sicherheit sträubte sich, die Nachricht von dem Anzuge des Sultans zu glauben. Als dann kein Zweifel mehr möglich war, geschah die Rüstung zur Schlacht (28. Sept. 1396) in unordentlicher Eile. Vergebens stellte Sigismund den Franzosen vor, daß sie ihre Kraft nicht gegen die zuerst erschienenen leichten türkischen Reiter verschwenden, sondern gegen die Janitscharen und Spahis aufsparen sollten. Sie hielten dies für eine Beleidigung ihrer Ehre, und stürmten, überdies auch unter sich uneins, tollkühn und unbesonnen vor. Tausende fielen nun allerdings vor ihrer Tapferkeit, ein Treffen nach dem andern wurde zersprengt, selbst die Janitscharen flohen, und die Schlacht hätte gewonnen werden mögen, wenn sie sich nicht siegestrunken zerstreut hätten, ehe sie die Reserven Bajazeth's, noch vierzigtausend Streiter, erreicht hatten. Als die schon Ermatteten diese Phalanx endlich erblickten, entsank ihnen der Muth. Die Meisten flohen bestürzt, nur Wenige suchten und fanden, ihr Leben theuer verkaufend, ehrenvollen Tod, aber auch die Fliehenden ereilte das Verderben. Der Graf von Nevers und vierundzwanzig seiner vornehmsten Waffengefährten wurden gefangen. Nun war es vergebens, daß Sigismund mit einer Schaar treuer Ungarn, mit bairischen und steiermärkischen Rittern muthig angriff; zuletzt entschieden die Serbier, die als Bundesgenossen der Türken fochten, das Schicksal des Tages. Der König wurde auf ein Fahrzeug gerettet, mit dem er, die Donau hinabeilend, glücklich eine venetianische Flotte erreichte, die am schwarzen Meere lag. Als Bajazeth am nächsten Morgen das Schlachtfeld überschaute, und sechzigtausend der Seinen todt liegen sah, weinte er vor Wuth und gedachte den Untergang so vieler Türken an den Gefangenen zu rächen. Nachdem die vornehmen Franzosen, des großen Lösegeldes wegen, welches für sie erwartet wurde, ausgesondert waren, ließ der Sultan vor seinen Augen ein ungeheures Gemetzel beginnen, und schon war das Blut von mehr als dreitausend Rittern vor ihm nieder-

gerieſelt, als ſeine Großen ſich ihm zu Füßen warfen, und um Schonung für die Uebrigen flehten, die er, des Blutes für jetzt geſättigt, gewährte. Der Graf von Nevers und ſeine Gefährten mußten in harter Gefangenſchaft ſchmachten, bis ein Löſegeld von zweimal hunderttauſend Ducaten ſie befreite. Nur ein langer und heftiger Anfall von der Gicht hielt Bajazeth damals ab, ſeine Siegeslaufbahn gegen das Abendland weiter zu verfolgen. Der Eindruck dieſer furchtbaren Niederlage war hier ſo gewaltig, daß die Berichte nicht eher geglaubt wurden, als bis einer der gefangenen Ritter am franzöſiſchen Hofe erſchien, um das vom Sultan verlangte Löſegeld ſchneller einzutreiben.

Die Kaiſer zu Conſtantinopel Johann V. (1355—1391) und deſſen Sohn und Nachfolger Manuel (bis 1425) waren, wie geſagt, bereits zu völligen Vaſallen der Sultane herabgeſunken; und doch ſtritten die Paläologen noch immer unter einander um den traurigen, auf Conſtantinopel und ein kleines Gebiet umher beſchränkten Reſt ihrer Herrſchaft, den ſie ſich nur durch Zinszahlung und andere den Türken gewährte Vortheile erhielten. Da Bajazeth fand, daß Manuel ſeinen Vaſallenpflichten nicht vollkommen genügte, hielt er die Hauptſtadt, von deſſen Thronbeſteigung an, ſechs Jahre eingeſchloſſen, und empfahl den Griechen einen geblendeten Neffen Manuel's, Johann, als Kaiſer. Mit dieſem verſtändigte ſich Manuel indeß, überließ ihm die Verwaltung und zog ſelbſt ins Abendland, um dort Hülfe zu ſuchen. Er kam nach Venedig, Mailand, Genua, ging von da nach Paris und ſogar nach London, fand auch überall, zumal am franzöſiſchen Hofe, freundliche Aufnahme, konnte aber außer gutgemeinten Verſprechungen nichts für ſeine Sache erlangen. Johann geſtand nun zwar den ſtolzen Osmanen einen jährlichen Tribut von zehntauſend Ducaten, ſowie die Errichtung einer Moſchee und einer türkiſchen Gerichtsbehörde in Conſtantinopel zu; aber nach einigen Jahren verlangte Bajazeth ohne Weiteres die Einräumung der Stadt ſelbſt, und als dies abgeſchlagen ward, begann er eine zweite Belagerung.

Dieſe fortzuführen, verhinderte ihn bald die Annäherung eines Eroberers, der auf noch größeren und blutigeren Pfaden einherſchritt als er ſelbſt. Es war der Mongole Timur, gewöhnlich Timur lenk d. i. der lahme Timur genannt, woraus die Europäer Tamerlan gemacht haben. Bei ſeinem Volke hieß er auch „der große Wolf", „der Herr der Zeit" und „der Eroberer der Welt." Er erneuerte die Thaten und den Weltſturm Dſchingiſchans, mit dem er in Eigenſchaften und Denkart viel Aehnliches hat. Vor jenem zeichnete er ſich ſonderbarer Weiſe durch

Achtung vor asiatischer Bildung und vor Gelehrten aus; besonders liebte er Aerzte, Sternkundige und Gesetzverständige, die er oft in seiner Gegenwart Streitfragen behandeln ließ. Aber er besaß dieselbe Unempfindlichkeit, um seinem wilden Ehrgeize, der keinen andern Zweck hatte, als die unersättliche Lust des Eroberns und Herrschens, das Blut von Hunderttausenden fließen zu lassen; und er übertraf den größten Chan weit in der schonungslosesten Rachsucht und in der wildesten Barbarei gegen jeden Versuch, Freiheit und Selbständigkeit ihm gegenüber zu behaupten. Durch außerordentliche Tapferkeit und Herrscherklugheit schwang er sich auf den Thron von Dschagatai, wo bisher die Nachkommen Temudschin's geherrscht hatten (1370), und Samarkand ward zu seinem Herrschersitze erhoben. Dieser Krone fügte er noch sechsundzwanzig andere hinzu, die in den fünfunddreißig Jahren seiner Regierung und seiner Kriegszüge, auf denen er die Völker von der chinesischen Mauer bis zum Mittelmeer, von Moskau bis an die Grenzen Aegyptens unterwarf, seine Beute wurden. Alle Dynastien, welche aus Dschingischan's Reiche hervorgegangen waren, wurden vernichtet; wie nur Ein Gott, solle auch nur Ein Herrscher auf Erden sein, sagte Timur. Verheerte und entvölkerte Länder, zerstörte Städte und Schädelpyramiden waren die Denkmäler, die er zurückließ. Nachdem die persischen Mongolen unterworfen waren, machten die Einwohner von Sebsewar einen Aufstand. Timur ließ zweitausend derselben lebendig übereinander schichten, und statt Bausteine mit Lehm und Kalk zu Thürmen aufmauern. Ispahan wagte gleichfalls Empörung; da gab Timur Befehl zur Wiederbesetzung mit stürmender Hand, zur Plünderung und zum allgemeinen Blutbad der Rache. Nur das Stadtviertel, wo die Scheiche und Gesetzgelehrten wohnten, erhielt Sicherheit. Jeder Soldat ward zur Lieferung einer bestimmten Anzahl von Köpfen aufgeboten; viele aber waren zuletzt von Blut und Beute so übersättigt, daß sie die vorgeschriebenen Köpfe lieber kauften. Nach der geringsten Angabe waren es siebzigtausend Erschlagene, die hier den Rache- und Blutdurst des Wütherichs befriedigen mußten.

Als Iran durch solche Ströme von Blut beruhigt war, wandte sich Timur gegen das Chanat von Kaptschak (vgl. Thl. VII. S. 64), wo Batu's Familie noch den Thron behauptete. Auch dieses Reich unterlag seinen siegreichen Waffen; der Zug ging über die Wolga, den Don und Dniepr, Klein- und Großrußland ward verheert, Moskau geplündert, Serai an der Wolga, die Hauptstadt des Kaptschak, mit Feuer zerstört. Am 12. September des Jahres 1398 überschritt der Eroberer

den Indus. In den vorderen Ländern Hindostan's waren der Herrschaft der Ghasnaviden (Th. V. S. 94) drei mohamedanische Dynastien hintereinander gefolgt, und hatten eine neue Völkerschicht auf das alte Brahmanenthum gepflanzt. Delhi, in dem Mittelpunkte der Stromsysteme des Ganges und Indus, war die Residenz dieser Fürstengeschlechter. Fast ungehindert drangen die Mongolen durch das Penjab bei den Altären vorüber, die Alexander am Ufer des Hyphasis als Grenzsteine seines Zuges errichtet hatte. Noch war keine Schlacht geschehen, und schon schleppte das Heer über hunderttausend Gefangene mit sich. Bei Delhi erwartete sie Mahmud II. aus dem Hause der Thogluk, mit der gesammelten Reichsmacht. Als der Anblick seiner Kriegselephanten auf den Gesichtern der Hindusklaven freudige Erwartungen zeigte, befahl Timur sie sämmtlich niederzuhauen, und eine Stunde kostete mehr als hunderttausenden das Leben. Noch größer war das Gemetzel in der darauf folgenden Schlacht, in welcher die Mongolen, trotz hartnäckiger Gegenwehr und des betäubenden Lärms der indischen Glocken und Trompeten und der Beckenschläge, die von den Rücken der Elephanten herab ertönten, ihre Feinde niedermähten. Delhi wurde geplündert, von den überlebenden Einwohnern schleppte jeder Mongole so viel Sklaven fort, als er wollte, und gemeine Soldaten zogen wohl mit fünfhundert davon. Von den rauchenden Trümmern, die er an Delhi's Stelle hinterließ, eilte Timur über den Yamuna und eroberte Merut, dessen ganze Bevölkerung lebendig geschunden wurde. Bald danach wurde der Rückzug angetreten, und in den Bergzügen von Sevalik, wohin sich schon längst eine zahlreiche Menge der, von den Mohamedanern aus Iran vertriebenen, persischen Feuerdiener gerettet hatte, ein fürchterliches Blutbad und eine vollständige Vernichtung derselben angerichtet.

So war Geist, Macht und Art des Mannes, mit dem Bajazeth in Feindschaft gerieth, als er Fürsten aufnahm, die Timur vertrieben hatte; so wie bei diesem kleinasiatische Herren, die Bajazeth verjagt, Schutz fanden. Mit Stolz und Hohn empfing und entließ Bajazeth Timur's Gesandte; da machte dieser sich auf, und nahm Siwas (das alte Sebaste), damals eine der bevölkertesten Städte Kleinasien's (1400). Furchtbar waren die Frevel, welche diese Einnahme bezeichneten, besonders die Todesmartern, die den gefangenen Christen angethan wurden. Viertausend armenische Reiter, die große Tapferkeit bei der Vertheidigung gezeigt hatten, sollten lebendig begraben werden. Der Kopf wurde ihnen zwischen die Schenkel gebunden, je zehn in eine Grube gerollt,

dieſe mit Brettern und dann erſt mit Erde bedeckt, daß die Todesqual ſich länger hinziehe. Ein Sohn Bajazeth's, der in des Eroberers Hände fiel, ſollte das Leben behalten; allein Timur's Mordluſt litt es nicht, ihn als Sklaven zu ſehen; er ward hingerichtet. Auf dieſe Schreckensnachricht ließ der Sultan der Osmanen in Wuth und Schmerz von Conſtantinopel ab und zog nach Kleinaſien. Timur hatte ſich indeß ſüdwärts gewandt. Vor Aleppo ſchlug er Ferrudſch, den Mameluckiſchen Sultan Aegypten's (vgl. Thl. VI. S. 279), zu deſſen Herrſchaft auch Syrien und Paläſtina gehörten, und drang mit den Fliehenden in die Stadt. Vierzehn Tage dauerte die Plünderung und Zerſtörung. Bei Damaskus verloren die Aegypter die zweite entſcheidende Schlacht. Wie aus Indien Steinhauer und Baumeiſter nach Samarkand geſchleppt worden waren, ſo wurden auch die Gelehrten und die Stahlarbeiter dieſer Stadt mitgeführt, den Glanz und die Bevölkerung von Timur's Herrſcherſitz zu vermehren. Danach wurde Feuer in die Gebäude geworfen, und alle Kunſtwerke ſammt der großen Moſchee, mit denen einſt die Ommayyaden dieſe Stadt geſchmückt hatten (vgl. Thl. V. S. 184), wurden ein Raub der Flammen. Von hier richtete der Mongole ſeine blutig flammende Laufbahn nach Irak, wo ſich, als die Macht des Chanats von Perſien in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts hinabſank, die Dynaſtie der Ilchane in Bagdad erhoben hatte. Zum zweiten Male wurde dieſe Stadt von den mongoliſchen Horden erſtürmt, und eine Zerſtörung begonnen, gegen welche die Thaten Hulagu's milde und ſchonend erſchienen (Th. VII. S. 64). Jeder Mann des Heeres mußte einen Kopf liefern, wenn er ſeinen eigenen behalten wollte; ſo konnten neunzigtauſend Schädel zum Siegesdenkmal aufgerichtet werden (1401). Von den unzähligen, in Fäulniß übergegangenen Leichen ward die Luft weit und breit ſo verpeſtet, daß Timur den Ort verlaſſen mußte.

Erſt im folgenden Frühjahr machte ſich Timur wieder gegen die Osmanen auf. Der ſyriſche Feldzug deſſelben hatte Bajazeth Zeit gelaſſen, ſeine Vorbereitungen zu treffen. Vergebens wurden zwiſchen beiden Herrſchern noch Briefe und Geſandtſchaften hin und her geſchickt; das vordere Aſien hatte nur Raum für einen von beiden. Bei Angora (Ancyra) im alten Galatien trafen ſich die Heere, zuſammen wohl eine Million Menſchen, zur Entſcheidungsſchlacht; neunzigtauſend Osmanen gegenüber der zehnfachen Anzahl von Tartaren. Die Schlacht geſchah am 20. Juli 1402, und Timur blieb Sieger, weil die aſiatiſchen Truppen der Osmanen zu ihm übergingen. Bajazeth, der mit ſeinen Janit-

scharen bis zuletzt das Schlachtfeld behauptet hatte, ward endlich zur Flucht gezwungen und gefangen, anfangs großmüthig aufgenommen, nach einem entdeckten und vereitelten Versuch zur Flucht aber in strengeres Gewahrsam gebracht*). Er starb im nächsten Jahre in der Gefangenschaft; und schon zwei Jahre nachher (1405) folgte ihm in den Tod sein Besieger Timur, als er eben auf einem Zuge gegen China begriffen war, um auch das vierte große Chanat, welches aus Dschingischan's Herrschaft hervorgegangen war, mit seinem Weltreiche zu vereinigen. Daß Asien nicht würde zusammengehalten werden können, hatte er eingesehen, aber Dschagatai und Persien als das Erbtheil seiner Nachkommen betrachtet. Doch durch die Zwistigkeiten derselben gingen auch diese Länder schon nach einigen Menschenaltern entweder an andere Stämme verloren, oder die bisher zusammengehaltenen Horden vereinzelten sich, um die frühere nomadische Lebensweise von Neuem zu beginnen. Dem Osmanenreiche schien gleich nach der Gefangennehmung und dem Tode Bajazeth's dasselbe Schicksal zu drohen. Denn als Timur Kleinasien verlassen hatte, traten die früher unabhängigen türkischen Fürsten wieder hervor, und die vier Söhne Bajazeth's stritten in heftigen Bürgerkriegen um die Herrschaft. Es war der günstigste Zeitpunkt, die osmanische Macht zu vernichten, oder doch wenigstens aus Europa zu verdrängen. Aber man ließ sie in träger Ruhe und sträflicher Gleichgültigkeit ungenutzt verstreichen. Kaiser Manuel, der, von seiner Reise zurückgekehrt, den Thron von Constantinopel wieder eingenommen hatte, war nicht der Mann zu großen Entschlüssen und Thaten, und das Abendland viel zu sehr in seine eigenen unaufhörlichen Händel und Spaltungen verwickelt, um an Gefahren zu denken, die es nicht in der Nähe und unmittelbar bedrängten.

*) Der Erzählung nach wurde Bajazeth auf Timur's Befehl in einen eisernen Käfig gesteckt, und so auf den Zügen umhergeführt. Gibbon hat ein Zeugenverhör von Schriftstellern angestellt, nach welchem er die oft bestrittene Nachricht bestätigen zu müssen glaubt; v. Hammer dagegen, Bd. I. S. 318 fg., nach einer vollständigern Untersuchung, verwirft sie. Ihm zufolge hat sie ihre Entstehung dem mißverstandenen Worte Kafes zu danken, welches zwar einen Käfig bedeutet, aber auch eine vergitterte Sänfte, wie sie bei den Reisen des Harems gewöhnlich sind.

42. Wiederaufrichtung der türkischen Macht und Eroberung von Constantinopel.

So geschah es denn, daß einer der Söhne Bajazeth's, Mohammed I., nachdem seine Brüder im Kampfe ihren Untergang gefunden, 1413 die Macht seines Vaters wieder vereinigte, und auch die türkischen Emire in Kleinasien von Neuem unterwarf. Bei seinem Volke hat er den Namen des Wiederherstellers des osmanischen Reiches. Aber auch von den mit ihm verbündeten oder ihm unterworfenen Stämmen wurden seine Gerechtigkeit, seine Treue, Mäßigung und Milde mit Recht gerühmt; auch mit dem Kaiser Manuel stand er in gutem Vernehmen, der freilich seine Freundschaft durch das, was er gegen ihn zu thun unterließ, verdient hatte. Schlimmer stand Manuel mit Mohammed's Nachfolger Murad II. (1421—1451), der Constantinopel von Neuem einschloß und einen Sturm auf die Stadt unternahm. Indeß wurden die Osmanen diesmal zurückgeschlagen. Manuel starb 1425, und sein Sohn Johann VI. behauptete sich auf dem Throne nur durch einen Tribut, welchen er den Türken bezahlte. Das so zusammengeschrumpfte Reich wurde überdieß nach Manuel's Tode immer in Trennung erhalten; während dem Kaiser außer der Hauptstadt nur noch wenige Orte geblieben waren, kam der südliche Theil des Peloponnes, unter dem Namen des Despotats von Lakonien, an den zweiten Bruder Johann's; die nördliche Hälfte desselben beherrschte der dritte, Andronikus. Epirus, Akarnanien, Aetolien bildeten gleichfalls ein besonderes Despotat, das aber nicht einmal von einem Mitgliede der kaiserlichen Familie beherrscht wurde; und das Herzogthum Athen, mit Böotien und Thessalonien, gehorchte dem Geschlechte der Acciajuolis, das den Anführern der Catalonier gefolgt war.

Es war auch den blödesten Augen klar, daß die Dauer dieser Ueberbleibsel des römischen Weltreichs von dem Wohlgefallen der Türken abhing, welche zur Wegnahme der Beute nur darum nicht die erforderlichen Anstalten zumachen schienen, weil sie ihnen doch zuletzt nicht entgehen konnte. Die Seestädte Venedig und Genua schienen durch ihren eigenen Vortheil aufgefordert, den endlichen Fall der Hauptstadt zu hindern. Allein sie thaten nichts; eine kurzsichtige Politik ließ es ihnen wünschenswerther erscheinen, ihren Seeverkehr mit den Osmanen in friedlicher Form aufrecht zu erhalten und das byzantinische Reich untergehen zu lassen, um unter den Trümmern desselben für die Erweiterung

ihres Handels in der Levante sichere Stützpunkte zu gewinnen *). Zwar erfolgten seit dem Jahre 1423 mit Venedig, das den vor den Osmanen besorgten kleinen Herrschern in Morea und Livadien ihre Besitzungen abkaufte, vielfache feindliche Berührungen Seitens der Ungläubigen, ja einmal gelang es dem Geschwader von St. Markus unter seinem bewährten Admiral Loredano Gallipoli einzunehmen; für die Byzantiner jedoch geschah nichts. Da warfen die Hülflosen sehnsüchtige Blicke auf das fernere Abendland, welches sie sonst weder liebten noch achteten; aber wenn noch Rettung möglich war, so mußte sie daher kommen. Als die Häupter der abendländischen Christenheit konnten in einem gewissen Sinne noch immer die römischen Päpste betrachtet werden; wenigstens waren sie, wenn überhaupt noch irgend Jemand, am meisten im Stande, die Kräfte verschiedener Staaten auf Ein Ziel hin zu lenken. Aber die erste Bedingung päpstlichen Beistandes war die Wiedervereinigung der morgenländischen Kirche mit der römischen; ein bei den National- und Religionsurtheilen der Griechen höchst schwieriges Unternehmen, — wenn auch die Verschiedenheit der beiden Kirchen hauptsächlich nur in der anderweitig gebildeten Verfassung lag —, da sich Widerwille und Abneigung auch an das Unbedeutendste hängen und zu einer unübersteiglichen Kluft gestalten können. Wohl waren von den Zeiten des ersten Paläologen an häufig Versuche zu einer solchen Verbindung gemacht, aber immer wieder aufgegeben worden, besonders wenn das Glück den Griechen nur wieder einigermaßen zu lächeln schien. Als Adrianopel gefallen war, hatte sogar Johann V. selbst eine Reise nach dem Abendlande angetreten. Er erschien zu Rom vor dem damals dort befindlichen Papst Urban V. und schwor seinen Gehorsam gegen denselben, sowie den Glauben der römischen Kirche. Aber er erntete geringen Vortheil von diesem in den Augen seiner Unterthanen schimpflichen Schritte, und nicht minder fruchtlos war die Reise, welche sein Sohn Manuel im Jahre 1400 bis nach Frankreich und England antrat.

Ernstlicher als seine Vorgänger betrieb bei der wachsenden Gefahr Johann VI. die Kirchenvereinigung. Es war die Zeit der Zwistigkeiten zwischen Eugen IV. und der Basler Synode. Beide Theile bemühten sich um den griechischen Kaiser, und wir haben oben schon gesehen, wie begierig Eugen diese Gelegenheit ergriff, eine neue Synode zu Ferrara

*) Vgl. v. Raumer, Historisches Taschenbuch. Jahrgang 1855. (Zinkeisen, Die orientalische Frage in ihrer Kindheit) S. 504. fgd.

zu eröffnen. Johann entschied sich für Eugen, verließ, von vielen Bischöfen und selbst von dem Patriarchen begleitet, seine Hauptstadt, kam nach Venedig, und hielt am 28. Februar 1438 einen prunkvollen Einzug in Ferrara, wo er vom Papste auf das ehrenvollste empfangen wurde. Die Griechen, welche ihrem Stolze dieses Entgegenkommen mit Mühe abgewannen, hatten sich geschmeichelt, den Papst an der Spitze der nur seines Winkes gewärtigen Prälaten und Fürsten von Europa zu sehen, und fanden zu ihrem Verdrusse ein nur schwach besuchtes Concilium, während die Mehrzahl der Väter der Kirche, von Basel aus, den Schritten Eugen's widersprach. Nach langen Unterhandlungen kam man über Rang und Ceremoniel überein, und nun begann eine Reihe ermüdender Streitigkeiten über die Frage, ob der heilige Geist vom Vater und dem Sohne, oder nur vom Vater ausgehe, über das Fegfeuer, das Primat des Papstes und das ungesäuerte Brod im Abendmahl. Je feiner die Ausdrücke zugespitzt wurden, um dadurch eine Vereinigung zu erzielen, desto verwickelter wurde der Streit; die Versammlung wurde einer Seuche wegen von Ferrara nach Florenz verlegt, und man kam dennoch nicht zu Ende. Die griechischen Bischöfe waren des langen Haders überdrüssig, sie litten in dem fremden Lande oft an dem Nothwendigsten Mangel, da der Papst ihnen das zu ihrem Unterhalte verheißene Geld nur spärlich und wie ein Almosen auszahlen ließ, und mehrere von ihnen dachten heimlich zu entwischen. Die fünfundzwanzigste und letzte Sitzung des Concils brachte eben so wenig eine Uebereinstimmung hervor, als die früheren; aber Johann, welcher die von dem langen und mühsamen Werke erwarteten Früchte nicht verlieren wollte, drang in die Seinigen, sich zu fügen, und brachte sie auch nach einigen Monaten zur Annahme einer nach dem Willen der Lateiner verfaßten, und doch die Streitpunkte mehr beschwichtigenden und verhüllenden als lösenden Vergleichsurkunde. Theils Ueberredungen, theils Drohungen, am meisten jedoch das dringende Verlangen, aus ihrer peinlichen Lage zu kommen, hatten die griechischen Bischöfe, mit Ausnahme eines Einzigen, endlich zur Unterschrift vermocht. Am 6. Juli 1439 wurde die Vereinigung der beiden Kirchen feierlich verkündet; dennoch konnte es schon damals keinem Einsichtigen entgehen, wie wenig eine solche halb erkünstelte, halb erzwungene Vereinigung bedeuten könne. Die Rückkehrenden wurden in Constantinopel von dem fanatischen Volke mit Haß und Verwünschungen aufgenommen. Manche Bischöfe, welche die Friedensurkunde widerwillig unterschrieben hatten, sagten sich jetzt mit dem reumüthigen Be-

kenntniß der begangenen Sünde wieder davon los; und die kleine, der eingegangenen Verpflichtung treu bleibende Hofpartei war so verhaßt, daß alle Gemeinschaft mit ihr gemieden wurde.

Während Kaiser Johann von einem solchen Luftgewebe Rettung hoffte, rüstete sich Sultan Murad zu einem Kriege wider Ungarn, um Rache zu nehmen für einen ihm durch Unterhandlungen von dort aus erregten Kampf mit den Karamanen, einem türkischen Volke, welches sich gleichzeitig mit der osmanischen Herrschaft im Südosten Kleinasien's erhoben hatte, und schon mehrfach zur Unterwerfung und Zinspflicht gezwungen worden war. Inzwischen war Kaiser Sigismund, dem Murad hauptsächlich die Empörung der Karamanen zur Last legte, gestorben; auch sein Nachfolger, König Albrecht, war während der Rüstung des Feldzuges, und ehe er noch Größeres unternehmen konnte, einer tödtlichen Krankheit erlegen. Während der inneren Verwirrungen, die dem Tode Albrecht's folgten, war Murad nicht müßig gewesen; er hatte die Serbier und Bosnier in strengere Abhängigkeit gebracht, den wichtigen Platz Semendra genommen (1440), und versucht Belgrad zu erstürmen, was ihm freilich nicht geglückt war; seine Boten konnten in Krakau, vor dem König Wladislaus, eine drohende Sprache führen, — so weit erstreckte sich bereits der Einfluß des Sultans. Nachdem indessen die Ungarn denselben Wladislaus zum Könige erhoben und dieser die Woiwodschaft von Siebenbürgen sowie überhaupt die Leitung der Angelegenheiten des Südens in die Hände des Johannes Hunyadi*) gelegt hatte, gewannen die Dinge an der Donau ein für die Christen günstigeres Ansehn. Hunyadi war ein Gegner, der den Türken vollständig gewachsen war; zwei Jahrzehnte blieb er der Schrecken ihrer Heere und die Hoffnung der christlichen Welt. Schon hatte er eine plündernde osmanische Schaar in Siebenbürgen bis auf den letzten Mann vernichtet, als ihm ein großes Heer von achtzigtausend Mann bei Vasap im Frühjahr 1442 entgegentrat. Hatte Schahin Pascha, der türkische Oberbefehlshaber, sich prahlerisch gerühmt, daß die Ungarn Tagereisen weit fliehen würden, wenn sie nur seinen Turban erblickten, so waren diese, obwohl nur funfzehntausend Krieger, voll Vertrauen auf ihren bewährten Führer und erfochten nach langer, schwerer Blut-

*) Vgl. die Charakteristik bei Zinkeisen a. a. O. S. 598 nach den Quellen. Erat Johannes de Hunyad vir in regno non parum potens, homo bellicosus et ad flectendum arma dirigendasque res bellicas natus, et sicut piscibus aqua cervisque umbrosas lustrare silvas, sic illi armorum bellique expeditio vita erat.

arbeit einen glänzenden Sieg, der ihnen unermeßliche Beute brachte und der besorgten Christenheit zum ersten Male wieder Hoffnung und Zuversicht gab. Im ganzen Abendlande fand die Kunde davon einen begeisterten Wiederhall. Jetzt erinnerte sich Papst Eugen IV., der in der That das Verdienst hat, daß er die Türkennoth zuerst als eine allgemeine, die ganze Christenheit angehende Frage anfah, seiner dem griechischen Kaiser gegebenen Verheißungen; er ließ das Kreuz predigen und sandte den Cardinal-Legaten Julian Cesarini als seinen Bevollmächtigten nach Ofen, der von nun an der eifrigste Beförderer eines neuen Aufschwunges wurde und zunächst Alles anwandte, um den König Wladislaus, zu einem größern und erfolgreichern Unternehmen wider den allgemeinen Feind der Christenheit zu bewegen. Man könne jetzt, äußerte er, die christliche Religion wieder bis an den Hellespont verbreiten; alle Reiche hätten ihre Hoffnung auf den König gesetzt, das Glück sei sichtlich auf Seite seiner Waffen. Seine Worte wirkten, und im Sommer 1443 ging ein ansehnliches Heer, aus Ungarn, Polen, Serbiern, Wallachen und deutschen Kreuzfahrern bestehend, über die Donau. Es war ein glorreicher Feldzug; wären ihm mehrere seiner Art gefolgt, die Macht der Türken hätte gebrochen werden mögen. Hunyadi siegte in zwei Schlachten bei Nissa und Jalovaz ob, und erstürmte noch am Vorabende des Christtages nach einem hartnäckigen Gefecht die Pässe des Hämus. Da aber das Jahr so weit vorgerückt war, Mangel und Krankheiten sich einzustellen begannen, beschloß man den Rückzug nicht ohne glänzende Pläne für das nächste Jahr. Diese Hoffnungen wurden erhöht durch das Versprechen von Hülfe zum ferneren Kriege, welches die Sieger von allen Seiten erhielten. Namentlich sagten der Papst, der Herzog von Burgund, Genua und Venedig auf das bestimmteste zu, daß ihre Flotten im ägäischen Meere und im Hellespont erscheinen und so den Türken die Verbindung zwischen Europa und Asien abschneiden würden. Indeß that Murad, dem es ernstlich um Frieden zu thun war, vortheilhafte Versöhnungsvorschläge, und auf Hunyadi's Rath wies sie Wladislav nicht zurück. Im Juli 1444 wurde ein zehnjähriger Waffenstillstand geschlossen, auf die Bedingungen, daß die Türken Serbien und die Herzegowina ihrem Beherrscher zurückstellen, die ungarische Oberherrschaft über die Wallachei anerkennen, und den gefangenen Schwager des Sultans, Mahmud Tschelebi, mit siebzigtausend Ducaten auslösen sollten. Nachdem ihm dies Geschäft gelungen, legte Murad, ein Fürst, dem die Gesinnungen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit nicht fremd waren, die Regierung nieder und übergab sie seinem

vierzehnjährigen Sohne Mohammed, oder vielmehr den bisherigen Westren, um sich selbst mit seinen vertrautesten Gesellschaftern zu Magnesia dem Genusse der Ruhe zu überlassen *).

Kaum war der Waffenstillstand abgeschlossen, so trafen am ungarischen Hofe Schreiben des Cardinals Condolmieri, Oberadmirals der verbündeten christlichen Flotte am Hellespont, und vom griechischen Kaiser ein, des Inhalts, daß die Karamanen, stets unruhig, auch jetzt wieder in Aufstand seien, die Flotte den Uebergang des Sultans nach Europa verhindern würde, und jetzt ein nie wiederkehrender Augenblick gekommen sei, die Macht der Türken in Europa zu vernichten. Das heilige Friedenswort war gegeben; aber der Cardinal Julian überwand die Einwendungen des Gewissens durch den täuschenden Glanz seiner Beredtsamkeit, indem er dem verabscheuungswürdigen Satze, ein den Ungläubigen gegebenes Wort sei nicht zu halten, die gleichfalls irrige Behauptung hinzufügte, Ungarn habe ohne Zustimmung des apostolischen Stuhles und der übrigen verbündeten Mächte der Christenheit kein Recht gehabt, einen Waffenstillstand mit den Türken einzugehen. So ward denn der ebenso gewissenlose als in seinen Folgen verderbliche Krieg beschlossen, ungeachtet der Reichstag in Polen warnte und Hunyadi laut widersprach. Die Macht, welche auszog, war gering und betrug, nachdem noch mehrere Verstärkungen zu ihr gestoßen waren, nicht über vierundzwanzigtausend Mann. Nachdem die Donau überschritten war, wurde der Weg am Ufer des schwarzen Meeres gewählt, und so kam man nach Varna. Hier war die erwartete Hülfsflotte noch nicht angekommen; statt dessen traf die Schreckensbotschaft ein, Murad, den die Kunde des Friedensbruchs aus seiner Ruhe aufgeschreckt hatte, nahe mit großer Macht. Durch den Verrath genuesischer Kauffahrer, wie erzählt wird, war er mit vierzigtausend Kriegern über den Bosporus gekommen, während die vereinigten christlichen Schiffe am Hellespont lagen; für die Zahlung eines Ducaten Ueberfahrtsgeldes für den Mann hatten Jene — eine in der Geschichte leider nicht vereinzelt dastehende Schandthat — ihre christlichen Brüder dem Schlachtmesser der Türken

*) Nicht, um in der Gesellschaft von Heiligen und Einsiedlern, unter Fasten und Gebet zu leben, wie Gibbon irrig sagt; aber auch nicht um die Freuden und Genüsse des Lebens ungestörter zu genießen, wie v. Hammer, Bd. I. S. 458 und 652 behauptet; sondern aus Trauer über den Verlust seines Sohnes Alaeddin, der im Anfang des Jahres gestorben war, und weil er, die menschlichen Dinge geringschätzend an einem beschaulichen Leben Behagen fand. Vgl. Zinkeisen a. a. O. S. 648.

überliefert. Im ungarischen Lager entstand nun die Frage, was zu thun sei; einige Führer riethen schleunigen Rückzug an die Donau, der Cardinal Vertheidigung in dem zu befestigenden Lager, bis Hülfe herbeikäme, der König aber und Hunyadi waren für die Schlacht. Sie geschah bei Varna am 10. November 1444 gegen den wohl viermal stärkern Feind, durch dessen Reihen, als solle die Gottheit zum Mitstreiten aufgefordert werden, die Urkunde des gebrochenen Vertrages, auf eine Lanze gesteckt, umhergetragen wurde. Schon war die Linie der Türken von der Tapferkeit der Christen durchbrochen, schon wandte Murad sein Roß zur Flucht, und stand nur wieder, nachdem ihm der Begler-Beg von Asien in den Zügel gefallen war: als König Wladislav zur Unzeit dem Aufrufe seiner polnischen Leibwache, sie in die Schlacht zu führen, folgte. Die Janitscharen, auf die er ansprengte, wichen anfangs dem Stoße; als aber die Polen bis an den Graben, den jene vor ihrer Stellung aufgeworfen hatten, gedrungen waren, wurden sie von der Ueberzahl des feindlichen Fußvolks umgarnt und niedergemetzelt*). Der König stürzte mit seinem verwundeten Rosse, ein alter Janitschar hieb ihm den Kopf ab, und steckte ihn auf eine Lanze. Nun war die Niederlage der Christen entschieden; die meisten suchten ihr Heil in der Flucht, unter ihnen auch Hunyadi. Der Anstifter alles dieses Unglücks, Cardinal Julian, kam bis an die Donau, wurde aber von seinen eigenen Leuten, als der eigentliche Urheber des gegen Gottes Gebot unternommenen Krieges, niedergestoßen; nun sehe man, rief Einer dem Sterbenden zu, daß gegen Gottes Willen gewesen sei, was wider Treue und Eidschwur geschehen. Murad kehrte nach Magnesia in den Ruhestand zurück, verließ ihn jedoch wiederum, und bestieg den Thron zum dritten Mal, als ein Janitscharenaufruhr sein kräftiges Einschreiten nöthig zu machen schien. Auch der ungarische Krieg, welchen Hunyadi, nach Wladislav's Tod zum Gubernator des Reichs erhoben, unermüdlich fortführte, erforderte Murad's ganze Aufmerksamkeit. Seine große Uebermacht erfocht indeß in einer dreitägigen mörderischen Schlacht, auf dem Felde von Kossova (17.—19. Oct. 1448), das schon einmal den Ruhm der türkischen Waffen verherrlicht hatte, einen neuen Sieg über den ungarischen Feldherrn und dessen tapfere Schaaren.

Diese Niederlage hätte vielleicht abgewendet werden mögen, wenn Hunyadi die ihm von dem albanesischen Fürsten Skanderbeg ver-

*) Mailath, Geschichte der Magyaren, Bd. II. S. 227. Zinkeisen a. a. O. S. 691 fgd.

sprochene Hülfe erwartet hätte, oder wenn der Zuzug desselben nicht durch den eifersüchtigen Kral von Serbien aufgehalten wäre. Skanderbeg hat nicht mit Unrecht unsterblichen Ruhm erlangt; weil er ein leuchtendes Beispiel gegeben, was unbeugsamer Muth, mit Geschick und Klugheit gepaart und getragen von aufopfernder Vaterlandsliebe, auch bei geringer Macht wider unzählbare Streiter vermag, so feiern ihn noch heute die bewundernden, legendenhaften Heldengesänge seines Volkes. Er hieß eigentlich Georg, und stammte aus der Familie-Castriota, die sich eine Herrschaft im nördlichen Albanien gegründet hatte. Als Murad's Heere im Jahre 1423 zum ersten Mal Epirus mit Krieg überzogen, mußte Georg mit drei Brüdern, als Pfänder der Treue seines Vaters, den Türken folgen. Er ward beschnitten und im Islam sowie für den Kriegsdienst erzogen. Seine ungemeinen Gaben hoben ihn schnell empor, schon früh erhielt er eine Führerstelle und gewann des Sultans hohe Gunst. Die Bewunderung, welche die Türken seiner großen Tapferkeit zollten, erwarb ihm den Beinamen Iskanderbeg (d. i. Fürst Alexander). Dennoch zog Murad das Fürstenthum seines Vaters nach dessen Tode ein. So faßte Georg endlich den Entschluß, die schimpflichen Bande, die ihn an die Feinde seines Vaterlandes und seines Glaubens fesselten, zu zerreißen. Nach der verlorenen Schacht bei Nissa (oben S. 69) entwich er vom türkischen Heere, und eine Bestallung, die er unter Androhung des Todes dem Staatssecretär Murad's abgezwungen hatte, eröffnete ihm die Festung Croja (1443), die im ehemaligen Gebiet seines Vaters in der Nähe des alten Dyrrhachium liegt. Ehe die List offenbar werden konnte, war die türkische Besatzung durch seine Anhänger ermordet. Die kriegerischen Albanier fielen dem tapfern Manne freudig zu, unter seiner Führung waren sie in ihrer wie in ihrer Feinde Meinung unbezwinglich. Dreiundzwanzig Jahre widerstand Skanderbeg, obwohl er auch von den Venetianern befeindet ward, der ganzen Macht des türkischen Reichs und starb unbezwungen (1466).

Zweimal hatte Mohammed II. schon den Thron bestiegen und zweimal ihn dem Vater wieder einräumen müssen; zum drittenmal machte ihn der Tod desselben (1451) zum Herrn des Reichs. Die Geisteskraft und Willensstärke dieses Fürsten dienten einer unermeßlichen Herrschgier; wüthende Ausbrüche ungezügelter Leidenschaft, unmenschliche Grausamkeit gegen Besiegte und schändliche Wollust haben seinen Ruhm befleckt. Er begann die blutige Laufbahn gleich nach dem Tode seines Vaters mit einem Brudermord. Von dem griechischen Reiche überdauerte seltsamer Weise das übrig gebliebene Haupt noch immer

den längst dahin geschwundenen Körper. Murad hatte sich mit der Vasallenschaft des byzantinischen Kaisers begnügt, und nach Johann's VI. Tode (1448) dessen Bruder und rechtmäßigen Nachfolger Constantin, den bisherigen Despoten von Lakonien, in dem Besitz des ärmlichen Restes bestätigt, den ein jüngerer Bruder, Demetrius, Jenem streitig machen wollte. So trennten Uneinigkeit und Bruderzwist die Griechen bis auf das Ende ihres politischen Daseins, welches durch den festen Entschluß Mohammed's, Constantinopel zur Hauptstadt des osmanischen Reiches zu machen, nunmehr herannahte. Er begann damit, auf dem europäischen Ufer dicht bei Constantinopel, wo der Bosporus am schmalsten ist, eine starke Festung bauen zu lassen, um die Schifffahrt auf dem schwarzen Meere sperren zu können, und einem Heere aus Asien den Uebergang zu erleichtern; und als dies, wie es nicht anders sein konnte, zu Reibungen und Händeln führte, erklärte er den Krieg. Constantin war entschossen, nicht feige zu weichen, sondern sich im Kampfe zu behaupten oder würdig zu fallen. Im September 1452 begann Mohammed die Vorbereitungen zur Belagerung. War es auch nur Eine Stadt, die der Stolze bezwingen wollte, so erkannte er doch die ganze Wichtigkeit und Schwierigkeit des Unternehmens, und brachte den Winter in der größten Spannung und Unruhe zu. Constantin, der das Abendland taub und außer Stande zu helfen fand, griff nochmals nach jenem Schattenbilde, das seine Vorfahren schon öfters mit leeren Hoffnungen erfüllt hatte. Er wandte sich an den Papst Nicolaus V. und dieser sandte, um die Kirchenvereinigung von Neuem feierlich zu vollziehen, den Cardinal Isidor nach Constantinopel. Aber es hatte dies keine andere Folge, als daß der alte Haß der Griechen wider die römische Kirche mit erneuerter Heftigkeit hervortrat. Es schien, als ob die Geistlichen und Vornehmen lieber von den Türken das Aergste erdulden, als mit Menschen Gemeinschaft haben wollten, die sich im Abendmahl des ungesäuerten Brodes bedienten. Aber eben so wenig, als mit einer solchen Duldung, wollten die Reichen dem Staate mit ihren aufgesammelten Schätzen zu Hülfe kommen. Verblendet von Eigennutz, versteckten sie ihr Geld eher, als daß sie es dem Kaiser gegeben hätten, der dafür zahlreiche Schaaren hätte in Sold nehmen können.

Desto eifriger war der Sultan mit Allem beschäftigt, was zur Erreichung seines Zieles nöthig schien. Ein ungarischer Stückgießer, den man in Constantinopel schlecht bezahlte, bot ihm seine Dienste an, und goß ihm ein Wurfgeschütz, welches, der Erzählung eines Zeitgenossen zufolge, steinerne Kugeln von zwölf Centnern schleudern

konnte*). Dafür mußte es von hundert Ochsen gezogen, und konnte nur siebenmal im Tage abgefeuert werden, zersprang auch nachher beim Gebrauche, und tödtete den Meister, der es verfertigt. Aber in der Kindheit der Geschützkunst legte man auf solche riesenhafte Massen, trotz ihrer großen Unbehülflichkeit, einen hohen Werth. Am 6. April 1453 begann die merkwürdige Belagerung. Das Heer, welches Mohammed vor die Stadt führte, zählte mehr als zweimal hundertundfunfzigtausend Mann; während innerhalb derselben Constantin die trostlose Nachricht vernehmen mußte, daß zur Vertheidigung nur 4973 Waffenfähige vorhanden seien. Mit diesen und kaum zweitausend Söldnern mußte man jene ungeheueren Schaaren bestehen. Johann de' Giustiniani, der mit neunhundert Mann von der Republik Genua zu Hülfe gesendet war, bot alle seine Kunst auf, um dennoch mit so dürftigen Mitteln, hinter Mauern, die man in der sträflichsten Sorglosigkeit hatte verfallen lassen, die Vertheidigung möglich zu machen. Was den Griechen am meisten zu Statten kam, war, daß Constantinopel auch von der Seeseite angegriffen werden mußte, und die Schiffe der Türken zwar sehr zahlreich (es sollen 420 Segel gewesen sein), aber von einer eben so schlechten Beschaffenheit waren, als ihre Bemannung ungeübt. Während Kriegsmaschinen alter und neuer Zeit neben einander die Mauern schon heftig erschütterten, erschien eine zweite Hülfe von vier genuesischen und chiotischen Schiffen. Sie wagten es gegen hundertundfunfzig türkische, die ihnen den Weg versperren wollten, den Kampf zu beginnen, und die Erfahrung, der Muth der genuesischen Seeleute trugen den Sieg davon. Mohammed, der dem Kampfe vom Ufer zusah, ermahnte, versprach, drohte, und seiner selbst nicht mehr Meister, spornte er in der Wuth sein Roß in die Fluth. Vergebens, er mußte die Flucht der Seinen sehen und wie die Christen in den Hafen gelangten. Es gab also gewiß noch Wege, Constantinopel zu retten; sie wurden nur leider nicht benutzt. Noch hatte das Stürmen der Janitscharen, das Feuern der Geschütze keinen erheblichen Erfolg gehabt; der festen Haltung des Kaisers und der rastlosen Thätigkeit Giustiniani's war es zu verdanken, daß die Mauern noch Widerstand leisteten und schadhafte Stellen sofort ausgebessert wurden. Mohammed, der wohl einsah, daß er ohne den Besitz des Hafens, den starke Ketten von außen sperrten, die Stadt nicht gewinnen würde, entwarf und vollführte den Plan, einen Theil seiner Schiffe zu Lande

*) v. Hammer, Bd. I. S 266, sucht den Zweifel gegen diese Angabe zu beseitigen.

vom Bosporus her über den freien Raum, der zwischen Constantinopel und Galata sich befindet, hineinzubringen. Der unebene und hügelige, etwa zwei Stunden lange Weg wurde mit Brettern belegt, diese mit Fett schlüpfrig gemacht, und in einer Nacht wurden siebzig zweiruderige Schiffe und einige kleinere glücklich in den Hafen versetzt. So groß der Jubel der Türken war, so groß war die Bestürzung der Griechen. Giustiniani wollte die Schiffe in der Nacht verbrennen, aber der wohl berechnete Entwurf mißlang, weil die genuesischen Bewohner von Galata, während der ganzen Belagerung gegen beide Theile treulos, ihn den Türken verrathen hatten.

Constantinopels letzte Stunde war gekommen. Seine geringen Vertheidigungsmittel schmolzen immer mehr zusammen, die Entblößung der Hafenseite machte eine ganz neue Vertheilung der Streitkräfte nöthig; und während der grimmige Feind an den Mauern tobte, zerfraß im Innern das Gift der Uneinigkeit die letzte Kraft, denn die vornehmen Griechen sahen Giustiniani's Verdienste mit Verdruß und Scheelsucht an. Die Flotte des Feindes war im Hafen, sein Landheer in den Gräben unter den Mauern, in denen schon eine weite Bresche geöffnet war. Aus astrologischen Grillen bestimmte Mohammed den 29. Mai für den Sturm; den Muth der Seinen entflammte er durch das Versprechen, daß Gefangene und Beute ihnen gehören sollten, sich behielt er nur die Gebäude vor. Am Abend vor dem verhängnißvollen Tage nahm Kaiser Constantin, besserer Zeiten und eines schönen Glückes werth, von den Seinen rührenden Abschied. Man umarmte sich unter Thränen, denn nichts schien das Verhängniß mehr übrig zu lassen, als rühmlichen Tod. Mit einer wohl funfzigfach überlegenen Macht begannen die Feinde den Angriff, und konnten doch zwei Stunden lang keine Fortschritte machen; so sehr hatte die Bedeutung des Augenblickes die Kräfte der Belagerten erhöht. Schon waren die Janitscharen mehrere Male zurückgeworfen, und mußten mit eisernen Ruthen zum erneuten Stürmen gezwungen werden; einen Augenblick hofften die Belagerten auf Sieg und Rettung. Da ward Giustiniani, die Seele des ganzen Widerstandes, verwundet, und eilte, plötzlich aller Besonnenheit beraubt, nach Galata. Er wolle sich nur verbinden lassen, antwortete er dem Kaiser, der ihn zu bleiben ermahnte; aber er kehrte nicht wieder. Seine Entfernung verbreitete Muthlosigkeit; die Türken, denen die Veränderung nicht entging, verdoppelten ihre Anstrengungen und drangen in die Stadt.

Der Augenblick, wo die Ruine des griechischen Reiches zusammensank, war erschienen; aber Schmach und Feigheit seines letzten Kaisers

haben ihn nicht befleckt, Constantin Palãologus fiel ehrenvoll im Kampfe. Sein Leichnam ward aus der Menge der Erschlagenen an den purpurnen, mit goldnen Adlern gestickten Fußbekleidung erkannt, und das abgeschnittene Haupt dem Sieger gebracht, der es an einer Säule öffentlich aufstellen ließ. Etwa zweitausend Christen waren niedergemetzelt worden, die übrige Bevölkerung schonte mehr der Geiz, als die Menschlichkeit der Eroberer. Alle Einwohner wurden als Kriegsgefangene betrachtet, und wer nicht ausgelöst wurde, in die Sklaverei verkauft. Die Güter waren der Plünderung des Heeres Preis gegeben, aber die Gebäude durfte keine Zerstörung treffen, denn Mohammed selbst wollte künftig in Constantinopel thronen. Um die ausgeleerte Stadt wieder mit Einwohnern zu füllen, wurden fünftausend Familien aus Kleinasien, unter Androhung der Todesstrafe, zur Einwanderung gezwungen. Ihnen folgten in den nächsten Jahren gefangene Serbier, peloponnesische Familien und Andere, so daß es am Ende keine Landschaft gab, die nicht zur Wiederbevölkerung der Hauptstadt beigetragen hätte. Am vierten Tage nach der Eroberung erfolgte die Verwandlung der Sophienkirche in eine Moschee, später erst die der übrigen Kirchen. Für den christlichen Gottesdienst wurde nur eine kleine Kirche zurückbehalten; aber Mohammed sorgte andrerseits dafür, daß die christliche Gemeinde in einer festen Organisation einen Stützpunkt für die Zukunft erhielt. Er ließ die Wahl eines Patriarchen vornehmen, den er dann ganz der bisherigen byzantinischen Etikette gemäß und mit vollem Pompe in sein Amt einzuführen befahl; nicht ohne politische Rücksicht geschah es, daß unter seiner Mitwirkung zu diesem Amte gerade derjenige Priester erkoren wurde, der den Unionsversuchen des Papstes Nicolaus die heftigste Opposition gemacht hatte. Wenn in dieser Maßregel des Sultans einerseits der Grund für die Erscheinung zu suchen ist, daß das byzantinisch-hellenische Element unter der Herrschaft der Osmanen in Constantinopel immer eine gewisse Kraft behielt, daß sich um den Patriarchen, als das kirchliche Oberhaupt, ein großer Theil des zersprengten griechischen Adels in der Hauptstadt sammelte und unter dem Namen der Fanarioten zu Reichthum und politischer Bedeutung gelangte: so war damit andererseits einer Verschmelzung des griechischen Katholicismus mit der römischen Kirche, die sich jetzt leicht hätte vollziehen können, für immer vorgebeugt und die Scheidung zwischen orientalischen und abendländischen Christen aufs neue besiegelt.

Europa vernahm die Botschaft von dem schweren Unglück, das es selbst verschuldet hatte, mit Trauer und großem Schrecken; denn es war

nicht zu hoffen, daß Mohammed's Ehrgeiz befriedigt sein werde, und nur zu bald zeigte sich, wie gerecht diese Furcht war. Die Republiken Genua und Venedig vermieden um ihres Handels willen jede feindliche Berührung mit dem Sultan; der deutsche König Friedrich III. zeigte unter dem Einflusse seines Rathgebers, des schon genannten Aeneas Sylvius, guten Willen, blieb aber von dem Handeln weit entfernt. Nur Papst Nicolaus V. that sein Bestes, die Völker durch Kreuz- und Ablaßpredigten zum Kriege wider die grausamsten Feinde des christlichen Namens zu entflammen, und sein Nachfolger Calixtus III. zeigte noch größern Eifer. Seine Legaten gingen durch alle Länder, fanden aber wenig Gehör; in Frankreich wurde die Bekanntmachung des päpstlichen Ausschreibens sogar verboten. Unter den vom Papste ausgesandten Rednern war ein merkwürdiger, von hoher Begeisterung erfüllter Mann, aus dem Orden der Franziscaner, Johann von Capistrano, einem Städtchen in den Abruzzen. Um den Sinn der Menschen auf den Krieg wider die Ungläubigen zu lenken, versuchte er die verschwundene Begeisterung für den heiligen Glauben wieder zu erwecken und die Gemüther von den Gütern dieser Welt abzulenken. Schon im Jahre 1450 war er in Deutschland erschienen. Der Ruf seiner Heiligkeit ging vor ihm her, und als einem Propheten und Apostel zogen ihm Priester und Volk mit Reliquien entgegen, emsig bemüht, den Saum seines Kleides zu fassen. Kranke wurden zu seinen Füßen gelegt, daß er sie berühre und heile. Täglich hatte er zu Wien und zu Breslau zehn- bis zwanzigtausend Zuhörer, die er nur durch die hinreißende Lebhaftigkeit seiner Geberden fesselte; denn da er Lateinisch sprach, verstanden die Meisten seine Worte nicht*). Als Bußprediger und Verkündiger göttlicher Strafgerichte wegen der herrschenden Ueppigkeit und Sittenverderbniß, ließ er in den Städten, durch welche er kam, Kleiderputz, Larven, Spiegel, Brettspiele und Karten zusammenbringen und auf einem öffentlichen Platze in einem großen Feuer verbrennen. Als Mohammed, den stolzen Siegeslauf bis in das Abendland fortzusetzen, im Jahre 1456 vor Belgrad erschien, kam Capistrano dem tapfern Hunyadi zu Hülfe, mit einem Kreuzheere, welches aus einer zusammengelaufenen Menge von Bürgern, Bauern, Studenten und Bettelmönchen, zum Theil nur mit Knitteln und

*) Seine Rede wurde satzweise von einem Ordensbruder deutsch wiedergegeben; aber die Zuhörer pflegten den Dolmetscher kaum anzuhören, der Anblick des dürren, ausgetrockneten Mannes, der seine Worte durch heftige Bewegungen der fleischlosen Glieder verständlich machte (manibus et pedibus more italico praedicata demonstravit), rief einen größeren Eindruck hervor.

Schleudern bewaffnet, bestand. Sie warfen sich in das geängstigte Belgrad. Am 21. Juli drangen die Janitscharen durch die zerschossenen Mauern, setzten sich in den Besitz der äußern Stadt und stürzten sich im wüthenden Anlauf auf die Citadelle. Schon wähnte Hunyadi, Alles sei verloren; aber Capistrano hielt durch unerschütterliche Zuversicht den Muth der christlichen Kämpfer aufrecht. Endlich vertrieben die Massen brennender Reisigbündel, welche die Besatzung hinabschleuderte, die Stürmenden aus dem Graben, worauf Capistrano, an der Spitze der Kreuzfahrer, einen Ausfall machte und solchen Schrecken verbreitete, daß die Türken sich in eine unordentliche, wilde Flucht warfen, deren Strome selbst Mohammed, wie sehr er drohte und wüthete, folgen mußte. Alles Belagerungsgeschütz, an dreihundert Stücke, wurde eine Beute der Sieger, vierundzwanzigtausend Türken hatten hier ihr Grab gefunden. Leider aber starb Hunyadi, der größte Held des ungarischen Volkes, der ruhmreiche Vertheidiger der Christenheit, schon zwanzig Tage nach diesem Siege*). Er verschied auf dem Krankenlager in den Armen seines Freundes und Waffenbruders Capistrano, der ihm noch in demselben Jahre nachfolgte.

Die Vertheidigung Belgrad's hatte den verheerenden Strom für einige Zeit von Ungarn abgelenkt, und Mohammed's Eroberungsdurst wandte sich nach anderen Seiten. David, der letzte in Trapezunt herrschende Comnene, wagte keine Vertheidigung, sondern überlieferte sein Reich (1461) in die Hände des Gewaltigen. Schon ein Jahr vorher war auch der Herrschaft, welche Demetrius und Thomas, die jüngeren Brüder Constantin's, des letzten byzantinischen Kaisers, im Peloponnes noch übten, ein völliges Ende gemacht worden. Sie fanden ein verdientes Schicksal, da sie selbst in diesen Zeiten der dringendsten Gefahr, von ihrer rasenden Leidenschaft, sich einander selbst anzufeinden und zu bekämpfen, nicht gelassen hatten. In ihren Sturz wurden auch die noch übrigen kleinen Herren in Griechenland verwickelt; und nachdem die Fürsten gefangen und vertrieben, die Städte verbrannt und entvölkert, ihre Vertheidiger, zum Theil unter Martern, hingerichtet waren, wurde ganz Griechenland, bis auf einige von den Venetianern besetzte Häfen, unterjocht. Ein Jahrtausend länger als die westlichen Provinzen des alten Römerreichs hatten die Griechen dem stolzen Namen desselben

*) Morte illius, schreibt Aeneas Sylvius, spes quoque nostra interiisse videtur; nihil enim reliqui Christianorum principes cogitare videntur, nemo opponit pro nostra salute manum.

bewahrt; nun hatten auch sie mit diesem Namen ihre Unabhängigkeit an erobernde Barbaren verloren. Aber wie ganz anders war ihr Loos gefallen! Jene hatten in ihren Siegern einen edlen Stamm gefunden, der sich zu ihrer Religion entweder schon bekannte, oder sie bald annahm, und voller Bildungsfähigkeit bald gänzlich mit ihnen verschmolz; diese ein in Hochmuth und im Glauben an seine Vorzüglichkeit erstarrtes, dem Christenthume mit Haß, seiner Bildung mit stumpfer Gleichgültigkeit und Verachtung entgegentretendes Volk, welches seinen Fuß nicht hart und schwer genug auf den Nacken der Unterjochten setzen zu können glaubte. Eine unversöhnliche, durch alle folgende Geschlechter forterbende Feindschaft zwischen Siegern und Besiegten war davon die nothwendige Folge.

Mohammed's Eroberungssucht und die vielfachen Berührungen seines Reiches mit halb besiegten, halb noch widerstrebenden Völkern trieben ihn in beiden Welttheilen in unaufhörlichen Kämpfen umher, und seine Macht wuchs wie ein reißender Strom. In Kleinasien machte er dem karamanischen Reiche, lange dem gefährlichsten Nebenbuhler der osmanischen Macht, mit welchem seit anderthalb Jahrhunderten stets entweder offene Feindschaft oder unsicherer Friede gewesen war, ein völliges Ende (1473). Serbien, längst tributpflichtig, Bosnien und die Wallachei wurden erobert, und die Streifzüge der Türken nach Krain, Friaul, Kärnthen und Steiermark, welche bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts währten, begannen um diese Zeit. Mit den Venetianern, ob wohl sie lange zögerten und sich nur sehr schwer von ihrer bisherigen Politik lossagten, konnte schließlich der Krieg nicht ausbleiben; nicht der laute Tadel der gesammten Christenheit, sondern ihre Besitzungen im Peloponnes gaben die Veranlassung (1463); das unglückliche Land ward dabei noch einmal auf das Fürchterlichste verheert und zu Grunde gerichtet. Das Schicksal der Gefangenen war entsetzlich. Nach der Eroberung Negroponte's, welche den Türken über funfzigtausend Menschen kostete, wurden alle Venetianer gespießt oder geviertheilt. Die Hinrichtungsart, welche Mohammed vorzugsweise anwandte, war das Durchsägen oder Entzweihauen, weil er diesen Tod für den qualvollsten hielt. Sechzehn Jahre währte der Krieg, bis die Republik gegen manche Aufopferung Frieden erhielt (1479). Der Sultan ließ sich bestimmte Gebiete im Peloponnes, in Albanien und im Archipel abtreten, verlangte auch eine bedeutende Summe Kriegskontribution, gestattete seinerseits aber gegen eine stehende mäßige Abgabe den Venetianern zollfreie Einfuhr ihrer Waaren in sein Reich, bewilligte die Einsetzung eines venetianischen Beamten in Constantinopel und versprach die Flagge von St. Marcus

zu respectiren. Die Venetianer betrachteten sich seit diesem Frieden als so gute Freunde des Sultans, daß sie ihn, als König Ferdinand von Neapel den Versuch machte, seine Herrschaft nach Norditalien auszudehnen, zu einer Landung in Apulien reizten, wobei sie ihm vorstellten, daß diese Gegenden altgriechisches Besitzthum seien, daß also das Anrecht darauf an ihn übergegangen sei. Zum Schrecken des Abendlandes kamen die Türken wirklich alsbald mit hundert Schiffen, und nahmen Otranto (1480). Nun war also schon ein Fuß auf Italien's Küste gesetzt; der Westen Europa's, an einem seiner empfindlichsten Theile verletzt und beschritten, lockte den Eroberer zu neuer Beute und neuem Ruhme. Rom, der Mittelpunkt der christlichen Welt, wurde Mohammed's Ziel; er schwur, den Glauben an den Gekreuzigten von der Erde zu vertilgen. Die letzten Jahre seines Lebens wandte er seine Aufmerksamkeit der Unterwerfung der Insel Rhodus zu, er mochte es nicht ertragen, daß dieses äußerste Bollwerk des Christenthums mitten unter den osmanischen Besitzungen eine eigene Welt bilde. Aber ein Versuch, die Hauptstadt im raschen Anlauf wegzunehmen, scheiterte er der Tapferkeit der Johanniterritter. Da beschloß er sich selbst an die Spitze eines neuen und größeren Heerzuges zu stellen. Aber zum Glück für das Abendland starb er schon am 4. Mai 1481, und auch Otranto konnte nun seinen Truppen wieder entrissen werden.

Mohammed war ein Eroberer, wie es der Herrscher seines Staates, dessen Lebenselement von Anbeginn die Eroberung gewesen war, sein mußte; wunderbar begünstigt durch die damalige Weltlage, aber zugleich ausgestattet mit einem weiten, umfassenden Blicke. In seinem Wesen lag indeß mehr als der bloß rohe und wüste Drang zu unterjochen; er verstand nicht minder zu erhalten und zu organisiren, er hat neben dem Ruhme eines gewaltigen Kriegers auch den eines Gesetzgebers erworben. Die Verfassung des osmanischen Staates beruhte auf einem einfachen Mechanismus der Unterordnung und Verwaltung, dem er durch mehrere Bestimmungen über die Abstufungen der Reichswürden und Beamten, sowie ihrer Einnahmen, noch festere Grundlagen verschaffte. In Bezug auf die Thronfolge machte er seinen Nachkommen den Brudermord zur Pflicht, um die Ruhe und Einheit des Reiches zu sichern; ein in orientalischen Staaten häufig begangenes Verbrechen, hier aber zur gesetzlichen Handlung erhoben*). Dem Sultan zunächst steht der unumschränkte

*) „Die meisten Gesetzgelehrten haben es für erlaubt erklärt, daß, wer immer von meinen erlauchten Kindern und Enkeln zur Herrschaft gelangt, zur

Stellvertreter desselben, der Großvezir; fünf Roßschweife sind das Abzeichen seiner Würde, und sein Gehalt betrug damals zweihunderttausend Aspern *). Allen Statthalterschaften in Europa und Asien sind die beiden Beglerbeg's von Rum und Anatoli vorgesetzt; unter ihnen verwalten die Provinzen Pascha's und Aga's, welche ihre Befehle wieder den Sandschakbegs zusenden. Zur Zeit der höchsten Ausdehnung unter Sulehman II. begriff das Reich an dritthalbhundert Sandschaks in einundzwanzig Statthalterschaften. Die Rechtspflege verwalten die beiden Kadiaskere von Europa und Asien; unter ihnen die Mollah's in den größeren, die Kadi's in den kleineren Städten. Von großem Einfluß auf die Aussprüche der Richter, sowie auf die ganze Staatsverwaltung und selbst auf das Verhältniß zu auswärtigen Mächten war das Collegium der Ulema's, der Gelehrten des religiösen und politischen Gesetzes, die in allen wichtigen Dingen um ihr Gutachten (Fetwa) befragt wurden. Das Oberhaupt der Ulema's, die in verschiedene Rangclassen vertheilt waren, Besoldungen erhielten, und allmählig zu höheren Stellen emporrückten, war der Mufti des Reiches. Für die Verhandlungen mit den fremden Staaten, für die Ausfertigung der Befehle des Sultans sorgten die Nischandschi, die Beamten des Staatssecretariats, denen später der Reis-Effendi vorgesetzt wurde; für die Finanzen die beiden Defterdare von Rum und Anatoli. Die Moslemen entrichteten den Zehnten von ihren Gütern, die Nichtmoslemen zahlten Kopfgeld, Grundsteuer, Vermögenssteuer, und wurden außerdem von den Beamten und Statthaltern zu den willkürlichsten und härtesten Frohnen angehalten. Noch drückender mußte für die Christen der Knabenzins sein, der an den Sultan zur Ergänzung seiner Sklaven, der Janitscharen und der besoldeten Reiterei (Sipahi), gewöhnlich alle fünf Jahre abgeliefert werden mußte.

Die Stärke des osmanischen Reiches, wie die aller orientalischen Staaten, lag in der Zusammenfassung sämmtlicher Kräfte durch einen Verwaltungsmechanismus, wie der, dessen Hauptzüge wir eben angeführt haben; in der Concentration aller politischen Macht und Gewalt im Sultan, dem nirgends eine Schranke, es sei denn eine sehr schwache, von Seiten des Islam gesetzt war. Wenn aber die Osmanen diese Vorzüge für das ganze äußere Auftreten mit den übrigen asiatischen Reichen

Sicherheit der Ruhe der Welt seine Brüder hinrichten lasse! sie sollen danach handeln." So lauten die Worte des Gesetzes. v. Hammer, Bd. II. S. 221.

*) Man rechnet sechzig Aspern auf einen Thaler.

mehr oder weniger theilten, so zeichneten sie sich vor diesen durch das Gewicht aus, welches das militärische Element in ihrem Leben, auch nach Vollendung ihrer großen Eroberungen, behauptete und durch die Einrichtungen, die zur Verstärkung und Erhaltung der Kriegsmacht und des kriegerischen Sinnes im Volke getroffen waren. Des merkwürdigen Instituts der Janitscharen, das in der Weltgeschichte nicht seines Gleichen hat, ist schon gedacht worden. Von früh an wurden die ausgehobenen Knaben im unbedingtesten Gehorsam erzogen, von früh an hatten sie keine andere Hoffnung, als dermaleinst die Gunst des Sultans zu erwerben. Aus denen, die im Serail ihren Unterricht erhielten, wozu man die tüchtigsten wählte, nahm der Herrscher seine Beamten zu Krieg und Frieden, so daß selbst die Nationalität gegen den Vorzug der sklavischen Tüchtigkeit zurückstehen mußte. Außer den stehenden Truppen hatte die Pforte eine gewaltige Streitmacht in den Lehnsträgern. Der größte Theil der erworbenen Provinzen war nämlich in größere und kleinere Güter (Siamet und Timare) vertheilt, und an osmanische Besitzer vergeben worden. Den Inhabern derselben lag es ob, von jedem jährlichen Einkommen von dreitausend Aspern einen Reiter zu stellen, der vom April bis in den October zum Dienst verpflichtet war. So bedurfte es nur eines Befehls an die Beglerbegs von Rum und Anatoli, um dort achtzigtausend, hier funfzigtausend Reiter ins Feld zu rufen. Ein Erbadel aber, und in diesem eine dem Sultan gefährliche Macht, wie in den europäischen Staaten, konnte aus diesen Lehnsträgern nicht erwachsen, weil ihre Güter nicht in der Weise erblich waren, wie im Abendlande. Die Söhne der Timarli erhielten nämlich nach dem Tode des Vaters, auch wenn dieser ein großes Gut vielleicht von sieben bis achthunderttausend Aspern Einkommen besessen, immer nur eines der untersten Klasse, was höchstens fünftausend Aspern eintrug, und konnten sich nur erst wieder durch Verdienst und Auszeichnung im Kriege zu ansehnlicheren Besitzungen emporarbeiten. Der Landbau auf den Gütern der Timarli wurde von Sklaven und von der früheren Bevölkerung im Verhältniß Leibeigener betrieben, die zu hohem Pachtzins und außerdem zu harten Frohnen aller Art verpflichtet waren. Erst später wurden ihre Leistungen geregelt.

43. Ungarn und Polen.

Der Mannsstamm des arpadischen Herrscherhauses, welches Ungarn seit vier Jahrhunderten beherrschte, starb aus mit dem Enkel Bela's (Thl. VII. S. 68), Ladislaus IV. (1272—1290), der den König Rudolf von Habsburg in seinem Kampfe gegen den übermächtigen Ottokar eifrig unterstützt hatte. Doch war noch ein nicht ebenbürtiger Nachkomme Andreas II. vorhanden, Andreas III., der jetzt, nach dem Willen des verstorbenen Königs und der Mehrzahl der Magnaten des Reiches, den Thron bestieg. Mit Weisheit und Mäßigung suchte er ihn zu behaupten, sowohl gegen Rudolf, der Ungarn als erledigtes Reichslehn in Anspruch nahm, als gegen den Papst Nicolaus IV., welcher, alten Rechten des heiligen Stuhles gemäß, ebenfalls die Krone Ungarns nach seinem Gutdünken zu vergeben trachtete. Um einem Einfall Albrecht's von Oesterreich, dem sein Vater das ungarische Reich verliehen hatte, zuvorzukommen, drang er mit starker Heeresmacht über die Grenze, und zwang den Herzog durch die Belagerung Wien's und durch die Verheerung des Landes zum Frieden. Zur Befestigung desselben vermählte er sich einige Jahre darauf (1296) mit Albrecht's Tochter, Agnes, die durch die unversöhnliche Rache, mit welcher sie die Mörder ihres Vaters verfolgte, auch in der deutschen Geschichte bekannt geworden ist (vgl. Thl. VII. S. 92). Nicht so leicht gelang es ihm, die vom heiligen Stuhl unterstützten Thronbewerber zurückzuweisen. Es war dies zuerst Karl Martell aus dem Hause Anjou-Neapel, der Sohn König Karl's II., dessen Gemahlin eine arpadische Fürstentochter war*). Zwar schlug Andreas ihn zurück, als er im Jahre 1293 in Dalmatien landete, aber die dem König feindliche Partei unter dem ungarischen Adel rief Karl Martell's Sohn, Karl Robert, herbei, und dieser sah sich bald von zahlreichen Anhängern umringt. Andreas zog gegen ihn aus, wurde aber plötzlich, durch den Abfall mehrerer Landschaften tief bekümmert, vom Tode ereilt (1301). Doch endete hiemit die Verwirrung des Reiches nicht. Gegen den Neapolitaner wurde Wenzeslaus von Böhmen erhoben (Thl. VII. S. 90). und als dieser, vom Banne des Papstes bedroht und von Karl Robert's Bundesgenossen, dem römischen König Albrecht, befeindet, das Unternehmen aufgab, wählte ein Theil des Adels, der Karl Robert noch immer widerstrebte, den Herzog Otto von Baiern, einen Enkel Bela's IV. von

*) Vgl. die Stammtafel Thl. VII. S. 154.

weiblicher Seite. Indeß fand dieser sehr geringen Anhang, und Papst Clemens V. brachte es endlich dahin, daß Karl Robert nach neunjährigen Kämpfen allgemein anerkannt wurde. So herrschte jetzt dasselbe Königshaus in Neapel und in Ungarn, eine Verbindung, die beiden Reichen verhängnißvoll ward.

Während des Bürgerkrieges hatten Verwirrung und Gesetzlosigkeit im Lande überhand genommen, Karl Robert aber, ein einsichtsvoller Herrscher, versuchte diese Uebel mit Nachdruck und Kraft zu heilen. Handel und Städte blühten auf, Gerichts- und Münzwesen wurden geordnet. Als Karl II. von Neapel starb, hätte dieses Reich, nach dem Rechte der Erstgeburt, Karl Robert zufallen müssen, der Papst aber erklärte sich für Robert, einen jüngern Bruder Karl Martell's (Thl. VII. S. 154), und der König von Ungarn, friedlichen Ausgleichungen geneigt, fügte sich. In der Folge eröffnete er seinem Hause die Aussicht auf den neapolitanischen Thron durch die Vermählung seines zweiten Sohnes Andreas mit Robert's Enkelin und Erbin Johanna. Dem ältesten Sohne, Ludwig, war Ungarn bestimmt, Karl Robert hatte aber die Freude, ihn auch zum Thronfolger in Polen erwählt zu sehen.

Dieses Reich war aus langen Fehden und unsäglichen Verwirrungen (Thl. VI. S. 260) endlich durch Wladislav Lokietek (d. i. der Zwerg) gerissen worden, der Groß- und Kleinpolen dauernd zu Einer Monarchie verband, und 1320 von Johann XXII. anerkannt, zu Krakau feierlich zum König von Polen gekrönt ward. Seine Tochter Elisabeth war mit Karl Robert vermählt, und dieser trug dazu bei, daß sein Schwager Kasimir dem Vater Wladislav nach dessen Tode (1333) unbestritten folgte. Kasimir, der Große genannt, vollendete das Werk seines Vaters, und erwarb sich besonders durch Sorge für Gesetze und Rechtspflege große Verdienste um das Land. Indem er den Bauern Erleichterung ihres Zustandes verschaffte, Schutz ihrer Personen und ihres Eigenthums gegen Druck und Willkür der Gutsherren und Befreiung von ungemessenen Diensten gewährte, ward ihm der Beiname des Bauernkönigs zu Theil. Kasimir, der keine Söhne hatte, wünschte seinem Neffen Ludwig sein Königreich hinterlassen zu können, und erlangte die Einwilligung der Reichsstände.

Ludwig, der nach dem Tode seines Vaters (1342) als ein siebzehnjähriger Jüngling den Thron von Ungarn bestieg, führt mit Recht den Namen des Großen. Seiner Züge nach Italien und der Eroberung Neapels, um den Mord seines Bruders Andreas zu rächen, ist schon oben gedacht worden (Thl. VII. S. 176). Die Venetianer, welche Dal-

mackien schon seit Jahrhunderten in Anspruch genommen und in fortwährender Unruhe erhalten hatten, bekriegte er mit Glück, und zwang sie im Frieden (1358), allen Ansprüchen auf diese Provinz zu entsagen. Auch die Wallachei unterwarf er seiner Herrschaft und begründete einen nicht unbedeutenden Einfluß Ungarns auf die Serbier und Bulgaren. Seine innere Regierung war trefflich. Er gab Gesetze, die ihn als vorurtheilsfreien und einsichtsvollen Regenten beurkunden. Die Grenzen zwischen der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit bestimmte er zuerst durch eigene Verordnungen. Den Städten war er gewogen wie sein Vater, Handel und Wissenschaften wurden befördert. Als in Polen 1370 mit Kasimir dem Großen das alte Regentenhaus der Piasten erlosch, bestieg er auch diesen Thron; hier aber ging von dem, was man nach der für Ungarn so wohlthätigen Regierung des Königs erwarten konnte, nichts in Erfüllung. Ludwig konnte die beiden Reiche nicht mit gleicher Sorgsamkeit umfassen; er überließ die Verwaltung Polens seiner Mutter Elisabeth, weil er glaubte, diese, dem alten Herrschergeschlechte entsprossen, würde die Gemüther leicht für das neue gewinnen. Aber Elisabeth war unklug genug, die früheren Diener und Rathgeber Kasimir's zu entfernen, und die Geschäfte Unerfahrenen anzuvertrauen, die durch Schmeicheleien ihre Gunst gewonnen hatten. Dies erregte Mißvergnügen und Parteiungen, und als eine alte, unter der vorigen Regierung abgeschaffte Steuer von Neuem eingefordert wurde, ward die Unzufriedenheit allgemein. Dazu kam, daß die Nationaleifersucht beider Stämme nicht ohne Einfluß blieb, so daß Elisabeth Polen endlich verließ und nach Ungarn zurückkehrte, wo sie 1380 starb.

Als Ludwig der Große 1382 verschied, erklärten sich die Polen gegen den Wunsch des Verstorbenen, der seiner ältern Tochter Maria und deren Verlobten Sigismund, dem zweiten Sohne Kaiser Karl's IV., beide Reiche erhalten zu sehen wünschte, für dessen jüngere Tochter Hedwig. Zwar begab sich Sigismund, der schon zu Lebzeiten seines Schwiegervaters eine Zeit lang Polen verwaltet hatte, nochmals dorthin, um die Huldigung zu empfangen; er war jedoch so wenig im Lande beliebt, daß sich der Adel weigerte, ihn anzuerkennen, und die Krönung Hedwig's bewirkte. Bald darauf erschien eine litthauische Gesandtschaft, die im Namen ihres Großfürsten Jagiel oder Jagello um die Hand der funfzehnjährigen Königin warb. Die Litthauer, ein damals noch heidnisches Volk, hatten sich im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, vorzüglich auf Kosten Rußland's, erobernd ausgebreitet. Jagello versprach mit seinem ganzen Volke das Christenthum anzunehmen und große Vortheile für Polen,

wenn ſein Begehren erfüllt werde. Es koſtete zwar Mühe, Hedwig, die ſchon mit dem Herzoge Wilhelm von Oeſterreich verlobt war, zu bewegen, ihre Hand einem Fürſten, den ſie ſich ſchlimmer als einen Wilden dachte, zu reichen; endlich aber, von dem dringenden Verlangen der Polen beſtürmt, fügte ſie ſich. Nachdem Jagello 1386 die Taufe empfangen hatte, begann er unter den Litthauern das Bekehrungswerk, und da es an Geiſtlichen, die der Landesſprache kundig waren, fehlte, zog er ſelbſt mit den Glaubensboten durch das Land, um ihre Worte ſeinen Unterthanen zu dolmetſchen. Es ging hier, wie früher ſchon häufig bei ſolchen Bekehrungen in Maſſe. Das erſtaunte und beſtürzte Volk ſah die Götzenbilder zerſtört, ohne daß Rache vom Himmel erfolgte; das Beiſpiel der Großen, auch die weißen wollenen Röcke, welche die Täuflinge auf Befehl ihres Herrſchers erhielten, wirkten als Lockung. So wurde Litthauen chriſtlich, und ſtand fortan mit Polen unter einem Oberherrn, wurde aber von beſonderen Großfürſten aus dem jagelloniſchen Fürſtenhauſe regiert; eine Trennung, welche zu vielen, Jahrhunderte lang fortdauernden Streitigkeiten Anlaß gab, bis beide Länder völlig vereinigt wurden. So loſe indeß die Verbindung zwiſchen den beiden Staaten anfangs auch war, ſo erhob ſich doch Polen unter den Jagellonen zu einem mächtigen Reiche, und trat nach außen mit Kraft und Nachdruck auf.

In Ungarn wurde nach Ludwig's des Großen Tode ſeine zwölfjährige Tochter Maria allgemein als Königin anerkannt; allein ihre herrſchſüchtige Mutter Eliſabeth, welche die Verwaltung führte, machte ſich und ihre Regierung, wie früher in Polen, ſo jetzt auch in Ungarn in kurzer Zeit verhaßt. Sie ließ ſich gänzlich von Gara, dem Palatin des Reichs (Thl. VI. S. 54) leiten, einem Manne, der Muth, Feſtigkeit und Einſicht beſaß, aber auch voll grenzenloſen Ehrgeizes war. Als er das mächtige Geſchlecht der Horwathi demüthigen wollte, wandte ſich dieſes mit ſeinem Anhange an Karl den Kleinen von Neapel, der, wie ſchon (Kap. 21) erzählt iſt, die ihm von den Unzufriedenen dargebotene Krone annahm. Heuchleriſch erklärte er bei ſeiner Ankunft in Ungarn (1385), er ſei nur gekommen, den Zwiſt des Adels mit der Fürſtin zu ſchlichten, und mit nicht minderer Heuchelei trat ihm Eliſabeth entgegen; aber ſchnell führte die Ungeduld der Leidenſchaft von beiden Seiten eine furchtbare Entſcheidung herbei. Karl hatte es dahin gebracht, daß er von den Seinen zum Gubernator Ungarn's ernannt wurde, und bald darauf verlangten ſie ihn auf einer Reichsverſammlung zu Ofen auch zum König. Maria ward genöthigt, dem Throne zu entſagen, ja

sie und ihre Mutter mußten selbst bei der Krönung ihres Verdrängers, wie zum bittern Hohne, gegenwärtig sein. So glaubte Karl die Zügel der Regierung fest in seiner Hand zu halten; doch schon war sein Untergang beschlossen. Etwa sechs Wochen nach der Krönung ließ ihn Elisabeth unter dem Vorwande einer Unterredung auf ihr Zimmer im Schlosse zu Stuhlweissenburg laden. Er erschien, und als die Königin seine Begleiter zu entfernen gewußt hatte, hieb Blasius Forgacz, ihr Mundschenk, mit seinem Streithammer dem neuen Herrscher über den Kopf, daß er zusammensank. Ehe sich seine italienischen Kriegsleute sammeln konnten, hatte der Palatin, längst mit der Königin einverstanden, das Schloß besetzt und den schwer Verwundeten in sichern Gewahrsam gebracht, wo er nach siebzehn Tagen endete, ob an den Folgen seiner Verletzung, ob durch neue Gewaltthat, ist ungewiß (Febr. 1386). Indeß mit Karl war die Partei, die ihn herbeigerufen, noch nicht vertilgt. Auf dem Wege nach Dalmatien, wo Unruhen ausgebrochen waren, überfiel Ladislav Horwathi mit großer Uebermacht die Königin sammt ihrem Vertrauten. Das königliche Gefolge ergriff die Flucht, Forgacz wurde vom Roß geworfen und auf der Stelle geköpft, Gara fiel nach der heldenmüthigsten Gegenwehr, und Elisabeth wurde in den Kerker geschleppt, wo sie bald darauf starb. Nach anderen Nachrichten wurde sie ertränkt.

Schon vor Karl's des Kleinen Ankunft in Ungarn war Mariens eben angetrauter Gemahl, Sigismund, der nachmalige römische König und Kaiser, nach Böhmen gezogen, um Hülfe herbei zu holen. Auf die Nachricht, daß Elisabeth getödtet sei, und auch Maria von der Gegenpartei gefangen gehalten werde, kam er nach Ungarn, und setzte das ganze Land zur Befreiung der rechtmäßigen Königin in Bewegung. Die Venetianer kamen ihm zu Hülfe, und Maria ward den Händen ihrer Feinde entrissen. Sie übertrug ihrem Gemahl, der schon zum König gekrönt war, alle ihre Regierungsrechte. Aber für Sigismund erschienen noch keine ruhigen Tage. Er besiegte zwar die Horwathi, doch die harte Strenge, die er gegen dieselben zeigte, erregte großes Mißvergnügen und wiederholte Empörungen. Die Niederlage bei Nicopolis (Kap. 41) war nicht geeignet, solche Uebelstände zu vermindern, und nur Sigismund's Rückkehr hinderte für den Augenblick den Ausbruch eines neuen Aufstandes. Als er nun aber das Haupt der Mißvergnügten, den Wojwoden Stephan Laczk, hinrichten ließ, bereiteten ihm die erbitterten Großen dasselbe Schicksal, welches fünf Jahre zuvor durch seine eigene Mitwirkung seinen älteren Bruder, den König Wenzel, betroffen hatte (vgl. VII. S. 207). Sie nahmen ihn gefangen (April 1401) und setzten

ihn auf ein festes Schloß, aus dem er jedoch nach achtzehnwöchentlicher Haft durch die Bemühungen seiner Partei befreit war.

Er zog nun nach Böhmen, ließ aber so viele Keime des Mißvergnügens zurück, daß es den Unzufriedenen gelang, die Wahl eines Gegenkönigs durchzusetzen. Sie fiel auf Ladislaus von Neapel (Kap. 21), der auch bis Raab kam und sich dort krönen ließ (1403), jedoch von Sigismund's Anhängern bald wieder vertrieben ward. Die Ruhe war nun leidlich hergestellt, aber Ungarn bedurfte eines thätigern Königs. Als Sigismund römischer Kaiser geworden war, und die Sorgen, erst für die Herstellung des Kirchenfriedens, dann für die Beruhigung Böhmen's und die Unterdrückung der Hussitischen Unruhen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, vernachlässigte er die ungarischen Angelegenheiten, obwohl andrerseits die Deutschen darüber klagten, daß er das Reich gegen seine Erbländer zurücksetze. Darüber gingen mehrere Provinzen verloren, Roth-Rußland (Galizien und Lodomerien) an Polen, Dalmatien an Venedig, und mit Schmerz mußten die Ungarn sehen, wie die politische Größe ihres Reiches, welche Ludwig begründet hatte, in schneller Abnahme zusammensank. Ueberhaupt war jener bessere Zustand der Staaten von Ungarn und Polen, den wir oben geschildert haben, nur durch die reichbegabten Persönlichkeiten Wladislav Lokietek's und Kasimir's, sowie Karl Robert's und Ludwig's hervorgerufen. Im Allgemeinen standen die Herrscher in beiden Reichen dem Volke zu fern, um der Adeligen entbehren zu können, in deren Händen die eigentliche Macht lag, weil diese in unmittelbarem Verhältniß zu ihren Hintersassen und den eigenen Leuten standen, welche die Hauptmasse der Nation bildeten. Von dem geistigen Leben, das die westlichen Staaten Europa's um diese Zeit durchdrang und belebte, fanden sich im Osten nur wenige Spuren, und für die Befestigung des königlichen Ansehens fehlte es an einem wesentlichen Elemente, an einem kräftigen Bürgerstande, der sich in Polen gar nicht, in Ungarn, trotz der Pflege von Seiten der Herrscher, nur spärlich entwickelte. So konnte die Zügellosigkeit der Großen ungehinderter das Haupt erheben, Anarchie und Despotismus noch Jahrhunderte lang in Ungarn wechseln, bis das Land endlich durch den festen Anschluß an ein deutsches Fürstenhaus Friede und wenigstens äußeres Gedeihen fand. In Polen hatte Kasimir, um die Thronfolge seinem Neffen zu sichern, dem Adel die ausgedehntesten Bewilligungen zugestehen müssen; ebenso konnte Ludwig nur durch neue Opfer die Krone auf dem Haupte seiner Töchter befestigen. Jagello oder, wie er als christlicher Herrscher Polens heißt, Wladislav II. ertheilte dem Adel völlige Steuer-

freiheit, damit er seinen jungen Sohn nach seinem Tode als König anerkennen möchte. Dieser folgte dann dem Vater im Jahre 1434, erst zehn Jahr alt, und regierte zunächst unter ständischer Vormundschaft. Auf diesen Grundlagen erwuchs unter den Jagellonischen Herrschern die zügellose Freiheit der polnischen Edelleute, welche von den Piasten größten Theils noch mit der Strenge orientalischer Despotie beherrscht worden waren. Der Adel errang das vollständige Recht der Königswahl und so große Privilegien, daß die Monarchie in Polen seitdem der Aristokratie den Vorrang abtreten mußte.

Nach Sigismund's Tode (1437) folgten ihm in Ungarn und Böhmen seine Tochter Elisabeth und deren Gemahl Albrecht von Oesterreich, den auch die Deutschen zum König wählten. Die Ereignisse der kurzen Regierung dieses Fürsten sind schon früher dargestellt worden. Seine Wittwe Elisabeth war schwanger; da sie aber nicht glaubte, einen Sohn zu gebären, so versammelte sie die Großen, und erklärte ihnen, daß sie, obschon rechtmäßige Erbin der Krone, sich doch zur Verwaltung des Reiches zu schwach fühle, sie möchten daher einen König wählen, aber ihrer nicht vergessen. Die Wahl fiel auf den jungen Wladislav III. von Polen. Indeß gebar die Königin vier Monate nach dem Tode ihres Gemahls (22. Febr. 1440) doch einen Sohn, Ladislaus, der deswegen in der Geschichte den Beinamen Posthumus (der Nachgeborne) führt. Es ergriff sie nun eine heftige Reue wegen des gethanen Schrittes; ein Theil der Magnaten, gerührt von dem Anblick des zarten Knaben, der aus dem ihm gebührenden Reiche verdrängt werden sollte, erklärte sich für sie, und Ungarn wurde von einem neuen Bürgerkriege zerrissen. Es war aber damals die Zeit, wo Papst Eugen IV. seinen Entwurf, einen Kreuzzug gegen die immer gefährlicher heranbrängenden Türken, endlich ins Werk setzen wollte. Er sandte daher, wie schon oben erzählt ist, den Cardinal Julian nach Ungarn, der vor allen Dingen die streitenden Parteien versöhnen sollte. Dieser brachte dann in der That einen Vertrag zu Stande, dem aber die ungarischen Stände nicht beitraten; und ehe neue Vermittelungen und Unterhandlungen zu Ende gediehen waren, starb plötzlich Elisabeth (24. Dec. 1442). Jetzt traten die meisten Anhänger des jungen Ladislaus auf Wladislav's Seite; als aber dieser bei Varna gefallen war, erhoben sich neue Verwirrungen. Was Johann Hunyadi, wie wir sahen, in diesen bösen Zeiten für die Vertheidigung des innerlich zerrissenen Reiches gegen die Osmanen vollbrachte, ist um so höheren Ruhmes würdig zu achten.

44. Deutſchland unter Friedrich III.
(Reg. 1439—1493.)

Die Schwäche und der Verfall der kaiſerlichen Regierung in Deutſchland, wie ſie unter Friedrich III. in einem bis dahin noch unerhörten Maße hervortraten, werden erklärlich, wenn man die oben (Thl. VII. S. 243) geſchilderte Gemüthsart dieſes Fürſten in Erwägung zieht*). Schon das ſchlichte, weiße Haar, das milde, ruhige Auge, das lange, bewegungsloſe Geſicht und der geſetzte Gang verriethen das ruhige, phlegmatiſche Innere ſeines Weſens. Er ſprach wenig, lachte ſelten und blieb auch für alle Zeiten etwas ſcheu und verlegen. Daß er leidenſchaftslos war und ſelbſt über ſolche Dinge nicht in Bewegung gerieth, die anderen Naturen unerträglich geweſen ſein würden, daß er ſich über jeden Spott und jede Schmähung zu tröſten wußte, bewirkte wohl, daß er ein ſo hohes Alter erreichte. Er ertrug Alles, wich jedem ſchnellen und gewagten Entſchluſſe aus, vermied alle Entſcheidung und zumal den Krieg; vielmehr ließ er die Dinge gehen, wodurch er denn freilich auch nichts zu verderben ſchien, während ſeine Gegner ſich wohl ſelbſt aufrieben. Und wie er nur die Tugenden eines Privatmannes beſaß — denn er war fromm, ſparſam, mäßig in jedem Genuſſe und freute ſich am meiſten an dem Gedeihen ſeiner Obſtbäume und Weinſtöcke in Wieneriſch-Neuſtadt oder an den Juwelen, die er für den Kaiſerſchmuck ſammelte —, ſo blieb er für das Reich die meiſte Zeit unbekannt; hat er doch in dem Zwiſchenraume von zwanzig Jahren keinen Reichstag perſönlich beſucht. Eben ſo unzulänglich waren die äußeren Mittel, die er zur Aufrechterhaltung der kaiſerlichen Würde mitbrachte. Zwar Landesherr in Krain, Kärnthen und Steiermark, ward er doch auch hier durch ſeinen rückſichtsloſen und kriegsluſtigen Bruder Albrecht, wie nicht minder durch den widerſetzlichen Adel, der von dem ehrgeizigen Grafen Ulrich von Cilly geführt wurde, gedrängt; und ſelbſt die Vormundſchaften, die er in den übrigen öſterreichiſchen Landestheilen, in Wien für Ladislaus, in Tyrol für Sigismund zu führen hatte, brachten ihm nicht einen Zuwachs an Macht und Anſehen, ſondern nur immer neue Verlegenheiten. Dazu war er in ſteter Geldnoth und deſto eifriger,

*) Vgl. Georg Voigt a. a. O. I. S. 247 fgd. Die Beurtheilung Friedrich's in der verdienſtlichen Biographie von Chmel, Geſchichte Kaiſers Friedrich IV, der ihn nur als den „frommen, beharrlichen, klugen" auffaßt, erſcheint allzugünſtig.

es zu besitzen, was ihm von Anderen als die schnödeste Habsucht ausgelegt ward. Und ein solcher Fürst bestieg den Thron Deutschland's, als der Streit zwischen Papst und Concil am heftigsten entbrannt war, als ein Kirchenschisma die Christenheit mehr denn je auseinanderriß, und als ebendeßhalb die günstigste Gelegenheit gegeben war, die deutsche Nation dauernd von dem Drucke Roms zu befreien. Friedrich war nicht im Stande, diese große Aufgabe zu erfassen, geschweige denn ihrer Meister zu werden.

Wir haben bereits erzählt, wie er sich gegen geringe Vortheile vor Papst Eugen IV. beugte. Allein es fehlte nicht viel, daß ihn diese Nachgiebigkeit um Reich und Krone gebracht hätte, da die gewaltsame Absetzung der Erzbischöfe von Trier und Köln, die Eugen im Momente der Entscheidung wagte, zu einem Kurfürstenverein führte, der Friedrich offen mit Absetzung bedrohte, wofern er sich von Deutschland ab- und dem Papste gänzlich zuwenden würde. Die Uneinigkeit seiner Gegner, sowie der Eifer und die Geschicklichkeit seiner Freunde (des Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg und des Aeneas Sylvius) retteten ihn nicht nur, sondern machten es ihm sogar möglich, einen Schritt weiter zu gehen und mit Nicolaus V. das sogenannte Wiener Concordat abzuschließen (1448), durch das die deutsche Nation der Kirchenfreiheit, die durch das Basler Concil beinahe erreicht war, wieder verlustig ging. Und das war zu einer Zeit, wo selbst ein Aeneas Sylvius schrieb: Wir alle haben den Glauben, den unsere Fürsten wollen; wir würden nicht nur den Papst, sondern Christum verleugnen, wenn die weltliche Gewalt es forderte.

Der Vormundschaft, welche König Friedrich über Herzog Sigismund in Tyrol, dem Sohne des vom Kostnitzer Concil her bekannten Friedrich mit der leeren Tasche zu führen hatte, war bereits 1446 durch aufständische Bewegungen des Landes ein Ende gemacht. Nicht anders erging es ihm in den Erbländern des jungen Ladislaus, in Ungarn, Böhmen und Oesterreich; nur daß hier der Verwicklungen mehr und schwerere waren. Widerwillig genug hatte die Wittwe König Albrecht's, Elisabeth, die ungarische Krone an Friedrich verpfändet, ihm dann auch ihren unmündigen Sohn überlassen; 1442 war sie gestorben. Die Ungarn aber hatten den Polenkönig Wladislaus auf den Thron erhoben, der ihnen in der Türkennoth eine bessere Hülfe zu bieten schien, als der langsame Vormund des unmündigen Ladislaus. Nachdem der Polenkönig in der Schlacht bei Varna gefallen war, öffnete sich den Parteikämpfen in Ungarn wieder ein weites Feld, sogar die Einrichtung einer republi-

kanischen Verfassung kam in Vorschlag; endlich, im Frühjahr 1446 ward auf dem rakoser Felde der junge Ladislaus als König anerkannt und während seiner Minderjährigkeit der Liebling des Volkes, Johann Hunyadi, zum Gubernator des Landes gewählt. Friedrich sollte nun seinen Mündel sammt der Reichskrone ausantworten und auch einige Schlösser, die er vor Jahren als Pfand angenommen hatte, herausgeben; er weigerte sich jedoch standhaft und ließ es ruhig geschehen, daß Hunyadi eine Schaar von zwölftausend Reitern vor Wienerisch-Neustadt führte und das platte Land bis nach Steiermark hin verwüstete. Erst der päpstliche Legat, Cardinal Carvajal, brachte 1447 einen Waffenstillstand zu Wege, dem dann später eine vergleichende Auseinandersetzung zwischen Friedrich und dem Gubernator folgte. Friedrich hatte die Forderung der Ungarn abgelehnt, weil die Böhmen eine gleiche stellten. Hier gab es zwei Parteien, eine katholisch-habsburgische, an deren Spitze Meinhard von Neuhaus stand, und die utraquistische, geführt von Georg Kunstatt von Podiebrad (Girzik), einem hervorragend einsichtigen und thatkräftigen Manne, an dem auch Aeneas Sylvius nichts weiter zu tadeln wußte, als daß er zu sehr in der Ketzerei befangen sei*). Damals war die kelchnerische Partei in Böhmen durch die nicht undeutlich ausgedrückte Absicht der katholischen, ihr die Zugeständnisse der Baseler Kirchenversammlung wieder zu entreißen, aufgeschreckt, und Podiebrad, benutzte diese Stimmung, seinen Mitverwalter Neuhaus durch eine Ueberrumpelung Prag's zu stürzen, worauf er als alleiniger Gubernator anerkannt ward. Auch mit ihm verglich sich Friedrich dahin, daß er ihn in seiner Stellung gewähren ließ, dafür aber auch den jungen König zurück behielt. Viel schlimmer ging es in Oesterreich, dem dritten Erbe des jungen Ladislaus. Das Mißvergnügen mit Friedrich's schlaffer Regierung und die persönliche Beleidigung des angesehensten Mannes im Lande, des reichen Ulrich Eizinger, führten zu offener Empörung, und als er im Jahre 1452 aus Italien zurückkehrte, wo er vom Papst Nicolaus die Kaiserkrone empfangen hatte (19. März), sah er sich plötz-

*) Hist. Friderici III. bei Kollar. II. p. 184. Georgius de Podiebrad fuit, in quem proceres regni gubernationem transtulerunt: homo brevis, quadrato corpore, alba carne, illustribus oculis, moribus placidis, Husitarum errore infectus, alioquin aequi bonique cultor. Quem cum nos longo sermone de communione calicis tentavissemus, magis deceptum quam pertinacem invenimus. An einer andern Stelle (Germania II. cap. 64) lobt er die vielseitige Erfahrung in Staatssachen wie im Kriege, den scharfen. sichern Blick in Gefahren, die unglaubliche Thätigkeit und den regen Unternehmungsgeist, wodurch sich Podiebrad vor den Zeitgenossen auszeichnete.

sich in Neustadt von vierundzwanzigtausend Mann belagert. Er mußte den zwölfjährigen König den Rebellen ausliefern, die ihn im Triumphe nach Wien brachten, und die Leitung des Landes jenem Grafen Ulrich Cilly, einem Verwandten des Ladislaus von mütterlicher Seite, anvertrauten.

Aber der Jüngling, auf den drei Völker ihre Hoffnung setzten, ward ihnen schon im achtzehnten Jahre seines Alters durch plötzlichen Tod entrissen (24. Nov. 1457). Sowohl die Böhmen als die Ungarn setzten hierauf Männer aus dem einheimischen Adel auf ihre erledigten Throne. Durch den Einfluß des schon bei Beendigung der Hussitischen Unruhen erwähnten Rokyczana, des kelchnerischen Erzbischofs von Prag, erhoben die ersteren den bisherigen Gubernator Georg Podiebrad zum König; die letzteren, da Hunyadi bereits ein Jahr zuvor gestorben war (oben S. 78), dessen Sohn Matthias Corvinus. So wurden dem Hause Oesterreich zwei Kronen entrissen, die ihm König Albrecht erworben hatte; doch haben glücklich zusammentreffende Umstände Friedrich's Schwäche wieder ausgeglichen und, ehe ein Jahrhundert verging, das Verlorne seinem Geschlechte zurückgebracht. Nicht einmal Oesterreich, dessen Fürsten er vor dem Neustädter Aufstande zu Erzherzogen erhoben hatte, konnte Friedrich behaupten. Er mußte die oberen Lande seinem Bruder Albrecht überlassen, und die Ansprüche seines Vetters, des Erzherzogs Sigismund von Tyrol, durch einen Theil von Steiermark abkaufen.

Als die Nachricht von der Eroberung Constantinopel's nach Deutschland kam, erregte sie die gerechtesten Besorgnisse. Kaiser Friedrich berief sogleich die Fürsten zu einem Reichstage nach Regensburg (1454), wo Aeneas Sylvius alle Beredtsamkeit aufbot, einen Kreuzzug nach Ungarn zu Stande zu bringen; er schilderte den Reichsständen, wie schmerzlich der Kaiser von der Nachricht ergriffen gewesen sei, wie er traurig und unter Thränen und Gebet mehrere Tage hingebracht habe. Allein bei den Fürsten verfing dergleichen nicht mehr; sie waren nach dem bösen vom Kaiser gegebenen Beispiele nur sparsam erschienen, und zuletzt wurde die Sache auf einen andern Reichstag, der nach Frankfurt ausgeschrieben wurde, verschoben. Unterdessen schickte man Gesandte an alle auswärtigen Mächte, um sie zur Unterstützung aufzufordern; allein diese zeigten weder zum Kaiser noch zum Papste Vertrauen, indem sie glaubten, es sei Beiden nur um Geld zu thun; der Herzog von Burgund war der einzige, der wahrhaften Eifer für die Sache bewies und alle andern Rücksichten hintenansetzte. Zu Frankfurt versprachen danach die deutschen Stände zwar zehntausend Reiter und dreißigtausend Fußgänger dem Königreich Ungarn zu Hülfe

zu senden; aber das Nähere sollte erst persönlich mit dem Kaiser zu Wienerisch Neustadt besprochen werden, wo zunächst ein ärgerlicher Rangstreit, den der Erzbischof von Trier um den Sitz zur Rechten des Kaisers erhob, die Verhandlungen aufhielt, und dann der Tod Nicolaus V., der die Bewaffnung gegen die Osmanen kräftig betrieben hatte, Alles wieder ins Stocken brachte. Glücklicher Weise bewirkte Capistrano's Feuereifer bei dem Volke, was Aeneas Sylvius' Beredtsamkeit bei den Fürsten vergeblich durchzusetzen versuchte. Belgrad konnte unterstützt und gerettet werden, und mit dieser Stadt wurde ein Paß behauptet, dessen Besitz den Türken die Donaustraße und den Weg in das Herz von Deutschland geöffnet haben würde (vgl. S. 77).

Indeß war Aeneas Sylvius auf Friedrich's Empfehlung Cardinal geworden und nach dem Tode Calixtus III., der Nicolaus gefolgt und nur drei Jahre auf dem heiligen Stuhl gesessen hatte, ward er (am 27. Aug. 1458) unter dem Namen Pius II. selbst zum Oberhaupt der Kirche erhoben. In dieser Stellung setzte er sein ganzes Pontificat hindurch die Bemühungen, eine große Unternehmung gegen die Osmanen zu Stande zu bringen, auf das eifrigste und verdienstlichste fort. Zunächst lud er alle Könige und Fürsten Europa's zu einer Versammlung nach Mantua (1459). Aber da Niemand persönlich erschien, nur Einige von ihnen Gesandte schickten und Friedrich, dem es nicht gelegen war, seinem ehemaligen Diener den Fuß zu küssen, ebenfalls ausblieb: so konnte hier nichts Bestimmtes beschlossen werden. Bei den deutschen Fürsten war um so weniger an einen Verein für weitaussehende Unternehmungen nach außen hin zu denken, als eine Reihe der verwüstendsten und heftigsten Fehden alle ihre Kraft daheim in Anspruch nahm. So kamen denn, als Pius im folgenden Jahre den Cardinal Bessarion, einen gelehrten Griechen, der von der Kirche seines Volkes zur römischen übergetreten war, nach Nürnberg sandte, um neue Verhandlungen zu eröffnen, wiederum sehr wenige; und als der Gesandte nach Worms ging, um sich mit den rheinischen Ständen besonders zu berathen, sah er statt der gehofften Beilegung der inneren Streitigkeiten in allen Richtungen den Rauch brennender Städte und Dörfer zum Himmel steigen. Bessarion wartete noch einen dritten Reichstag zu Wien ab; aber auch dahin schickten die Fürsten, obschon sie Pius durch besondere sehr bewegliche Schreiben eingeladen hatte, nur Gesandte, die nach langem Hin- und Herreden ein weitläufiges Gutachten abgaben, daß die früheren Zusagen wegen eines Türkenzuges jetzt schwerlich erfüllt werden könnten, weil die deutschen Lande unterdeß durch schwere Kriege an ihrer Kraft

und Macht sehr abgenommen hätten. Mit dem bittersten Schmerze sah Bessarion seine schönste und theuerste Hoffnung getäuscht, und sagte im Unmuthe den Gesandten zum Abschied offen heraus, daß die Fürsten ihr Spiel mit der Kirche Gottes und der Sache der Religion trieben.

Allerdings war die Klage der Stände über Erschöpfung ihrer Mittel nicht ohne Grund. Während Friedrich III. mit den Schweizern (vgl. Thl. VII. S. 263), dann mit den Ungarn und Oesterreichern beschäftigt war, verwüstete nämlich ein fünfjähriger erbitterter Bruderkrieg (1445—1450) zwischen den Söhnen Friedrich's des Streitbaren, dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen und seinem Bruder Wilhelm, die sächsischen Lande*); in Franken und Schwaben war Streit ausgebrochen zwischen dem Markgrafen Albrecht, dem zweiten Sohne des Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg, der nach dem Tode seines Vaters (1440) einen Theil der fränkischen Besitzungen erhalten hatte, und der Stadt Nürnberg, eine Fehde, die mit dem sächsischen Bruderkriege vielfach verschlungen war; ferner gab es Fehden zwischen Eßlingen und dem Grafen Ulrich von Würtemberg, zwischen Hall und dem Erzbischof von Mainz, zwischen Rothenburg und dem Markgrafen von Baden. Es war ein allgemeines, durch das ganze Reich gehendes Bestreben der Fürsten, die Macht der Städte zu brechen; und der Kaiser verstand nicht mehr die Bedeutung der letzteren für die Reichsgewalt zu würdigen, wie es doch manche seiner Vorgänger, wenn auch schwächlich genug, gethan hatten. In der Mark waren kurz vorher Berlin und Köln von dem brandenburger Kurfürsten Friedrich bezwungen worden; umgekehrt hatten die Schweizer ihre Freiheit durch einhelligen, heldenmüthigen Widerstand gewahrt. Nur auf diesem Wege konnten auch die schwäbischen und fränkischen Städte die ihrige erhalten; einunddreißig von ihnen

*) Dieser Krieg gab zu dem bekannten sächsischen Prinzenraube Veranlassung. Im Dienste des Kurfürsten hatte sich Kunz von Kaufungen ausgezeichnet und war durch seine tapfern Dienste bis zum Hofmarschall aufgestiegen. Nach dem Frieden zwang ihn Friedrich, einige, ihm während der Unruhen überlassene, Güter zurückzugeben, worauf Kunz drohte, sich an des Kurfürsten Fleisch und Bein zu rächen. In der Nacht zum 8. Juli 1455 erstieg er das Schloß zu Altenburg und entführte die beiden Söhne Friedrich's, Ernst und Albert, die noch im Knabenalter waren. Albert, mit welchem Kunz nach Böhmen eilte, wurde im Walde durch einen Köhler gerettet; Ernst von einem der Gesellen Kunzen's ausgeliefert, dieser selbst ergriffen und enthauptet. Nach dem Tode Friedrich's des Sanftmüthigen (1464) theilten Ernst und Albert die Länder, und wurden Stifter der beiden noch blühenden Linien des sächsischen Hauses. Ernst erhielt mit der Kurwürde den Kurkreis und Thüringen, Albert die meißnischen Länder.

schlossen einen Bund auf drei Jahre. Gegen sie vereinigten sich siebzehn Fürsten, funfzehn Bischöfe und fast der ganze Adel von Oberdeutschland. Der Krieg dauerte kaum ein Jahr, doch zählte man zweihundert eingeäscherte Dörfer und fünfundzwanzig verbrannte Ortschaften. Achtmal wurden die Bürger durch Albrecht's kühne Tapferkeit und entschlossenes Fechten, die ihm den Beinamen Achilles erworben haben, geschlagen; oft ward er verwundet, ebenso oft war er nahe daran gefangen zu werden, wider Hunderte von Gegnern kämpfte er allein, über die Wälle drang er zuerst und von den Seinigen verlassen in die Festungen hinein. Aber die Städter, da ihnen das Geld und damit die Söldner nicht fehlten, gaben nicht nach; endlich gelang es den Nürnbergern unter Hans von Rechberg und Kunz von Kaufungen, den immer Siegreichen bei Pillenreut zu überwinden (1450), so daß sich nun beide Theile zu einer Ausgleichung geneigt finden ließen. Nach einigen Jahren überraschte Herzog Ludwig von Baiern die Reichsstadt Donauwörth, und schreckte die Bürger wieder auf (1458); während zu gleicher Zeit Pfalzgraf Friedrich bei Rhein mit dem Erzbischof von Mainz, Diether von Isenburg, dem Grafen von Würtemberg und dem Markgrafen von Brandenburg sowie anderen Fürsten kämpfte. Friedrich von der Pfalz war neben Albrecht Achilles der kriegerischste Fürst des Reiches, so daß er von den vielen Treffen, die er gewann, den Beinamen des Siegreichen führt; er stand aber seinem Nebenbuhler voran an treuer Sorge für sein Land und Uneigennützigkeit. Er war durch den Bund seiner Nachbarn in eine gefährliche Lage versetzt; sein Gebiet litt entsetzlich unter den Raubzügen der Feinde; bei Pfeddersheim endlich gelang es ihm, den Mainzer entscheidend zu schlagen, worauf sich auch die übrigen Bundesglieder zum Frieden bequemten.

Die unglaubliche Schwäche des Kaisers, der in alle diese Zerwürfnisse gar nicht oder höchstens durch Befehle eingriff, denen Niemand Folge leistete, führte schließlich auf den Gedanken, sich seiner ganz zu entledigen. Zur Ausführung eines solchen Entwurfs verbanden sich die bisherigen Widersacher, Diether von Mainz und Friedrich von der Pfalz; beide persönlich gereizt, dieser vom Kaiser, der ihm die Belehnung verweigerte, jener mit dem Papste entzweit, dem er bei einer Veränderung des Reichsregiments am sichersten trotzen zu können glaubte. Sie warfen ihre Augen auf den König Georg von Böhmen, der dem Erzbischofe vorzüglich geeignet schien, ein gegenpäpstliches Bestreben durchzuführen. Georg war nicht abgeneigt. Mit der Auflehnung des Mainzers gegen den Papst lebte die alte Concilienpartei wieder auf, die dem

Böhmenkönige, der zwischen seinen katholischen und utraquistischen Unterthanen im Gedränge war, nur nützlich werden konnte; bedeutende Reichsfürsten standen von vornherein auf seiner Seite; es schien die Möglichkeit gegeben, daß Podiebrad, der Ketzer, der schon vielfach zwischen den deutschen Fürsten vermittelt hatte, „auch römischer König werde, es sei den Deutschen lieb oder leid." Auf einem Tage zu Eger wurden die näheren Verabredungen getroffen, Dr. Martin Mayr, ein Freund und Gesinnungsgenosse des oben genannten Gregor von Heimburg (Thl. VII. S. 244) und Rath Friedrich's des Siegreichen, lieh seinen diplomatischen Beistand; selbst Matthias von Ungarn, den der Kaiser dadurch beleidigt hatte, daß er von dessen Gegnern gleichfalls die Wahl zum ungarischen König angenommen, sowie Albrecht, des Kaisers Bruder, waren gewonnen. Da scheiterte der Entwurf an dem Widerspruche der hohenzollernschen Brüder. Ob Albrecht Achilles fürchten mochte, daß er seinen Einfluß im Reiche, der in der Persönlichkeit des Kaisers beruhte, verlieren würde? Er gab diesem sofort „in großem Geheim" von dem Plane Kunde. Die Folge war, daß dieser ungewöhnliche Energie zeigte, sich mit Papst Pius nur desto enger verband und gegen den Kurfürsten von der Pfalz wie gegen Ludwig von Baiern den Reichskrieg erklärte*).

Die Händel Diether's mit dem Papste, hauptsächlich wegen der Annaten, für die er nur die Hälfte der von der päpstlichen Kammer geforderten übermäßigen Summe zahlen wollte, dauerten fort, endeten aber mit einem vollkommenen Triumphe des Papstes. Pius ließ 1461 eine Bann- und Absetzungsbulle wider Diether ergehen, und bestellte statt desselben den Grafen Adolf von Nassau, Diether's frühern Mitbewerber, zum Erzbischof. Da nun Diether und sein Bundesgenosse, der Pfalzgraf Friedrich, zum Widerstande rüsteten, und auch um Adolf, den kaiserlichen Aufforderungen zufolge, die bisherigen Feinde Friedrich's mit mehreren anderen Fürsten sich sammelten, so mußten die Waffen entscheiden. Eine heftige, mit wilden Verheerungen geführte Fehde begann; das Glück schien sich anfangs für Diether zu erklären, denn der Pfalzgraf trug in einem Treffen bei Seckenheim, wo sich der Neckar in den Rhein ergießt, einen Sieg davon, der die Häupter der Verbündeten in seine Hände lieferte**); aber eine von den Gegnern versuchte Ueber-

*) Vgl. Droysen, Gesch. der preuß. Politik. II, S. 237 fgd., und Palacky, Gesch. von Böhmen. IV, b, S. 158 fgd.

**) Häusser, Gesch. der rheinischen Pfalz. I, S. 375. „Eine alte Ueberlieferung ehrt den siegreichen Pfalzgrafen durch ein schönes menschliches Gefühl;

rumpelung der Stadt Mainz, die durch Verrath in der Nacht zum 27. October 1462 gelang, entschied für Adolf. Die dem Diether ergebenen Bürger hatten noch den ganzen folgenden Tag hindurch in den Straßen die tapferste Gegenwehr geleistet, mußten dies aber mit Vertreibung, die Stadt mit Raub und Plünderung und dem Verluste ihrer Reichsfreiheit büßen. Diether ward genöthigt, sich des Erzbisthums zu begeben, und hierauf vom Banne befreit. So war dem Papstthum, trotz aller seit länger als einem Jahrhundert auf dasselbe gerichteten Angriffe, durch kluge Benutzung der Umstände, wieder ein Sieg gelungen, durch den es über den ersten Kurhut des Reichs nach Gefallen verfügte.

Während die Rheinlande durch die Fehde Adolf's und Diether's in Flammen standen, wurde gleichzeitig der Reichskrieg gegen Ludwig von Baiern geführt, der sich mit des Kaisers Bruder Albrecht, mit Georg von Böhmen und zuletzt mit dem Pfalzgrafen Friedrich verbunden hatte. Wegen des Angriffs auf Donauwörth hatte der Kaiser die Reichsacht gegen ihn ergehen lassen und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg den Oberbefehl gegen ihn ertheilt. Vierundzwanzig Reichsstädte leisteten diesmal der Aufforderung des Kaisers Folge, weil ihr eigener Vortheil die Schwächung des Herzogs von Baiern verlangte; aber obschon sie Albrecht führte, wurden sie dennoch von dem Herzoge bei Giengen (19. Juli 1462) besiegt, kurz nachdem dessen rheinischer Bundesgenosse, Pfalzgraf Friedrich, bei Seckenheim die Oberhand erhalten hatte. Der Markgraf sammelte indessen seine Völker wieder, und that einen Einfall in Baiern, wo er alle Ortschaften an der Donau, von Rain bis Neuburg, verwüstete. Ein Stillstand und in dem folgenden Jahre ein Friede machten endlich dieser bairisch-brandenburgischen Fehde ein Ende.

Unterdeß waren auch die Versuche Albrecht's gegen seinen kaiserlichen Bruder in Oesterreich selbst, obwohl auf die Unzufriedenheit des Landes mit seinem Herrscher gebaut, und durch Ludwig von Baiern thatkräftig unterstützt, dennoch fruchtlos geblieben; und der König von Böhmen, dem daran lag, daß keiner der streitenden Brüder obsiege, sondern fortdauernde Feindschaft ihre Macht immer mehr untergrabe, vermittelte (14. Juni 1462) einen zehnmonatlichen Waffenstillstand. In seiner Geldverlegenheit hatte der Kaiser die Zölle vermehrt, und die

---

er soll den gefangenen Gegnern (es waren der Markgraf von Baden, der Bischof von Metz, der Graf Ulrich von Würtemberg) beim fürstlichen Mahle das Brot entzogen und sie auf die noch rauchenden Trümmer der Ortschaften, auf die zertretenen Saaten der herrlichen, fruchtbaren Ebene hingewiesen haben".

Münzen so verschlechtert, daß zwölf seiner neuen Pfennige kaum den Werth eines alten hatten (die sogenannten Schilderlinge). Das Unglück des Volkes steigerten die entlassenen Söldnerschaaren beider Theile, die das Land ausplünderten, und selbst die Zufuhr Wien's erschwerten. Gegen alle Klagen, Bitten und Beschwerden blieb Friedrich taub; und so gelang es denn endlich den Anhängern Albrecht's, der fortdauernd auf seines Bruders Verderben sann, das Volk von Wien gegen den Kaiser aufzuwiegeln. Der diesem ergebene Rath wurde abgesetzt und Wolfgang Holzer, ein kecker, verschlagener und beredter Mann, seines Gewerbes ein Viehhändler, zum obersten Viertelsmeister ausgerufen. Auf die Nachricht von diesem Aufstande rückte Friedrich mit viertausend Mann vor Wien; doch war es gefährlich, Gewalt zu brauchen, denn drinnen in der Burg befand sich des Kaisers Gemahlin und sein einziger Sohn, zwei allzu kostbare Pfänder. Erst nach dreitägigen Unterhandlungen und nachdem Friedrich sein Kriegsvolk entlassen, öffneten ihm die Aufrührer die Thore. Als aber nun dieser seltsame Fürst, der, ohne je Kraft zum Handeln zu zeigen, doch in den Gefahren nie verzagte, und stets bei seinem Sinne blieb, von der Stadt Geld zur Befriedigung der Söldner verlangte und ihr den Blutbann nahm, brach die Unzufriedenheit von neuem aus. Die erbitterten Bürger erhoben sich, den Kaiser in der Burg zu belagern. Es wurden Gräben gezogen, Schanzen aufgeworfen und das Geschütz gegen die Gemächer gerichtet, welche die kaiserliche Familie bewohnte. Friedrich, der nur einige hundert Leute um sich hatte, bewies in dieser mißlichen Lage eine rühmliche Standhaftigkeit, und rief mit lauter Stimme den Belagerern zu, er wolle diesen Ort vertheidigen, bis er sein Kirchhof werde; Gott aber werde der gerechten Sache beitreten, und den rechtmäßigen Landesherrn gegen den Trotz frevelhafter Unterthanen schirmen. Indeß erschien Albrecht, von den Wienern herbeigerufen, und förderte die Belagerung mit allen Kräften. Der Kaiser sandte an die Reichsfürsten um Hülfe; und wirklich eilte König Georg von Böhmen mit einem Heere herbei, stürmte die Vorstädte, wurde aber zurückgeworfen. Doch gelang es ihm bald darauf (2. Dec. 1462), einen Frieden zwischen dem Kaiser und seinem Bruder zu Stande zu bringen. Albrecht erhielt Wien und Oesterreich unter der Ens gegen eine jährliche Abgabe von viertausend Goldgulden auf acht Jahre. Allein die Versöhnung war nicht dauernd, und bald erhoben sich wieder Zwistigkeiten. Friedrich brachte es nun dahin, daß die Reichsfürsten zu Regensburg seinen Bruder in die Acht erklärten; und dies würde die Losung zu neuen Bruderkriegen geworden sein,

wenn nicht Albrecht unerwartet den 4. December 1463 gestorben wäre. Er hatte während seiner kurzen Herrschaft die Wiener mit Gewaltthat und Grausamkeit schwer bedrückt. Eine Anzahl reicher Bürger vertrieb er unter dem Vorwande einer Verschwörung und zog ihre Güter ein; wer eine Klage hören ließ, ward gefoltert und unter Martern hingerichtet. Holzer beschloß, um der Noth abzuhelfen, sich Albrecht's zu bemächtigen und ihn dem Kaiser auszuliefern. Aber die Ausführung dieses Entwurfs mißglückte, Holzer wurde geviertheilt und dreizehn andere Bürger durch das Schwert hingerichtet.

Der Fürst, den wir in diesen Händeln eine so schwankende oder so zweideutige Rolle spielen sehen, der erst den Kaiser entthronen wollte, und ihm dann gegen seinen Bruder Hülfe brachte, der König Georg Podiebrad von Böhmen, hatte in seinem eigenen Reiche die bedenklichsten Kämpfe zu bestehen. Die Schlesier hatten sich gleich bei seiner Wahl widersetzt; und nachdem die übrigen Stände der Provinz endlich zur Anerkennung gebracht worden waren, blieb die Abneigung der Breslauer gegen einen Hussitischen Herrscher so groß, daß selbst die ihm günstigen Erklärungen der Päpste Calixtus' III. und Pius' II. diesen Haß nicht zu dämpfen vermochten. Schon war Georg, nach dem Willen und Beispiel des römischen Stuhls, als König von Böhmen von Kaiser und Fürsten anerkannt, nur die Breslauer fuhren fort, ihn zu verwerfen; sie nahmen Söldner an und sahen sich nach Bundesgenossen um. Die Rathmannen und Schöffen hätten gern nachgegeben; allein sie wagten es nicht, aus Furcht vor dem Pöbel, dessen Aufregung durch Volksredner und fanatische Priester unterhalten wurde. An einem Tage schickten sechshundert fünfundzwanzig böhmische, mährische und schlesische Herren den Breslauern Absagebriefe und verwüsteten das Gebiet der Stadt; König Georg erschien mit einem Heere. Dennoch trotzten die Bürger und schlugen sich tapfer, bis es endlich dem Legaten Pius' II. gelang, die Breslauer zu der Erklärung zu bewegen (1459), daß sie dem Könige in drei Jahren huldigen würden; sie hofften nämlich, daß unterdeß eine Aenderung eintreten werde.

Der heilige Stuhl hatte Georg Podiebrad in der Königswürde anerkannt und ihn in den Breslauer Händeln unterstützt, weil er hoffte, durch ihn die Hussiten in Böhmen unterdrücken zu können; denn Georg hatte sich seit seiner Thronbesteigung, obgleich er dieselbe den Kelchnern verdankte, aus Rücksicht für seine katholischen Unterthanen der römischen Kirche genähert. Aber seine Gleichgültigkeit gegen den Türkenkrieg erbitterte den bisherigen Beschützer, Pius II., und als dieser sich stark

genug glaubte, trat er offen gegen die Kelchner auf, um den König zu einer Entscheidung für oder wider jene Partei zu zwingen. Böhmen war damals im christlichen Europa der einzige Staat, in welchem die Kirche als solche, und demgemäß auch der Papst keinen Einfluß hatte. Es war daher ganz folgerecht, daß Pius, nachdem in Deutschland durch die Absetzung Diether's von Isenburg und in Frankreich durch die Aufhebung der pragmatischen Sanction seine Autorität wieder hergestellt schien, den Versuch machte, auch in Böhmen dem Ausnahmezustande ein Ende zu machen. Er entsetzte den hoch angesehenen Rokyczana des Erzbisthums, verbot bei schwerer Strafe den Gebrauch des Kelches und erklärte die Compactaten für nichtig. Breslau wurde nunmehr in den besonderen Schutz des apostolischen Stuhles genommen und zu erneuertem Widerstand aufgemuntert. Podiebrad blieb nicht unthätig. Als er das Ungewitter heraufziehen sah, war er dem in der Wiener Burg belagerten Kaiser zu Hülfe geeilt, um sich nach dieser Seite hin zu sichern; darauf verband er sich mit Ungarn und Polen, und wandte sich wieder gänzlich den Hussiten zu; auch nach Frankreich gingen seine Gesandten, um mit König Ludwig gemeinsame Schritte gegen den römischen Stuhl zu vermitteln; und seinen alten Gegner in Deutschland, Albrecht Achilles, hatte er durch das Zustandebringen des Prager Friedens (1463) mit dem Wittelsbachischen Hause dergestalt verpflichtet, daß derselbe geheim und offen seine Partei nahm. Bald schienen indeß alle weiteren Schritte überflüssig, da ihn der Tod von seinem großen Feinde, dem Papst, befreite. Wenn sich dieser durch geistige Gaben ausgezeichnete Mann nicht ohne Erfolg bemüht hatte, das alte Ansehen und die Vorrechte des päpstlichen Stuhles wieder herzustellen, und das zu vernichten, was von Reformationsversuchen der Concilien noch übrig war: so machte er doch auch anderer Seits sehr bedeutende Anstrengungen, um den Pflichten, die in der höchsten Stellung des Oberhauptes der Kirche lagen, zu genügen. Nachdem alle Gesandtschaften an die europäischen Könige, um sie zum Kampfe gegen die Türken aufzufordern, vergebens geblieben waren, beschloß der unternehmende Greis, sich selbst an die Spitze eines Kriegszuges zu stellen, in der Hoffnung, daß die Fürsten und Völker, von Scham ergriffen, sich dann sämmtlich um sein Panier versammeln würden. Diese Hoffnung ging zwar nicht in Erfüllung; da aber der Krieg zwischen Venedig und den Osmanen damals zum Ausbruch kam, machte Pius sich allein auf den Weg nach Ancona, obgleich ihn Gicht und Fieber plagten, um die Flotte der Republik zu besteigen, welche nach Morea bestimmt war. Am 12. August 1464 erschien der

Doge Christoforo Moro mit zwanzig Galeeren; aber der Papst erlag dem Kummer über die Schmach und Gefahr der Christenheit, er starb an demselben Tage, nachdem er sich noch ans Ufer hatte tragen lassen, um die Schiffe mit eignen Augen zu sehen. Zu seinem tiefen Schmerze hatte er erfahren müssen, daß das Papstthum, obschon sein Geschick und seine Bemühungen diesem einen Widerschein frühern Glanzes zurückgegeben hatten, dennoch nicht mehr im Stande sei, von sich aus den kirchlich erschlafften Zeitgeist zu großen religiösen Thaten zu erwecken. Ihm selbst als Papst schien es der größte Flecken in seinem Leben, daß er früher den Grundsätzen der Baseler Synode angehangen, und er hielt es für nöthig, in einer besondern Bulle einen feierlichen Widerruf jener Meinungen in die Welt zu schicken *).

In Wirklichkeit hatte der König von Böhmen durch den Tod des Papstes nichts gewonnen, da der Nachfolger Pius' II., Paul II., den Kampf gegen ihn noch viel heftiger fortführte. Er entsetzte ihn förmlich des Thrones, entband seine Unterthanen vom Eid der Treue, reizte Ungarn und Deutsche zum Kriege, und ließ das Kreuz gegen ihn predigen. Böhmen ward von Neuem der Schauplatz von Verwüstungen und Gräueln, und ein großer Theil der Katholischen im Lande erhob wider den König die Waffen. Indeß wurden zwei Kreuzheere zurückgeschlagen; selbst der kriegskundige König Matthias von Ungarn konnte nicht viel ausrichten, und als dieser auch endlich Mähren und Schlesien, wo die katholische Partei das Heft in Händen hatte, wegnehmen und sich selbst zum Herrscher von Böhmen ausrufen ließ, fuhr Georg dennoch unerschrocken fort, seine Krone zu vertheidigen, bis Verdruß und Kummer

*) Voigt a. a. O. schildert den Papst in seinen früheren Lebensjahren als einen eiteln, genußsüchtigen und selbstsüchtigen Abenteurer, dem es auf die Vertretung einer bestimmten, aufrichtig erfaßten Wahrheit nicht angekommen sei, macht jedoch selbst darauf aufmerksam, daß die Leichtfertigkeit, mit der er seine Ueberzeugungen änderte, nicht nur seiner Jugend, sondern ebensowohl dem Einflusse seiner in falscher Richtung verfolgten humanistischen Bildung, wonach lediglich die Form und der Erfolg etwas gegolten, zugeschrieben werden müsse. Aehnlich, wenn auch milder, urtheilt Palacky a. a. O. S. 64, der die Hauptvorzüge des Papstes in die Schärfe des Beistandes, die Geschmeidigkeit der praktischen Thätigkeit und den Glanz der klassischen Bildung setzt, und zwar anerkennt, daß zur Wiederherstellung der alten Herrlichkeit der römischen Curie keiner geeigneter gewesen sei als er, aber auch hinzufügt, daß er, weit entfernt, neue Bahnen zu brechen, mit seinen Vorgängern, Gregor VII. und Innocenz III., nicht zu vergleichen sei, da sein Geist Form und Gepräge erst von der hohen Stellung überkommen habe, in die er berufen worden.

ihn ins Grab stürzten (1471). Er war ein Fürst von ausgezeichneten Eigenschaften, der, obwohl er gegen den Willen aller in seiner Zeit bedeutenden Mächte die Krone trug, dennoch von diesen als derjenige angesehen ward, der am würdigsten und befähigtesten sei, sie zu tragen. Aber auch nach seinem Tode erkannten die böhmischen Stände Matthias von Ungarn nicht als ihren Herrn an, wie dieser wünschte, sondern erhoben den funfzehnjährigen Sohn des Königs Kasimir II. von Polen, Wladislav, dem Podiebrad mit Uebergehung seiner eigenen Kinder die Krone bestimmt hatte, auf den Thron. So entbrannte auch Krieg zwischen Polen und Ungarn. Schlesien, und vor Allen die Breslauer, hielten treu zu Matthias und machten große Anstrengungen für seine Sache, obgleich das Land furchtbar verwüstet wurde. Erst nach sieben Jahren (1478) schlossen die Könige von Polen, Ungarn und Böhmen ihren Frieden in der Art, daß Wladislav Böhmen behielt, dem Matthias aber Mähren, Schlesien und die Lausitz abgetreten wurden. Im Falle des Ablebens sollte einer den anderen in den genannten Ländern beerben.

Im deutschen Reiche war, nach Beendigung der großen Fehden, auf fünf Reichstagen (1466, 1467) über einen Türkenzug verhandelt worden, aber ohne besseren Erfolg als sonst. Zwei Jahre darauf drangen osmanische Horden durch Kroatien nach Krain vor, und wenn sie auch die Belagerung der von ihren tapferen Bürgern rühmlich vertheidigten Stadt Mödling wieder aufheben mußten, so wurde doch die Landschaft gräulich verheert, viele Flecken und Dörfer in Asche gelegt, an sechstausend Menschen erschlagen, und gegen neuntausend Gefangene mit fortgeschleppt. Auch in dieser Noth blieben zwei Berathungen zu Wien und Regensburg fruchtlos. Als aber die Türken ihre verheerenden Raubzüge jährlich wiederholten, berief der Kaiser einen großen Reichstag nach Regensburg, dem er persönlich beizuwohnen beschloß (1471), und der dann wirklich zahlreicher besucht war, als die früheren. Selbst burgundische, venetianische und dänische Gesandte stellten sich ein. Der päpstliche Legat Campanus eröffnete die Sitzungen mit einer langen Rede, aber der Kaiser schlief ruhig während derselben ein. Friedrich verlangte zur Grenzvertheidigung gegen die Türken zehntausend Mann Kriegsvolk, Aufstellung einer Reserve, Vorbereitung zu einem „gemeinen, gewaltigen, großen, christlichen Heereszug" im nächsten Jahre, den zehnten Pfennig von allem Einkommen im Reich; wenn dies zugesagt sei, so wolle er „von Stund an zugreifen, einen ganzen, vollkommnen Frieden im Reich machen." Er kam also endlich dem allgemeinen Verlangen nach einer Reform entgegen, und gab auch mit der allgemeinen

Reichssteuer ein sachgemäßes Mittel für die Abwehr der Türken an die Hand *). Aber man hatte den Glauben an seinen guten Willen verloren; die Fürsten bewilligten, die Städte machten Schwierigkeiten. Wegen Mangel an Lebensmitteln wurde der Reichstag nach Nürnberg verlegt, doch konnten auch hier die Städte zu keiner Entschließung gebracht werden. Zwei abermalige Versammlungen zu Augsburg (1473, 1474), auf denen dies klägliche Spiel wiederholt ward, brachten keine besseren Früchte, und die Abgeordneten der Städte versicherten, daß man in so schweren Zeitläuften das kaiserliche Ansinnen nothwendig ablehnen müsse. Allerdings ward von den Reichsstädten nichts weiter verlangt, als tausend Reiter von jenen zehntausend Kriegsleuten, die dem Kaiser zu Regensburg bewilligt worden, zu stellen und zu unterhalten, während einzelne Bürgerschaften, wie Wien und Breslau, in ihren besonderen Streitigkeiten ohne Mühe und Anstand vier- bis fünftausend Bewaffnete ins Feld schickten; aber abgesehen davon, daß die Abgeordneten sich scheuen mochten für ihre Auftraggeber sich durch Zusagen zu binden, daß viele Städte unvertreten waren und sonach nicht zu der Leistung der Steuer genöthigt werden konnten, schienen überdieß die kaiserlichen Entwürfe den Fürsten und Herren Vorzüge bedenklicher Art vor den Städten zu geben. Denn was diese, zumal die kleineren von ihnen, zahlten, kam es nicht den Fürsten zu gute, die es als Sold für ihre den Städten gefährlichen Heere verwenden würden? Die Städte äußerten die Besorgniß, „es möchte ein ewiger Tribut daraus werden wie in Frankreich;" sie fühlten, daß es sich um die Principien des neuen Staatsrechts handelte, das im Entstehen begriffen war. In dieser Weise und um so geringe Streitkräfte aufzubringen, zerarbeiteten sich Kaiser und Reich nun schon seit zwanzig Jahren, während es in Constantinopel nur eines Winkes bedurfte, um Hunderttausende unter die Waffen zu rufen. Indeß genügten schon kleinere Haufen, während Sultan Mohammed mit der Hauptmacht im Osten und in Morea gegen die Venetianer beschäftigt war, um alle Gräuel der Verheerung in den österreichischen Grenzlanden fast alljährlich zu wiederholen und viele Tausende in die härteste Sklaverei zu führen.

Als der Kaiser nach Beendigung des letzten Reichstages Augsburg verließ, erhoben die dortigen Schmiede einen Aufstand gegen sein zurückgelassenes Gefolge, und nahmen alle kaiserlichen Pferde, Wagen und Geräthe in Beschlag, wegen einer Schuld von siebentausend Gul-

*) Droysen a. a. O. II., S. 374.

den, die Friedrich nicht bezahlt hatte; und die Kölner, die ihm eben damals große Geldversprechungen gethan, damit er einen Reichskrieg gegen den mächtigen Herzog Karl von Burgund, von dem sie sich gefährlich bedroht sahen, bewerkstelligen möchte, mußten in Eile jene Summe aufbringen, um des Kaisers Habe und Leute frei zu machen. Kurz vorher hatte der Kaiser mit dem Herzog von Burgund eine Zusammenkunft in Trier gehalten (1473), um von ihm zu erlangen, was er bei den Ständen des Reiches nicht durchzusetzen vermochte. Der Versuch war mißlungen, die Fürsten hatten sich in Unfrieden getrennt. Nun bot der Kölnische Zwist dem Herzog eine günstige Gelegenheit, auf seine Weise in die deutschen Angelegenheiten einzugreifen. Der Erzbischof Ruprecht von Köln, ein Bruder des sieghaften Friedrich von der Pfalz, ein heftiger und leidenschaftlicher Mann, der sich Ungerechtigkeiten und Bedrückungen aller Art hatte zu Schulden kommen lassen, war vom Papst Sixtus IV., dem Nachfolger Paul's II., seiner Würde entsetzt worden, wollte aber dem vom Capitel erwählten Administrator des Erzstiftes, Hermann von Hessen, nicht weichen. Als ihm die Städte Köln, Bonn und Neuß den Gehorsam aufkündigten, wandte sich Ruprecht an Karl den Kühnen von Burgund um Hülfe. Dieser ergriff begierig die Gelegenheit, dem Kaiser seine Rache fühlen zu lassen und seine Macht bis an den Rhein auszudehnen. Gegen Ende des Juli 1474 erschien er vor Neuß mit sechzigtausend Mann und zahlreichem wohlbedienten Geschütz, aber alle diese Macht ward zu Schanden vor der Entschlossenheit der Bürgerschaft und des Administrators, der sich in ihren Mauern befand. Siebzehn Thürme waren gebrochen, dreihundert Häuser durch das Geschütz zerschmettert, an funfzig Mal hatte der Herzog schon Sturm laufen lassen; doch nichts konnte den Heldenmuth der Bürger erschüttern, obgleich auch innerhalb der Mauern drückender Mangel an Lebensmitteln herrschte. Indeß zeigte Friedrich ungewöhnliche Thätigkeit, er schloß ein Bündniß mit Ludwig XI. von Frankreich, dem alten Feinde Burgund's, und bot das Reichsheer auf. Die Städte erschienen bereitwillig mit einem Viertheil ihrer Mannschaft, und so konnte der Kaiser im folgenden Frühjahr mit funfzigtausend Mann zum Entsatz der schwerbedrängten Stadt heranrücken. Vergebens freilich suchte Albrecht Achilles, nach der Abdankung seines älteren Bruders (1470) Kurfürst von Brandenburg, dem Friedrich wiederum den Befehl des Heeres übergeben hatte, unterstützt von den übrigen Fürsten, die ihrer Kampflust in häufigen Scharmützeln freien Lauf ließen, die Erlaubniß zu einer Schlacht von dem Kaiser zu erhalten, obgleich man sich den Burgundern bis auf eine Vier-

telmeile genähert hatte, und es zu einem hitzigen Gefecht mit dem Vortrabe kam, wobei die Deutſchen im Nachtheil waren. Doch empfand andererſeits auch Karl kein Verlangen, ſich noch weiter mit den Kräften des Reiches zu meſſen, da ſein Heer durch die Belagerung, die ſchon zehn Monate gedauert hatte, auf daß äußerſte geſchwächt war und andere Entwürfe ihn nach Frankreich riefen. Als die Feinde herankamen, ließ er neun Mal an einem Tage ſtürmen, um die Stadt wo möglich noch in ſeine Gewalt zu bekommen. Aber auch dieſe Anſtrengungen blieben fruchtlos; und ſo nahm der Herzog denn die Vermittelung eines päpſtlichen Legaten an, der einen Vertrag zu Stande brachte, in welchem Karl das Heer abzuführen und den abgeſetzten Erzbiſchof nicht ferner zu unterſtützen verſprach (15. Juni 1475). Des Letzteren Würde erhielt der bisherige Adminiſtrator.

---

45. Friedrich III. und Matthias Corvinus.

Weit weniger ehrenvoll zog ſich Friedrich aus den Streitigkeiten, in die er mit dem berühmten König von Ungarn, Matthias Corvinus, bald nach den eben erzählten Ereigniſſen gerieth. Als dieſer am 24. Januar 1458 zum Herrſcher ſeines Volkes erhoben worden war, zählte er noch nicht funfzehn Jahre, während die Verwirrungen im Innern des Reiches und die häufigen Einfälle der Osmanen die vollſte Mannskraft des Herrſchers zu fordern ſchienen. Aber trotz ſeiner Jugend zeigte ſich Matthias bald dieſen ſchwierigen Aufgaben gewachſen. An Körper unanſehnlich, eine kleine, gedrungene Geſtalt, doch kräftig gebaut, einem Löwen (er hatte reiches gelbes Lockenhaar) an Leib und Seele nicht unähnlich, verband er mit kriegeriſchem Muth eindringenden Verſtand und unternehmenden Geiſt. Seine Erziehung war für die damalige Zeit ungewöhnlich ſorgfältig geweſen. Er lernte die alten Claſſiker kennen und ſchätzen, und wußte ſich in der lateiniſchen, der deutſchen und den ſlaviſchen Sprachen mit Fertigkeit auszudrücken. Von einem heftigen Ehrgeize geſpornt, liebte er es, ſich in weitausſehende Entwürfe einzulaſſen, und bediente ſich zur Ausführung derſelben eben ſo gern ſchlauer Kunſtgriffe als gewaltſamer Mittel. „Herz hatte er nur für ſich und ſeinen Ruhm, und ſein Egoismus war um ſo mehr zu fürchten, je edler die Formen waren, in die er ihn zu kleiden wußte. Alle Gemeinheit

und Kleinlichkeit lag ihm ferne; immer heiter und voll Witz, zeigte er sich gern freigebig, übte schnelle und kräftige Justiz; aber weder Sittengesetz noch Ehrgebot machten ihm Bedenken, wo es einen höheren Gewinn galt“ *). Fürwahr, ein Mann, ganz dazu geschaffen, dem kaiserlichen Nachbar die schwersten Verlegenheiten zu bereiten. Gleich im Anfange seiner Regierung wählte eine mit ihm unzufriedene Partei den Kaiser Friedrich zum Gegenkönig; Matthias wußte aber die aufgebrachten Großen zu versöhnen, und die Umstände so geschickt zu benutzen, daß der Kaiser nach langen Verhandlungen der Krone entsagen und sich mit der Aussicht auf dieselbe für den Fall begnügen mußte, daß Matthias kinderlos sterben sollte. Spätere Aufstände, die sich einige Mal wiederholten, wußte er mit Geschick und Schnelligkeit zu unterdrücken. Die Türken hielt er in Schranken, und zeigte in den Kämpfen mit ihnen sein großes Kriegstalent. Um stets eine zahlreiche und geübte Streitmacht für seine Unternehmungen bereit zu haben, befahl er, da die Ungarn meist zu Pferde fochten, daß jeder Grundeigenthümer auf die Mahnung des Königs von zwanzig Hufen immer einen Reiter stellen solle **), und beschäftigte sich mit der Ausbildung eines stehenden Fußvolks, welches er größtentheils aus fremden Söldnern zusammensetzte. Es waren gegen sechstausend Mann, und der König wußte sie mit solchem Muthe und solcher Kühnheit zu erfüllen, daß sie wegen ihrer Todesverachtung und Furchtbarkeit den Namen der schwarzen Schaar erhielten.

König Matthias war in erster Ehe mit der Tochter des Böhmen Podiebrad verheirathet gewesen und hatte in der Uebereinkunft mit dem Kaiser versprochen, sich nicht wieder zu vermählen. Als er dann einen glücklichen Feldzug gegen die Türken unternommen (1475) und dadurch an dem römischen Stuhle einen Freund gewonnen hatte, verheirathete er sich wieder mit einer Prinzessin von Neapel. Da Friedrich sich dergestalt in seinem Erbrechte gekränkt sah, so begann er mit den ungarischen Magnaten Ränke zu spinnen und reizte den Ungarnkönig auch dadurch, daß er Wladislav von Polen als König von Böhmen und Kurfürsten anerkannte und dadurch auf seine Seite zog (1477). Matthias ergrimmte, und rächte sich durch einen Einfall in Oesterreich, bei welchem sich ihm an siebzig feste Städte und Schlösser ergaben. Indeß vermittelte der Papst bald einen Frieden, wonach der Kaiser nunmehr dem König von

*) Palacky a. a. O., S. 73.

**) Diese Truppen wurden Hussaren genannt, vom ungarischen Huss zwanzig und Ar Preis.

Ungarn den Lehnsbrief für Böhmen ausstellte und hunderttausend Gulden zu zahlen versprach. Doch machte ihm die Aufbringung dieser Summe die ungeheuersten Schwierigkeiten. Er war in solcher Noth, daß er vom Abt zu Zwettel sechzig Gulden, und von der Stadt Steyer neunzig Ducaten lieh. Trotzdem rief er in unbegreiflicher Verblendung den furchtbaren Gegner bald darauf von Neuem in sein wehrloses Land, als er einen Feind des Matthias, den aus Ungarn entwichenen Erzbischof von Gran, in das Erzbisthum Salzburg mit gewaltsamer Verdrängung des rechtmäßigen Inhabers einsetzen wollte. Fünf Jahre hindurch verheerten die Ungarn das Land nach allen Richtungen, gewannen nach und nach alle Städte, und endlich fiel auch Wien in ihre Hände (1485). Unerschüttert und in der festen Meinung, daß selbst die Verbannung den Glanz seiner höchsten Majestät nicht trüben könne, verließ Friedrich mit fünfhundert Reitern seine Erblande. Auf einem Ochsenwagen soll er gleichmüthig und langsam davongezogen sein, von einer Abtei und Reichsstadt zur andern, überall freie Bewirthung und Geschenke annehmend oder begehrend, bis er in Nürnberg endlich ausruhte. Im folgenden Jahre (1486) setzte er auf einer Versammlung zu Frankfurt die Wahl und Krönung seines Sohnes Maximilian zum römischen König durch. Hier war es zum letzten Male, daß Albrecht Achilles für den Kaiser wirkte; er starb gleich darauf, und an seiner Statt erschien nun als der bedeutendste der Kurfürsten der neu erwählte Erzbischof von Mainz, Berthold, ein Graf von Henneberg. Die Fürsten übergaben den Vorschlag zu einem neuen feststehenden und von der kaiserlichen Machtvollkommenheit unabhängigen Kammergericht, um das Fehderecht und die inneren Kriege für immer abzuschaffen. Bei Friedrich's Lebzeiten kam diese wichtige Angelegenheit indeß noch nicht zu Stande, weil in seinen Augen ein solches Gericht, das die Fürsten mit dem Kaiser zusammen zu besetzen gedachten, dem kaiserlichen Ansehen nachtheilig erschien; er begnügte sich wieder mit der Verkündigung eines Landfriedens auf zehn Jahre. Zwei Jahre nachher traten auf des Kaisers Anmahnungen die schwäbischen Stände zur Haltung und Bewahrung desselben in einen besondern Bund zusammen, der in Kurzem eine eigene Kriegsmacht aufstellte, durch die dem Rauben und Plündern in diesem Theile Deutschland's mächtiger Einhalt geschah. Friedrich's Absicht war dabei vorzüglich die gewesen, dem drohenden Umsichgreifen des bairischen Hauses eine Hemmung entgegenzusetzen, die bald noch durch eine in Baiern selbst entstandene Adelsgesellschaft, Löwlerbund genannt, vermehrt ward. Als aber Herzog Albrecht von Baiern, der vorher den Versuch gemacht

hatte, durch einen Vertrag mit dem kinderlosen Sigismund von Tyrol dem Kaiser die Erbfolge in den sogenannten Vorlanden zu entziehen, den Kaiser durch die Herausgabe der Reichsstadt Regensburg, die er an sich gerissen, zufrieden gestellt hatte, wurde der Löwlerbund wieder aufgelöst.

Auf dem Reichstage zu Frankfurt, wo Maximilian's Wahl zu Stande kam, war man zwar eins geworden, dem Kaiser zum Kriege gegen Ungarn eine Geldhülfe von etwa siebenmalhunderttausend Gulden zu bewilligen; am Ende aber war doch nur der gewöhnliche Beschluß gefaßt worden, auf einem künftig zu haltenden Reichstage Alles vollends in Richtigkeit zu bringen. Unkluger Weise hatte man die Städte zu dem Reichstage nicht eingeladen, so daß sie sich der Verpflichtung, zu der Türkenhülfe beizusteuern, mit der Bemerkung entzogen, daß weder der Kaiser, noch die Fürsten berechtigt wären, ohne ihre Mitwirkung eine allgemeine Steuer aufzulegen. Auf einem neuen Reichstage in Nürnberg (1487) zog man sie zu den Verhandlungen, an denen sie von nun an rechtmäßig theilnahmen. In Nürnberg erklärte übrigens Friedrich endlich den Ständen, sie sollten es lieber offen heraus sagen, ob sie ihren Herrn verlassen wollten oder nicht, und rief dann jeden einzelnen Fürsten und Gesandten in der Versammlung zu einer bestimmten Erwiederung auf. Obgleich Einige den Einwurf machten, es sei nicht Herkommen, also zu verfahren, versprach doch jeder Kurfürst 3000 Gulden, die Städte Köln, Straßburg, Ulm und Nürnberg zusammen 8000, Augsburg und Frankfurt 3200 Gulden. Das war die Hülfe, um ein Heer aufzubringen und auszurüsten, das den mächtigen König von Ungarn aus Oesterreich jagen sollte. Indeß wurden doch nun einige Werbungen angestellt, und Friedrich ernannte seinen Schwiegersohn, den tapfern und kriegskundigen Herzog Albrecht von Sachsen, der ihm schon sonst wichtige Dienste geleistet, zum Feldhauptmann. Dieser konnte aber mit seinen unbedeutenden Streitkräften nichts ausrichten, und schloß mit des Kaisers Bewilligung noch in demselben Jahre einen Stillstand, wonach dem Könige von Ungarn alle Eroberungen in Oesterreich bis zu völliger Entschädigung für sämmtliche Forderungen und Kriegskosten verbleiben sollten. Eine solche Entschädigung herbeizuschaffen, war für Friedrich eine unlösbare Aufgabe; zum Glück eröffnete ihm Matthias' Tod (zu Wien 5. April 1490) die Aussicht, auf bessere Weise wieder in den Besitz des Verlornen zu kommen.

Der Ruhm siegreicher Kriege und Eroberungen war nicht der einzige, in welchem des Matthias Regierung glänzte. Er war Kenner, Freund und Beschützer der Wissenschaften, stiftete (oder erneuerte) 1465

zu Ofen eine Universität, und errichtete an demselben Orte mit außerordentlichen Kosten eine Bibliothek, die an Zahl und Seltenheit der Handschriften wenige oder keine ihres gleichen hatte. Denn er besoldete nicht nur viele Schreiber, unter andern vier zu Florenz, welche griechische und römische Classiker für ihn abschreiben mußten, sondern kaufte auch viele Handschriften aus den Ueberbleibseln der Bibliotheken in dem nun von den Türken verheerten Griechenland. Aus allen diesen Anstalten strahlt indeß mehr die Ruhmsucht eines geistvollen Fürsten, als wahre Sorge für das Wohl seines Staats hervor. Um dieses Bestreben redlich zu verfolgen, war Matthias eben, wie bereits gesagt, zu selbstsüchtig.

Nach seinem Tode begann wieder eine Bewerbung verschiedener Fürsten um die ungarische Krone, wobei Wladislav von Böhmen, der in dem frühern Vertrage zum Nachfolger bestimmt war, den Sieg davon trug. Indeß eroberte der römische König Maximilian Oesterreich wieder, und fiel in Ungarn ein, um die österreichischen durch so viele Verträge begründeten Ansprüche auf dieses Reich geltend zu machen. Doch verglich er sich bald (1491) mit Wladislav auf die Bedingung, daß er diesen als König von Ungarn anerkannte, wogegen ihm die Nachfolge verbürgt ward, falls derselbe ohne männliche Erben stürbe.

---

46. Veränderungen in Deutschland seit der Hohenstaufischen Zeit.

Zwei Jahre nachdem Oesterreich wieder gewonnen war, endete Kaiser Friedrich im hohen Alter. Ein Schaden am Fuße hatte die Abnahme desselben nöthig gemacht und die Operation ging glücklich von Statten; als er während der Heilung an einem Tage acht Melonen aß und Wasser darauf trank, befiel ihn die Ruhr, welche seinem Leben in kurzer Zeit ein Ende machte (19. August 1493). Kein Herrscher hat so lange über Deutschland regiert, keiner so widrige Schicksale erfahren. Dennoch überwand er seine Gegner, indem er sie überlebte. Die Erblande seines Hauses, von denen er im Beginn seiner Regierung nur einen Theil besaß, sah er am Ende derselben sämmtlich, wenn auch zerrüttet und verarmt, unter seinem Zepter vereinigt; denn auch der lange Zeit feindselige Sigismund von Tyrol bequemte sich dazu, sein Land an seine Verwandten zu vererben; und von den glänzenden Aussichten für die Macht seiner Nachkommen, die ihm der Tod Karl's des Kühnen

von Burgund eröffnet hatte, wird später die Rede sein. Als wenn der Kaiser, der sich übrigens in den letzten Jahren viel mit Alchymie und Zukunftsdeutung zu beschäftigen pflegte, geahnet hätte, welches glänzende Geschick seinem Hause bevorstand: er „sah dem Laufe der Dinge mit Seelenruhe zu“*), und hatte die Genugthuung, daß gerade in den Jahren, wo seine Lage die bedenklichste schien, ein Wendepunkt zu seinen Gunsten eintrat, dem sich bald große Erfolge anschlossen. Selbst die Stände des Reiches, die in ihrer Mehrzahl oft daran gedacht hatten, ihn völlig fallen zu lassen, traten für ihn ein, und, indem sie seinen vielversprechenden Sohn Maximilian zu seinem Nachfolger wählten, — eine Vergünstigung, wie sie seit hundert Jahren nicht vorgekommen war — und denselben in der Behauptung seiner auswärtigen Erwerbungen unterstützten, machten sie es möglich, daß sich die österreichische Dynastie in der allernächsten Zeit zu einer Höhe und Macht erhob, die sie selbst fürchteten.

Je mehr aber die Habsburgische Hausmacht zu einer europäischen Bedeutung emporwuchs, desto tiefer sank das Ansehn des Reichs. Während alle andern Völker ringsum in frischem Aufschwung sich ausdehnten, verlor Deutschland an allen Grenzen; der Zusammenhang mit Italien, wie viel mehr das Uebergewicht daselbst erlosch immer mehr. Und im Innern hatte es ebenfalls nur noch einer so schlaffen, funfzig Jahre dauernden Regierung bedurft, um die Keime, welche gegen das Ende der Hohenstaufischen Zeit gesäet und unter den folgenden habsburgischen und luxemburgischen Herrschern emporgesproßt waren, zur völligen Entfaltung ihrer Früchte zu bringen. Dem Kaiser war kein Recht mehr übrig geblieben, als die Verleihung der Reichslehen und Regalien und die Berufung der Reichstage, welche immer häufiger wurden, je weniger man auf denselben zu Stande brachte**). Man berathschlagte seit Kurzem in drei abgesonderten Collegien, im kurfürstlichen, im fürstlichen (zu welchem auch alle Prälaten, Grafen und Herren gehörten), und im reichsstädtischen. Nur durch Uebereinstimmung dieser drei Abtheilungen,

*) Wenn Ranke, deutsche Geschichte I., S. 74, bemerkt, daß Friedrich in den Dingen die Regel, von der sie abhangen, das Allgemeine, das Beherrschende gesehen habe, das sich nach der Abweichung wieder herstellt, so ist dies Urtheil gewiß zu günstig. Droysen a. a. O., S. 507, bezeichnet nicht mit Unrecht die Auffassungsweise des Kaisers als eine „dynastische, so zu sagen, patrimoniale.“

**) Aen. Sylvius machte deßhalb die spöttische Bemerkung, daß die sonst unfruchtbaren Reichstage doch in der Weise fruchtbar seien, daß einer immer einen andern erzeuge.

welche man durch gegenſeitige Unterhandlungen, die ſogenannten Re- und Correlationen, zu bewerkſtelligen ſuchte und durch die Beſtätigung des Kaiſers konnte ein gültiger Beſchluß oder ein Reichsgeſetz abgefaßt werden. Das war alſo die Reform, nach der ſeit langer Zeit das ganze Volk das lebhafteſte Verlangen getragen hatte, eine Verfaſſungsänderung, die gerade das entgegengeſetzte Ziel verfolgte als alle Nachbarſtaaten; dieſe ſammelten ſich um den einheitlichen Mittelpunkt der Monarchie, Deutſchland behielt zwar äußerlich die Einheitsform bei, gab aber die Regierung nicht in die Hand des Monarchen, ſondern machte ſie von den Beſchlüſſen ganz verſchieden gearteter Stände abhängig. Auch in der Kriegsverfaſſung waren bedeutende Veränderungen vorgegangen. Der Reichsdienſt durch die Ritterſchaft der Stände, wie er bisher geleiſtet worden war, zeigte ſich als ungenügend, und beſonders als das Feuergewehr in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts allmählig häufiger in Gebrauch kam, machte ſich die Nothwendigkeit eines Fußvolks wieder fühlbar. Zwar ſtellten die Städte Contingente dieſer Art, indeß doch nicht in hinreichender Menge, und nicht für entferntere Unternehmungen. So wurden denn zuerſt im Huſitenkriege außer einer beſtimmten Anzahl von Reitern auch Fußgänger von allen Ständen gefordert, nach einem Anſchlage, die Reichsmatrikel genannt, der ſich indeß weniger nach der Größe der Reichslehen als nach den Kräften jedes Standes richtete; und dabei war es jedem Stande überlaſſen, wie er ſein Fußvolk zuſammenbringen wollte. Offenbar war auch durch dieſe neue Einrichtung für ein kräftiges Auftreten nach Außen nichts gewonnen; und das Kaiſerreich, das unter den Ottonen, den fränkiſchen und hohenſtaufiſchen Herrſchern ſo gewaltig in die Verhältniſſe der Nachbarländer eingegriffen hatte, nahm in dem betrachteten Zeitraum faſt keinen Theil mehr an den Schickſalen der übrigen Staaten, wenn auch Heinrich VII. noch ſchöne Thaten ritterlicher Tapferkeit in Italien vollbrachte.

Im Innern beſchäftigte man ſich fortwährend mit der Herſtellung des Landfriedens, wie dies im Laufe unſerer Erzählung mehrfach berührt worden iſt. Rudolf von Habsburg begann ſeine Regierung mit ſolchen Bemühungen, und auf den letzten Reichstagen Friedrich's III. wendeten die Städte, welche der Ordnung und Ruhe für Handel und Gewerbe mehr als andere bedurften, fortdauernd gegen die Türkenhülfe ein, daß erſt Friede im Lande aufgerichtet ſein müſſe, ehe ſie mit ihrem reiſigen Zeug nach Ungarn eilen könnten. Im Grunde war der Landfriede zu jeder Zeit geſetzlich geweſen; er wurde aber ſeit dem Tode Friedrich's II. viel häufiger als ſonſt durch Rauben und Plündern, durch Fehden, die

nicht angesagt, oder gegen solche geführt wurden, die sich zu Recht zu stehen erboten hatten, gestört und gebrochen. Demnach wurden in den periodisch erneuten Landfriedensgeboten die früheren Bestimmungen über Bestrafung der Unruhestifter immer von Neuem wiederholt und eingeschärft, oder anderweitige Verordnungen der Art hinzugefügt, und die mit dem Gericht belehnten Fürsten und Stände bei eigener Verantwortlichkeit zu kräftigerem Einschreiten ermahnt. Indeß blieben diese Verordnungen meisten Theils fruchtlos, weil es noch zu tief im Charakter der Nation lag, lieber sich selbst mit Gefahr der Güter und des Lebens Recht zu schaffen, als die Entscheidung der Staatsgewalt in Privatstreitigkeiten anzurufen, und zum Zwange war die letztere fast überall zu schwach. Selbst der Kaiser konnte im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert einen mächtigen Stand nicht nöthigen, gegen einen geringeren, den er bedrückte, Recht zu nehmen, wenn er es nicht jedesmal auf den ungewissen Ausgang eines Krieges ankommen lassen wollte. Hieraus kann man sich eine Vorstellung von dem inneren Zustande des Reiches in jenen Zeiten machen. Es gab mit den Besitzungen der reichsfreien Ritterschaft über tausend Territorien, deren Leiter und Vorsteher das Fehderecht übten, und außer diesen nahm jeder einzelne Freie, jeder Lehns- und Dienstmann das Waffen- und Vergeltungsrecht, wenn auch nicht gegen den Lehnsherrn, in Anspruch. Der unglaublich weit getriebene Mißbrauch der Befehdung, indem fast Niemand mehr klagte, weil er gewiß war, daß sich der Angreifer nicht stellen würde, führte zu einer großen Verwilderung der Menschen in sittlicher Beziehung und zu einer Auflösung aller Verhältnisse und Schranken des Staats. Allmählig fanden sich indeß Mittel gegen dieses Unwesen. Es waren die Verbindungen der Städte und Ritter unter einander, welche für Friede und Ruhe in ihrer Mitte sorgten, und die auf Betreiben der Kaiser immer häufiger errichteten vertragsmäßigen Landfrieden. Bei der Schwäche der kaiserlichen und fürstlichen Gewalt vereinigten sich nämlich die Stände einer Landschaft oder einer Provinz des Reiches, nicht nur um jeden an einem Mitgliede des Bundes begangenen Friedensbruch ahnden zu wollen, sondern auch um innerhalb desselben keine rechtmäßige Fehde beginnen zu lassen; vielmehr verpflichteten sie sich, unter allen Umständen ihr Recht vor den ernannten Schiedsrichtern (Austrägen) des Bundes zu suchen. Auf diese höchst wichtigste Einrichtung fußend und dieselbe weiter ausdehnend, gelang es denn endlich dem Nachfolger Friedrich's, das Fehderecht im ganzen Reiche unbedingt aufzuheben.

Indeß vollendeten die deutschen Fürsten in dieser Periode ihre

Herrschaft über die ihnen untergebenen Territorien, so daß fast jede Einmischung des Kaisers in ihre Regierung und Gerechtigkeitspflege verschwand, und die Schwierigkeit, gegen den Mächtigeren Schutz und Recht zu erhalten, nöthigte immer mehr Prälaten, Städte, Dynasten und Ritter, die den Fürsten früher nur zum Heerbann und zur Lehnsgerichtsbarkeit verpflichtet gewesen, in das Verhältniß ihrer Landsassen zu treten. Wie einst die Grafen in den verwirrten Zeiten nach dem Tode Karl's des Großen die freien Landbesitzer gezwungen hatten, ihre Güter fortan als Lehen zu tragen, so gingen jetzt wieder die Lehnsleute des Reiches durch die Anmaßungen der Fürsten diesen verloren. Sie unterwarfen sich den Territorialgerichten, und gaben die Reichsstandschaft auf. Am Hofe der Landesherren findet man von nun an zur Leitung aller inneren und äußeren Angelegenheiten Kanzler und andere Beamte; über größere Kreise wurden Landeshauptleute oder sogenannte Vizthume (Vicedomini) gesetzt, und ihnen zur Verwaltung der Steuern Rentmeister oder Amtsverwalter zugesellt. Daß das Erbfürstenthum zu solcher Macht emporkam, lag in dem natürlichen Gange der Dinge; „nachdem es seine Wurzeln lange in die Tiefe gesenkt, begann es nunmehr seine Wipfel über alle niedrigeren Gewächse zu erheben"*). Und es rühmte sich eines gegründeten Anrechts auf seine bevorrechtete Stellung; denn wenn es irgendwo Friede und Ordnung im Reiche gab, so war dies einzig der Fall in den Territorialstaaten. In Brandenburg hatten die Hohenzollern dem Fehdewesen der Ritter gesteuert und die Ausnahmestellung der Städte vernichtet, diese in das Staatsganze eingefügt; Sachsen war unter den Wettinern der blühendste Landstrich; in der Pfalz hatte sich der siegreiche Friedrich Anerkennung bei den Nachbarn verschafft, wenn sie ihn auch den bösen Fritz hießen. Es ist charakteristisch, daß eben zu der Zeit, wo die Gesammtgewalt des Reiches die schwerste Einbuße erlitt, gerade das Erbfürstenthum in Albrecht Achilles und Friedrich von der Pfalz die glänzendsten Repräsentanten hatte. Aber es fehlte doch noch sehr viel, daß die Fürsten eine absolute Gewalt über ihre Unterthanen behauptet hätten. Aus dem Adel ihrer Territorien bildete sich ein landsässiger Herrenstand, der ihnen oft mit großer Kraft gegenübertrat, so daß sich die Verhältnisse des Reiches zum Kaiser in den einzelnen Gebieten zu wiederholen schienen. Eine bedeutende Verstärkung erhielt jener Herrenstand durch die Ministerialen der Fürsten (vgl. Thl. VI. S. 251 fgd.), welche im Laufe der Zeit, je mehr sich der Rit-

*) Ranke a. O. 47.

terstand im Ganzen gegen die vormaligen freien Stadt- und Landbewohner gehoben hatte, den lehnspflichtigen Rittern, da sie derselben Waffenehre genossen, allmählig gleichgestellt wurden. Ihre Güter wurden erblich, sie wußten sich der strengeren und persönlichen Abhängigkeit vom Landesherrn zu entziehen, leisteten nur noch gemessene Kriegsdienste, und verschmolzen auf diese Weise endlich ganz mit den Vasallen. Andrer Seits geriethen die Fürsten häufiger als sonst in Geldverlegenheiten. Die Kosten der Regierung und des Hoflebens mehrten sich durch die Rechtsgelehrten, welche bei der auch in Deutschland häufiger werdenden Anwendung der römischen Jurisprudenz in den Gerichten angestellt werden mußten, durch die Vergrößerung der Heere, das aufkommende Söldnerwesen, und besonders durch die rohe ungeschlachte Pracht und Verschwendung, das wilde Saufen und Praffen, wie es an den Hofhaltungen der Fürsten im funfzehnten Jahrhundert in der unbeschränktesten Weise herrschte. Anfangs besteuerte man, um sich zu helfen, die Bauern auf den fürstlichen Domänen höher als zuvor; als dies nicht ausreichte, wandte man sich an die angesehensten Landsassen. Sie bewilligten dann auch gewöhnlich das Verlangte, um größeren Nothständen vorzubeugen, besonders wenn der Fürst in Krieg begriffen oder von anderen Gefahren bedrängt war; doch mußte dieser dabei gewöhnlich die bisherigen Rechte der Betheiligten bestätigen oder neue zugestehen. Als aber die Bedürfnisse trotz dem immer häufiger und dringender, die Unterhandlungen immer schwieriger wurden, sahen die Landesherren sich endlich genöthigt, die höhere Geistlichkeit, die Ritterschaft und die Städte ihres Territoriums insgesammt berufen zu lassen, um von denselben neue Steuern (sogenannte Beden) bewilligt zu erhalten, die von den beiden ersten Ständen auf ihre Hintersassen vertheilt wurden. Hierdurch erhielten jene allmählig nicht bloß das Privilegium der Steuerbewilligung, sondern meist auch die Beaufsichtigung der Verwendung der erhobenen Gelder, und das höchst wichtige Recht, über alle bedeutenderen Angelegenheiten, über Krieg und Frieden gefragt zu werden, da der Landesherr in den meisten Fällen ohne ihre Unterstützung wirklich nicht in der Lage war, einen längeren Kampf zu führen. Hie und da erlangten die Stände noch größere Befugnisse. Sie konnten regelmäßig zu Landtagen als selbständige Corporationen auch ohne Berufung des Fürsten zusammentreten, ja im Fall derselbe die hergebrachten Freiheiten übertrat und verletzte, waren sie auch zum gewaltsamen Widerstand berechtigt. Ganz ebenso wie in den Territorien der weltlichen Landesherren bildeten sich diese Verhältnisse in denen der geistlichen Fürsten Deutschland's aus,

nur daß den Bischöfen statt der Prälaten ihr eigenes Capitel gegenüberstand, welches sie oft sehr bedeutend einschränkte. Die einsichtigeren Landesherren richteten nun auch ihr Augenmerk auf die Förderung des Wohlstandes und auf eine geordnete Verwaltung ihrer Staaten, in welchen Bestrebungen die Kurfürsten von der Pfalz, von Sachsen und von Brandenburg allen übrigen vorangingen.

---

47. Ludwig XI.

König Ludwig XI. von Frankreich war achtunddreißig Jahre alt, als er seinem Vater auf dem Throne folgte. In Begleitung seines Beschützers, des Herzogs von Burgund, eilte er nach Paris, und hier war die vollständige Reform des Hofes sein erstes Geschäft. Alle Räthe des vorigen Königs wurden abgesetzt, weil sie größten Theils früher gegen den Dauphin gewirkt hatten; an ihre Stelle kamen Leute aus niederen Ständen, welche dem neuen Herrscher Alles verdankten. Viele von Karl VII. Verwiesene wurden zurückgerufen, viele Verurtheilte begnadigt. Nachdem Ludwig so seinem persönlichen Haß gegen die, welche die Geschäfte unter der Regierung seines Vaters geleitet, freien Lauf gelassen hatte, nahm er dennoch ihre Zwecke wieder auf, und vollendete, trotz der großen und bedeutenden Hindernisse, die er bei diesen Bestrebungen fand, mit der feinsten und treulosesten Staatskunst, mit kaltblütiger tyrannischer Härte, die Verwandlung Frankreich's in eine fast völlig unbeschränkte Monarchie. Meldete doch kurze Zeit nach seinem Regierungsantritt ein italienischer Gesandter nach Hause, daß der ungeschickte Dauphin sich sehr geschickt zum Regieren anlasse.

Das Hauptaugenmerk der Politik des Königs richtete sich auf die Herabdrückung des Adels und vornehmlich auf die Schwächung der beiden, allein übriggebliebenen großen Vasallen, der Herzoge von Burgund und Bretagne, deren Macht der Krone noch Gefahr zu drohen schien. Zunächst forderte er, dem Vertrag von Arras gemäß, um seine Hauptstadt zu sichern, die jedem Einfall von den Niederlanden her bloßgestellt war, von Herzog Philipp die Zurückstellung der Städte und Herrschaften an der Somme für vierhunderttausend goldene Thaler, und erreichte durch geschickte Unterhandlungen seinen Zweck vollkommen, trotz des heftigen Widerspruchs von Seiten des Grafen von Charolais,

des Sohnes Philipp's. Diese Nachgiebigkeit vermehrte die, zwischen dem Thronfolger und dem Herzoge von Burgund schon obwaltenden Zwistigkeiten, und Ludwig gedachte diesen günstigen Zeitpunkt zu benutzen, um ungehindert gegen den Herzog von Bretagne auftreten zu können. Aber er rief durch sein Beginnen einen Widerstand von solchem Umfang und von so drohender Gestalt hervor, wie er kaum erwartet werden konnte. Eine Botschaft des Königs forderte Franz II. von Bretagne auf, sich von nun an nicht mehr von Gottes Gnaden zu nennen, weil er nicht souverainer Herr sei, sondern noch eines Andern Gnade bedürfe, keine goldenen Münzen schlagen zu lassen, keine außerordentlichen Steuern von seinen guten Unterthanen zu erheben, und von denselben nicht mehr den Treueid zu fordern, denn sie hingen unmittelbar von der Krone ab. Die letzten Forderungen waren ohne Grund und Recht, aber Ludwig baute auf die Schwäche und den Wankelmuth dieses Fürsten. Der Herzog bat um Bedenkzeit, weil er ohne seine Stände hierüber nichts entscheiden dürfe, suchte sich aber unterdeß mit den geringeren Vasallen des Königs in Verbindung zu setzen, die sich in derselben Weise bedroht sahen, und nach dem Fall eines so mächtigen Lehnsträgers nichts mehr zu hoffen hatten. Noch größere Zuversicht flößte ihm der Beitritt des Grafen von Charolais ein, der sich inzwischen mit seinem Vater versöhnt hatte (1464). Dem König entging das Ungewitter nicht, das sich über seinem Haupte zusammenzog. Er versammelte die Großen seines Reichs zu Tours, um über die Unterwerfung des Herzogs von Bretagne zu berathschlagen, und bemühte sich hier, durch Herablassung und Freundlichkeit, welche ihm ebenso wohl als Härte und Ernst zu Gebote standen, dieselben seiner Sache zu gewinnen. Aber vergebens. Der Adel war durch die willkürliche Gewalt, die der König übte, durch Eingriffe aller Art in seine viel hundert jährigen Freiheiten und Privilegien auf das äußerste erbittert; er war entschlossen, sich mit seiner ganzen Kraft gegen Ludwig zu wenden. An die Spitze der Verbindung trat der eigene Bruder des Königs, der junge Herzog von Berry, der plötzlich im März 1465 vom Hofe verschwand; er ward als Gegenkönig aufgestellt und seinen Anhang bildeten die Herzoge von Bretagne, von Burgund, von Bourbon, von Alençon, von Orleans, die Grafen von Angouleme, von Armagnac, von Eu, die Herren von Albret und viele andere. Sie erklärten, daß sie die Waffen gegen den König ergriffen, weil er sie nicht liebe, und ihnen seine Gunst entzogen habe, weil sie die Unordnungen im Lande nicht länger ertragen, und das Unglück der Bürger und Bauern nicht länger mit ansehen könnten; ihre Verbindung sei für das „gemeine Wohl"

Frankreich's geſchloſſen. Ludwig's Lage war äußerſt gefährlich; predigte doch auch die Geiſtlichkeit das Recht zur Erhebung gegen den König; vor Allem war es nöthig, daß er ſich der Städte verſicherte, wenn er den Thron behaupten und nicht alle Mittel zum Widerſtand aus der Hand geben wollte. Sein prunkloſes Weſen, ſeine einfache Lebensart, mußten ihn von vorn herein den Bürgern mehr als dem Adel nähern, und ihm die Liebe des dritten Standes gewinnen; aber dieſer günſtige Eindruck war durch die Laſt der hohen Steuerſätze mindeſtens aufgewogen. Durch geſchickte Maßregeln gelang es dem König jedoch, einen großen Theil der ſüdlichen Provinzen in Ruhe zu erhalten, und in allen Städten, welche er betrat, buhlte er von nun an um die Gunſt der Bürger. Er verſprach ihnen alle erdenklichen Freiheiten, ging des Abends in ihre Häuſer, um mit ihnen zu eſſen, unterhielt ſich zutraulich über ihre Bedürfniſſe und Verhältniſſe, und bekümmerte ſich ſelbſt um die Haushaltung. Ueberhaupt bildet dieſe Zeit der Bedrängniß den Glanzpunkt ſeiner Regierung; aber es beginnt ſeit dieſen Tagen auch die Politik trügeriſcher Hinterliſt ſich zu entfalten, die er ſein ganzes Leben mit ſo großem Erfolge geübt hat. Wie er die alten Räthe ſeines Vaters zurückrief, ſo ſuchte er auf alle Weiſe Mißtrauen und Eiferſucht unter ſeinen Feinden zu erwecken. Indeß ſammelte ſich der Adel in Bourbonnais, Herzog Franz drang von Oſten, Karl von Charolais von Weſten in das Königreich. Ludwig marſchirte zuerſt gegen den Herzog von Bourbon und unterwarf mit großer Schnelligkeit und unermüdlicher Thätigkeit einen großen Theil des Landes, ſah ſich aber zur Rückkehr genöthigt, weil die Burgunder während dieſer Zeit bis nach Paris vorgedrungen waren (1465). Einen Angriff auf die Vorſtadt St. Denys und das Thor St. Lazare hatten die Bürger kräftig abgeſchlagen. Der König eilte ſeiner guten Stadt zu Hülfe, aber bei Montlhéri (16. Juli) verlegte ihm der Graf von Charolais den Weg. Obwohl das Königliche Heer dem burgundiſchen an Zahl und Rüſtung weit nachſtand, ſo bewirkte es doch die Leidenſchaftlichkeit und Unüberlegtheit des Grafen Karl, daß das Treffen unentſchieden blieb. Karl glaubte zwar geſiegt zu haben und Commines erwähnt, daß er ſeit dieſer Zeit ſich für einen großen Feldherrn gehalten habe; auch ließ er das Lager auf dem Schlachtfelde aufſchlagen. Aber Ludwig, dem vor allem daran lag, in der Hauptſtadt zu ſein, erreichte auf Umwegen Paris. Nunmehr vereinigten ſich die Bretagner, die Heerhaufen der Barone und die Burgunder, welche überdies Verſtärkungen erhielten, zu Etampes, und begannen, wohl funfzigtauſend Mann ſtark, Paris zu belagern. Während Ludwig auf einige Tage nach

der Normandie gegangen war, um von dort Kriegsvolk herbeizuführen, eröffneten die Herren Unterhandlungen mit den Bürgern, die ihnen die Stadt überliefert haben würden, wenn der König nicht zur rechten Zeit in höchster Eile wieder eingetroffen wäre (28. August). Ludwig war jetzt stark genug, um eine förmliche Berennung der Stadt zu verhindern; er ließ häufig Ausfälle machen, jedoch ohne sich auf eine Schlacht einzulassen, in der er jedenfalls den Kürzern gezogen hätte, und rechnete auf die Wirkungen des Mangels, der sich bei der großen Masse des feindlichen Heeres und bei der damals gewöhnlichen schlechten Versorgung bald einstellen mußte. Es kam ihm daher theils aus diesem Grunde darauf an, die Sache in die Länge zu ziehen, theils wollte er der Uneinigkeit, die bei so vielen Häuptern gewöhnlich früher oder später auszubrechen pflegt, Raum geben, um dann auch heimlich die Verbündeten unter sich zu trennen. Endlich wurde ein Stillstand geschlossen und Unterhandlungen eröffnet, die bei den Gegnern des Königs schnelleren Fortgang hatten, weil der Graf von Charolais nach der Heimkehr Verlangen trug, um die Lütticher, die auf Ludwig's heimliches Betreiben eine Empörung gegen ihren Bischof erhoben hatten und das Limburgische plünderten, zu züchtigen. Aber auch der König wurde zu größeren Zugeständnissen bewogen, je mehr sich trotz aller Herablassung und Freundlichkeit von seiner Seite die Unzufriedenheit der Pariser steigerte. So kam denn am 30. October zu Conflans ein Friede auf folgende Bedingungen zu Stande: der Herzog von Berry sollte die Normandie erblich erhalten und die Herzoge von Bretagne und von Alençon sollten ihre Besitzungen nicht als Lehen vom Könige tragen, sondern als Vasallen des neuen Herrschers der Normandie. Ueberdies sollte der Erstere in seinen Hoheitsrechten nicht gekränkt werden; ja der König mußte ihm noch einige Städte abtreten. Der Graf von Charolais erhielt die Städte an der Somme zurück. Alle übrigen Edelleute der Verbindung wurden mehr oder weniger mit Gütern und Ehrenstellen bedacht. Um aber seinen neu erworbenen Einfluß zu befestigen, erlangte der Adel auch das wichtige Zugeständniß vom Könige, daß bis zum 15. December desselben Jahres zwölf Prälaten, zwölf Barone und zwölf Männer aus dem Rathe des Königs unter dem Vorsitz von Dunois zusammentreten sollten, um über die Abstellung der Mißbräuche in der Regierung des Reiches Beschlüsse zu fassen und Anordnungen zu treffen, denen sich Ludwig unbedingt zu unterwerfen versprach.

Mit so ausgedehnten Bewilligungen mußte der König den Frieden erkaufen, der die Aristokratie und das feudale Wesen in Frankreich wie-

derherzustellen schien. Aber Ludwig war entschlossen, seine Gewalt nicht aufzugeben; er hatte die Vereinigten beschwichtigen wollen, um sie zu trennen und einzeln zu überwältigen. Die Verträge waren so abgefaßt, daß die eine Bestimmung immer wieder die andere aufhob, und wie sehr der König den Frieden als einen Sieg ansah, zeigte er deutlich dadurch, daß er dem Burgunder sogar Städte schenkte, die dieser nie begehrt hatte. Er war dessen gewiß, daß er sie wieder erwerben würde. Außerdem war er zur Einsicht gekommen, daß er mehrere Fehler begangen habe, indem er zu streng und durchgreifend aufgetreten sei und sich alle Anhänger und Diener der vorigen Regierung entfremdet habe. Er beschloß, die geschicktesten wieder an den Hof zu ziehen, sich besser zu rüsten, und von den Bedingungen des Friedens so wenig als möglich zu halten. Andrer Seits hatten auch die Herren vom Adel dem Volke gezeigt, daß, obschon ihre Vereinigung die Herstellung des Gemeinwohls zum Vorwand nahm, doch damit nichts weiter gemeint sei als ihre Macht und ihr Ansehen. Die Krieger der Verbündeten hatten weit und breit im Lande geplündert, während Ludwig bei seinen Märschen überall eine strenge Mannszucht aufrecht erhalten hatte. Die Commission zur Reform des Staates trat zwar zusammen, wirkte aber im Sinne des Königs, indem sie den Burgunder wegen Anmaßung von Hoheitsrechten zur Verantwortung zog, und ging wegen einer Pest in Paris dann bald auseinander. Demnächst gelang es Ludwig, den Herzog von Bourbon durch Verleihung der Generalstatthalterwürde über einen großen Theil des Reiches auf seine Seite zu ziehen, und schon im nächsten Jahre benutzte er einen Zwist der Herzoge von Berry und Bretagne, um dem Erstern die Normandie wieder zu entreißen. Auch von den Uebrigen wußte er einen nach dem andern, besonders den Herzog von Nemours und den Grafen von Armagnac, den Enkel des Connetable dieses Namens, zu gewinnen. Die kleineren Edelleute mußten sich der Gewalt fügen, und wurden einzeln überfallen, zum Theil auf das grausamste behandelt, viele mit dem Tode bestraft. Kurz der Ausgang der „gemeinsamen Erhebung des Vasallenthums entschied für Jahrhunderte zu Gunsten der einheitlichen modernen Monarchie."

Nur bei dem stolzen Karl von Burgund waren alle politischen Künste Ludwig's fruchtlos. Vergebens versprach er ihm Beistand gegen die Lütticher, wenn er sich von dem Herzog von Bretagne lossage; Karl erklärte sich vielmehr noch feindseliger, als der Tod seines Vaters ihn zum Herzog von Burgund machte (15. Juni 1467), obwohl er eigentlich schon in den letzten beiden Jahren, bei zunehmender Schwäche Philipp's an

Körper und Geist, fast alle Geschäfte geleitet hatte. Es blieb Ludwig nichts übrig, als den Widerstand der reizbaren Niederländer gegen Karl wach zu rufen und ihn so von weiteren Unternehmungen gegen Frankreich abzuhalten. Schon zweimal (1465, 1466) waren die Zwistigkeiten mit den Bürgern von Lüttich beigelegt worden, und im letzten Jahr hatte Karl deren Verbündete, die Bewohner von Dinant, durch Plünderung und Zerstörung ihrer Stadt schwer genug gezüchtigt. Dennoch erneute das unruhige Volk auf Ludwig's Betreiben jetzt von Neuem die Feindseligkeiten. Ludwig dachte sie nämlich arglistiger Weise dem Herzoge zu überlassen, um diesen dadurch wieder zur Aufopferung des Herzogs von Bretagne, den er selbst angreifen wollte, zu bewegen. Er schickte deshalb Gesandtschaften über Gesandtschaften, aber Karl's letztes Wort war, als er in Brüssel zu Pferde stieg, um sich an die Spitze der gegen Lüttich bestimmten Armee zu setzen: „Ich ersuche den König, nichts gegen Bretagne zu unternehmen;" worauf der Gesandte versetzte: „Gnädiger Herr, man hat Ihnen die Wahl gelassen, und wenn Sie unsere Freunde (die Lütticher) angreifen, so werden wir auf die Ihrigen losgehen." — „Gut," rief der Herzog, „die Lütticher sind beisammen, und ich erwarte ein Treffen, ehe drei Tage vergehen. Verliere ich es, so glaube ich freilich, Ihr werdet nach Eurem Belieben handeln; gewinne ich aber, so sollt Ihr wohl die Bretagne in Frieden lassen." Karl's Schnelligkeit vereitelte auch den nunmehr vom Könige gefaßten Plan, den Lüttichern Hülfstruppen zu senden. Die Burgunder schlossen St. Trond ein, welches von dreitausend Bürgern von Lüttich besetzt war. Gegen dreißigtausend eilten den Belagerten zu Hülfe, aber bei Brusthem erlitten sie eine völlige Niederlage (28. October 1467); neuntausend blieben auf dem Platze. Der Sieger hielt einen stolzen Einzug in Lüttich, das sich nicht zu vertheidigen wagte, in voller Rüstung mit gezücktem Schwert, durch eine Oeffnung, welche in die Mauer gebrochen war. Alle Hausbesitzer standen unbedeckten Hauptes, mit Fackeln in den Händen, vor den Thüren. Sie mußten eine Brandschatzung von hundertundzwanzigtausend Gulden bezahlen, die Thürme und Wälle wurden niedergeworfen, die Fahnen, Geschütze und Waffen weggeführt, und fast alle Privilegien der Stadt vernichtet.

48. Ludwig XI. und Karl der Kühne.

(1468—1475.)

Wir haben gesehen, wie die burgundischen Herzoge der jüngern capetingischen Linie durch Glück und geschickte Benutzung der Umstände ein Ländergebiet zusammengebracht hatten, welches im Süden das Herzogthum Burgund und die gleichnamige Grafschaft, im Norden alle Provinzen von Luxemburg bis zum Meere hin umfaßte. Philipp der Gute hatte es verstanden, die unruhigen Flanderer und Brabanter, die Parteien in Holland, durch Achtung vor ihren Rechten und Freiheiten zu gewinnen. Die trefflichen Staatskräfte dieser Länder wurden durch ein geordnetes Finanzwesen erhöht; in den Niederlanden blühten, neben reichem Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts zu einer herrlichen Blüthe empor, und der burgundische Hof, der meist in Arras seinen Sitz hatte, war an Glanz und Pracht des Aufwandes und der Bewirthung, an geselliger Bildung, an Ceremonie und Etiquette der erste in Europa, und diente anderen Fürsten mehr oder weniger zum Vorbild. Hierher zogen sich die Reste des Feudalismus zurück, die durch das Bestreben der französischen Könige nach concentrirter Staatsgewalt aus dem benachbarten Reiche vertrieben wurden, hier fand das spätere Ritterthum seinen Mittelpunkt. Doch war dasselbe in den Zeiten, die der Periode der Kreuzzüge folgten, wie alle anderen Gestaltungen des Mittelalters, herabgekommen und entartet, um neuen Erscheinungen Platz zu machen. Wie aus dem Lehnsverhältniß Liebe und Treue entwichen waren, so waren auch in dem eng damit verbundenen Ritterwesen Frömmigkeit, Ehre und Achtung der Frauen zu bloßen Formen des Umganges und des Anstandes geworden, während daneben die weiter gebildete Reflexion und das an sinnlichen Genüssen bereicherte Leben, die diese innere Aushöhlung bewerkstelligt hatten, ungescheut ihre Zwecke verfolgten. Hatte der Gegensatz zu Frankreich die burgundischen Fürsten von selbst dazu genöthigt, die Träger des Feudalismus zu werden, so waren sie doch andererseits nicht im Stande, dies Princip ihren Unterthanen gegenüber streng aufrecht zu erhalten; diejenigen wenigstens, welche germanischen Stammes waren, wollten sich die von den Vätern ererbte Freiheit und Selbständigkeit in der Verwaltung ihrer städtischen Gemeinwesen nicht gern rauben lassen. Ueberdies setzte sich ihr Staat, der nur durch das Sinken Deutschland's und die Bedrängniß, die auf Frankreich während der eng-

lischen Kriege lastete, so überraschend schnell gewachsen war, aus den verschiedenartigsten Landestheilen und Völkerstämmen zusammen; die Anwohner der Saone und die Seeschiffer am Nordseegestade waren in ihren Eigenthümlichkeiten zu unähnlich, als daß sich in Wahrheit eine Gemeinsamkeit des Völkerlebens hätte bilden können. Es konnte nicht anders kommen: sobald einer der großen Nachbarstaaten wieder erstarkte, mußte der neue Staat ungeachtet des sprichwörtlichen Reichthums und der glänzend bewaffneten Söldner zu Grunde gehen.

In den beiden Fürsten, Ludwig und Karl, verkörperte sich der Gegensatz, der zwischen den Ländern obwaltete; nicht leicht überhaupt gab es in damaliger Zeit zwischen zwei Herrschern größere Verschiedenheiten. Karl, der seiner ungestümen Tapferkeit wegen den Beinamen des Kühnen erhalten hat, war elf Jahre jünger als Ludwig; heftig, zufahrend, ohne Maß und Selbstbeherrschung. Von Jugend auf hatte ihn das Glück, welches den burgundischen Namen begleitete, verwöhnt, und die Kenntniß der großen Eroberer der alten Welt, aus deren Geschichten er sich täglich vorlesen ließ, hatte die brennendste Ruhmbegierde in seinem Herzen entzündet. Nichts als Eroberungspläne im Auge, beschäftigte er sich mit dem inneren Zustand seiner Länder nur in der Absicht, Soldaten und Geld aus denselben zu erhalten. Wie andere Herrscher jener Zeit, oder noch viel mehr als die übrigen, hielt er ein zahlreiches stehendes Heer, das durch seine vortreffliche Ausrüstung, durch hohen Sold, durch seinen Ruf bei den Nachbarstaaten kriegslustige Abenteurer aus dem ganzen Continent unter seine Fahnen lockte; er hatte zugleich die beste Artillerie in Europa. Mit diesem Heere glaubte er sich berechtigt zu dem ehrgeizigen Gedanken, ein neues Königreich Burgund aufzurichten, das die Staaten von der Nordsee bis an das Mittelmeer umfassen sollte, ja er träumte wohl davon, den Kaiserthron in Byzanz wieder herzustellen. Je mehr aber seine Phantasie das Unmögliche anstrebte, desto hartnäckiger und unzugänglicher für guten Rath wurde er, desto mehr trotzte er den Menschen und den Dingen und selbst seiner eigenen Natur, die ihm zuletzt die Kräfte versagte, weil er sie überspannte. Daß er ohne Menschenkenntniß und Ueberlegung das Unmögliche forderte, machte ihn hart, unwirsch, grausam gegen Alle. Er war tapfer bis zur Verwegenheit, thätig in der Leidenschaft, aber er erlag der letzteren in dem Mißgeschick, das er nicht zu ertragen und durch Geduld zu überwinden verstand. Wie anders Ludwig XI.! Auch bei ihm ist es von Beginn der Regierung an nur ein Gedanke, dem er lebt, aber es ist der von seinen Vorgängern überlieferte, durch die Verhältnisse seines

Reiches gebotene, die monarchiſche Gewalt in ſeinem Lande feſtzuſtellen, und dieſen verfolgt er unwandelbar, aber ohne phantaſtiſche Uebertreibung. Vor den Geboten dieſer Aufgabe verſchwinden in ihm alle Regungen des Herzens, alle Hitze der Leidenſchaft, ſelbſt die Forderungen der äußeren Ehre; vor der Fürſorge für das Ganze tritt die Rückſicht auf die Einzelnen zurück, Grauſamkeit und Gerechtigkeit fallen zuſammen. Nicht in den Waffen ſuchte er ſeinen Ruhm, ſondern in geſchickter Führung der Unterhandlungen; Intriguen und Ränke, deren Handhabung er den Sforza's und Medici abgelauſcht hat, ſind ihm ſtets willkommner als der offene Kampf. Dabei iſt er ein Charakter, in dem ſich verſchiedene Eigenſchaften begegnen, Freigebigkeit und Habſucht, raſche Hingebung und ein immer reges Mißtrauen, ängſtliche Furchtſamkeit und doch zähes Ausharren im Unglück; aber er weiß ſie alle zu rechter Zeit zu gebrauchen und in den Dienſt des einen letzten Zieles zu ſtellen, dem er nachgeht. Wenn er ſo ſtreng gegen die Großen, herablaſſend und anſpruchslos gegen Niedere, hinterliſtig und herzlos gegen Alle war und gegen die Gewalt des Himmels, gleichſam um ihn zu begütigen, eine abenteuerliche Devotion zeigte, ſo iſt es doch unter ſeiner Herrſchaft oder in ſeiner Nähe Niemand wohl geworden, und obwohl er ſich um Frankreich die größten Verdienſte erworben, ſo hat es ihm doch Niemand Dank gewußt, weil es ihm an aller ſittlichen Grundlage fehlte*).

Ohne den Angriff Ludwig's abzuwarten, brach der Herzog von Bretagne vereint mit dem Herzoge von Berry in die Normandie, um dieſe Provinz wieder zu erobern (1467). Ludwig war indeß wohl gerüſtet, und zwang ſeine beiden Gegner zu einem Waffenſtillſtande, während deſſen für den Herzog von Berry eine Ausſtattung zur Entſchädigung für die verlorene Normandie beſtimmt werden ſollte. Zu dieſem Endzweck verſammelte der König im folgenden Jahre die Stände

*) Siehe Sickel, Frankreich und Burgund im 15. Jahrh., Wien 1858. Ranke, franz. Geſch. Thl. I. S. 86. Vgl. auch Guizot, histoire de la civilisation en Europe. S. 264, der etwas verſchieden urtheilt: „On a beaucoup parlé de la lutte de Louis XI. contre les grands, de leur abaissement, de la faveur pour la bourgeoisie. Il y a du vrai en cela, quoiqu'on ait beaucoup exagéré et que la conduite du roi avec les diverses classes ait plus souvent troublé que servi l'état. Mais il a fait quelque chose de plus grave. Il a substitué dans le gouvernement les moyens intellectuels aux moyens matériels, la politique italienne à la politique féodale. Il a changé non pas les institutions, non pas le système extérieur, mais les procédés secrets, la tactique du pouvoir.“

des Reiches zu Tours und wußte dieselben so für sich zu gewinnen, daß sie erklärten, dem Herzog dürfe nur ein jährliches Gehalt ausgesetzt, keinesweges aber wieder eine Provinz übergeben werden. Ludwig beschloß hierauf, seinen Vortheil weiter zu verfolgen. Kaum war die Zeit des Stillstandes abgelaufen, als zwei königliche Heere, von der Normandie und von Anjou her, in die Grenzen der Bretagne einbrachen (1468) und so reißende Fortschritte machten, daß der Herzog sich entschließen mußte, einen Vertrag zu unterzeichnen, in welchem er jede Verbindung mit Karl von Berry und Karl von Burgund aufzugeben versprach. Alles war so schnell von Statten gegangen, daß die Unternehmung geendigt war, ehe Karl der Kühne, der in diesem Jahre die Hände frei hatte und seinem Bundesgenossen zu Hülfe eilen wollte, seine Kriegsleute bei Peronne, auf der Grenze von Artois, hatte versammeln können. Ein Krieg mit diesem aufs höchste erbitterten Fürsten schien unvermeidlich, und Ludwig hatte, so glaubte man allgemein, diesen Kampf nicht zu scheuen. Seine besten Truppen, die Ordonnanzcompagnien und die freien Schützen, waren in bedeutender Anzahl unter erfahrenen Hauptleuten längs den burgundischen Gebieten aufgestellt, und die Abtheilungen, die gegen die Bretagne gebraucht worden waren, befanden sich in eiligem Anmarsch zu ihrer Verstärkung. Alle waren von Muth und Ungeduld beseelt. Dennoch empfand Ludwig keine Lust, seinen Thron an die Entscheidung der Schlachten zu wagen, vornehmlich weil er befürchten mußte, daß ein Einbruch der Burgunder den größten Theil der französischen Edelleute, die in Karl dem Kühnen den Vertreter und Verfechter ihrer gemeinsamen Interessen, den treuen Verbündeten des Herzogs von Bretagne sahen, sofort wieder gegen ihn unter die Waffen rufen würde. Deshalb sandte er in der Stille den Lüttichern Geld und munterte sie auf, die erlittene Schmach, sobald sich Gelegenheit zeige, wieder an dem Herzoge zu rächen, und eröffnete mit diesem selbst neue Unterhandlungen. Vergebens wurden ihm große Summen angeboten, wenn er vom Kriege abstehen wolle. Endlich entschloß sich Ludwig, seinen Gegner persönlich zu besuchen, um hierdurch eine Ausgleichung zu bewerkstelligen. Er glaubte, daß seine Diener überall, wo er nicht selbst gegenwärtig sei, nicht treu und eifrig genug handelten, und hatte überdies eine große Vorstellung von der Gewalt, welche sein Geist und seine Rede auf Andere übe, wie er denn auch wirklich einen solchen Einfluß durch angemessenes Benehmen, scharfsinnige Einwürfe und Antworten und gewandte Auffassung der ihm gegenüberstehenden Charaktere äußerte. Bei Karl's bekannter Sinnesart schien er keine Befürchtungen für Frei-

heit oder Leben hegen zu dürfen; eine schriftliche Versicherung des Herzogs in diesem Sinne überhob ihn vollends aller Bedenklichkeiten, und die Vorstellungen seiner Räthe wurden nicht weiter beachtet. So traf er denn in den ersten Tagen des Octobers, nur von achtzig Schützen und sechzig Gensdarmen begleitet, um dem Herzog einen Beweis seines vollkommensten Vertrauens zu geben, zu Peronne ein. Karl eilte ihm entgegen, sie bewillkommten und umarmten sich und ritten, freundlich mit einander sprechend, in die Stadt. Die Straßen waren mit burgundischen Truppen angefüllt, überall begegnete der König Edelleuten und Anführern, die früher von ihm beleidigt oder vertrieben worden waren. Zu seiner persönlichen Sicherheit verlangte er daher das Schloß von Peronne zu bewohnen, welches der Herzog ohne Anstand bewilligte. Am folgenden Morgen begannen die Unterhandlungen in wenig versprechender Weise, als schon Tags darauf die Nachricht einlief, daß Lüttich in vollem Aufstande und der Bischof vertrieben sei. Schon wären die Empörer gegen Tongern gezogen, hätten diese Stadt überfallen und mehrere Domherren in Gegenwart ihres Bischofs niedergemacht; unter ihnen habe man aufregende und Beifall spendende französische Boten gesehen. Karl ließ sofort die Thore sperren, er raste vor Wuth, und Ludwig zitterte vor dem Abgrunde, an den ihn seine treulose Staatskunst und der unwillkommene Eifer seiner Bundesgenossen geführt. Indeß gelang es ihm, einige Räthe des Herzogs zu bestechen. Als dieser sich einigermaßen besänftigt hatte, wurde zuerst der Beschluß gefaßt, den König von Frankreich gefangen zu halten und seinen Bruder Karl von Berry auf den Thron zu erheben. Danach wurde aber dem Herzoge dringend vorgestellt, daß er durch den Bruch des freien Geleites seinem Hause einen ewigen Schandfleck zuziehen würde, er möge den günstigen Augenblick lieber benutzen, dem Könige eine Reihe vortheilhafter Bewilligungen abzuzwingen und ihn dann entlassen. Mit vieler Mühe ließ sich der Herzog endlich bewegen, zu einem solchen Vertrage seine Zustimmung zu geben. Er wurde auf der Grundlage des Friedens von Conflans entworfen, weitere Bestimmungen betrafen die völlige Souverainetät des Herzogs in allen bisher von Frankreich abhängigen Lehnsherrschaften, und die Einräumung von Champagne und Brie an den Herzog von Berry, wodurch dieser für den Verlust der Normandie entschädigt werden sollte. Ludwig, in Todesangst, bewilligte und unterzeichnete Alles, was ihm vorgelegt ward, und beschwor den Frieden in Gegenwart des Herzogs. Um ihn noch mehr zu demüthigen, nöthigte ihn Karl, mit gegen Lüttich zu ziehen und der Züchtigung dieser Stadt beizuwohnen. Die

verzweifelten Bürger, ohne hinreichende Waffen und ohne Geschütz, vertheidigten sich hinter ihren eilfertig und schlecht hergestellten Wällen von Schutt mit Löwenmuth und machten mehrere Ausfälle, die dem Herzog viele Leute kosteten. Bei dem ersten riefen sie, im Vertrauen auf ihren heimlichen Bundesgenossen: Es lebe Frankreich; aber Ludwig sprengte ihnen selbst mit dem Feldgeschrei: es lebe Burgund, entgegen. Als der Kern ihrer Streiter geblieben war, flüchteten die Weiber, Kinder und Greise allmählig aus der Stadt in die Ardennen. Am 30. October drangen die Burgunder ohne Widerstand über die Wälle, denn die zurückgebliebenen Einwohner hatten fast alle, von der Unmöglichkeit längeren Widerstandes überzeugt, in den Kirchen Schutz gesucht. Diese wurden verschont, die übrigen getödtet und in die Maas geworfen. Nachdem die Häuser ausgeplündert waren, ließ Karl die Stadt bis auf die Kirchen und Klöster niederbrennen.

Kaum sah sich Ludwig in Freiheit, so dachte er schon darauf, sich von den zu Peronne eingegangenen Verbindlichkeiten wieder los zu machen. Vor Allem war es ihm beschwerlich, dem Herzoge von Berry Champagne und Brie einzuräumen, da beide Provinzen an die burgundischen Staaten grenzten und mithin die engste Verbindung ihrer Herrscher zu erwarten war. Er bot seinem Bruder Guienne an, obgleich dieses Land größer und reicher als die anderen Gebiete war, und dieser ließ sich endlich auch zur Annahme des Vorschlags bewegen. Um ihn immer mehr von Burgund abzuziehen, wurde eine Zusammenkunft beider Brüder auf einer Schiffbrücke über die Sevre, in der Nähe des Schlosses Charon, verabredet. Auf der Mitte der Brücke wurde eine hohe Wand von Balken gebaut und nur mit einer kleinen Oeffnung versehen, die indeß noch mit zwölf eisernen Stangen dicht vergittert war. Karl und Ludwig kamen von den verschiedenen Ufern, jeder nur mit zwölf Begleitern, welche ihre Schwerter und Dolche vorher hatten ablegen müssen. Doch erwachte in Berry's Seele bald wieder ein brüderliches Zutrauen; es wurde dem Könige leicht, ihn ganz für sich zu gewinnen, und schneller, als er es erwarten konnte, war die größte Einigkeit unter ihnen hergestellt (1469).

Nach der Aussöhnung mit dem Herzoge von Berry wurden auch der Graf von Armagnac und der Herzog von Nemours, die neue Unruhen erregten, gedemüthigt, und Ludwig, im Innern völlig gesichert, begann nun die Bestimmungen des Friedens von Peronne auch gegen Burgund zu brechen. Der Verlauf der englischen Wirren zwischen Eduard IV., dessen Schwester Karl geheirathet hatte, und dem Grafen

Warwick, der um diese Zeit den König Heinrich VI. noch einmal aus dem Gefängnisse auf den Thron gebracht hatte, sicherte den König davor, daß Karl von England Unterstützung erhalten würde. Er nahm also Appellationen burgundischer Unterthanen an das Pariser Parlament an und sandte Botschaft nach Flandern, um die Angeklagten vorzuladen, ungeachtet er auf diese Befugniß in dem Vertrag von Peronne feierlich Verzicht gethan hatte. Noch weiter ging der König, als er mehrere Besitzungen des Herzogs auf der Grenze unter dem Vorwande, daß ihm dieser dafür noch nicht gehuldigt habe, in Beschlag nehmen ließ. Karl ergrimmte, und befahl die Staatsboten ins Gefängniß zu werfen. Nun berief Ludwig eine Versammlung der Notabeln nach Tours (Nov. 1470), und klagte den Herzog öffentlich des Friedensbruches an. Karl habe seine Räthe gefangen genommen, die schuldigen Huldigungen verweigert, vom Könige von England den Hosenbandorden empfangen, und die Unterthanen in den neuerworbenen Städten in ihrem Eide zum Dienste gegen Jedermann, also den König nicht ausgenommen, verpflichtet. Die Versammlung erklärte hierauf den Herzog des Majestätsverbrechens schuldig, und stimmte einmüthig dahin, daß er, als ein königlicher Vasall, vor das Pariser Parlament zur Rechenschaft zu laden sei. Die Vorladung ward sogleich nach Gent durch einen Gerichtsboten abgefertigt, den Karl in seiner auffahrenden Heftigkeit in Ketten legen, nach einigen Tagen aber wieder fortziehen ließ. Darauf überfielen Ludwig's längst bereitstehende Truppen St. Quentin, Roye, Montdidier und Amiens, die nur durch schwache Besatzungen geschützt waren (Jan. 1471). Karl war durchaus ohne Vorbereitung, und konnte erst im folgenden Monat gegen die Somme vorrücken. Um den Uebergang über diesen Fluß zu erzwingen, nahm er Pecquigny und wendete sich dann gegen Amiens. Die Stadt war mit Vorräthen, Mannschaft und Geschütz im Ueberfluß versehen, so daß sich die Belagerung sehr in die Länge zog; zu einer Schlacht war Ludwig in keiner Weise zu bewegen, und aus der Bourgogne liefen die traurigsten Nachrichten von den Verwüstungen ein, die durch den Einbruch französischer Truppen in die dortigen Länder verursacht würden. So wurde im April ein Waffenstillstand auf drei Monate geschlossen, durch welchen der König im Besitz seiner Eroberungen blieb. Karl benutzte diesen, um den Herzog von Guienne wieder an sich zu ziehen; er stand im Begriff, ihm seine Tochter zur Ehe zu geben, um ihn dadurch auf immer an sich zu fesseln, als dieser schwache und wankelmüthige Fürst (28. Mai 1472) eines plötzlichen Todes starb, wie man allgemein glaubte, durch einen Benedictiner ver-

giftet, und wie Viele hinzufügten, auf Veranstaltung des Königs. Ja, Karl der Kühne brach rachedurstig noch vor Ablauf des Waffenstillstandes über die Grenze, eroberte Nesle und ließ ein schreckliches Blutbad unter der Besatzung anrichten. Eine Proclamation klagte den König des Brudermords öffentlich an und erwähnte zur Bekräftigung, daß dem Herzog von Burgund selbst auf Ludwig's Anstiften mehrmals nach dem Leben getrachtet worden sei. Erst achtzehn Monate später antwortete Ludwig auf diese furchtbare Anklage dadurch, daß er Commissarien zur gerichtlichen Untersuchung des Mordes ernannte. Aber noch ehe diese beendet war, wurde der Benedictiner im Kerker plötzlich todt gefunden; ein Mitschuldiger desselben verschwand auf eine räthselhafte Weise; die Acten des Processes sind nie zum Vorschein gekommen. Diese Umstände werfen allerdings einen starken Verdacht auf Ludwig, der auch sonst Vergiftungen nicht scheute, um sich eines Widersachers ohne Geräusch zu entledigen; aber für die unparteiische Geschichte ist Alles zusammengenommen doch nicht hinreichend, ihn geradezu des Brudermordes zu zeihen. Guienne wurde als eröffnetes Kronland eingezogen. Inzwischen nöthigte die Grausamkeit, mit welcher die Burgunder das Land verheerten und die Bewohner niedermetzelten, die Bürger und die Besatzung von Beauvais zum hartnäckigsten Widerstand. Karl mußte die Belagerung aufheben und drang weiter in die Normandie bis nach Rouen vor, um sich mit dem Herzoge von Bretagne, der auf seinen Antrieb von Neuem die Waffen gegen den König ergriffen hatte, zu vereinigen. Dieser aber erschien nicht, weil er durch einen Einfall des Königs in seinen eigenen Besitzungen beschäftigt war; vielmehr fand Karl zahlreiche französische Streitkräfte am linken Ufer der Seine versammelt. Diese Umstände, sowie Mangel an Lebensmitteln in dem verwüsteten Lande und ein Einfall der Franzosen in Artois zwangen ihn zur Umkehr. Auf diesem Rückzuge wurden seine ermüdeten Truppen durch den Grafen Dammartin, den muthigen und geschickten Feldherrn Ludwig's, durch fortwährende kleine Angriffe und Gefechte bedeutend geschwächt, indeß der König selbst in der Bretagne bis nach Nantes hin glücklich vordrang. So wurde denn wieder ein Waffenstillstand geschlossen. Während der Dauer desselben vernichtete Ludwig die hartnäckigsten Vasallen im Süden Frankreich's, die sich im letzten Kriege wieder geregt hatten. Den Herzog von Alençon, der sich in alle Verbindungen gegen ihn eingelassen hatte, ließ er überfallen, festnehmen und nach Paris bringen, wo er zwei Jahre nachher im Louvre verschmachtet ist. Dem Grafen von Armagnac, der sich in seiner festen Stadt Lectoure wohl verwahrt hatte, war so leicht

nicht beizukommen. Ludwig mußte ein Belagerungscorps gegen ihn senden; aber der Graf vertheidigte sich tapfer, bis der Anführer der königlichen Truppen, der Cardinal Goffredi, ihm sichres Geleit zum Könige, um sich zu rechtfertigen, und völlige Vergessenheit des Geschehenen für alle seine Anhänger zugestand. Dieser Vertrag wurde auf das Sacrament beschworen; aber kaum hat Armagnac die königlichen Truppen eingelassen, so wird er niedergestoßen, die Stadt geplündert und der Erde gleich gemacht, und seine schwangere Gemahlin gezwungen, einen Trank zu verschlucken, der das Kind im Mutterleibe tödten sollte, an dem sie aber selbst nach zwei Tagen den Geist aufgab (1473).

Ungeachtet begünstigender Verhältnisse, kriegerischer Einsicht und wohlgeübter Truppen hatte der Herzog von Burgund bisher nichts gegen den König ausrichten können, dessen verschlagene Treulosigkeit die augenblicklich abgezwungenen Zugeständnisse jedesmal wieder zu vereiteln wußte, der auch durch die gewaltsamsten Maßregeln seine Vasallen trotz aller Unterstützung Burgund's immer mehr unter die Gewalt der Krone brachte. Karl ließ sich gerade um diese Zeit verleiten, seine Kräfte zu zersplittern, indem er 1473 die oben erwähnte Zusammenkunft mit dem Kaiser in Trier abhielt, auf der über die Verheirathung ihrer Kinder Max und Maria verhandelt und die Verleihung des Königstitels an Karl in Anregung gebracht wurde. Sei es daß die Forderungen des Herzogs zu hoch gespannt waren, sei es daß er den Kaiser durch übel entfaltete Pracht beleidigte, Friedrich entwich heimlich aus Trier, wodurch denn Karl, tief beleidigt, veranlaßt ward, in die deutschen Verhältnisse noch näher einzugreifen und auf die Seite der Feinde des Kaisers zu treten. Es folgte 1474 die Belagerung von Neuß, die, bis in den Mai des folgenden Jahres dauernd und ungünstig verlaufend, nur bewirkte, daß Karl's Gegner an der Furchtbarkeit seiner Heere zu zweifeln begannen. Um den Krieg gegen Frankreich mit um so größerer Sicherheit wieder aufnehmen zu können, hatte Karl mittlerweile ein Bündniß mit Eduard IV. von England geschlossen, der nach einem kurzen, aber blutigen Kriege wieder in den Besitz des Thrones gelangt war und nun die von seinen Vorfahren verlorenen Besitzungen in Frankreich wieder zu erobern hoffte. Nachdem der Herzog so den alten Nationalfeind gegen Frankreich in die Waffen gerufen hatte, wuchs seine Zuversicht in dem Grade, daß er die Entthronung Ludwig's für gewiß ansah. Eduard sollte an dessen Stelle zum König des Nachbarreiches erhoben werden; für sich selber gedachte Karl die an seine Staaten grenzenden Provinzen zu erwerben. Leicht wurden der Herzog von Bretagne

und der Graf Ludwig von St. Pol, Connetable von Frankreich, der schon längst eine zweideutige Rolle spielte, und erst kürzlich vom Könige zur Befestigung seiner Treue die Stadt St. Quentin erhalten hatte, für diese Entwürfe gewonnen (1474). Karl's Heer war schnell versammelt, aber Eduard forderte die Verschiebung des Krieges bis ins nächste Jahr, um für ein so wichtiges Unternehmen die erforderlichen Rüstungen machen zu können. Dieser Umstand verursachte das vollständige Mißlingen des ganzen Planes. Während der Herzog sich vor den von den Bürgern mannhaft vertheidigten Wällen der kleinen Stadt Neuß vor Ungeduld verzehrte, brachte Ludwig die Schweizer und den Herzog Renatus von Lothringen gegen Burgund unter die Waffen, welche Karl's Truppen schlugen (vergl. Kap. 49), und danach dessen südliche Besitzungen ungehindert unterwarfen. Der König selbst ließ im folgenden Jahre seine Heerestheile in Artois und in der Picardie, so wie in der Bourgogne über die Grenzen vorrücken. Auf beiden Punkten begünstigte ihn das Glück, im Norden kamen die Franzosen bis unter die Mauern von Arras. Am 5. Juli 1475 landete Eduard zu Calais mit einer schönen und zahlreichen Armee. Er hatte erwartet, den Herzog von Burgund im Felde, den König von Frankreich geschwächt, und reichliche Magazine für seine Truppen zu finden. Nichts von alle dem war der Fall. Endlich erschien Karl der Kühne, nachdem er sich acht Tage hatte erwarten lassen, aber allein und ohne Heer, zu Eduard's größtem Mißvergnügen. Man zog auf St. Quentin, wo man vom Connetable mit offenen Armen empfangen zu werden gedachte; doch dieser schloß jetzt treulos seine Thore und ließ auf die englischen Krieger feuern. Alles dies, verbunden mit den drohenden Streitkräften, die Ludwig zusammengebracht hatte, bewog den König von England, Ludwig's Anerbieten zu einem Vergleiche nicht auszuschlagen, und Geschenke an Eduard's Günstlinge, die jener nicht sparte, beschleunigten den Abschluß desselben. Ludwig, der das Geld gering achtete, sobald höhere Vortheile dadurch zu erreichen waren, bezahlte dem Könige von England für die Zurückführung seines Heeres auf der Stelle fünfundsiebenzigtausend goldene Thaler und versprach ihm außerdem ein Jahrgeld von fünftausend Thalern. Um einem ähnlichen Unternehmen von Seiten England's für die Zukunft vorzubeugen, ließ er auch mehreren Räthen und Günstlingen Eduard's alljährlich große Summen einhändigen. Nach der Annahme des Vertrages ward eine Zusammenkunft beider Fürsten verabredet. Zu Pecquigny wurde eine Brücke über die Somme geschlagen, und mit der gewöhnlichen Scheidewand versehen. Man näherte sich von beiden Seiten dem Gitter, die

Bestimmungen des Friedens wurden verlesen und beschworen, die Könige umarmten einander durch die engen Zwischenräume, und wetteiferten in Freundschaftsversicherungen. Ludwig wußte bei dergleichen Gelegenheiten eine solche Unbefangenheit zu erheucheln, daß er durch heitere Scherzreden der Gegenpartei fast immer guten Glauben an seine Rechtschaffenheit und Wahrhaftigkeit einflößte. Ein Augenzeuge dieses Auftritts, der Geschichtschreiber Comines, erzählt, daß an der einen Seite der Somme, von welcher der König von England an die Brücke gelangte, ein Sumpf gewesen sei, über welchen ein gemachter Weg geführt habe, und fügt dann die, Gesinnung und Denkweise jener Zeit sehr bezeichnenden Worte hinzu: „Wenn man hier nicht ehrlich zu Werke gegangen wäre, so wäre dies ein gefährlicher Weg gewesen. Die Engländer aber bemerkten dies nicht einmal, und auch daraus sah ich, daß sie lange nicht so fein als wir sind."

Noch in demselben Jahre schloß auch Herzog Karl, der sich schon während der Anwesenheit Eduard's in andere weitaussehende Entwürfe gegen Lothringen und die Schweiz verwickelt hatte und Frankreich, wo alle seine Versuche scheiterten, immer mehr aus den Augen verlor, einen neunjährigen Waffenstillstand mit dem Könige (15. September 1475) und gab ihm den Connetable Preis, der das Opfer seiner eignen, überfeinen, zweideutigen und treulosen Staatskunst wurde. Als einer der angesehensten französischen Vasallen theilte derselbe mit den übrigen das Bestreben, Ludwig's Plänen entgegen zu wirken; da er aber an Karl's Grenzen Besitzungen hatte, fürchtete er diesen nicht minder, und glaubte seinen Vortheil am besten zu wahren, wenn er beide im Gleichgewicht zu halten suchte. Geübt in Ränken und Künsten der Schlauheit, gelang es ihm auch eine Zeitlang, diese schwierige Rolle durchzuführen, und die Fürsten in Furcht zu erhalten; zuletzt indessen konnte es nicht fehlen, daß er beiden gleichmäßig verdächtig und verhaßt ward. Darum gab der Herzog dem Ansuchen des Königs leicht Gehör, der ihm in einem Artikel des erwähnten Waffenstillstandes die großen und reichen Besitzungen des Connetable, selbst St. Quentin mit eingeschlossen, versprach, wenn er diesen Verräther nicht unterstützen wollte. Der Graf von St. Pol stand nämlich damals noch auf der burgundischen Seite, obgleich er seine Stadt den Engländern nicht geöffnet hatte, wie oben erwähnt worden ist. Um sein Leben zu retten, beschloß der nun von beiden Seiten Bedrohte, Karl dem Kühnen, zu dem er immer noch Vertrauen hatte, weil er sein Jugendfreund gewesen war, alle seine Güter anzubieten, wenn er ihm gegen Ludwig Schutz gewähre. Der Herzog schwankte; als er aber

erfuhr, daß St. Quentin schon in des Königs Händen sei, und dieser ihn benachrichtigen ließ, er werde jene Stadt nebst den übrigen Orten räumen, sobald ihm der Connetable ausgeliefert werde, konnte er nur bei der Erfüllung des Vertrages seine Vortheile finden. Außerdem belagerte er damals Nancy, die Hauptstadt von Lothringen, und fürchtete dieses Land niemals zu bezwingen, wenn der König einen Vorwand fände, den Waffenstillstand zu brechen, in welchem er ausdrücklich versprochen hatte, die Unternehmungen des Herzogs gegen Lothringen nicht zu stören. Diese Betrachtung entschied ihn; während Ludwig den Herzog von Lothringen preisgab, ertheilte Karl dem Bailli von Mons, wohin sich der Connetable geflüchtet hatte, Befehl, diesen auszuliefern. Es geschah; der Graf ward nach Paris gebracht, vor dem Parlament daselbst als Hochverräther und Majestätsverbrecher angeklagt, und vor dem Rathhause öffentlich enthauptet (23. December 1475). Er war des Königs Schwager, Oheim der Königin von England, und ein Sprößling des luxemburgischen Grafenstammes, der in Deutschland selbst den Kaiserthron besetzt hatte. Ludwig übergab dem Herzoge in der That die Güter des Hingerichteten, vielleicht weil er die Gelegenheit nicht mehr fern hielt, dies und noch Größeres wieder zu erwerben.

---

49. Karl's des Kühnen Untergang.

Der innere Krieg, der die Länder der Eidgenossen unter österreichischer und französischer Theilnahme funfzehn Jahre lang verwüstet hatte, wurde endlich durch schiedsrichterlichen Spruch, ohne bedeutende Aenderungen im Länderbesitz, beigelegt (1450). Seit dieser Zeit verstärkten sich die Schweizer (so wurden die Eidgenossen vorzüglich seit jenem Kriege genannt) durch den Anschluß mehrerer angrenzenden Gebiete, die bisher anderen Herren gehorcht hatten. Im Jahre 1458 warf sich ihnen die österreichische Stadt Rapperschwyl in die Arme, zu ihrer nicht geringen Freude, da sie von da aus oft beunruhigt worden waren. Bald darauf bot sich Gelegenheit zu noch bedeutenderen Erwerbungen dar. Erzherzog Sigismund von Oesterreich, dem Tyrol und die vorderen Lande gehörten (vgl. oben S. 90), war mit dem Papst Pius II. wegen eines Streites, der zwischen ihm und dem Bischof von Brixen entstanden war, zerfallen. Der Papst sprach den Bannfluch aus, und

benachrichtigte die Schweizer von der Aufhebung aller friedlichen Verhältnisse „mit dem ehrlosen Majestätsverbrecher Sigismund, weiland Herzog.“ Die Schweizer, mit Sigismund wegen Rapperschwyl ohnehin in Mißverhältniß, ergriffen begierig diesen Anlaß, ihn zu befehden. Zürich, Uri, Schwyz, Lucern, Unterwalden und Glarus ließen ihre Schaaren ausrücken, durch welche bald der ganze Thurgau erobert wurde (1460), und um Dießenhofen zu belagern, schickten auch Bern, Freiburg und Solothurn Hülfsvölker. Sigismund mußte 1461 in einem auf funfzehn Jahre geschlossenen Frieden den Eidgenossen ihre Eroberungen überlassen; aber noch ehe diese Frist abgelaufen war, entstand ein neuer Krieg. Sigismund war nicht glücklicher als zuvor; die siegreichen Eidgenossen zwangen ihm im Waldshuter Frieden (1468) die Kriegskosten ab. Falls das Geld nicht zur bestimmten Zeit einträfe, mußte er Waldshut und den Schwarzwald abzutreten geloben. Da er nun nicht im Stande war, die Zahlung zu leisten, und doch die Unterpfänder den Schweizern nicht gern lassen wollte, entschloß er sich, auf den Rath seines Adels, fremden Beistand anzurufen. Nachdem er sich bei deutschen Fürsten und bei Frankreich vergeblich darum bemüht hatte, wandte er sich an Karl den Kühnen. Von diesem nahm er auf das Unterpfand der vier Waldstätte im Schwarzwalde, und seiner Besitzungen im Elsaß, im Sundgau und im Breisgau, funfzigtausend Gulden auf, und überlieferte so dem mächtigen Burgunder den Schlüssel der oberen Rheinlande; denn bei Sigismund's Genußliebe und schlechter Wirthschaft schien Wiedereinlösung kaum denkbar. Aber der Adel hoffte von dem kriegsgewaltigen Herzoge, was ihm selbst so oft mißlungen, Demüthigung der verhaßten schweizerischen Bauern und Vernichtung ihres Bundes. Hiezu schien um so mehr Hoffnung zu sein, da Peter von Hagenbach, vom Herzoge zum Vogt über die Pfandschaft gesetzt, das Volk durch Uebermuth und Härte reizte, die Eidgenossen hie und da beschädigte, und als sie sich seinen Absichten entgegenstellten, harte Drohworte fallen ließ.

Indeß hatte Karl das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Zütphen gewaltsam an sich gerissen, und suchte die Belehnung darüber beim Kaiser nach. Doch noch Größeres wurde von diesem verlangt. Er sollte den ehrgeizigen Fürsten zum König von Burgund erheben, wodurch dieser die alten Rechte des arelatischen Reiches auf Savoyen, die Schweiz, die Dauphiné und die Provence zu erneuen hoffte, und außerdem das Reichsvicariat über alles Land jenseits des Rheins in seine Hände legen, woraus Karl wohl ganz andere Früchte zu ziehen gewußt hätte, als Friedrich und dessen Vorgänger seit Jahrhunderten.

Karl ließ dem Kaiser dagegen die Hoffnung einer Verbindung seiner Erbtochter Maria mit dem jungen Maximilian durchblicken. Beide Häupter hielten 1473 jene oben erwähnte Zusammenkunft zu Trier, wo der Kaiser mit zweitausendfünfhundert Pferden seinen Einzug hielt, Karl aber mit mehr als achttausend Pferden, sechstausend Mann zu Fuß und seiner zahlreichen Leibwache in goldgestickten seidnen Kleidern erschien. Man wetteiferte in Glanz und Prunk der Aufzüge und Festlichkeiten. Die Belehnung mit Geldern ging vor sich, und der Herzog leistete die Huldigung für die sämmtlichen von ihm beherrschten Lehen des deutschen Reiches; als aber Alles die Königskrönung erwartete, zu der Krone und Scepter und die Throne in der Kirche des heiligen Maximinus schon bereit waren, entfernte sich der Kaiser den Abend vor dem dazu bestimmten Tage plötzlich ohne Abschied vom Herzoge. Friedrich war mißtrauisch geworden, ob Karl nach vollzogener Krönung in Betreff der Heirath Wort halten werde; überdies fürchtete er die fernere Entwickelung der in so blendendem Glanze erschienenen Macht, die ihn selbst wohl zuletzt verdrängen könne, und Ludwig XI. hatte nicht unterlassen, diese Besorgniß durch Einflüsterungen zu nähren. Ob er dem Herzog auf Unkosten des Reiches zuviel eingeräumt, wozu er hinterher die Einwilligung der Fürsten nicht erlangen konnte, und ob diese, an ihrer Spitze besonders Albrecht Achilles, sich der Ertheilung der Königswürde widersetzten, läßt sich bei dem Mangel sicherer Nachrichten nicht mehr übersehen.

Mit großem Unmuth über die fehlgeschlagene Hoffnung zog Karl nach dem Elsaß. In seinem Zorne gegen die Deutschen gestattete er seinen Leuten große Ungebühr, steuerte Hagenbach's wachsender Tyrannei nicht, behandelte eine Gesandtschaft Bern's, die sich der Stadt Mühlhausen im Elsaß anzunehmen suchte, mit Uebermuth und entließ sie ohne Antwort. Die üble Stimmung, welche ein solches Betragen bei den Eidgenossen weckte, die auf den übermüthigen Nachbar ohnehin schon mit großem Bedenken sahen, benutzte der kluge, stets spähende und lauernde Ludwig, sie zu einer Verbindung gegen den Herzog zu bewegen, da er den Ausbruch eines Krieges mit Burgund täglich erwarten mußte (S. 131); er versprach sie mit Truppen und Geld in ihren Kriegen zu unterstützen. Und da der Kaiser die Nothwendigkeit, der Uebermacht Karl's Grenzen zu setzen, nicht weniger fühlte, auch Sigismund aus den verpfändeten Gebieten stets Klagen über das unerträgliche Joch Hagenbach's hören mußte, brachte der gemeinschaftliche Vortheil sogar einen Bund zwischen den alten Feinden, Oesterreich und den Schweizern,

zu Wege. Im April 1474 beschworen Sigismund und alle Eidgenossen, unter Gewährleistung König Ludwig's, die „ewige Richtung," durch welche hinfort aller Krieg und aller Groll zwischen ihnen abgethan, und Freundschaft und Verein zwischen ihnen obwalten sollte. Zugleich schlossen Straßburg, Basel, Colmar und Schlettstadt, die sogenannte untere Einung, mit Sigismund ein Bündniß, in welchem sie sich verpflichteten, die Pfandsumme aufzubringen, damit sie der bedenklichen burgundischen Nachbarschaft erledigt würden. Auf diese Nachricht eilte Hagenbach nach Breisach, um sich eines haltbaren Platzes zu versichern, brachte aber dort durch sein stolzes und tyrannisches Verfahren die Bürger so gegen sich auf, daß sie Aufruhr erhoben und ihn gefangen setzten. Seine Kriegsleute, achthundert bis tausend an der Zahl, erbaten und erlangten freien Abzug. Auch die benachbarten Städte vertrieben ihre Besatzungen, und Sigismund, der dem Herzoge jetzt die Pfandschaft aufkündigte, ließ in Breisach ein Gericht niedersetzen, welches theils aus österreichischen, theils aus eidgenössischen Gliedern bestand. Von diesem ward Hagenbach, ohne Rücksicht auf die sehr gegründete Einwendung, daß ein Diener nur von seinem Herrn bestraft werden könne, zum Tode verurtheilt und enthauptet.

Karl der Kühne schwur den Mördern seines treuen Beamten blutige Rache; aber die Entwürfe, welche er damals gegen Frankreich verfolgte, sowie die Belagerung von Neuß (oben S. 105), hinderten ihn, seinem Ingrimm freien Lauf zu lassen. Indeß sandte er den Stephan von Hagenbach, des verhaßten Vogtes Bruder, mit sechstausend Reitern und einigem Fußvolk zur Behauptung oder zur Wiedereroberung der verpfändeten Landschaften nach dem Elsaß; und dieser ließ denn auch bald im Sundgau die fürchterlichsten Verheerungen anrichten. Die Schweizer, durch Hagenbach's Hinrichtung mehr im Unrecht gegen Karl, als dieser gegen sie, waren nicht ohne Bedenken, zur Unterstützung Sigismund's einen Krieg zu unternehmen, der sie aus ihrem Bundeskreis hinaus auf den Schauplatz der großen Weltbegebenheiten führte; aber der Ehrgeiz und die Kriegslust einiger einflußreichen Männer, vorzüglich des Schultheißen von Bern, Nicolaus von Dießbach, rissen Alles fort. So wurde denn mit Frankreich ein engerer Bund auf Hülfsgelder geschlossen, und dem Herzoge von Burgund, der sich damals im Lager vor Neuß befand, durch Bern, im Namen aller Eidgenossen, Fehde angesagt. Schweizer und Oesterreicher, nun Freunde, und gemeinschaftlich durch weiße Kreuze bezeichnet, rückten über den Jura und nahmen mehrere feste Orte ein. Zum Entsatz von Hericourt, welches von ihnen eingeschlossen

wurde, rückte eine burgundische Armee von fünfundzwanzigtausend Mann herbei; aber sie erlag der schweizerischen Tapferkeit und erlitt am 13. November 1474 eine vollständige Niederlage. Karl selbst richtete seine Waffen, nachdem er die Belagerung von Neuß aufgehoben und mit dem Könige von Frankreich den oben erwähnten Waffenstillstand geschlossen, zuerst gegen den Herzog Renatus II. von Lothringen *), der mit Ludwig wider ihn im Bunde gestanden, nun aber von diesem in der gewöhnlichen treulosen Weise verlassen worden war. Renatus' Truppen wurden mit leichter Mühe aus dem Luxemburgischen vertrieben, wohin sie vorgedrungen waren, die lothringischen Städte leisteten keinen bedeutenden Widerstand, und als sich Nancy dem Herzoge von Burgund ergeben hatte, huldigte diesem das ganze Land. Karl hielt einen glänzenden Einzug, längst hatte er Lothringen, welches die Niederlande von der Bourgogne trennte, zu erwerben gewünscht, Nancy sollte zur Hauptstadt seines großen Reiches in der Mitte zwischen Deutschland und Frankreich erhoben werden. Mit leichter Mühe gedachte er nun auch den Elsaß zu gewinnen und die Schweizer zu demüthigen. Daß der Kaiser sich der Schweizer, ungeachtet der Verbindung zwischen diesen und Erzherzog Sigismund, nicht annehmen würde, dessen war der Herzog seit dem Frieden, der nach der Belagerung von Neuß geschlossen worden, sicher; beide sahen in den Bauern die unberechtigten Widersacher der fürstlichen Macht. Schon im Januar 1476 brach Karl von Besançon auf, mit einem großen Heere und jener ungemein schönen Artillerie, durch die er lange die niederländischen Städte in Gehorsam gehalten, durch welche Lüttich fiel und Lothringen erobert wurde. Er führte den größten Theil seines Hofes mit sich; die allberühmte Pracht seines Vaters, von ihm selbst königlich vermehrt, die ganze Dienerschaft im höchsten Glanz, eine Menge Kaufleute und lustiger Dirnen begleitete das Heer, wie wenn es auf einen bacchischen Freudenzug, nicht wider die Helden von Sempach und Laupen auf ernste Waffenthaten ginge **). Einige feste Plätze, welche

*) Das Herzogthum Oberlothringen war im Jahre 1048 von Kaiser Heinrich III. dem Grafen Gerhard von Elsaß übergeben worden, dessen Nachkommen es in erblicher Folge bis zum Jahre 1431 beherrscht hatten. Die Tochter des letzten Herzogs Karl III. war verheirathet an Renatus I., den zweiten Sohn Ludwig's von Neapel, aus dem jüngeren Haus Anjou. Dieser folgte seinem Schwiegervater, und überließ das Herzogthum seinem Sohn, alsdann seinem Enkel. Hierauf, 1473, kam die Succession an Renatus II., Sohn der Jolanthe, einer Tochter Renatus' I. und des Grafen Ferri von Vaudemont.

**) Johann v. Müller, Thl. V. S. 3.

die Schweizer zu besetzen unterlassen hatten, wurden von ihm genommen; aus einigen anderen wurden ihre Kriegsleute vertrieben. Die Besatzung der Burg von Granson ergab sich, auf das Wort des Herrn von Ronchant, eines burgundischen Edelmanns, der aus dem Lager des Herzogs kam und freien Abzug anbot; Karl aber ließ diese Männer sämmtlich, vierhundertundfunfzig an der Zahl, theils hängen, theils im Neufchateler See ertränken. Sie gingen in den Tod mit einem Muthe, der die Feinde erschütterte. Es war der letzte Tag der Ehre Karl's und seines Glücks. Nicht fern von Granson trafen die Heere, beide im Marsch begriffen, am 3. März unvermuthet auf einander. Der Herzog gebot über mehr als vierzigtausend Krieger; nur die Hälfte konnten ihm die Schweizer, obgleich durch Zuzug von Straßburg, Colmar, Basel und Schlettstadt verstärkt, entgegenstellen. Als sie des Feindes ansichtig geworden, fielen die Eidgenossen nach ihrer Gewohnheit auf die Knie und beteten, so daß die Burgunder sie höhnten und verspotteten, wie einst die Ritterschaft Leopold's in der Schlacht bei Sempach gethan hatte. Aber bald sahen die Reisigen Karl's des Kühnen, nicht minder als jener Adel, wie sehr sie sich getäuscht. Schon hatte die Schlacht mehrere Stunden heftig getobt, als die hinteren Abtheilungen der Eidgenossen allmählig auf dem Schlachtfelde ankamen. „Was ist das für ein wildes Volk?" fragte Karl Herrn Brandolf vom Stein, der vor Granson gefangen worden war, „sind es auch Eidgenossen?" „Das," antwortete Jener, „sind erst die wahren Schweizer vom hohen Gebirg, die Männer, welche die Oesterreicher schlugen." Da tönten grausenerregend die Schlachthörner der Schweizer, der Uristier und die Kuh von Unterwalden. „Was wird aus uns werden?" sprach der Herzog, „schon die ersten haben uns ermüdet." Und als nun wieder neue Schaaren aus den Hohlwegen emporstiegen, ergriff ein entsetzlicher Schrecken das ganze burgundische Heer; es wandte sich zur Flucht. Auch Karl, der die Fliehenden mit dem Schwerte zurücktreiben wollte, ward mit fortgerissen*). Kaum Tausend der Seinen waren geblieben und doch war der Ruhm seiner Unüberwindlichkeit dahin, und mit diesem jene Menge von Kriegszeug und Waffen aller Art. Unermeßliche Schätze, die Karl und seine Hauptleute mit sich geführt, wurden sämmtlich, im Lager zurückgelassen, die Beute der Sieger. Man zählte vierhundertundzwanzig Stücke größern Geschützes, und etwa eben so viele mit Seide behängte

*) Sein Hofnarr, der ihn oft von Hannibal, dem er nachstreben wollte, hatte reden hören, rief ihm zu: Monseigneur, nous voilà bien annibalés.

prächtige Zelte, in dem kostbarsten derselben, dem des Herzogs, Prunkgeräthe und Prachtstücke vom höchsten Werthe. Die schönsten Gold-, Silber- und seidnen Stoffe, die feinste Leinwand wurden von den Kriegern wie Landtuch geachtet, silberne Teller, die sie für Zinn hielten, um wenige Groschen hingegeben. Das Geld wurde in Hüten vertheilt, Diamanten, welche jetzt die glänzendsten Kronen schmücken, zuerst verachtet, dann um unbedeutendes Geld verkauft.

Voll Ingrimm und innerer Wuth strengte Karl Alles an, den Krieg zu erneuern. Seine Unterthanen mußten den sechsten Mann stellen und den sechsten Pfennig zahlen, ihr Murren achtete er nicht. So erschien er denn schon zu Anfang des Juni wieder in der Schweiz mit großer Kriegsmacht, wüthender Streitgier und neuen Hoffnungen; aber er war seit dem Unglückstage von Granson nicht mehr der alte. Seine Wange war blaß, der verwirrte Blick enthüllte sein Inneres, das von Zorn, Haß und Scham erfüllt war. Er richtete seinen Marsch von Lausanne nach Murten, um nach der Einnahme dieses Ortes das nah gelegene Bern zu belagern und mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Adrian von Bubenberg, der die Besatzung von Murten befehligte, schrieb den Bernern: „Der Herzog von Burgund ist hier mit seiner ganzen Macht, seinen italienischen Söldnern und einigen Verräthern aus Deutschland. Bürger und Räthe mögen weder sich selbst, noch die anderen Eidgenossen übereilen. Ich werde Murten vertheidigen.“ Er hielt Wort. Sein heldenmüthiger Widerstand gab den Eidgenossen und ihren Verbündeten im Elsaß Zeit, sich zu sammeln und den Bernern zu Hülfe zu ziehen. Von den kriegskundigen Hauptleuten, Hans von Hallwyl aus Bern und Hans Waldmann aus Zürich, mit großer Einsicht geordnet und geführt, griffen sie, einige dreißigtausend stark, am 22. Juni die Burgunder, welche nicht viel zahlreicher waren, in ihren Verschanzungen an. Der Ausgang des Treffens wurde den Letzteren noch verderblicher, als der Tag von Granson. Als der Herzog sich mit dreitausend Reitern zur Flucht gewandt hatte, waren seine aufgelösten Schaaren der Wuth der Sieger Preis gegeben, die ihrer zu Granson frevelhaft getödteten Landsleute gedenkend, keinem Bittenden das Leben schenkten. An funfzehntausend des burgundischen Heeres lagen erschlagen*), alle Uebrigen waren versprengt. Karl kam mit wenigem Gefolge

*) Die Knochen der Getödteten wurden einige Jahre nachher in ein besonderes Beinhaus gebracht. Dieses Denkmal alten Ruhmes stand bis auf unsere Tage, wo es (am 2. März 1798) von einem Heere republikanischer Franzosen zerstört ward, denen auch die Erinnerung an die Kraft eines fremden Volkes verhaßt war.

an den Genfersee zurück. Er war in einem abwechselnden Zustande von Wuth und Geistesabwesenheit; oft saß er lange schweigend da, in ganz vernachlässigter Gestalt, ohne Speise zu sich zu nehmen; dann sprang er plötzlich auf, knirschte mit den Zähnen und raufte sich die Haare. Noch immer voll Rachegedanken gegen die Schweizer, versammelte er die Stände der Grafschaft und des Herzogthums Burgund, stellte ihnen vor, daß das Glück sich zwingen lasse, erinnerte, daß die alten Römer sich durch Standhaftigkeit nach dem Unglück von Cannä den Ruhm von Zama erstritten hätten, und verlangte eine Stellung von vierzigtausend Mann, von Jedem den vierten Theil seines Vermögens. Die Stände aber entschuldigten sich mit ihrer gänzlichen Erschöpfung. Eben so weigerten sich die Niederländer, ihm zuzuziehen. Er hatte Alles durch seine Tyrannei aufgebracht, mit der Furcht vor seiner Macht schwand auch der Gehorsam. Aber obschon er täglich fühlen mußte, wie tief sein Ansehen gesunken sei, schlug er es dennoch aus, den Frieden, welchen der Papst, der Kaiser, der König von Ungarn zu vermitteln trachteten, anzunehmen, weil die Schweizer die Wiederherstellung des ihm besonders verhaßten Herzogs von Lothringen begehrten.

Diesem war es indeß mit französischer Geldhülfe, mit vierhundert Reitern und achthundert Fußgängern, welche ihm Straßburg stellte, und mit dreihundert lothringischen Lanzen gelungen, den größten Theil seines Landes wieder zu erobern, dessen Bewohner ihn mit Freude empfingen. Nur Nancy hielt sich noch mühsam. Karl, der die Ueberreste seines Heeres gesammelt hatte, wollte der Stadt zu Hülfe eilen, aber sie ging verloren, einige Tage ehe er anlangte. Sein höchstes, ja einziges Vertrauen besaß damals der neapolitanische Graf Campobasso, ein treuloser Verräther, durch dessen Schuld Nancy ohne Unterstützung aus den Niederlanden geblieben war, und der sich jetzt gegen den Herzog Renatus erbot, seinen unversöhnlichen Feind ihm oder dem Tode zu überliefern. Karl der Kühne hatte unterdeß seiner Seits wieder die Belagerung von Nancy unternommen (22. October) und setzte sie trotz der eintretenden strengen Kälte mit seiner gewöhnlichen Halsstarrigkeit fort. Gegen den Rath der Hauptleute führte er sein muthloses, durch Anstrengungen, Hunger und Frost ermattetes und durch seine Härte erbittertes Heer dem Herzog von Lothringen entgegen; als dieser am 5. Januar 1477, durch Schweizer und Elsasser verstärkt, mit zwanzigtausend Mann frischer Streiter zum Entsatz heranrückte. Zwei Tage vorher war der Graf von Campobasso mit achthundert Lanzen zu Renatus übergegangen; aber die Eidgenossen erklärten: „an der Seite eines ver-

rätherischen Welschen zu streiten, sei weder der Art ihrer Väter noch der Ehre ihrer Waffen gemäß." Darauf legte sich Campobasso im Rücken des burgundischen Heeres unterhalb Nancy an die Brücken über die Meurthe und Mosel, über welche der Rückzug Karl's vor sich gehen mußte. Die Flucht blieb nicht aus; denn das geschwächte Heer ward in kurzer Zeit überflügelt, und Karl's beste Hauptleute wurden getödtet. Er selber rettete sich nur mit wenigen Getreuen aus der allgemeinen Verwirrung; als er über einen zugefrornen Sumpf setzen wollte, brach das Eis unter ihm. Vergebens strebte er sich emporzukämpfen; er ward in diesem hülflosen Zustande erschlagen, ob von Feindes- oder Verräthershand, ist ungewiß. Erst am zweiten Tage, nach langem Suchen, wurde sein entstellter Leichnam gefunden. Herzog Renatus, ein milder, jedem edlen Gefühle offener Mann, vergoß Thränen beim Anblick seines gefallenen Gegners, ergriff dessen kalte Hand und sprach: „Theurer Vetter, ihr habt uns viel Uebles gethan, Gott habe eure Seele!" Darauf ließ er den Todten feierlich zu Nancy beisetzen, und folgte selbst in Trauerkleidung dem Sarge.

---

50. Maria von Burgund und Maximilian.

Die schönen und zahlreichen Provinzen, die Karl der Kühne besessen, waren nun ohne Haupt, und schienen fremdem Ehrgeiz eine leichte Beute. Karl's Tochter, die zwanzigjährige Prinzessin Maria, von allem kräftigen Beistande verlassen, war in der Gewalt der Niederländer, die in der allgemeinen Verwirrung, nach dem vorangegangenen harten Druck der Regierung, nur für sich und für die Befestigung ihrer Freiheiten, keinesweges aber für das Ganze sorgen wollten. Indeß zog Ludwig XI., der seine Freude über den Tod des verhaßten Gegners gar nicht einmal zu verbergen strebte, das Herzogthum Burgund als ein eröffnetes Lehn der Krone Frankreich mit bewaffneter Hand ein, obgleich sein Recht daran nichts weniger als klar war, da König Johann seinem Sohne Philipp das Herzogthum für alle seine rechtmäßigen Erben, keineswegs blos für die männlichen übertragen hatte. Auch bemächtigte er sich der Städte an der Somme, die er an Karl so ungern abgetreten hatte, sowie der kürzlich erst demselben überlassenen Besitzungen des Connetable; und nicht minder der Grafschaft Burgund (der Franche Comté), die ein

unbestreitbares Lehn des deutschen Reiches war. Indem er zugleich aber die niederländischen Provinzen an sich reißen wollte, verwickelte er sich in den Schlingen seiner eigenen treulosen Staatskunst, die ihn diesmal um den gehofften größern Gewinn betrog.

Erschrocken nämlich über die Fortschritte des Königs und über die Unruhen im Inneren des Landes, wo Brügge, Brüssel und Antwerpen die burgundischen Steuereinnehmer vertrieben hatten, berief Maria die Stände der Niederlande, und suchte ihre Hülfe durch Bewilligung der größten Privilegien zu erkaufen. Zum König von Frankreich sandte sie ihren Kanzler Hugonet und den Herrn von Imbercourt ab, um einen Frieden zu bewerkstelligen, und gab ihnen ein Schreiben mit, in welchem sie erklärte, der König möge nur mit diesen, die ihre vertrautesten Räthe seien, unterhandeln und Alles durch deren Hände gehen lassen. Da Ludwig als erste Bedingung die ihm als Lehnsherrn zustehende Vormundschaft über das Fräulein von Burgund in Anspruch nahm, kehrten die Abgeordneten unverrichteter Dinge zurück, ließen sich aber bewegen, in die Uebergabe von Arras, welches der König, der durch Artois nach Flandern vordrang, damals belagerte, zu willigen. Bald darauf schickten auch die flandrischen Stände, denen Maria feierlich hatte versprechen müssen, niemals ohne ihren Rath zu handeln, eine Gesandtschaft wegen Einstellung der Feindseligkeiten. Arglistig zeigte der König den Mitgliedern derselben Mariens Brief, und erklärte, daß er mit ihnen nicht unterhandeln könne, da ersichtlich sei, daß die Leitung der Angelegenheiten von anderen, nämlich den Räthen der Herzogin, ausgehe. Entrüstet kamen sie nach Gent zurück, dessen Bevölkerung schon früher von Ludwig im Geheimen bearbeitet worden war, und bewegten diese durch ihren Bericht von der vermeintlichen Treulosigkeit Maria's zu fürchterlicher Wuth. Jene beiden Räthe wurden verhaftet, grausam gefoltert und zum Tode verurtheilt. Vergebens suchte die Herzogin das Leben ihrer Diener, welche sie mit kindlicher Verehrung liebte, zu retten. In Trauer gekleidet, eilte sie auf das Rathhaus, von hier auf den Marktplatz mit aufgelöstem Haar und Thränen in den Augen. Schon begann sich das Mitleid bei einem Theil der Bevölkerung zu regen; aber die Mehrzahl blieb bei ihrem wilden Sinn, und während beide Parteien ihre Piken gegen einander erhoben, thaten die Henker ihre Pflicht. Ohnmächtig trug man die unglückliche Fürstin nach Hause. Wie viel nun auch Ludwig durch diesen Verrath gewonnen zu haben glaubte, so trotzten ihm die Genter doch auch fernerhin, weil sie von französischer Herrschaft nichts wissen wollten; die Fortschritte seiner Waffen wurden durch die

tapfere Vertheidigung Lille's und Douay's gehemmt, und in Marien's Seele hatte ein so heftiger Widerwille gegen seine Argliſt Wurzel geſchlagen, daß der Hauptpunkt ſeiner Entwürfe, durch die Vermählung des Dauphin's, der freilich damals erſt ſieben Jahre zählte, und der Fürſtin von Burgund alle ihre Beſitzungen zu gewinnen, an dieſer entſchiedenen Abneigung ſcheiterte. Indeß ſah Maria ſehr wohl ein, daß ſie nur durch eine Heirath aus ihrer bedrängten Lage kommen könne, und gedachte deshalb von Neuem der früher ſchon betriebenen Verbindung mit dem Sohne Kaiſer Friedrich's III.

Erzherzog Maximilian, damals neunzehn Jahre alt, ein ſchöner Jüngling, von großem, ſtarkem Körperbau und wahrhaft königlichem Anſtande, war in allen Stücken der entſchiedenſte Gegenſatz ſeines Vaters, ſchnell beweglich und wandelbar, nach kühnen Abenteuern dürſtend, treuherzigen Weſens im Verkehr und doch nicht ohne kluge Berechnung, ſchon in früher Jugend zu verſchwenderiſcher Freigebigkeit geneigt, und doch vornehmlich auf die Hebung ſeines Hauſes bedacht. Dem Vater, der ihm dieſe Mißachtung des Geldes mit Sorge für ſeine Zukunft verwies, antwortete er, er wolle nicht ein König des Geldes werden, ſondern des Volkes und aller derer, die Geld beſitzen. In vielen Sprachen, Künſten und Wiſſenſchaften bewandert und erfahren, für Alles, was in der gährenden Zeit emporkam, empfänglich, war er doch nicht fähig, größere Aufgaben durchzuführen, auch wenn er ſie wohl begriffen hatte. In der Uebung und dem Gebrauch aller Waffen hatte er ſeltene Fertigkeit erlangt. Auf der Jagd, die er leidenſchaftlich liebte, ſuchte er das Gefährlichſte auf. Einſt verſtieg er ſich bei der Gemſenjagd auf der Martinswand, einem ſteilen Bergrücken in der Nähe von Insbruck, ſo ſehr, daß er neunzehn Klafter hoch auf ſchroffen Felſen wie in der Luft ſchwebte, und Jedermann ihn verloren gab, bis er am dritten Tage gerettet ward. Seine Keckheit ging ſo weit, daß er zu verſchiedenen Malen mit Löwen kämpfte, und auch in ſpäteren Jahren blieb ihm die Luſt an ähnlichen gefährlichen Wagſtücken eigen.

Von der Geſinnung der Prinzeſſin und von den günſtigen Anſichten ihrer Räthe unterrichtet, ſandte Kaiſer Friedrich eine feierliche Geſandtſchaft zur Brautbewerbung für ſeinen Sohn nach Flandern. Zu Löwen gaben ſämmtliche niederländiſche Stände ihre Einwilligung und am 20. Auguſt 1477 ward die Vermählung des jungen Fürſtenpaares unter großen Feſtlichkeiten zu Gent begangen. Ludwig ließ nun von dem Kriege, den er gegen die burgundiſchen Staaten unternommen hatte, um ſo weniger ab, da er die reichen Provinzen mit dem größten Ver-

druſſe an das österreichiſche Haus geknüpft ſah; und es ward damals der Grund zu einer Eiferſucht und einem Haſſe Frankreich's gegen daſſelbe gelegt, die Jahrhunderte hindurch beiden Reichen, ja dem ganzen Europa verhängnißvoll geblieben ſind. Ehe Ludwig den durch Waffenſtillſtand bereits beendigten Krieg erneuerte, ſuchte er ſich nach außen zu ſichern, verband ſich mit dem Herzog von Savoyen und ſchloß einen Vertrag mit Iſabella von Caſtilien und deren Gemahl Ferdinand. Dennoch verlief der Krieg für ihn nicht glücklich, ſeine Truppen wurden am 7. Aug. 1479 von Maximilian in einer blutigen Schlacht bei Guinegate geſchlagen. Größere Schwierigkeiten verurſachten dem jungen Herrſcher innere Unruhen ſeiner neuen Unterthanen, wie ſie bald nach ſeinem Regierungsantritt in Geldern und Holland ausgebrochen waren. Noch bedenklicher wurde ſeine Lage, als er das Unglück hatte, ſeine geliebte Maria ſchon am 27. Mai 1482 zu verlieren. Eine ebenſo leidenſchaftliche Liebhaberin der Jagd als ihr fürſtlicher Gemahl, ſtürzte ſie auf einer Falkenbaize bei Brügge, als ſie, in eifriger Verfolgung eines Reihers begriffen, über einen Graben ſetzen wollte, und wurde tödtlich verletzt. Auf dem Sterbebette ermahnte ſie die Edeln des Landes zur Treue gegen ihren Gemahl, und forderte dann dieſen ſelbſt, der untröſtlich vor ihr ſtand, mit zitternder Stimme auf, die Kammer zu verlaſſen, da es ſo beſſer für ſie beide ſein würde. Dem Ehevertrage zu Folge war ihr Sohn, der vierjährige Erzherzog Philipp, der Erbe ihrer Länder. Maximilian wurde von den nördlichen Provinzen als Vormund des Knaben ohne viele Schwierigkeit anerkannt; aber die Genter wußten ſich des jungen Philipp zu bemächtigen, die Stände von Flandern ſetzten ſelbſtändig einen Regentſchaftsrath ein, und knüpften auf der Stelle Unterhandlungen mit Frankreich an. Als ſich auch Holland und Brabant dieſen Schritten anſchloſſen, mußte Maximilian endlich in die Verlobung ſeiner Tochter Margarete mit dem Dauphin Karl, ſo wie in die Abtretung von Artois und der Freigrafſchaft Burgund willigen, auf welche Bedingungen dann die niederländiſchen Stände am 23. December 1482 zu Arras mit Ludwig XI. Friede ſchloſſen. Des Herzogthums Burgund und der Städte an der Somme geſchah gar keine Erwähnung, als verſtände es ſich von ſelbſt, daß ſie dem Könige gebührten. So weit ging der Haß der Genter, welche Flandern wieder zu einer ſelbſtändigen Grafſchaft erheben wollten, gegen Maximilian; denn Ludwig hatte in der That nur geringere Zugeſtändniſſe erwartet und würde auch auf ungünſtigere Bedingungen hin Frieden geſchloſſen haben, da er alt war

und der Herzog von Bretagne Neigung zeigte, die alten Feindseligkeiten gegen ihn zu erneuern.

Inzwischen erkämpfte sich Maximilian in den folgenden Jahren wieder größeres Ansehen in den Niederlanden, so daß er 1484 mit Heeresmacht gegen Flandern aufbrechen, das Gebiet von Gent verwüsten und im folgenden Frühjahr Sluis erobern konnte. Dies brachte die Aufrührer endlich zur Unterwerfung, Brügge und Gent erkannten seine vormundschaftliche Regierung an. Doch erregte der wiedereröffnete Krieg mit Frankreich sowie Ungebührlichkeiten der schlecht bezahlten Söldner, Geldforderungen und Maximilian's fremdes Wesen die Flanderer bald zu neuen Unruhen. Gent stellte sich unter den Schutz Frankreich's, von wo aus alle diese Bewegungen geschürt und erhalten wurden; zu Brügge, in dessen Mauern sich Maximilian selbst befand, zogen die Zünfte am 1. Februar 1488 unter ihren Fahnen mit funfzig Geschützen auf den Marktplatz und verlangten Rechenschaft über die Kriegskosten und Absetzung der schlechten Räthe. Ein falsches Gerücht von heranziehenden Truppen vermehrte die Aufregung des Volkes, am nächsten Tage wurde der Palast geplündert und Maximilian selbst gefangen und in Haft gehalten. Seine Diener wurden gefoltert, mehrere seiner Anhänger hingerichtet, er selbst war in Lebensgefahr, da es nicht an Solchen fehlte, die zu dem Schlimmsten riethen. In dieser Noth erschien eines Tages Maximilian's lustiger Rath, Kunz von der Rosen, der ihn noch vor dem Einreiten in Brügge vergebens gewarnt hatte, in seinem Gefängniß, als Mönch verkleidet und verlangte, daß der Fürst in der Kutte entfliehen sollte, während er an seiner Statt zurückbliebe. Aber trotz aller Bitten ließ sich Maximilian dazu nicht bereden, er wollte mit dem Verderben eines edelmüthigen treuen Dieners seine Rettung nicht erkaufen. Indeß that Papst Innocenz VIII. die Städte Gent, Ypern und Brügge in den Bann, und die übrigen niederländischen Stände verwendeten sich für Maximilian's Freiheit. Kaiser Friedrich handelte bei der Nachricht von dem Schimpf und der Gefahr seines Sohnes mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und brachte selbst die deutschen Fürsten und den schwäbischen Bund zu größeren Anstrengungen. Von Insbruck eilte der schon dreiundsiebzigjährige Herrscher ungeachtet der rauhen Jahreszeit nach Köln, um sich hier an die Spitze des Reichsheeres zu stellen. Schon war er bis Mecheln vorgerückt, als der befreite Maximilian nach sechzehnwöchentlicher Gefangenschaft sich bei ihm einfand. Die Empörer hatten nämlich, geschreckt durch die Anstalten, welche gegen sie ge-

troffen wurden, schon am 16. Mai einen Vertrag mit ihrem gefangenen Fürsten abgeschlossen, wonach Flandern wieder einen besondern Regentschaftsrath erhielt, die Verhältnisse mit Frankreich dem Frieden von Arras gemäß geordnet werden sollten, und Maximilian die Entfernung aller fremden Söldner aus den Niederlanden versprechen mußte. Diese Bedingungen wurden jetzt als erzwungen für nichtig erklärt, und Friedrich schritt mit dem Reichsheere zur Belagerung von Gent. Dies Unternehmen scheiterte zwar an dem tapfern Widerstande der Bürger; allein nach Friedrich's Abzuge setzte Albrecht von Sachsen, der Sohn des Kurfürsten Friedrich des Sanftmüthigen, mit einem Theil des Heeres den Krieg so einsichtsvoll und glücklich fort, daß Gent, Brügge und Ypern durch ihre Magistrate knieend Abbitte thun und dreihunderttausend Goldstücke zur Strafe bezahlen mußten (1489). Nach Unterdrückung eines neuen weit um sich greifenden Aufstandes in Holland und Friesland hatte Maximilian endlich, nach einer zwölfjährigen stürmischen Regierung, über alle seine Widersacher gesiegt und sah sich in unbestrittenem Besitz sämmtlicher niederländischen Provinzen.

---

51. Ludwig's XI. Ausgang.

Der Herzog von Bretagne wurde durch den Untergang aller seiner früheren Bundesgenossen, der Herzoge von Berry und Alençon, des Grafen von Armagnac, des Connetable und endlich Karl's des Kühnen, immer besorgter für seine eigene Erhaltung und Sicherheit. Er sah sich nach neuen Bundesgenossen um, und als der König nach dem Tode des Herzogs von Burgund sich mächtiger als je zuvor auszubreiten begann, knüpfte er ein heimliches Einverständniß mit Eduard IV. von England an, damit dieser dem weiteren Vordringen Ludwig's Einhalt thun möchte. Der König von Frankreich, durch geheime Agenten an fremden Höfen von Allem unterrichtet, beschloß, diesen Umtrieben ein Ende zu machen, um jeder möglichen Störung seiner Entwürfe gegen die burgundischen Staaten vorzubeugen. Während er in Artois eindrang, erreichte ihn eine Gesandtschaft des Herzogs, die er sofort ins Gefängniß werfen ließ. Nach zwölf Tagen befahl er, den Kanzler von Bretagne, welcher sich unter den Abgeordneten befand, vorzuführen. Dieser betheuerte seine Unschuld, als ihm Ludwig zwölf Briefe seines Herzogs an Eduard mit zehn Antworten des Letzteren, von beiden eigenhändig unterzeichnet, vor-

hielt. Der Unterhändler war nämlich von Ludwig gewonnen worden, hatte jedesmal in Eherbourg seine Schreiben auf das genaueste copiren lassen, und die Originale dann dem Könige von Frankreich zugesendet. Der Hochverrath des Herzogs war entdeckt, und dieser mußte Alles für sich befürchten, indeß hatte ihn der König diesmal nur schrecken wollen; er war in den Niederlanden hinreichend beschäftigt, und begnügte sich mit der Einziehung der dem Herzoge gehörigen Grafschaft Etampes und einer neuen feierlichen Verpflichtung desselben, dem Könige gegen Jedermann zu dienen (1477).

Dagegen wurde der Herzog von Nemours ein Opfer der grausamen Rachgier Ludwig's. Auf diesen Vasallen hatte er einen tödtlichen Haß geworfen, weil sich derselbe früherhin seinen Maßregeln widersetzt hatte, mehreren Bündnissen gegen ihn beigetreten war, und für einen Freund des hingerichteten Connetable galt. Der Herzog wurde auf seinen Gütern überfallen, weggeschleppt und in einen kalten, feuchten Kerker unter der Erde geworfen, dessen ungesunde Ausdünstungen nach einigen Tagen seine Haare schneeweiß färbten. Man drohte dem Unglücklichen mit der Folter, wenn er nicht Alles bekennen würde, und erzwang so jedes Geständniß von ihm. Das Urtheil des Gerichts, welches aus Mitgliedern des Parlaments und aus königlichen Commissarien bestand und nicht nach Paris, sondern nach Noyon berufen ward, entschied, daß der Herzog als Majestätsverbrecher zu enthaupten sei, und seine Güter dem Könige anheim fallen sollten. Ludwig soll die Unmenschlichkeit so weit getrieben haben, daß er die sechs unerwachsenen Kinder des Herzogs unter das Schaffot stellen ließ, damit sie von dem Blute ihres Vaters beträufelt würden. Die ansehnlichen Besitzungen des Hingerichteten theilte der König unter seine Diener aus; von den Richtern wurden drei Parlamentsräthe, die milder hatten verfahren wollen, ohne Weiteres abgesetzt. Im Jahre 1480 war der letzte der Titularkönige von Neapel aus dem Hause Anjou, René I. gestorben; sein nächster und rechtmäßiger Erbe war Karl von Maine, an den auch die Provence fallen mußte. Durch seine Künste brachte es Ludwig dahin, daß dieser einen Tag vor seinem Tode ihn zu seinem Universalerbe einsetzte, obwohl dadurch die Anrechte des Herzogs von Lothringen, des Tochtersohnes von René I., verletzt wurden. Auf diese Weise kamen Anjou und die Provence an Frankreich.

Ludwig sah sich am Ziele seiner Bestrebungen. Die Aristokratie, die ihn im Anfange seiner Regierung an den Rand des Verderbens gebracht hatte, war vernichtet, machtlos, ihre Besitzungen großen Theils

in ſeiner Hand; Burgund zerſtückelt, in ſeinem Inneren zerriſſen, der Herzog von Bretagne geſchreckt und gedemüthigt, die Grenzen ſeines Reiches bedeutend erweitert und die Herrſchaft der Monarchie geſichert. Wenn er aber die Mittel überdachte, durch welche alles dieſes erreicht war, dieſe lange Kette von Treuloſigkeit und Verrath, von Argliſt und Gewalt, wenn ihn die zunehmenden Jahre und ſeine ſchwindenden Kräfte an ſein Ende mahnten, ſo mußte Furcht vor der Zukunft ſein Inneres erfüllen. Mißtrauen und Argwohn wuchſen mit jedem Tage in ſeiner Seele. Hatte er früher die Vaſallen gefürchtet, ſo ſchienen ihm jetzt ſeine Beamten und Räthe nicht minder gefährlich; in jeder Miene glaubte er Luſt zur Empörung oder Freude über ſeinen nahen Tod zu leſen. Auf den geringſten Verdacht hin ſetzte er treue Diener ab, verwickelte ſie in die langwierigſten Proceſſe und ſperrte ſie in eiſerne Käfige, die nur acht Fuß ins Gevierte hatten, mit ungeheuern Schlöſſern verwahrt waren, und an ſtarken Ketten in der Luft ſchwebten. Das Schloß Pleſſis bei Tours, wo er ſich in der letzten Zeit ſeines Lebens gewöhnlich aufhielt, war von außen fürchterlich befeſtigt. Vierhundert ſchottiſche Bogenſchützen und eine Leibwache von hundert Edelleuten bewachten die Zugänge, die des Nachts feſt verrammelt wurden. Faſt alle Tage wechſelte er die Bedienung, und nahm zuletzt nur noch ganz fremde und einfältige Perſonen in das Schloß. Seine Räthe ließ er nur ſelten, und nur in den wichtigſten Angelegenheiten vor ſich; und damit ſeine Magerkeit und ſeine elende Farbe nicht ſo deutlich in die Augen fielen, zeigte er ſich jedesmal in den prächtigſten Staatskleidern, er, der früher ſtets in einem Wamms von grobem Tuche, mit einem alten Hut bedeckt, einhergegangen war. Um ſich den Gehorſam ſeiner Unterthanen zu erhalten, ſtrafte er grauſamer und häufiger als früher, und machte mehr Geräuſch von ſich als je. Aus England ließ er ſich große Hunde, aus Neapel ſchöne Pferde, aus Sicilien Maulthiere, ja aus Africa junge Löwen kommen. Abergläubiſch wie er war, wurde auch ein als Wunderthäter berühmter Einſiedler aus Calabrien auf ſeinen Befehl herbeigeholt, der ihm ſein Leben verlängern ſollte. Der einzige Mann, der ſich dem von Todesfurcht gefolterten Tyrannen unentbehrlich zu machen wußte, war Meiſter Jacob Cottier, ſein Arzt und ein gewaltiger Aſtrolog. Dieſer ſagte ihm keck ins Geſicht, wenn er mit ihm ſo wie mit den Andern verführe und ihn fortſchicke, werde er keine Woche mehr leben, und erhielt den König dadurch nicht bloß in ſteter Gunſt und Fügſamkeit, ſondern ſogar in Angſt und Zittern. Seinen Sohn, den Dauphin, zu ſehen, hatte Ludwig bis auf die letzten Stunden ſeines Lebens ver-

schoben. Er hatte diesen schwächlichen Prinzen von seiner Geburt an von sich entfernt gehalten. Ganz zuletzt erst ließ er ihn vor sich kommen, und legte ihm in wenigen aber nachdrücklichen Worten das Wohl und die Ehre seines Reiches ans Herz. Der 30. April 1483 war sein Todestag.

Ludwig war ohne Zweifel ein Mann von durchdringendem Verstande, fester Willenskraft und nie ruhender Thätigkeit. Die Lebhaftigkeit und Schärfe seines Geistes gab Allem, was er sagte, etwas Anziehendes, und es sind viele treffende Aussprüche von ihm aufbewahrt worden. Bei seiner Gemüthsart und Handlungsweise mußte ihm wahre Religiosität fremd sein; aber geheime Furcht vor einer höheren Macht brachte ihn dazu, die äußeren Gebräuche der Kirche sorgfältig zu beobachten, den Heiligen und der Mutter Gottes die angelegentlichste Verehrung zu widmen. Er beschenkte ihre Altäre und Bilder äußerst reich, denn er glaubte auch die Himmlischen bestechen zu können, wie er die Menschen durch Geld zu seinen Absichten lenkte. Besonders waren ihm die geringeren Stände lieb; die Großen, die ihn entbehren konnten, haßte er. Aus jenen wählte er seine Diener und Räthe, so wie seine Gesellschafter. Der Oberprofoß Tristan l'Hermite war einer der Vertrautesten und das stets bereite Werkzeug unzähliger geheimen Hinrichtungen. An den Höfen fremder Fürsten, in seinem eigenen Lande hatte er durch ungeheuern Geldaufwand ein Spionirsystem in Gang gebracht, wie dieses von der geheimen Polizei späterer Zeiten kaum wieder erreicht worden ist. Er selbst führte Listen über die bedeutenderen Einwohner der Städte, ging in das kleinste Detail ein und war von Allem unterrichtet. Seine Regierungsthätigkeit war außerordentlich. Er übersah, ordnete und bewerkstelligte im Grunde Alles allein, seine Beamten waren fast nichts als mechanische Werkzeuge in seiner Hand. Fortdauernd erhielten sie die ausgedehntesten Instructionen, für jeden vorkommenden Fall wurden ihnen besondere Rathschläge ertheilt. Ludwig's Gesetze sind ebenso zahlreich als umfassend. Sorge für Kunstfleiß und Gewerbe beschäftigten ihn in hohem Grade, und eine ausführliche Verordnung über den Bergbau zeigt eine sehr genaue Kenntniß dieses Zweiges. Er hinterließ seinem Nachfolger eine weit unbeschränktere Macht, als er von seinem Vater erhalten hatte, ein vergrößertes und beruhigtes Reich, gehorsame Unterthanen und Achtung bei den Nachbarn. Die Kraft der Ritterschaft, durch die langen Kriege mit England, durch seines Vaters Thätigkeit gebrochen, ist vollkommen beseitigt, der Einfluß des ebenfalls ermüdeten Bürgerstandes hört auf, weil Ludwig die Reichsstände nicht mehr beruft, und die Steuern ohne Anfrage und Bewilligung einfordern läßt. Er

erhob jährlich von ſeinen Unterthanen nahe an fünf Millionen Livres, und beſoldete dafür weit mehr Truppen als Karl VII. Nach der Schlacht von Guinegate ſchaffte er die von dieſem eingeführten Freiſchützen, die von den Kirchſpielen unterhalten wurden, ab, und nahm für die dagegen erhobene Abgabe ſechs bis achttauſend Schweizer als ſtehende Truppen in Sold. Alle Staatskräfte und Mittel der Monarchie waren geregelt und in der Hand des Herrſchers vereinigt, und ſpätere Fürſten haben auf dieſen Grundlagen das abſolute Königthum errichten können. Doch die Geſchichte darf über der politiſchen Würdigung der Thaten, von denen ſie zu berichten hat, der ſittlichen nicht vergeſſen. Sie brandmarkt Ludwig's feige Grauſamkeit, die mit dem Leben und den Martern Anderer ſpielte, ſeine verrätheriſche Gewiſſenloſigkeit gegen Jeden, der einige Kraft zeigte, und wendet ſich mit Abſcheu von dem Menſchen, wenn ſie der Einſicht und Thatkraft des Staatsmannes Gerechtigkeit widerfahren läßt. Aber ſelbſt abgeſehen davon gingen ſeine politiſchen Beſtrebungen weniger aus einer klaren und feſten Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Centraliſation der Staatsgewalt hervor, als aus Egoismus und Selbſtſucht, die keine Schranke, keine Macht über ſich dulden wollten, und die vollſtändige Zurückdrängung der ſtändiſchen Verhältniſſe kann als der erſte Keim zu jener furchtbaren Umwälzung betrachtet werden, welche drei Jahrhunderte nach Ludwig XI. Frankreich und ganz Europa erſchütterte.

---

52. Ausbruch des großen engliſchen Bürgerkrieges unter Heinrich VI.

König Heinrich VI., unter deſſen kraftloſer Regierung, wie wir oben (Kap. 39) geſehen haben, alle Eroberungen in Frankreich verloren gingen, blieb auch zum Manne herangereift das Spiel ſeiner Räthe und ſeiner ehrgeizigen Gemahlin, die ſchon als Angehörige eines fremden und feindſeligen Herrſcherhauſes den Engländern verhaßt war. Die Unzufriedenheit des Volkes, die mit jedem neuen Verluſte an Kriegsehre und Land immer größer wurde, richtete ſich beſonders gegen den Herzog von Suffolk, Heinrich's mächtigſten Miniſter und Liebling der Königin. Das Unterhaus klagte ihn des Verraths an, und obwohl ihm nichts bewieſen werden konnte, wurde er auf fünf Jahre aus dem Königreiche verbannt; als er ſich aber ſchon eingeſchifft hatte, ſchickten ihm ſeine blut-

dürftigen Feinde ein Geſchwader nach, und ließen ihn auf dem Meere enthaupten (1450). Der Eindruck dieſes Vorganges war gewaltig, aber bei dem niederen Volke diente er nur dazu, neben dem Gefühle von der Unſicherheit der Regierung auch den Unmuth über ihre ſchwächliche Politik in Frankreich zu ſteigern und zu lautem Ausbruch zu bringen. Unmittelbar auf Suffolk's Hinrichtung folgte die Empörung eines kühnen und verſchmitzten Irländers von niedrigem Stande, Namens John Cade, der wegen ſeiner Verbrechen aus England hatte fliehen müſſen, jetzt aber zurückkehrte und ſich Mortimer nannte, mit dem Vorgeben, der Familie dieſes Namens anzugehören, die von dem zweiten Sohn König Eduard's III. abſtammte. Er ſtellte ſich an die Spitze der Unzufriedenen in Kent, ſchlug einen gegen ihn geſandten Heerhaufen des Königs, und nahm ſogar von der Stadt London Beſitz. Zwar konnte er den Betrug nicht lange verbergen, und ward auf der Flucht getödtet; aber ſein Beiſpiel zeigte doch hinreichend, was ein Mann von höherm Gewichte und edleren Abſichten allenfalls der Regierung von England würde bieten dürfen.

Als ein ſolcher trat jetzt der Herzog Richard von York auf, der ſich theils in Frankreich, theils in Irland hervorgethan und in dem letztern Lande eine lange und gefährliche Rebellion mit vieler Geſchicklichkeit geſtillt hatte. Er glaubte ein näheres Recht an die Krone zu haben als Heinrich, und wurde durch deſſen große Schwäche und die Unzufriedenheit des Volkes mit ſeiner Regierung gereizt, es geltend zu machen. Väterlicher Seits ſtammte er zwar von dem vierten Sohne Eduard's III. ab, und Heinrich von dem dritten*), aber ſeine Mutter war eine Ur-

*) Stammtafel zur Erläuterung der Anſprüche der Häuſer Lancaſter und York.

Eduard III. † 1377.

Eduard, der ſchwarze Prinz † 1376.	Lionel, Herz. v. Clarence † 1368.	Johann von Gaunt, Herz. v. Lancaſter † 1399.	Edmund v. Langley, Herz. v. York † 1402.
Richard II., abgeſ. 1399.	Philippine, verm. mit Edmund Mortimer Gr. v. la Marche.	Heinrich IV. † 1413.	Johann Beaufort Gr. v. Somerſet.	Richard, Gr. v. Cambridge, verm. m. Anna Mortimer.
		Heinrich V. † 1422.		Richard Herz. v. York † 1460.
		Heinrich VI. † 1472.	Joh. Gr. v. Somerſet.	Eduard IV. † 1483.	Georg Richard Herz. v. III. †
Roger Mortimer † 1399.		Eduard erſchl. 1471.	Margarete, verm. m. Edmund Tudor Gr. v. Richmond.	Eduard V. erm. 1483.	Eliſa- beth verm. mit Heinrich VII.	Richard Herz. v. York erm. 1483.	Clarence 1435. ermordet 1477.
Edmund Mortimer.	Anna Mortimer. verm. m. Richard Gr. v. Cambridge; Mutter Richard's d. Herz. v. York.		Heinrich VII. verm. m. Eliſabeth v. York.				Eduard Gr. v. Warwick enth. 1499.

enkelin des zweiten Sohnes jenes Königs. Dazu kam, daß Heinrich's Großvater, Heinrich IV., ſich durch gewaltſame Entthronung ſeines Vorgängers den Weg zur Herrſchaft gebahnt hatte (oben Kap. 35), und wie ſehr dies auch damals mit der Zuſtimmung der meiſten Großen und des Volkes geſchehen war, ſo erſchien es doch ſpäterhin einem Theile der Engländer in dem Lichte gehäſſiger Uſurpation, und jetzt um ſo mehr, als es die Regierung eines ſo untüchtigen Enkels zur Folge hatte. Als die Factionen ſich ſpäterhin ſichtbarer theilten, gaben die Zeichen der beiden Fürſten ihnen unterſcheidende Namen. York's Partei hieß die weiße, und die königliche oder Lancaſterſche die rothe Roſe. Ohne Erlaubniß des Königs kehrte der Herzog von York aus Irland zurück, erklärte ſich für die Intereſſen des Volkes, und erzwang an der Spitze von viertauſend Mann von Heinrich die Zuſammenberufung eines Parlaments zur Abſtellung von Mißbräuchen in der Regierung (1450). Hier trat ihm aber Edmund, Herzog von Somerſet, als Haupt des königlichen Anhanges ſo geſchickt entgegen, daß er ſeine Abſichten, welche zunächſt die Entfernung mehrerer Diener des Königs vom Hofe betrafen, nicht durchſetzen konnte. Danach ſammelte der Herzog ein Heer, um auf dieſe Weiſe zum Ziel zu kommen, jedoch wußte ihn Heinrich durch ſcheinbares Nachgeben zu täuſchen und zu einer perſönlichen Zuſammenkunft zu verlocken, die mit York's Gefangennehmung endigte. Es war ein entſcheidender Augenblick, und der König hätte ſich eines gefährlichen Feindes für immer entledigen können; allein er entließ ihn nach ſeiner gewöhnlichen milden Weiſe unangetaſtet auf ſein Schloß Wigmore an den Grenzen von Wales, nachdem er ihm einen feierlichen Eid der Treue abgefordert. Zwei Jahre darauf ward der König bedenklich krank, und die Königin glaubte ſich am beſten zu ſichern, wenn ſie den Herzog von York freiwillig in den Rath berufe. Sein Einfluß überwog in Kurzem Somerſet's Anſehen, der dann auf ſein Betreiben in den Tower geſetzt wurde, während das Parlament ihn ſelbſt, ſo lange des Königs körperliche und geiſtige Schwäche fortdauere, zum Protector des Reiches ernannte. Im December 1454 genas Heinrich, machte der Herrſchaft York's ein Ende, befreite Somerſet aus dem Tower und verlangte, daß die beiden Herzoge ihre Streitigkeiten der Entſcheidung von Schiedsrichtern überließen. York war nicht Willens dieſen Ausſpruch abzuwarten; er verließ den Hof, ſammelte Truppen, überfiel und ſchlug die Königlichen in St. Albans (22. Mai 1455) und bekam den König ſelbſt, der durch einen Pfeilſchuß verwundet war, in ſeine Hände. Somerſet war geblieben. Richard benutzte ſein Glück mit Mäßigung und Beſon-

nenheit. Er behandelte den König ehrerbietig und schonend, und wurde, da der König neuerdings in seine Krankheit verfiel, auf Drängen der Gemeinen, nicht ohne einigen Widerstand der Peers, abermals zum Protector ernannt. Während er, um Unruhen, die im Norden ausgebrochen waren, beizulegen, sich dorthin begab, genas der König wieder. Die Vollmacht des Protectors ward aufgehoben, und Richard stieg, ohne Widerstand zu versuchen, von seiner hohen Stelle herab. Aber die Zwietracht war damit nicht gelöscht, obschon einige Zeit in trüglicher Ruhe vorüberging, sie drang vielmehr immer tiefer in die Nation ein. Die Stärke der Yorkisten lag in der Stadt London und in den umliegenden Grafschaften, überhaupt mehr in der mittlern und niedern Volksclasse. Dagegen war der größte Theil des Adels der regierenden Dynastie sehr ergeben. Dieser mußten in der That ein so langer Besitz und zwei Thronfolgen mit völliger Einstimmung des ganzen Volkes bei jedem, der Ruhe und ungestörte Fortdauer der Ordnung liebte, auf das kräftigste das Wort reden. Ueber die nächsten zwei Jahre sind die Nachrichten dunkel und spärlich; es scheint, daß die Königin Alles versuchte, um die Macht der York's zu schwächen, während der gutmüthige König noch immer daran dachte, die feindseligen Parteien zu versöhnen.

Ein zufälliger Vorfall brachte den Hader wieder zu offenem Ausbruch. Der Graf von Warwic, ein Freund und Verwandter Richard's und durch diesen während seines Protectorats zum Befehlshaber von Calais ernannt, war durch Tapferkeit, Reichthum, Glanz, Beliebtheit und ein zahlreiches Gefolge bewaffneter Dienstleute der mächtigste Genosse der Yorkischen Partei. Einer von seinen Leuten gerieth mit einem Diener des Königs in Zwist, die Zahl der Streitenden wuchs von beiden Seiten, und der Auftritt wurde so lebhaft, daß man dahinter tiefer liegende Pläne vermuthete. Der Hof zog Truppen zusammen, Warwic eilte in seine Statthalterschaft zurück, sein Vater, der Graf von Salisbury, brachte in Eile einige Mannschaft auf, die er dem Herzog von York zuführen wollte. Bei Bloreheath auf der Grenze von Staffordshire traf er auf eine Abtheilung des königlichen Heeres und schlug dieselbe vollkommen (23. September 1459). Trotz dieses glücklichen Erfolges zerstreuten sich York's Truppen, als der König mit starker Macht gegen ihn heranrückte. Der Herzog entkam mit seinen vornehmsten Anhängern, worauf die Flüchtigen von einem zu Coventry versammelten Parlament für Verräther des Reiches erklärt wurden. Aber im folgenden Jahre kam Warwic von Calais herüber, und gewann einen Sieg bei Northampton (10. Juli 1460), wobei der König abermals gefangen

ward. Nun erst trat Richard mit seinen Ansprüchen auf die Krone von England öffentlich hervor, und legte sie dem Hause der Lords vor. Diese waren in nicht geringer Verlegenheit und schwankten längere Zeit; endlich schlugen sie einen Mittelweg ein und entschieden dahin, daß nach Heinrich's Tode die Nachfolge auf Richard und dessen Erben übergehen solle, da das Recht zwar für den Herzog spräche, der Eid der Treue sie aber an den König bände, der achtunddreißig Jahre im Besitz des Thrones sei. Mit dieser Ausgleichung waren sowohl der Herzog, obschon er sich Rechnung auf sofortige Erhebung zum König gemacht hatte, als der ohnehin in der Gewalt seiner Gegner befindliche König zufrieden, nicht aber die Königin, welche die Thronfolge ihres Sohnes so leicht nicht aufgeben wollte. Sie war gleich nach der Schlacht bei Northampton zu den Baronen in Nordengland geflohen, und hatte dort durch ihre Beredtsamkeit und Anmuth so viele derselben für sich gewonnen, daß sie an zwanzigtausend Kriegsleute ins Feld führen konnte*). York eilte ihr entgegen, obgleich sein schleunig zusammengerafftes Heer nur fünftausend Mann zählte, und in der Hoffnung, durch Tapferkeit den Mangel der Stärke zu ersetzen, wagte er einen offenen Angriff. Der Erfolg war vorherzusehen. Dreitausend seiner Anhänger starben den Heldentod, und er selbst wollte sie nicht überleben. Dieser Sieg, bei dem Städtchen Wakefield am 30. December 1460 erfochten, entfesselte alle Leidenschaften der Lancasterschen Partei, und wüthende Rachsucht ließ dann im Fortgange des Bürgerkrieges beide Theile mit einer Wildheit und Grausamkeit verfahren, die diesen Unruhen bisher fremd gewesen waren. Margarete befahl, dem erschlagenen Herzog das Haupt abzuschneiden und es mit einer papierenen Krone auf das Thor von York zu stecken. Sein dritter Sohn, der Graf von Rutland, ein schöner Jüngling von siebzehn Jahren, ward ergriffen, vor den Lord Clifford gebracht und von diesem mit eigener Hand erstochen. Alle anderen Gefangenen von hoher Geburt, unter ihnen der Graf von Salisbury, starben unter dem Henkerbeil.

Durch diesen Unfall war jedoch die Yorkische Partei noch bei weitem nicht ausgerottet, ja nicht einmal niedergebeugt. Herzog Richard

*) Pauli, Gesch. von England. V. S. 352. „Man kann wohl sagen, daß, während im Süden das demokratische Element des Landes dem Hause York sich zugewendet hatte, die Aristokratie, die recht eigentlich an dem gebirgigen, steinigen Norden haftete, dem Königshause treu blieb. Vielleicht standen sich, um die weiße und rothe Rose geschaart, auch noch einmal sächsische und anglische Abstammung gegenüber."

hinterließ, außer einem zahlreichen Anhang, noch sechs Kinder, unter denen Eduard, der älteste Prinz, das Werk seines Vaters mit Eifer ergriff, Truppen anwarb und ein königliches Corps bei Mortimerscroß am 1. Februar des folgenden Jahres in die Flucht trieb. Indeß zog die Königin selbst mit ihrem siegreichen Heere von Wakefield auf London. Bei St. Albans stellte sich ihr ein Yorkischer Heerhaufe, vom Grafen Warwic geführt, in den Weg, da Eduard noch nicht herbeigekommen war. Warwic wurde geschlagen (18. Febr. 1460), und König Heinrich, der sich als Gefangener in seinem Lager befunden hatte, dadurch befreit. Aber die Truppen der Königin, größten Theils Grenzbewohner aus dem Norden, zerstreuten sich beutegierig nach der Schlacht im Lande herum, so daß Eduard mit den Resten des Warwicschen Heeres vereinigt, dennoch ungehindert in die Hauptstadt einrücken konnte. Hier hieß ihn das Volk, bezaubert von seiner königlichen Gestalt, von seiner Jugendfülle — er zählte erst neunzehn Jahre — und von seiner Freundlichkeit, mit lautem Jubelgeschrei willkommen. Der Lord Falconbridge, einer seiner Anhänger, hielt vor der Stadt Heerschau über einige Abtheilungen, und der Bischof von Exeter ergriff diese Gelegenheit, um an die Anwesenden eine Rede über den grundlosen Anspruch und die Unfähigkeit Heinrich's, wie über das Recht und die Gaben Eduard's zu halten. Der Beifall, den die Rede erhielt, wurde als ein Ausspruch der öffentlichen Meinung angesehen, und Tags darauf in einem großen Rathe erklärt, Heinrich habe dadurch, daß er sich mit den Truppen der Königin vereinigt, den Vergleich gebrochen, und die Krone an Eduard von York verwirkt. So ward denn dieser am folgenden Tage (5. März 1461) feierlich in London unter dem Namen Eduard IV. zum Könige ausgerufen.

---

53. Eduard IV.

(1461—1483.)

Auf diese Weise hatte ein Sprößling des Hauses York den Thron von England bestiegen; aber der furchtbare Bürgerkrieg, der das Land zerriß, war keineswegs geendet. Die muthige Königin Margarete, welche die Hoffnung auf Sieg und Herrschaft noch immer nicht aufgab, und abermals sechzigtausend Mann in Yorkshire um sich versammelt hatte, mußte sogleich von Neuem bekämpft werden. Am 29. März

1461 wurde ihr Heer bei Towton völlig geschlagen. Eduard hatte geboten, keinem Lancastrier Pardon zu geben, und so wurden ihrer an achtundzwanzigtausend getödtet. Mit Mühe entkamen Margarete und ihr Gemahl Heinrich nach Schottland, Eduard hingegen kehrte im Triumph nach London zurück, und hatte die Krone auf seinem Haupte befestigt. Ein Parlament, welches darauf versammelt ward, zeigte sich dem Sieger so gefügig, daß es die drei letzten Regierungen für unrechtmäßig erklärte, und Heinrich den VI., seine Gemahlin, seinen Sohn, dreizehn Herzoge, Grafen und Lords, und wer sonst noch der Sache des Hauses Lancaster mit Eifer gedient hatte, ächtete, und ihrer Güter verlustig erklärte; eine beispiellose Strenge und Härte, die indeß der grausamen und gegen seine Feinde unversöhnlichen Gemüthsart Eduard's entsprach. Er war ein Herrscher von ausgezeichneten Eigenschaften, in Gefahren zeigte er schnelle Besonnenheit und großen Nachdruck, doch fehlte ihm eine sittlichere Haltung, und wenn ihn nicht dringende Sorgen in Anspruch nahmen, überließ er sich ausschweifenden Vergnügungen und sinnlichen Genüssen ohne Maß.

Nach kurzer Zeit erschien Margarete in den nördlichen Provinzen zum dritten Mal unter den Waffen (1462). Schottischer Unterstützung sicher, war sie nach ihrer Heimath Anjou geeilt, um dort für ihre Sache zu werben; Ludwig XI. hatte sich zu einer kärglichen Geldhülfe erst bereit finden lassen, nachdem sie ihm Calais zu überliefern versprochen. Als sie dann mit wenigen Schiffen im Norden landete, war bald auch Graf Warwic mit einem Heere zur Stelle, um sie zu vernichten; sie mußte der Uebermacht weichen, und ihre Anhänger in verschiedene feste Plätze vertheilen. Während dieser Kämpfe gerieth die Königin, da sie überall helfen und ermuntern wollte, in zahllose Entbehrungen und Gefahren. Als sie einst mit ihrem Sohne und weniger Begleitung durch eine waldige Gebirgsgegend zog, wurde sie von Räubern angefallen, geplündert und fortgeführt. Aus Furcht, an Eduard ausgeliefert zu werden, gab sie sich zu erkennen, und als die Bande über die Theilung in Streit gerieth, benutzte sie diese Verwirrung, mit ihrem Sohne in das Dickicht zu entspringen. Plötzlich tritt ihr ein einzeln nachkommender Räuber in den Weg, und dringt mit gezücktem Schwert auf sie ein. Verzweiflung führt Margarete die Geistesgegenwart zurück: „Hier, mein Freund," ruft sie, „ist eures Königs Sohn, ich vertraue ihn eurem Schutze." Der Räuber, überrascht von so seltsamer Ehre, übernimmt diese Verpflichtung mit dem Eifer des treusten Unterthanen und führt die beiden Unglücklichen wohlbehalten zu den Lancastriern. Indeß er-

oberte der Graf von Warwic eine Feſte nach der andern, ſo daß ſich Margarete endlich mit zweihundert Begleitern nach Flandern einſchiffen mußte (1463). Von hier begab ſie ſich zu ihrem Vater nach Lothringen, wo ſie einige Zeit in ſtiller Verborgenheit zubrachte. König Heinrich VI. war nicht ſo glücklich. Nachdem er faſt ein ganzes Jahr lang in Lancaſhire und Weſtmoreland herumgeirrt, und von der Treue der Einwohner dieſer Provinzen, die ſich ihm durchaus ergeben zeigten, geſchützt und verborgen worden war, verrieth ihn endlich ein Mönch von Abingdon. Zu Islington empfing der Graf von Warwic den gebeugten, bereits zum dritten Mal gefangenen Herrſcher, ließ ihm die Füße an die Steigbügel ſchnüren, führte ihn dreimal um den Schandpfahl und brachte ihn dann zu ſtrengem Gewahrſam in den Tower (1465).

So war die Ruhe im Innern des Reiches hergeſtellt, nach außen ſicherte ſich Eduard IV. durch Bündniſſe. Dennoch gab er ſelbſt in Kurzem zu neuen Unruhen Veranlaſſung. Er hatte Eliſabeth Grey, die Tochter des Lord Wydeville und Witwe eines eifrigen Lancaſtrier's, geheirathet, der im zweiten Treffen bei St. Albans gefallen war. Die unbeſonnene Begünſtigung aller Anverwandten dieſer Frau, ſogar ihrer Kinder erſter Ehe, von Seiten des Königs, erweckte ihm große Unzufriedenheit in der Mitte ſeiner eigenen Partei. Als Warwic, dem Eduard vor Allen ſeine Krone verdankte, und ſeine Brüder, der Lord Montague und der Biſchof von Exeter, die ſich ebenfalls große Verdienſte um den König erworben und ihn bisher nach ihren Wünſchen geleitet hatten, ihres ganzen Einfluſſes durch die Wydeville's beraubt wurden, zumal als Eduard gegen ihren Rath in nähere Verbindung mit Burgund trat und an Karl den Kühnen ſogar ſeine Schweſter verheirathete: da dachten ſie auf Rache und Widerſtand. Es mußte ſich zeigen, wer im Lande beliebter ſei, ob König Eduard oder Graf Warwic. Während Eduard damit umging, Karl den Kühnen in Frankreich zu unterſtützen, und während andererſeits die Königin Margarete mit einer Landung auf engliſchem Boden drohte, gelang es den Warwic's, den Bruder des Königs, Herzog Georg von Clarence, einen Jüngling von wandelbarem Charakter, auf ihre Seite zu ziehen. Da auch dieſem der Uebermuth der Wydeville's im Wege ſtand, ſo näherte er ſich den Warwic's und verheirathete ſich mit der Tochter des Grafen; die Trauung ward ungeachtet des königlichen Verbotes in Calais feierlich vollzogen. Um dieſe Zeit brach ein Aufruhr der Bauern in Yorkſhire aus, der wohl zunächſt von Anhängern des Hauſes Lancaſter und der Königin Margarete geleitet ward. Als ſich aber zwei Verwandte Warwic's daran

betheiligten und an die Spitze stellten, kam die immer mehr anschwellende Bewegung in die Hand des kühnen Grafen. Die Schaaren verlangten Entlassung der Wydeville's, Wiedereinsetzung Warwic's; sie waren auf 60,000 Mann angewachsen; nach Süden vordrängend schlugen sie das königliche Heer bei Edgecote (26. Juli 1469), und ließen den Lord Wydeville mit seinem jüngeren Sohn, den Vater und den Bruder der Königin, welche sie gefangen hatten, zu Northampton hinrichten. Warwic landete jetzt in England, und zwang den König, der von den meisten seiner Anhänger verlassen war, ihm seinen vorigen Einfluß wieder einzuräumen. Indeß war das frühere Vertrauen nicht herzustellen, und als Clarence und Warwic statt einen Aufstand in Lincolnshire zu bekämpfen, denselben vielmehr durch heimliche Versprechungen unterhielten, erklärte sie der König, nachdem es ihm gelungen war, selbst die Empörer zu schlagen und hierdurch sein Ansehen von Neuem zu befestigen, für Verräther des Reiches. Die Geächteten entkamen nach Frankreich, wo Ludwig XI., der gern einen mächtigen Nachbar auf diese Art beschäftigt sah, ihnen mit Freuden seine Hülfe anbot. Auf französischem Boden, in Angers, lebte damals auch Eduard's alte Feindin, die Königin Margarete, die aber zugleich vom tiefsten Hasse gegen Warwic, den sie mit Recht als den vornehmsten Urheber ihres Unglücks ansah, erfüllt war. Es gelang der staatsklugen Gewandtheit Ludwig's, nachdem Margarete lange unbeugsam widerstanden hatte, die beiden Gegner zu vereinigen und ihre gemeinsame Thätigkeit gegen Eduard zu lenken. Dieser sollte entthront, König Heinrich VI. wieder erhoben, sein und Margarete's Sohn mit Warwic's Tochter Anna vermählt werden. Unterstützt von französischem Gelde, setzten Warwic und Clarence nach England über, und Margarete versprach, mit ihrem Prinzen in Kurzem nachzukommen. Treue Mitverschworene hatten unterdeß schon an der Küste die vornehmsten Häupter der Lancasterschen Partei versammelt; in wenigen Tagen war ein Heer von sechzigtausend Mann beisammen, und Eduard, der gar keine Gegenanstalten getroffen, sondern seine Zeit in Liebeshändeln vergeudet hatte, sah mit Schrecken, daß sich nur wenig Kriegsvolk bei seinen Fahnen einfand. Doch auch unter diesem waren Verräther. Mitten in der Nacht ward er überrascht, aber glücklicher Weise noch zu rechter Zeit gewarnt, so daß er sich aufs Pferd werfen, und mit dreitausend Reitern nach Norfolkshire fliehen konnte. Zu Lynn fand er einige Schiffe, mit denen er auf der Stelle nach Holland unter Segel ging. Von Seeräubern angegriffen, entkam der König mit genauer Noth, und mußte seine Fahrzeuge bei Alkmar auf den Strand laufen

lassen. So eilig war die Flucht gewesen, daß er nichts mit sich führte, den Hauptmann seines Schiffes zu belohnen. Er schenkte ihm seinen Zobelpelz, mit der Vertröstung, ihn künftig einmal, vielleicht in besseren Zeiten, besser zu belohnen (1470).

So schnell war ein stolzer und mächtiger König in einen hülfesuchenden Bettler verwandelt. Warwic war elf Tage nach seiner Landung Meister des ganzen Königreichs; er zog Heinrich VI. wieder aus dem Tower auf den Thron, und erwarb sich, da seine Tapferkeit und sein Glück den Engländern nun schon zwei Herrscher gegeben hatte, den Beinamen des Königmachers. Das Parlament, gewohnt, sich vor der Uebermacht zu beugen, bestätigte Alles. Heinrich ward aufs Neue als König, und sein junger Sohn Eduard, der noch mit der Mutter in Frankreich verweilte, als sein rechtmäßiger Nachfolger anerkannt. Auf einmal sah man also im ganzen Reiche Alles umgestürzt, die Lancastrier hatten wieder die Oberhand, alle Einrichtungen Eduard's IV. wurden vernichtet, im Namen Heinrich's herrschten Warwic und Clarence, und wer von der Yorkschen Partei die Küste erreichen konnte, entwich außer Landes. Eduard's Gemahlin, die schöne Elisabeth, flüchtete in das Gotteshaus zu Westminster, und ward in diesem Zufluchtsort von einem Sohne, dem nachmaligen Thronerben, entbunden. Doch wenn sich die Sieger auch mit Gütern und Ehrenstellen reichlich bedachten, so befleckten sie doch ihre Erfolge nicht durch Blutvergießen.

In den Niederlanden herrschte um diese Zeit Karl der Kühne, seine Gemahlin war Eduard's Schwester, also konnte der Letztere Hülfe und Unterstützung erwarten. Doch wollte der Herzog von Burgund nicht öffentlich mit England brechen, weil dies sofort ein Bündniß zwischen Warwic und Ludwig XI., der ihn eben damals unvorbereitet überfallen hatte und seinen Truppen hinreichend zu thun gab (oben S. 129), zur Folge gehabt haben würde. Er begnügte sich daher, seinen Schwager unter der Hand mit Geld zu versehen, und miethete mehrere hanseatische Schiffe für ihn, mit welchen Eduard am 25. März 1471 zu Ravenspur in Yorkshire landete, an derselben Stelle, wo Heinrich Bolingbroke sein Fahrzeug verlassen hatte, um Richard II. vom Throne zu stoßen. Heuchelnd erklärte und beeidete er, er strebe nicht wieder nach der Krone, sondern wünsche nur, in seine väterliche Erbschaft York aufgenommen zu werden. Aber als er seine Schaaren mit jedem Tage mehr anwachsen sah, ward auch seine Sprache offener. Er zog auf London zu; Clarence, der seit der Verbindung Warwic's mit Margarete an seinem Schwiegervater irre geworden war und schon längere Zeit wieder ein geheimes

Einverſtändniß mit ſeinem Bruder unterhielt, ging mit einem beträchtlichen Heerhaufen zu ihm über, und, während Warwic ſeine Streitkräfte bei Coventry ſammelte, wurde Eduard ſchon in London eingelaſſen (11. April). Warwic hatte nicht ſechs Monate die Regierung verwaltet. Der ſchwache Heinrich VI. ward zum vierten Male ſeiner Freiheit beraubt und in den Tower geſetzt. Indeß nahten die Lancaſtrier mit drohender Kriegsmacht; doch kühn zog ihnen König Eduard entgegen, und als ſich die Heere am 14. April bei Barnet trafen, verlor Warwic nach ſechsſtündigem Gefecht Sieg und Leben. Auch ſein Bruder Montague fiel.

An demſelben Tage, da dies entſcheidende Gefecht geliefert ward, kam Margarete, Heinrich's VI. Gemahlin, mit ihrem nun achtzehnjährigen Prinzen Eduard aus Frankreich an. Sie vernahm die Schreckensbotſchaft, und wollte ſchon zurückfliehen, als ſich der Reſt der Lancaſterſchen Partei um ſie verſammelte. So erwartete ſie denn den König zu ihrem Verderben, denn der Tag von Tewkesbury (4. Mai) bewirkte die völlige Niederlage dieſer Schaaren, und brachte ſie ſelbſt mit einem großen Theil des Adels in Eduard's Gewalt. Eine Erzählung aus ſpäterer Zeit berichtet, auch der Sohn Margaretes ſei gefangen worden; als er in das Zelt des Siegers geführt und von dieſem gefragt worden ſei, wie er es gewagt habe, in ſein Reich zu kommen, habe er geantwortet: um ſeines Vaters Krone und ſein Erbe zu verfechten. Ergrimmt über dieſe kühne Gegenrede, habe ihn der König mit ſeinem Panzerhandſchuh ins Geſicht geſchlagen, worauf dann die anweſenden Lords, unter ihnen ſelbſt des Königs Brüder Clarence und Gloceſter, den Unglücklichen hinausgeriſſen und mit ihren Dolchen durchbohrt hätten. Im Gegenſatz dazu berichten alle gleichzeitigen Quellen, daß der junge Prinz nach tapferer Gegenwehr auf dem Schlachtfelde getödtet ſei*). Von den gefangenen Baronen wurden viele grauſam hingerichtet. Auch König Heinrich, der einzige, deſſen Leben die Yorkſche Partei nun noch beunruhigen konnte, ſtarb kurz darauf plötzlich in ſeinem Gefängniß, an demſelben Tage, als Eduard ſeinen ſiegreichen Einzug in London hielt. Es ging ein Gerücht im Volke, Eduard's jüngſter Bruder, der eben genannte Richard von Gloceſter, habe ihn mit eigener Hand ermordet. Margarete blieb im Tower, bis Eduard, vier Jahre nach ſeiner Wieder-

*) Vgl. Pauli a. a. O. S. 409. Note 2., der wahrſcheinlich macht, daß jene erſtere Erzählung, unter der Regierung Heinrich's VII. entſtanden und, um dem Hauſe York Uebeles nachzuſagen, erfunden ſei.

einſetzung, als Bundesgenoſſe Karl's des Kühnen nach Frankreich zog, dieſe Unternehmung aber bald durch den Frieden von Pecquigny wieder beendete (oben S. 131). In jenem Vertrage wurde nämlich außer den früher bereits erwähnten Bedingungen feſtgeſetzt, daß die Wittwe Heinrich's VI. für funfzigtauſend Kronen, die Ludwig XI. zu zahlen übernahm, freigelaſſen werden ſolle. So brachte Margarete, die nach Hume's Ausdruck eben ſo wenig mit den Tugenden ihres Geſchlechts geziert, als den Schwachheiten deſſelben unterworfen war, die letzten Jahre ihres Lebens in ſtiller Zurückgezogenheit zu. Sie ſtarb in Frankreich 1482.

Ohne Nebenbuhler behauptete nun Eduard IV. die Krone von England, die Frucht ſo vieler Kämpfe, ſo mancher Wechſelfälle des Glückes, bis an ſein Ende. Doch war ſeine Regierung auch jetzt von Unruhe und Argwohn nicht frei, denn nach dem völligen Unterliegen der Lancaſterſchen Partei wandte das ſiegende Haus die entfeſſelten Leidenſchaften gegen ſeine eigenen Glieder und Genoſſen. Eduard konnte es ſeinem Bruder Clarence nicht vergeſſen, daß er ihm längere Zeit feindlich gegenübergeſtanden, eine Erinnerung, welche durch des Herzogs unfügſames und eigenwilliges Weſen erhalten werden mochte. Auch mit dem Herzoge von Gloceſter, ſeinem jüngeren Bruder, verfeindete ſich Clarence bald nach der Schlacht bei Barnet, weil jeder von ihnen die ganze Erbſchaft des Grafen Warwic in Anſpruch nahm; denn auch Gloceſter hatte eine Tochter Warwic's, die Wittwe des ermordeten Prinzen Eduard von Wales geheirathet. Ein neuer Grund zum Mißvergnügen wurde es für Clarence, als er ſich nach Karl's des Kühnen Tode um deſſen Erbtochter Maria bewerben wollte, und Eduard, der ſolche Macht in der Hand ſeines Bruders fürchtete, ihn die dazu erforderlichen Schritte zu thun verhinderte. Eben damals nämlich hatte ſich auch das Band zwiſchen Karl dem Kühnen und Eduard gelockert, ja der Letztere hatte von Ludwig von Frankreich ein Jahrgeld genommen und konnte es nun nicht gern ſehen, wenn einer ſeiner Brüder durch eine ſolche Verbindung die Lage der Dinge verſchob. Dieſe Stimmung benutzten die Feinde des Herzogs am Hofe, um Clarence durch fernere Kränkungen weiter fortzureißen und womöglich öffentlich bloß zu ſtellen. John Stacey, einer von den Dienern des Herzogs, wurde der Zauberei angeklagt und gab auf der Folter den Lord Burdet, einen Freund ſeines Herrn, als Mitſchuldigen an; beide wurden vor Gericht geſtellt und nach kurzem Verfahren enthauptet. Wie ſich erwarten ließ, ſprach Clarence laut für die Unſchuld ſeines Freundes und gegen die Ungerechtigkeit der Verfolgung. Als Eduard hievon benachrichtigt wurde, warf er ſeinem Bruder vor, die

Gerechtigkeitspflege geschmäht zu haben, und ließ ihn in den Tower bringen. Aus sorgsam aufgefangenen, entstellten oder erdichteten Reden des Herzogs gegen den König wurden mühselig mehrere Gründe zusammengebracht, um von den Lords ein Todesurtheil zu verlangen, und diese, sklavisch oder feige gesinnt, gaben ohne Widerspruch ihre Zustimmung. Die einzige Gnade, deren sich der Herzog als Bruder des Königs zu erfreuen hatte, war die, daß ihm die Wahl der Todesart selbst überlassen ward. Er hatte Mannestrotz genug, auch dieser furchtbarsten aller Nothwendigkeiten mit seiner gewöhnlichen Laune ins Gesicht zu sehen, und wünschte, wie erzählt wird, in einem Fasse Malvasier ersäuft zu werden, welchen Wein er immer vorzüglich gern getrunken hatte (18. Febr. 1478).

54. Eduard V.

(1483.)

König Eduard IV. hatte auch in den letzten Jahren seines Lebens nicht aufgehört, seinen sinnlichen Begierden zu fröhnen, aber er hatte andrerseits auch nicht versäumt, die Pflichten seines Amtes redlich zu erfüllen. Ungeachtet des wenig ehrenvollen Verlaufes, den sein mit Karl von Burgund gegen Frankreich unternommener Feldzug genommen, war er doch beim Volke beliebt, weil er sparsam und gerecht war, so weit sich diese Eigenschaften mit seiner leidenschaftlichen Rachsucht und Prachtliebe vertrugen, besonders aber weil er, den großen normannischen Herzogsgeschlechtern abgeneigt, den niedern Adel und die Bürger, die Repräsentanten des sächsischen Stammes, begünstigte*). Nicht wenig trug

*) Comines erzählt, daß bei ihm die Vernichtung des hohen Adels überlegte Absicht gewesen sei, daß er bei Beginn der Schlacht zu rufen pflegte, die Krieger möchten des Volkes schonen und die Herren tödten. Mit dieser Richtung des Königs vereinigt sich auch die Wahrnehmung, daß seit der Mitte des Jahrhunderts die englische Sprache gegenüber der französischen fast durchweg zur Herrschaft gelangte. Ranke, englische Gesch. I. S. 122 bemerkt, daß, nachdem die Krone lange Zeit der Kampfpreis der mit Frankreich oder Burgund verbundenen Prätendenten gewesen, Eduard zuerst mit Erfolg den Versuch gemacht habe, England eine selbständige, zugleich seiner insularen Lage und der erworbenen Cultur entsprechende Haltung und innere Ordnung zu geben.

auch zu ſeiner Popularität ſeine auffallende körperliche Schönheit bei. In ſeinem ganzen Weſen war eine unvermittelte Miſchung der größten Gegenſätze, Muth, Thätigkeit, weitreichender Scharfblick, und wieder Genußſucht, Trägheit und kleinliches Mißtrauen; die ſchwere Blutſchuld, welche auf ihm laſtete, ſcheint er ſelbſt in der Todesſtunde nicht gefühlt zu haben. Als er erſt einundvierzig Jahre alt, in Weſtminſter ſtarb, 9. April 1483, zählte ſein älteſter Sohn, der denſelben Namen trug, erſt dreizehn, der jüngere, Richard, erſt ſieben Jahre. Ihre Mutter Eliſabeth, deren älterer Bruder, welcher zum Grafen von Rivers erhoben worden war, und deren Söhne erſter Ehe, der Marquis von Dorſet und der Lord Gray, hofften für den Unmündigen zu regieren. Aber durch die Begünſtigung der Wydeville's, die Eduard IV. früherhin um Thron und Reich gebracht, die er trotzdem nach ſeiner Wiederherſtellung, wenn auch nicht in dem Maße als zuvor, fortgeſetzt hatte, war ſchon in den letzten Jahren ſeiner Herrſchaft die Eiferſucht einer andern Klaſſe mächtiger Herren erweckt worden, die zwar immer auf der Seite des Hauſes York geſtanden, aber keine Neigung hatten, der Königin und ihrer Familie alle Macht zu laſſen. An ihrer Spitze ſtanden die Lords Stanley und Haſtings. Vergebens hatte Eduard auf dem Sterbebette die beiden Parteien zu verſöhnen geſucht. Die Gegner der Wydeville's ſtrebten dieſen die erwartete Herrſchaft zu entreißen, und bemühten ſich deshalb, den Herzog von Gloceſter auf ihre Seite zu ziehen. Sie ſtellten ihm vor, daß er als väterlicher Oheim die Regentſchaft führen müſſe, und ihre Anträge wurden nicht zurückgewieſen.

Richard von Gloceſter, berüchtigt durch die tiefe Entartung der menſchlichen Natur in ihm, und allbekannt durch das Bild, welches eine hohe poetiſche Meiſterhand von ihm entworfen, war von kleinem, ſchwächlichem Körper und wenn auch nicht häßlichen, doch wenig einnehmenden Geſichtes*). Bei der finſtern Verſchloſſenheit ſeines Gemüths hatten ſich, ſo lange ſein Bruder lebte, von der ungemeſſenen Herrſchſucht, die ihn beſeelte, nur wenige Spuren gezeigt; er hatte ſich vielmehr durch Pflichttreue und Entſchloſſenheit manche Verdienſte um jenen erworben. Jetzt hegte er keinen geringern Plan, als den, ſelbſt die Krone an ſich zu reißen. Liſt und Verſtellung öffneten ihm die Bahn, Gewalt und Mord führten weiter. Beim Tode ſeines Vaters befand ſich der junge

*) Parvae erat staturae, curtam habens faciem, inaequales humeros, dexter superior sinisterque inferior.

König zu Ludlow, an der Grenze von Wales, bei dem Grafen Rivers und seinem Stiefbruder, dem Lord Grey. Die verwittwete Königin wollte, daß diese beiden ihren Souverain unter dem Schutze eines Heeres nach London führten; aber die Gegenpartei, die sich durch diese Maßregel gefährlich bedroht sah, erhob in den Berathungen so heftigen Widerspruch, daß Elisabeth nachgab, und Rivers nur mit geringer Begleitung aufbrach. Zu Northampton traf er den Herzog von Gloceſter, der ihn und Grey mit Auszeichnung empfing und auf das freundlichſte bewillkommte. Am folgenden Morgen beſchuldigte Richard ſie jedoch plötzlich, ihm die Zuneigung ſeines Neffen entzogen zu haben, und ließ ſie greifen. Darauf begab er ſich zum Könige, beugte das Knie und verſicherte ihn ſeiner treueſten Ergebenheit; zugleich befahl er aber dem Gefolge und den Dienern deſſelben bei Todesſtrafe auseinander zu gehen und ſich nie wieder blicken zu laſſen. Erſchreckt, und von Allen, die ſein Vertrauen gehabt, verlaſſen weinte der Knabe; doch Gloceſter beſchwor ihn, ſich zu beruhigen, da nur die Treuloſigkeit der Wydeville's ſolche Vorſicht nöthig mache. Auf die Nachricht von dieſen Ereigniſſen flüchtete Eliſabeth mit ihrem zweiten Sohn Richard, ihren Töchtern und dem Marquis von Dorſet in die Weſtminſterabtey, indeß der Herzog, als er mit ſeinem gefangenen Neffen in London ankam, von den anweſenden Lords und Prälaten zum Protector des Reiches während der Minderjährigkeit Eduard's V. ernannt wurde. So ſchienen die Barone obgeſiegt zu haben, und die Wydeville's vom Throne verdrängt zu ſein; aber bald mußten die Erſteren zu ihrem Schrecken erfahren, daß ſie einem Dritten in die Hände gearbeitet hatten.

Richard wußte wohl, daß Stanley's und Haſtings' Anhänglichkeit an die Söhne Eduard's IV. nicht zu erſchüttern ſein würde, und eilte daher, ehe ſie ſeine tiefer liegenden Pläne errathen und dieſelben durchkreuzen könnten, ſie zu ſtürzen und durch ihren Fall die übrigen Mitglieder ihrer Partei einzuſchüchtern. Während alle Anſtalten zu der bevorſtehenden Krönung getroffen wurden, verſammelte Gloceſter am 13. Juni einen Rath im Tower, in welchem der junge König ſeinen Wohnſitz hatte nehmen müſſen. Der Herzog ſchien heiter und zutraulich. Nach einer Weile entfernt er ſich, kehrt dann mit wilder Miene und haſtigem Schritte in das Zimmer zurück, und fragt die Verſammlung, welche Strafe Diejenigen verdienen, die ſich an ihm, dem Verweſer des Reichs und dem Oheim des Königs, vergriffen. Lord Haſtings nahm das Wort und ſagte: „Die Strafe der Verräther.“ — „Nun wohl, rief der Protector, dieſe Verräther ſind meines verſtorbenen Bruders Weib

und seine Buhlerin, Johanna Shore*), sammt allen ihren Gehülfen und Mitverschwornen! Seht her, wie sie mich behext haben." Dabei entblößte er seinen linken Arm, der ganz dürr und verschrumpft erschien. Die erschrockenen Räthe, die recht gut wußten, daß dies ein altes Uebel bei ihm war, sahen sich angstvoll und schweigend an, bis Richard zu Hastings gewendet fortfuhr: „Ihr selbst seid der Vertraute dieser nichtswürdigen Shore; aber bei Sanct Paul, ich will mich nicht eher zu Tische setzen, als bis mir euer Kopf gebracht ist." Er schlug mit der Faust auf den Tisch, und auf dies Zeichen stürzte ein Haufe Bewaffneter herein, von denen einer, wie durch Zufall, mit seiner Streitaxt auf den Lord Stanley losschlug, ihn aber nicht tödtlich verwundete. Die übrigen schleppten den unglücklichen Hastings gewaltsam in den Hof des Tower, zogen ihn bei den Haaren auf einen Balken, und hieben ihm den Kopf herunter. Nachmittags erschien eine Bekanntmachung an das Volk, worin diese schnelle Hinrichtung durch die Beschuldigung gerechtfertigt werden sollte, daß Hastings sich gegen den Herzog von Gloceſter verschworen habe. Stanley blieb mit dem Erzbischof von York und dem Bischof von Ely, zwei einflußreichen Mitgliedern seiner Partei, in Richard's Gewahrsam. Zu derselben Zeit, als Hastings ermordet wurde, erschien Ratcliffe, einer der verwegensten Anhänger des Protectors, zu Pontefract, wo Rivers und Grey mit einigen anderen ihres Anhangs bewacht wurden, und ließ sie enthaupten. So waren beide Parteien durch den Sturz ihrer Führer vernichtet, und Niemand schien übrig, von dem der Protector kräftigen Widerstand hätte befürchten müssen. Eduard V. war im Tower in Gewahrsam, zur Sicherheit beschloß Richard, auch seinen Bruder, der sich noch unter Elisabeth's Augen in Westminster befand, in seine Gewalt zu bringen. Von zahlreichen Bewaffneten begleitet, begab er sich dorthin, entschlossen, nöthigen Falls Gewalt anzuwenden; aber Elisabeth, von der Unmöglichkeit sich zu widersetzen überzeugt, gehorchte seiner Aufforderung, nachdem sie den Knaben unter strömenden Thränen noch einmal umarmt hatte, denn sie fühlte, daß sie ihn nicht wiedersehen werde. In den Tower gebracht, freuten sich die Knaben ihres Wiedersehens, und ihren kindlichen Sinn trübte keine Ahnung von der grausamen Tücke des Oheims.

So eilte Richard unter Blut und Freveln seinem Ziele zu. Der

*) Johanna Shore war die Gattin eines Bürgers zu London, und hatte, trotz der Unbeständigkeit Eduard's IV. in seinen Leidenschaften, dessen Neigung bis an seinen Tod gefesselt. Jetzt sollte Hastings einen näheren Umgang mit ihr unterhalten.

folgende Schritt war eine ſchamloſe Frechheit. Er beſchuldigte ſeine Mutter des Ehebruchs und erklärte, ſeine beiden älteren Brüder, König Eduard und der Herzog von Clarence, ſeien unechte Kinder, er dagegen ſei allein der rechtmäßige Sohn und Erbe des Herzogs Richard von York. Dieſe ſchändliche Behauptung ſtreute er nicht nur ſelbſt in Geſprächen aus, ſondern befahl auch dem Doctor Shaw, einem Geiſtlichen, ſie von der Kanzel herab zu verkündigen, da er nunmehr entſchloſſen war, mit ſeinen Abſichten öffentlich hervorzutreten. Am 22. Juni predigte Shaw in der Paulskirche. Er begann die große Sittenloſigkeit König Eduard's IV. zu ſchildern, griff die Rechtmäßigkeit ſeiner Ehe mit Eliſabeth Grey an, da er ſchon heimlich einer andern Frau verbunden geweſen, und folgerte daraus die Illegitimität ſeines Sohnes, Eduard's V. Dann ging er auf den andern Punkt über, daß der verſtorbene König gar nicht der Sohn Richard's von York geweſen ſei. „Aber, rief er aus, und bei dieſen Worten erſchien, wie es verabredet war, der Protector in der Kirche, hier haben wir das wahre Ebenbild jenes Helden, hier gleicht jeder Zug dem des Vaters.“ Dieſe jämmerliche Liſt war darauf berechnet, daß die Zuhörer, getroffen durch die Worte des Redners, den Herzog ſogleich zum König ausrufen ſollten. Aber Alles blieb ſtill, denn die Bürger waren empört über den Tyrannen ſowohl, als über deſſen unwürdiges Werkzeug. Da Richard indeſſen dieſen Verſuch nicht aufgeben wollte, ſo ließ er durch den Lord Mayor von London die Bürgerſchaft auf das Stadthaus berufen und vertraute die Führung ſeiner Sache dem Herzog von Buckingham, ſeinem Vetter (er hieß Heinrich Stafford und war ein Nachkomme des jüngſten Sohnes von Eduard III., des Herzogs Thomas von Gloceſter) und treuen Genoſſen alles bisher vollbrachten Frevels. Dieſer hielt daſelbſt eine Rede ähnlichen Inhalts wie Shaw, und fragte am Schluſſe die Verſammelten, ob ſie den Herzog von Gloceſter zum Könige haben wollten. Aber obgleich er ſeine Frage noch einmal wiederholte, blieb Alles ruhig; worauf dann der Lord Mayor die Sache durch einen ſeiner Beamten zum dritten Mal vortragen ließ, damit es die Bürger beſſer verſtänden. Dennoch regte ſich keine Zunge. „Hm! rief Buckingham, das iſt eine ſeltſame Hartnäckigkeit! Sagt doch nur auf irgend eine Art eure Meinung, Freunde. Es geſchieht ja ohnehin nur aus einer beſondern Gefälligkeit gegen euch, daß wir euch fragen, denn die Lords und Gemeinen haben hinlängliche Gewalt, einen König zu beſtimmen. Aber ich wünſchte doch auch von euch ausdrücklich zu hören, ob ihr den Herzog von Gloceſter zu eurem Herrn haben wollt oder nicht.“ Nach allen

diesen Bemühungen warfen dann endlich einige, zu dem Ende gemiethete Leute im Hintergrunde des Saales die Mützen in die Höhe und riefen: „Gott erhalte den König Richard!“ Danach begab sich am folgenden Tage (26. Juni) der Herzog von Buckingham, von mehreren Baronen und Herren und einigen angesehenen Bürgern begleitet, zum Herzoge, und überreichte eine Adresse, worin er ersucht wurde, die Krone von England, die ihm durch Erbrecht sowohl als durch die Wahl des Volkes gebühre, nicht auszuschlagen. Richard heuchelte Ueberraschung, zeigte Unruhe und Verlegenheit, und erklärte endlich, daß er keinen Ehrgeiz besitze, mithin habe die angetragene Würde keinen Reiz für ihn, er liebe seinen Neffen und werde ihm den Thron aufbewahren. Aber als Buckingham das heuchlerische Possenspiel noch weiter trieb und schamlos erklärte, daß das freie englische Volk sich nie einem Bastard unterwerfen werde, that Richard, als ob er sich in die Nothwendigkeit und in den gemeinschaftlichen Willen des Volks ergebe. Bald nach seiner Krönung erhielt der Befehlshaber des Towers, Sir Robert Brakenbury, den Auftrag, die beiden Söhne Eduard's IV. heimlich erwürgen zu lassen; aber dieser erklärte fest, daß eine Handlung der Art weder mit seiner Ehre noch mit seinem Gewissen bestehen könne. Als der neue Herrscher darauf das Land durchreiste, um die Huldigung der Barone und Städte zu empfangen, sandte er seinen Stallmeister, Sir Jacob Tyrrel, von Warwic aus mit dem schriftlichen Befehl an Brakenbury, Jenem auf vierundzwanzig Stunden die Schlüssel des Tower zu übergeben. In der Nacht stieg Tyrrel mit Forest, einem versuchten Mordgesellen, und Dighton, seinem Reitknecht, zum Schlafgemach der Prinzen hinauf, und blieb an der Thüre stehen, während die arglos Schlummernden von seinen beiden Gehülfen mit Betten und Kissen erstickt wurden. Die nackten Leichname begruben die Mörder am Fuß der Stiege und warfen einen Haufen Steine auf die Stätte des Frevels*).

*) Einige Schriftsteller haben diesen Frevel geläugnet, und Richard's Andenken davon reinigen wollen. Ihre Gründe sind geprüft und widerlegt von Lingard, Vol. III. p. 674. Ed. in 4. Vgl. auch Pauli a. a. O. S. 483. Uebrigens berichten die gleichzeitigen Quellen über die Todesart selbst nichts Bestimmtes. Die obenstehende Erzählung rührt erst aus der Zeit der Tudors her; aber allerdings fanden sich 1674, als ein Neubau am Tower vorgenommen wurde, am Fundamente der Treppe, wo Tyrrel die Knaben begraben ließ, die Ueberreste von zwei Kindern, die nun in Westminster bestattet wurden.

55. Richard III.

(1483—1485.)

Um sich in dem Besitze des Thrones zu befestigen, sparte Richard keine Art von Belohnung und Erhöhung für schon geleistete oder erst zu erkaufende Dienste, und verschenkte die Schätze, welche Eduard IV. aufgehäuft hatte, mit verschwenderischer Hand. Aber bald brachen Spaltungen zwischen ihm und dem Einflußreichsten seiner Verbündeten, dem Herzog von Buckingham, aus, den Richard, wie es scheint, nur darum verderben wollte, weil er das vorzüglichste Werkzeug seiner Erhebung gewesen war, und weil ihm dessen Schlauheit wie dessen Macht jedes Falls Besorgnisse erweckte. Von Stund an wurde Buckingham, der ein eitler Mann war und sich gern in die Rolle des Königsmachers Warwic hineindachte, ohne doch gleiche Einsicht und Entschlossenheit zu haben, aus einem warmen Freunde ein heftiger Feind des Anmaßers. Die Anhänger des Hauses Lancaster richteten damals ihre Augen auf den Grafen Heinrich Tudor, Grafen von Richmond, der mütterlicher Seits aus diesem Geschlechte stammte, und am Hofe des Herzogs Franz von Bretagne lebte, wohin er nach der Schlacht bei Tewkesbury geflüchtet war, um Eduard's IV. Verfolgungen zu entgehen. Buckingham hatte den Gedanken, diesen Prinzen auch der Yorkschen Partei dadurch annehmlich zu machen, daß er insgeheim eine Vermählung desselben mit Eduard's IV. ältester Tochter, Elisabeth, in Vorschlag brachte. So hoffte er nicht bloß, dem neuen Bewerber alle Stimmen zu verschaffen, sondern auch den langen Streit zwischen der rothen und weißen Rose durch die Vereinigung beider auf immer beizulegen. Die geheimen Unterhandlungen begannen hierauf mit dem Grafen und mit der verwittweten Königin; beide willigten mit Freuden ein; und danach wurde der 18. October 1483 zu einem allgemeinen Aufstand gegen den König bestimmt. Aber noch begünstigte diesen das Glück. Der Graf von Richmond wurde durch stürmisches Wetter verhindert, mit den Truppen, die er in Frankreich geworben, zu landen; und ebenso machten heftige Regengüsse, ungangbare Wege und hochgeschwollene Ströme Buckingham's Vereinigung mit den übrigen Häuptern der Lancastrier, die in den entfernten Provinzen Kriegsvolk zusammengebracht hatten, unmöglich. Der Herzog mußte die Flucht ergreifen, ward aber verrathen und enthauptet. Ein gleiches Schicksal traf die übrigen Empörer. Richard wollte indeß alle Pläne dieser Art auch für die Zukunft vereiteln, und suchte deshalb

Eduard's IV. älteste Tochter, welche seine Widersacher gegen ihn hatten erheben wollen, mit großer Schlauheit seinem Hause zu verbinden. Durch Verheißungen und Drohungen gelang es ihm endlich, die verwittwete Königin aus ihrer Freistätte zu locken, wo sie sich noch immer befand, nachdem er einen feierlichen Sicherheitseid für sie und ihre Tochter beschworen hatte. Dann zog er die junge Elisabeth an den Hof, überhäufte sie mit Auszeichnungen, und hatte sie schon zur Gemahlin seines Sohnes bestimmt, als dieser plötzlich starb. Dennoch behielt die Prinzessin die Gunst des Königs, man bemerkte mit Verwunderung, daß sie stets in derselben Kleidung erschien, wie Richard's Gemahlin Anna, und als die Letztere im Februar 1485 erkrankte, bot Richard selbst, noch vier Wochen vor deren Ende, der Elisabeth seine Hand. Dieser Entwurf, zu dem die Fürstin, vom Glanz der Krone geblendet, freudevoll ihre Zustimmung gab, scheiterte aber an dem Widerspruch der treuesten und wichtigsten Anhänger Richard's, welche befürchten mußten, daß Elisabeth, auf den Thron gelangt, ihnen den Mord ihrer Brüder, sowie die Hinrichtung der Wydeville's vergelten würde.

Inzwischen hatten die Widersacher Richard's nicht aufgehört, an seinem Sturze zu arbeiten, und der Abscheu vor dem Tyrannen verschaffte ihnen täglich mehr Genossen und Freunde. Von dem Könige von Frankreich Karl VIII. unterstützt, landete Graf Heinrich von Richmond endlich mit dreitausend Mann in Milford-Haven, an der Küste von Wales (7. August 1485), und sah in Kurzem alle Anführer der Lancasterschen Partei in seinem Lager versammelt. Richard, der Zeit gehabt hatte, sich auf diesen Fall vorzubereiten, ging ihm mit einem weit zahlreichern Heere entgegen, und traf ihn in der Ebene von Bosworth, unweit der Stadt Leicester. Am 21. August kam es zur Schlacht. Was Richard befürchtet hatte, geschah; seine eigenen Leute liefen schaarenweise zu dem Feinde über; schon am Abend vorher hatte ihn Lord Stanley mit siebentausend Mann verlassen. Als die noch treuen Schaaren übermannt wurden, sprengte Richard vor, und suchte seinen Gegner im Getümmel. Der feindliche Bannerträger sank unter seinen Streichen, doch eben, als er den Grafen Richmond erreichte, ward er vom Pferde gerissen und getödtet. Nach seinem Falle ward die Flucht allgemein, und der Sieg war für den Grafen entschieden. Noch auf dem Schlachtfelde riefen Freunde und Feinde ihn unter dem Namen Heinrich VII. zum Könige aus, und schmückten ihn mit der Krone, die Richard während des Treffens auf dem Helm getragen hatte. Den Leichnam des Letztern zog man unter einem Haufen von Erschlagenen, ganz unkennt-

lich und mit Blut besudelt, hervor, und brachte ihn nach Leicester, wo er ohne Feierlichkeit begraben ward. Mag auch die Nachwelt über Richard unbilliger geurtheilt haben als er es verdient, so ist doch der eigentliche Kern seines Wesens selbst in dem Bilde, welches die volksthümliche Ueberlieferung von ihm entworfen hat, richtig wiedergegeben; und wenn der große Dichter darin zu weit geht, daß er ihn die Verbrechen begehen läßt, weil er sie als solche will, so steht doch fest, daß er vor ihnen nicht zurückschrak, obwohl er sie als solche erkannte. Andererseits ist es wahr, daß er mit großen Talenten ausgestattet war; ungewöhnlicher Scharfsinn, hervorragende Thatkraft und Muth, und ungeachtet aller Grausamkeit eine fast leichtsinnige Großmuth, dabei gegen den gemeinen Mann eine strenge Gerechtigkeitsliebe zeichneten ihn aus. Er fiel, als er eben erst dreiunddreißig Jahre alt geworden und wenig mehr als zwei Jahre König gewesen war.

So endete die mit König Heinrich II. begonnene Dynastie der Plantagenet auf dem englischen Thron, und mit ihr der dreißigjährige Bürgerkrieg zwischen den Parteien der rothen und weißen Rose, in welchem das edelste Blut in Strömen geflossen war. Was in Frankreich nach dem Tode Philipp's des Schönen durch die langen auswärtigen Kriege, durch die blutigen Unruhen im Innern, die Kämpfe der Burgunder und Armagnac's und die schlaue Staatskunst Karl's VII. und Ludwig's XI. bewirkt worden war, die Schwächung und Unterdrückung der Vasallen und des Bürgerstandes, dasselbe war jetzt zum Theil aus denselben Ursachen in England eingetreten. Der Krieg mit dem Nachbarreiche hatte den englischen Adel, wenn auch nicht in dem Maße wie den französischen, geschwächt. Den Ruin desselben vollendete der Bürgerkrieg, wo jedem Siege der einen oder der andern Partei die blutigsten Hinrichtungen folgten. Die dem Schlachtschwert und dem Henkerbeil entgangen waren, verloren mindestens ihre Güter. Ebensowenig hatte das Haus der Gemeinen das hohe Ansehen, das es einst unter dem dritten Eduard durch die Vereinigung der Städte mit der Ritterschaft erworben, behaupten können. Nach dem Ausbruche des Kampfes der beiden Rosen, bis zu welcher Zeit es ihnen großen Theils gelungen war, die alte Stellung beizubehalten, brachte sie das barbarische Durchgreifen der Machthaber um alle Gewalt, und setzte sie dermaßen in Schrecken, daß schon unter Eduard IV. von keinen Petitionen um Bewilligung von Gerechtsamen und Abstellung von Beschwerden, wie sie ehedem so häufig vorkamen, mehr die Rede ist, und das Parlament von nun an nur gebraucht ward, die willkürlichen Maßregeln der Herrscher zu sanctioniren.

Wäre das Volk nicht selbst in seiner Masse wie in seinen Repräsentanten tief verderbt gewesen, so wären die blutigen Wandlungen, an denen es somit einen Theil der Schuld trägt, unmöglich gewesen. Auch die Geistlichkeit hatte sich keines größeren Einflusses zu erfreuen, und auf ihre Rechte konnte ebensowenig als auf die der französischen Prälaten eine haltbare Schranke gegen die künftigen Könige begründet werden. So waren denn die ehemals kräftigsten und wirkungsreichsten Gestaltungen des Mittelalters in beiden Reichen untergraben und herabgekommen.

---

56. Italien seit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts.

Wie nach dem Tode des ersten Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti, der Staat desselben dem Untergange nahe war, ist oben dargestellt worden (Thl. VII. S. 205). Nachdem seine Wittwe Catharina ermordet war, ging die Regierung an den ältesten Sohn Johann Maria über, der die äußere Politik seinem Großcondottiere Facino Cane überließ. Er war ein Ungeheuer von Grausamkeit und Blutdurst, der seine Hunde zum Zerreißen von Menschen abrichten ließ. Als während eines Krieges das hungernde Volk ihm auf der Straße zurief: Pace, Pace, ließ er seine Söldner einhauen, die Hunderte von Menschen tödteten. Seit dieser Zeit durfte Niemand mehr von Krieg und Frieden reden, selbst die Priester mußten das dona nobis pacem ändern. Einige Verschworene benutzten den Zeitpunkt, wo Facino Cane auf dem Sterbebette lag, den Herzog niederzustoßen (1412). Mit Hülfe der Söldner schwang sich sein jüngerer Bruder Philipp Maria auf den Thron, dessen Besitz er sich durch die Verheirathung mit Facino's Wittwe, Beatrice di Tenda, sicherte. Er strebte nach der Wiederherstellung der Macht seines Vaters, dem er in manchem Betracht nicht unähnlich war. Wie Johann Galeazzo glühte er von Ehrgeiz; ohne den Muth zu haben, sich an die Spitze eines Heeres zu stellen, übte er eine treulose Staatskunst, die Feinde und Freunde betrog, und suchte er auf versteckten und krummen Wegen zu seinem Ziele zu gelangen; an Geistesgaben und Willensstärke kam er Jenem nicht gleich. Indeß gewann er durch verrätherische List und durch die kriegerische Tüchtigkeit seines Feldherrn Francesco da Carmagnola viele Städte wieder, die unter seines Vaters Botmäßigkeit gestanden hatten, aber während seiner Minderjährigkeit

verloren gegangen waren, und trachtete nach neuen Erwerbungen. Genua, der größten innern Zerriſſenheit Preis gegeben, und von Carmagnola bedrängt, begab ſich unter ſeine Oberhoheit (1421); als er jedoch anfing, ſeines Vaters Abſichten auf Toscana zu erneuern und Forli beſetzte (1422), erwachten die Florentiner aus ihrer Ruhe. Sie ergriffen die Waffen, erlitten aber bei Zagonara eine Niederlage (1424); und ein Verſuch, den ſie machten, mit Hülfe der Ausgewanderten Genua zum Aufruhr und zur Empörung zu bringen, mißglückte gleichfalls.

Allein bald gab ein großer, von Philipp Maria ſelbſt begangener Fehlgriff ſeinen Feinden eine mächtige Waffe in die Hände. Außer Florenz war es Venedig, das durch die Erfolge des Herzogs beunruhigt ward; die Florentiner hatten daher Alles verſucht, die mächtige Republik zu gemeinſamem Handeln gegen ihn zu bewegen, bisher jedoch nichts weiter erreicht, als daß die Venetianer die Politik Philipp Maria's ſorgſam beobachteten. Da beleidigte dieſer ſeinen Feldherrn Carmagnola tödtlich, ſei es, daß er nach Tyrannenart das Anſehn und den Reichthum des mächtigen Bandenführers fürchtete, ſei es, daß der Letztere, auf ſeine Bedeutung trotzend, ſeine Anſprüche zu hoch ſteigerte. Carmagnola floh nach Venedig und enthüllte dem Senate die Pläne des Visconti, wodurch dieſer veranlaßt ward, auf die Vorſtellungen der Florentiner einzugehen*). Das Bündniß kam zu Stande und Carmagnola erhielt die Leitung des Krieges (1426). Gleich zu Anfang des Feldzuges fiel Breſcia in ſeine Hände; auch Savoyen trat der Verbindung gegen den Herzog bei, und ſo ſah ſich dieſer genöthigt, obgleich er Forli bereits aufgegeben, noch in demſelben Jahre einen Frieden abzuſchließen, in welchem auch Breſcia den Venetianern blieb. Aber bald bereute Philipp Maria dieſe, von ſeinen eignen Unterthanen gemißbilligte Nachgiebigkeit, und ergriff im Vertrauen auf die Kriegskunde und das Glück der beiden berühmteſten Condottieri ſeiner Zeit, des Francesco Sforza und des Niccolo Piccinino, die Waffen von Neuem; ſeine Heere erlitten jedoch bei Maccalo durch Carmagnola eine große Niederlage (1427), und er mußte ſich durch Abtretung von Bergamo und einem Theil des Gebiets von Cremona einen neuen Frieden erkaufen. Wenige Jahre darauf gab die Unterſtützung Lucca's gegen die Florentiner und geheime Verbindungen, die der Herzog in Breſcia angeknüpft hatte, ſei-

*) „Genua, ſagt der florentiniſche Geſandte bei Simonetta, weil ihr ihm Hülfe verſagtet, machte Philipp Maria zum Herrn; wir, wenn ihr abermals zaudert, werden ihn zum König machen müſſen, ihr dann zuletzt zum Kaiſer.“

nen Widersachern Veranlassung, den Krieg gegen ihn zum dritten Male zu beginnen. Jetzt wurde Carmagnola indeß bei Soncino geschlagen (1431) und eine ansehnliche, mit großen Kosten ausgerüstete venetianische Flotte auf dem Po völlig vernichtet. Diese Unfälle schrieb man in Venedig der Verrätherei des Feldherrn zu, und das Collegium der Zehn beschloß ihn gefangen zu nehmen. Da aber die damaligen Heere in Italien aus Soldtruppen bestanden, die nur dem Feldherrn verpflichtet und von diesem allein abhängig waren, schien es gefährlich, offen gegen ihn zu verfahren. Carmagnola wurde demnach unter dem Vorwande einer Berathung nach Venedig eingeladen, überall ehrenvoll empfangen und mit besonderen Feierlichkeiten in den Palast geführt. Mit Gesprächen hielt man ihn bis zur Nacht fest; dann wurde er, angeblich durch einen nähern Ausgang, ins Gefängniß geführt. Die Folter erpreßte das Geständniß seiner Schuld, welches man haben wollte, und mit einem Knebel im Munde ward er auf dem Marcusplatze enthauptet (1432). Indeß verlief der folgende Feldzug unter anderen Hauptleuten für die Republik nicht glücklicher, so daß sie sich gegen Herausgabe aller Eroberungen von Seiten Philipp Maria's leicht zum Frieden entschloß.

Der rege Ehrgeiz des Herzogs duldete nicht lange die Ruhe. Es galt die Schranken zu durchbrechen, welche ihm die beiden Republiken setzten. So begann er den Krieg von Neuem; Brescia sollte wiedergewonnen werden, der tapfere und kriegskundige Piccinino erhielt den Auftrag dazu. Dieser fand jedoch einen tüchtigen Gegner an dem Nebenbuhler seines Ruhms und seiner Kunst, dem Francesco Sforza, der in diesem Kriege den Verbündeten seinen Geist und seine Schaaren lieh. Beide Republiken, besonders Venedig, strengten alle ihre reichen Kräfte an. Das Kriegsglück wechselte; plötzlich aber bot der Herzog, beleidigt von seinen Condottieri, die, weil er kinderlos war, ihn noch bei seinem Leben beerben wollten und für ihre Dienste Städte und Länder forderten, selbst den Frieden an. Er wandte sich an Sforza, dem er seine uneheliche Tochter Blanca zur Ehe versprach; und unter dessen Vermittelung kam ein Vertrag zu Stande, zum größten Schmerz des überraschten Piccinino. Venedig behielt alle seine Eroberungen, und gewann noch Peschiera und einige andere Oerter, auf Kosten des Herzogs von Mantua, der mit Mailand verbunden gewesen war (1441). Ravenna mit seinem Gebiet ergab sich freiwillig an Venedig, welches auf diese Weise langsam aber sicher seine Macht auf dem festen Lande ausbreitete, worauf jetzt sein Ehrgeiz gerichtet war. Florenz dagegen ging ohne Erweiterung seiner Herrschaft aus allen diesen Kriegen hervor; denn selbst

der Verſuch, Lucca zu erlangen, wollte nicht gelingen; es hatte ſeine Kräfte nur angeſtrengt, um ſich, nach dem Ausdrucke Macchiavel's, in Armuth und Uneinigkeit zu ſtürzen, den Venetianern aber Herrſchaft und Macht zu verſchaffen. Statt Mailand's mußte daher jetzt Venedig den Florentinern Beſorgniß erregen, und eine ſolche zeigte ſich ſchon in der Art, wie ſie bei dem Tode des unruhigen Philipp Maria (1447) an dem Kampfe über deſſen Beſitzungen Theil nahmen.

Ehe wir aber zur Darſtellung dieſer Spaltungen übergehen, müſſen die früheren Begebenheiten in Neapel nachgeholt werden. Dem Könige Ladislaus (oben Bd. VII. S. 200 u. 210) war in der Regierung dieſes Reiches ſeine Schweſter Johanna II. gefolgt, eine wegen ihres Leichtſinns und unſittlichen Wandels nicht minder als ihre Vorgängerin gleiches Namens berüchtigte Fürſtin. Ihr Hof war der Schauplatz großer Ränke und Unruhen, zu welchen ihr Verhältniß mit einem gewiſſen Pandolf Alopo, dem ſie ſich und ihr ganzes Reich überließ, den Grund legte. Da dieſer Günſtling von niederm Stande war, ſo erbitterte ſeine unbeſchränkte Gewalt die Barone um ſo mehr, und dieſe verlangten von der Königin, daß ſie, da ihre erſte Ehe mit dem Herzoge Wilhelm von Oeſterreich ohne Kinder geblieben ſei, zur Wahl eines zweiten Gemahls ſchreite. Endlich willigte ſie ein, dem Grafen de la Marche, Jacob von Bourbon, aus dem königlichen Hauſe von Frankreich, ihre Hand zu geben (1415), dem aber die Bedingung gemacht ward, ſich des königlichen Titels und aller hieraus entſpringenden Rechte zu enthalten. So hoffte ſich Pandolf neben oder über ihm behaupten zu können, zumal da er auch den älteren Sforza, der ein berühmter Condottiere und von Ladislaus mit großen Beſitzungen im Königreiche beſchenkt war, auf ſeine Seite gezogen hatte. Als aber der Graf de la Marche in Neapel erſchien, fand er ſogleich an dem unzufriedenen Adel eine bedeutende Stütze. Sie bewogen ihn, dem Namen und der That nach als König aufzutreten, worauf er den Günſtling Johanna's hinrichten, Sforza ins Gefängniß werfen, und die Königin unter ſtrenger Aufſicht halten ließ. Bald beleidigte indeß der neue Herrſcher ſeiner Seits durch Bevorzugung ſeiner Landsleute den einheimiſchen Adel und es entſtanden Bewegungen zu Gunſten der Königin, die zuletzt ihre Freiheit und die Wiederherſtellung ihrer Gewalt zur Folge hatten. Der König verließ bald nachher, als er ſah, daß keine beſſere Stellung für ihn zu erreichen ſei, ſeine Gemahlin und das Land (1419), und ging in ein Kloſter, wo er noch zwanzig ſtille Jahre verlebte. Ihres Gatten entledigt, überließ ſich Johanna um ſo ungeſcheuter einem neuen Lieblinge, dem Carac-

ciolo, der an ihrer Statt die ganze Regierung nicht ohne Verstand und Einsicht leitete. Es konnte indeß nicht ausbleiben, daß seine hohe Stellung Andere mit Eifersucht und Neid erfüllte; besonders fand sich Sforza durch seine Zurücksetzung gekränkt und war bedacht, sich an dem Günstlinge und der Königin zu rächen. Ermuntert durch Papst Martin V., der dem von Ladislaus begründeten Einfluß Neapel's auf den Kirchenstaat ein Ende machen wollte, beschloß Sforza die Ansprüche des Hauses Anjou zu befördern, und rief Ludwig III., den Sohn Ludwig's II., der Ladislaus bekämpft hatte, herbei. Die Königin nahm dagegen einen anderen sehr angesehenen Condottiere in Dienst, den Braccio di Montone, welcher im Kirchenstaat Besitzungen hatte, und schon seit langer Zeit der Nebenbuhler Sforza's gewesen war, so daß man die Söldnerbanden in Sforzeschi und Bracceschi zu scheiden pflegte. Auch rief sie, um einen noch stärkern Rückhalt zu gewinnen, durch das Versprechen der Nachfolge in Neapel den König Alfons V. von Aragonien, der eben mit der Eroberung von Corsica beschäftigt war, zur Hülfe auf. Dieser Unterstützung hatte sie denn auch die Zurückdrängung Ludwig's und Sforza's, die schon bedeutende Fortschritte gemacht hatten, zu danken, aber der Retter selbst brachte sie in neue Gefahren. Alfons traf nämlich Anstalten, sich des Reichs so zu versichern, daß er den schon sichtbar gewordenen Wankelmuth der Königin und die Eifersucht ihres Lieblings nicht mehr zu fürchten habe; er bemächtigte sich der Person des Caracciolo und schien der Johanna ein gleiches Schicksal bereiten zu wollen, als diese sich in das Kastell von Capua rettete, den König von Aragonien aller seiner Ansprüche auf Neapel beraubte und nunmehr selbst Ludwig III. adoptirte (1423). Sforza trat in ihren Dienst zurück und zwang Alfons, die Belagerung von Capua aufzuheben, wogegen Braccio zu jenem überging. Aber Ludwig von Anjou drang jetzt tief in Neapel vor und eroberte die Hauptstadt, so daß nur einige Punkte in den Händen der Aragonier blieben. Um diese Zeit starb Sforza, dessen Banden nun zum Theil in die Dienste seines ebenso kriegsfertigen, aber gebildeteren Sohnes Franz traten. Nach Alfon's V. Entfernung zeigte Caracciolo gegen Ludwig dieselbe Eifersucht wie früher gegen jenen, und vermochte sich jetzt um so leichter in seiner hohen Stellung zu behaupten, da es in seiner Macht stand die Aragonier wieder herbeizurufen, falls Ludwig ihn selber bedrohte oder einschränke. Aber im Vertrauen auf seine gesicherte Stellung mißbrauchte der übermüthige Günstling seine Gewalt in jeder Weise. Sogar die Königin mißhandelte er körperlich, so daß diese endlich, Caracciolo's überdrüssig, seinen Feinden freie Hand

ließ, die ihn denn nach einem Festmahl auf seinem Schlafzimmer ermordeten (1432). Bald darauf starb Ludwig ohne Erben (1434), und da auch die Königin keine Nachkommen hinterließ, setzte sie bei ihrem Tode (1435) Ludwig's Bruder, den Herzog Renatus I. von Lothringen, zum Erben ein.

Alfons von Aragonien beschloß indeß, sich mit den Waffen in der Hand die Nachfolge in Neapel zu erkämpfen; auch erklärte sich ein Theil des Adels für ihn, und Renatus war in Gefangenschaft Herzog Philipp's des Guten von Burgund, der seine Ansprüche auf Lothringen nicht anerkennen wollte, sondern den Enkel des verstorbenen Herzogs Karl begünstigte (vgl. oben S. 137). Alfons belagerte zunächst Gaeta. Die Bürger wandten sich an die Genueser, die im Fall der Eroberung dieser Stadt bedeutende Verluste an Waaren und Geld zu befürchten hatten, um Hülfe. Auch der Herzog von Mailand, mit welchem Renatus' Gemahlin wegen eines Bündnisses gegen Alfons unterhandelte, munterte die Genueser, als ihr Oberherr, zu dem Unternehmen auf. Mit sechzehn Schiffen griffen sie bei der Insel Ponza 1435 die noch einmal so starke aragonische Flotte an, und eroberten nach einer der blutigsten Schlachten des Jahrhunderts alle Fahrzeuge des Königs, bis auf ein einziges. Alfons mit seinem Bruder und vielen angesehenen Herren seiner Umgebung wurden gefangen und dem Herzoge Philipp Maria überliefert (1435). Aus dieser schlimmen Lage rettete sich der König durch Klugheit und Gewandtheit. Er stellte dem Herzoge vor, welche Gefahr daraus erwachsen würde, wenn die Franzosen sich in Neapel festsetzten, weil sie zu ihrer Sicherheit dann auch nach Genua und Mailand streben müßten und würden. Wie gegründet diese Betrachtung des Königs war, wird die neuere Geschichte lehren; auch gelang es ihm in der That, den Herzog in dem Grade zu überzeugen, daß er ihm nicht nur die Freiheit schenkte, sondern auch seine Unterstützung zur Eroberung Neapel's versprach. Renatus wurde zwar ebenfalls zwei Jahre darauf befreit; aber obgleich er die Herzen der Neapolitaner zu gewinnen wußte, fehlten ihm doch alle Mittel, da ihn die Aufbringung seines Lösegeldes ganz erschöpft hatte, um den Krieg gegen Alfons mit Nachdruck zu führen. So erhielt denn der Letztere nach fünfjährigen Kämpfen die Oberhand und bald darauf auch vom Papste die Belehnung (1442). Renatus mußte nach Frankreich zurückkehren. Nach ferneren Erwerbungen in Italien strebte Alfons nicht, sondern begnügte sich bis an seinen Tod (1458), in die Verhältnisse dieses Landes als bewaffneter Vermittler einzugreifen, und durch seine Verbindungen mit einzelnen

Mächten die Störung des Gleichgewichts im Innern abzuwehren, oder durch die Vereinigung Aller dem Auslande entgegenzutreten; und wirklich gelang es ihm wie seinen Nachfolgern, vorzüglich durch eine engere Verbindung mit dem neuen in Mailand emporgestiegenen Herrschergeschlecht, Italien eine Zeit lang von allem fremden Einfluß frei zu erhalten.

57. Francesco Sforza.

(Geb. 1401, gest. 1466.)

Früher als in andern Ländern war in Italien der Gebrauch von Soldtruppen aufgekommen. Die Geschäfte der Kaufleute und Handwerker erheischten deren dauernde Anwesenheit zu Hause, die Art der Beschäftigungen entwöhnte sie von den Anstrengungen und Entbehrungen des Krieges; und wiederum machte es der hohe Gewinn, den sie aus ihren Betreibungen zogen, möglich, daß es ihnen nicht schwer ward, den nöthigen, allerdings reichlichen Sold aufzubringen. Während aber im übrigen Abendlande der kleine Adel im Kriege sein eigentliches Gewerbe sah und darin seine individuelle Tüchtigkeit zur Geltung und Anerkennung brachte, war dieser Stand in Italien schon seit längerer Zeit von der wachsenden Bedeutung der Städte in den Hintergrund gedrängt worden, so daß der aristokratische Charakter, den sonst die Heere Europa's zu haben pflegten, in Italien einem demokratischen Platz gemacht hatte. Auch die Erfindung der Feuerwaffen, die den persönlichen Muth weniger zur ersten Bedingung des Sieges machten und andererseits eine auf bürgerlichem Wege erworbene Geschicklichkeit des Stückgießers und Artilleristen verlangten, hatte wesentlich dazu beigetragen, den Heeren dies Gepräge zu geben. Zudem ließen es die Parteikämpfe im Schooße der Gemeinden, welche oft die Vertreibung der einen oder der anderen Faction zur Folge hatten, an zahlreichen Armen, die nur im Kriege Unterhalt erwerben konnten, nicht fehlen; selbst aus fremden Ländern, namentlich aus dem südlichen Deutschland, kamen kampflustige Jünglinge in großer Menge, die durch Waffendienst Nahrung und Vermögen zu gewinnen hofften. Auf diese Weise bildeten sich, außer den kleineren stehenden Söldnerheeren der Städte, im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts auch größere Waffengesellschaften oder Compagnien, die im Lande herumzogen und von den kriegführenden Republiken oder

Dynaſten für gewiſſe Zeiten oder Unternehmungen gemiethet wurden. Durch die Contracte, welche die Anführer dieſer Haufen mit den Dienſtherren ſchloſſen, erhielten ſie den Namen Condottieri. Aber auch die Kriegsleute ſelbſt machten Verträge mit ihren Führern über die Aufrechterhaltung der Ordnung und Disciplin, über die Vertheilung der Beute, über den Sold und die Ausübung der Gerechtigkeitspflege, welche dieſe nicht überſchreiten durften. Einem Condottiere, der ſich durch Tapferkeit und Kriegskunde auszeichnete, ſchloſſen ſich dann die Führer kleinerer Schaaren ebenfalls contractmäßig an. Aber, indem es den kriegführenden Parteien auf dieſe Weiſe leicht gemacht ward, ſchnell ein Heer ins Feld zu ſtellen, ſofern ſie nur das Geld nicht ſparen wollten, führte doch das Verhältniß des nackteſten und einfachſten Handels, das die Führer und die Söldner mit dem Kriegsherrn verband, zugleich einen großen Uebelſtand mit ſich. Es fehlte den Erſteren jede ſittliche Beziehung zu der Sache oder der Perſon, für die ſie fochten; ſie wechſelten die Fahnen oder Parteien ohne jegliches Bedenken, auch ohne daß ihr Ruf darunter gelitten hätte, nur nach der Rückſicht des Vortheils; ja es war nur natürlich, wenn die Kämpfenden viel größere Sympathien empfanden für diejenigen, die ihnen in Waffen gegenüberſtanden und mit denen ſie der gemeinſchaftliche Beruf vereinte, als für die, von denen ſie beſoldet wurden. Daher waren die Treffen meiſt unblutig, man ſuchte ſich gegenſeitig gefangen zu nehmen, um ein Löſegeld zu verdienen; oft ward vom Morgen bis zum Abend gefochten, ohne daß auch nur Einer gefallen wäre. Was aber ſo von den Uebeln des Krieges die Heere ſich ſelbſt erließen, das hatten die armen Bewohner des Landes durch Plünderung und Rohheit der Behandlung deſto ſchwerer zu tragen. Der erſte, der ſtatt der gemiſchten und der Mehrzahl nach aus Fremden beſtehenden Söldnerhaufen wieder ganz italieniſche Heere bildete, war Alberico da Barbiano; und es iſt ſchon oben erwähnt worden, mit welchem Erfolge er an der Spitze dieſer Truppen den Kaiſer Ruprecht nach Deutſchland zurückwarf. Da die Söldnerſchaaren den Krieg zur Beſchäftigung ihres Lebens machten, ſo konnten die Feldherren an eine fortſchreitende Uebung derſelben, und an die Ausbildung einer größeren Fertigkeit ihrer Streitmaſſen zum Kampfe denken; ein Beſtreben, was bei Aufgeboten der Bürger niemals Statt gehabt hatte, und nur in gewiſſer Weiſe, nämlich für den Zweikampf, von den Rittern betrieben worden war. Auch für die Anführer ſelbſt wurde der Krieg erſt jetzt ein Gegenſtand der Kunſt. Da die Condottieri ſich einzig und allein für den Kampf ſelbſt, für deſſen geſchicktere oder ungeſchicktere Art und Füh-

rung interessirten, so wurden auf diese Weise die Anfänge der Taktik und Strategie neuerer Zeiten durch die Kriegsunternehmungen der italienischen Heerführer des funfzehnten Jahrhunderts begründet. „In Italien gab es daher auch zuerst eine Wissenschaft des gesammten, im Zusammenhange behandelten Kriegswesens, und selbst das gebildete Publikum hatte eine neutrale Freude an der correcten Kriegführung, so daß die damalige Literatur des Landes reich an kriegerischen Aufzeichnungen und Schilderungen ist." Alberich's Schule galt für die beste; fast Alle, welche sich später auszeichneten, sind aus derselben hervorgegangen.

Indeß erwachten bei den Condottieren im Laufe der Zeit auch andere Zwecke, als bloße Kriegführung. Im Gefühl ihrer Macht, strebten sie sehr begreiflich auch bald nach Herrschaft und Landbesitz. Es bedurfte daher einer großen Kunst, welche die Herzoge von Mailand, und Philipp Maria besonders, wohl verstanden, die Spannung und Feindschaft, die zwischen den Condottieri selbst herrschte, zu benutzen, um einen durch den andern in Schranken zu halten. Leichter konnte dies geschehen, seit sich, wie wir im vorigen Kapitel erwähnten, unter Alberich's Schülern zwei rivalisirende Parteien gebildet hatten, die eine von Braccio di Montone, die andere von dem ältern Sforza geleitet. Bei diesen Beiden sprach sich auch jenes Bestreben nach Land und Herrschaft am bestimmtesten aus, und der Erstere schien nicht fern von diesem Ziele zu sein. Er hatte den kraftlosen Zustand des Kirchenstaats während des Costnitzer Conciliums benutzt, das ganze Gebiet zwischen Perugia und Rom in seine Gewalt gebracht, auch auf die letztere Stadt schon seinen Blick gerichtet, ja von einem italienischen Königthume geträumt. Denn auch die eben erzählten neapolitanischen Händel, in welche er nach dem Abfall Sforza's durch die Königin Johanna hineingezogen wurde, wollte er zur Erweiterung seiner Herrschaft und zur Vernichtung seines Nebenbuhlers, der in Unteritalien große Besitzungen hatte, benutzen. Allein beide Kriegsfürsten endeten hier ihre Laufbahn. Auf dem Wege gegen Braccio ertrank Sforza in den Wellen des Pescara, und Braccio verlor gegen Sforza's Heer Sieg und Leben (1424); welchen Vorfällen dann die schon erwähnte Eroberung Neapel's durch Ludwig von Anjou folgte.

Braccio vererbte seine Bestrebungen auf Piccinino, Sforza auf seinen Sohn Francesco. Die oben erzählten Kriege des Herzogs von Mailand Philipp Maria gegen Florenz und Venedig haben schon gezeigt, wie Beide ihre Eifersucht und ihren Ruhm bewährten. Wenn aber das Glück den Sforza mehr begünstigte, und ihn zuletzt auf den herzoglichen

Thron von Mailand hob, ſo ſchien es auch das größere Verdienſt anzuerkennen. Sforza war der Abgott aller Krieger. Die Würde ſeiner Geſtalt unterſtützte ſeine Beredſamkeit, wenn er ſeine Schaaren zum Kampfe ermunterte; und wenn er mit blitzendem Schwert den Flüchtigen ſich entgegenwarf, tönte ſeine gewaltige Stimme wie der Donner durch die Schlacht*). Es kam vor, daß die Feinde bei ſeinem Anblick die Waffen niederlegten und ihn ehrerbietig mit entblößtem Haupt begrüßten, weil ihn Jeder für den gemeinſamen Vater der Kriegerſchaft hielt. Indem er mit derſelben Strenge, mit welcher er ſich beherrſchte, auch von ſeinen Soldaten Gehorſam forderte und erzwang, gewann er zugleich ihre Liebe durch Großmuth und Freigebigkeit, ſowie durch die Luſt, die er bezeigte, ſie geſchmückt in Gold, Silber und Seide zu ſehen. Im offnen Kampfe der Waffen entwickelte er eine große kriegskünſtleriſche Einſicht und in Verlegenheiten einen Reichthum von Hülfsmitteln; in der Behandlung und Leitung der verwickelten Verhältniſſe der italieniſchen Staaten bewies er ſich durch Beſonnenheit und Schlauheit als Meiſter in jener argliſtigen Staatskunſt, die der Geiſt und der Zuſtand dieſes Landes erzeugt hatten. Alle dieſe Eigenſchaften halfen ihm das große und glänzende Ziel erringen, welches der Tod des kinderloſen Herzogs Philipp Maria ihm öffnete. Er hatte, wie wir wiſſen, die uneheliche Tochter deſſelben geheirathet; aber mehr als von dieſem Anſpruche mußte er von der Schärfe ſeines Schwerts und ſeines Verſtandes die Vernichtung der Schwierigkeiten erwarten, die ſich ihm entgegenſtellten. Mailand ſelbſt, von dem ſchrecklichen Joche der Visconti endlich befreit, wollte, um einem neuen zu entgehen, eine freie Verfaſſung begründen; andere Staaten, wie Florenz, ſchienen dies begünſtigen zu müſſen, oder ſie ſuchten, wie Savoyen, Ferrara, Venedig, und ſogar Frankreich**),

*) Als die Venetianer einmal während der Nacht ſein Lager überfielen, weil ſie ihn abweſend glaubten, eilte Sforza den Soldaten voran, und rief mit ſeiner furchtbaren Stimme: ich bin hier! um Jene dadurch aus ihrem Irrthum zu reißen und zurückzuſcheuchen. Aeneas Sylvius ſchildert ihn folgendermaßen: Als Reiter einem Jüngling gleich, hoch und äußerſt impoſant an Geſtalt, von ernſten Zügen, ruhig und leutſelig im Reden, fürſtlich im ganzen Benehmen, ein Ganzes von leiblicher und geiſtiger Begabung ohne Gleichen in unſerer Zeit, unbeſiegt im Felde — das war der Mann, der von niedrigem Stande zur Herrſchaft über ein Reich emporſtieg. Vgl. auch die Charakteriſtik dieſer ganzen Zeit bei Burckhardt, Cultur der Renaiſſance in Italien. Baſel 1860 S. 24 fgd.

**) Der Herzog Ludwig von Orleans war, wie ſchon oben (Kap. 36) erwähnt iſt, mit Valentina, der Schweſter Philipp Maria's, vermählt geweſen, und Karl VII. wollte die daher rührenden Anſprüche dieſes Hauſes unterſtützen.

das Mailändische ganz oder theilweise für sich zu gewinnen. Florenz wurde zwar endlich durch die persönliche Freundschaft Sforza's mit dem dort Alles geltenden Cosmus von Medici zur Begünstigung seiner Zwecke bewogen, das Uebrige hing indeß von seiner Klugheit und von seinem Glück ab. Er trat zuerst mit scheinbarer Verzichtleistung in die Dienste des neuen Mailändischen Freistaates, bemächtigte sich aber doch der Stadt Pavia, und wußte die gerechten Besorgnisse der Mailänder über diesen Schritt zu beschwichtigen. Um sie ganz sicher zu machen, wandte er sich mit desto größerer Thätigkeit gegen die Venetianer. Es gelang ihm, sie aus Piacenza zu vertreiben; darauf erfocht er einen glänzenden Sieg über ihre Flotte, die der Stadt hatte zu Hülfe kommen sollen, bei Casalmaggiore, und brachte ihnen noch einen dritten Schlag bei Caravaggio bei (1448). In beiden Treffen erlangte er durch seine Geistesgegenwart und kluge Besonnenheit den Sieg *).

Die aus allen Eroberungen verdrängten Venetianer mußten für ihr altes Besitzthum fürchten; denn Sforza rüstete sich, Brescia zu belagern, das ihm die Mailänder im Dienstvertrage zugesagt hatten. Zu ihrem Glück vermehrten Sforza's Erfolge den Argwohn der Mailänder gegen ihren Feldherrn in dem Grade, daß dieser am Ende befürchten mußte, sie würden die Venetianer selbst gegen ihn zu Hülfe rufen. Er beschloß also, einem solchen Schritt zuvorzukommen, und machte seinerseits mit den Venetianern einen Bund, kraft dessen er Alles, was er im Gebiete von Brescia und Bergamo erobert hatte, räumte, und ihnen Crema und die Ghiara d'Adda überließ; Venedig versprach dagegen, ihm mit Truppen und Geld zur Eroberung Mailand's zu helfen. Vom Pferde herab machte er den versammelten Soldaten diesen Entschluß bekannt, der mit allgemeinem Beifall aufgenommen ward. Die Mailänder, von ihrem Condottiere und ihren alten Feinden zugleich bedroht, rüsteten sich gegen beide mit höchster Erbitterung, und brachten, seit langer Zeit zum ersten Male, wieder ein Bürgerheer ins Feld, konnten aber dennoch die reißenden Fortschritte Sforza's nicht aufhalten, der sein Lager endlich vor den Mauern ihrer Stadt aufschlug. Inzwischen wandten sich die Venetianer wieder von ihm ab. Bei jenem Bündnisse war es ihre Absicht gewesen, sich von einem gefährlichen Gegner zu befreien und

*) Die Venetianer waren bei dieser ganzen Angelegenheit nicht mit ihrer gewöhnlichen Staatsklugheit verfahren; sie hatten versäumt, auf die Bedingungen einzugehen, unter denen ihnen die Aristokraten in Mailand die Stadt überliefern wollten, noch ehe Sforza sich Anhang verschafft hatte. Auch das Treffen bei Caravaggio unternahmen sie gegen den Rath ihrer Feldherrn.

Mailand durch dieſen ſo bedrängen zu laſſen, daß es ſich ihnen in die Arme werfen ſollte. Zum Herrn der Mailänder wollten ſie Sforza keineswegs erheben. Sie machten ihm daher jetzt einen andern Vorſchlag, vermöge deſſen Mailand, mit dem ſie ſofort Friede ſchloſſen, mit dem ganzen Gebiet zwiſchen der Adda, dem Ticino und Po, mit Ausſchluß von Pavia, einen Freiſtaat bilden, er aber als Herr von Aleſſandria, Tortona, Parma, Pavia, Cremona u. a. m. anerkannt werden ſollte.

Sforza verhehlte ſeinen Unwillen hierüber beſſer als ſeine Soldaten, welche die abziehenden venetianiſchen Schaaren beinahe gemißhandelt hätten, und ſuchte durch Liſt zu ſeinem Ziele zu gelangen. Scheinbar bereit, dieſem Frieden beizutreten, ſchickte er Abgeordnete nach Venedig, in der Abſicht, Zeit zu gewinnen und die Venetianer hinzuhalten, um indeß die Mailänder, die den Abſchluß des Vertrages für gewiß anſahen und ſich durch einen Waffenſtillſtand, den Sforza eingegangen war, ganz ſicher wähnten, raſch zu bezwingen. Die Bürger hatten den Krieg faſt ganz vergeſſen, ihren Getreidevorrath zur Ausſaat verwendet, und an neue Zufuhr nicht gedacht, als der Stillſtand zu Ende lief, Sforza die Unterhandlungen in Venedig abbrach, und die Einſchließung Mailand's von Neuem begann, welche bald die Hungersnoth in der Stadt auf den höchſten Gipfel brachte. Die Schaaren der Venetianer, die der Stadt zu Hülfe kommen ſollten, wurden um ſo leichter abgewehrt, weil weder der Feldherr noch die Regierung von Venedig Alles thaten, was ſie hätten thun können; jener aus perſönlichen Rückſichten, dieſe weil ſie hoffte, Mailand, aufs äußerſte gebracht, werde ſich dennoch zuletzt lieber ihr als dem Sforza überliefern. Allein das geringere Volk in Mailand war voll Haß gegen die Venetianer, erkämpfte durch einen Aufſtand die Oberhand, und berieth in einer allgemeinen Verſammlung über die in dieſer Bedrängniß zu ergreifenden Maßregeln. Man war einig, daß wieder ein Fürſt zum Oberhaupte gewählt werden müſſe, nur von einem ſolchem ſei Rettung zu erwarten. Einige ſchlugen den König von Neapel, Andere den König von Frankreich, noch Andere den Papſt dazu vor; allein dieſe Helfer waren, andere Bedenklichkeiten nicht gerechnet, allzufern; endlich wagte Einer, Sforza zu nennen. Der Gedanke, daß dieſer ſofort die ungeheure Noth, unter der Alle litten, enden könne, durchfuhr die Gemüther; der Haß ſchwieg, das Verlangen nach ihm ſprach ſich laut aus, und die Thore wurden geöffnet, um ihn zu empfangen. An der Spitze ſeiner Schaaren, umrauſcht von dem Jubel des Volks, ritt er in die Stadt (26. März 1450). Sein erſter Weg ging in die Kirche der Jungfrau Maria, der Beſchützerin des Bis-

contiſchen Hauſes, der er vom Pferde herab, weil die um ihn wogende Menge ihm nicht abzuſteigen erlaubte, dankte, während er ſelbſt, ſo über Alle hervorragend, der Schutzgott ſchien, dem das frohlockende Volk ſeine Blicke und ſeinen Dank zuwendete. Die Venetianer ſandten zwar den Jacob Piccinino, Niccolo's Sohn, den ſie in Sold nahmen, wider den neuen Herzog von Mailand, und König Alfons von Neapel, mit ihnen verbündet, griff die Florentiner an; aber Beides blieb ohne Erfolg, und der Krieg endete mit einer Vereinigung der vier Mächte, Florenz, Neapel, Mailand und Venedig, um die Ruhe im Innern und Sicherheit gegen Außen zu behaupten.

Dieſem Syſteme blieb Sforza bis an ſeinen Tod treu. Mit Cosmus von Medici in Florenz vereinigt, wirkte er fortdauernd zur Erhaltung des Gleichgewichts, welches ſich zwiſchen ſeinem Staate und Venedig, zwiſchen dem Kirchenſtaat und Neapel, endlich zwiſchen Nord- und Süditalien gebildet hatte. In der Mitte ſtand Florenz, ſtets dem Schwächern zur Hülfe bereit. Als nach Alfons' Ableben deſſen unehelicher Sohn und Nachfolger in Neapel, Ferdinand I., von dem Papſte und den unruhigen Baronen bedrängt ward, und die Letzteren Johann von Anjou, einen Sohn des Prätendenten Renatus, herbeiriefen, hielt Sforza die Florentiner, welche dieſen Prinzen unterſtützen wollten, davon ab, vermochte ſie und die Venetianer zur Neutralität, und vermählte ſeine Tochter, die geiſtreiche und gelehrte Hippolyta, mit Ferdinand's älteſtem Sohne Alfons. Eine andere uneheliche Tochter hatte er mit Piccinino vermählt, wodurch die alte Feindſchaft zwiſchen der Sforzaiſchen und Braccianiſchen Partei beigelegt ſchien. Piccinino aber ward gleich nach ſeiner Heirath das Opfer einer ſchändlichen Treuloſigkeit des Königs Ferdinand von Neapel, der ihn zu ſich lockte und umbringen ließ. Sforza ward von Vielen beſchuldigt, um dieſe Verrätherei gewußt und ſie befördert zu haben, doch wahrſcheinlich ohne Grund. Im Innern herrſchte er mit Milde, und gewann und bewahrte ſich die Liebe ſeiner Unterthanen, ſonſt ſtellte er die Art und Weiſe der Adminiſtration einer militairiſch organiſirten Monarchie, wie ſie unter der Visconti'ſchen Herrſchaft beſtanden hatte, wieder her.

Galeazzo Sforza, ſeines Vaters Nachfolger im Herzogthum Mailand (1466), war von den Eigenſchaften deſſelben nicht entblößt, namentlich verſtand er vortrefflich zu reden; dabei aber beſaß er eine ſolche Bösartigkeit des Gemüths, daß man ihm die Vergiftung ſeiner Mutter Schuld gab. Es wird eine Reihe von Grauſamkeiten von ihm überliefert, vor denen die menſchliche Natur ſchaudert. Einige ließ er lebendig be-

graben, Andere zwang er ihren eigenen Koth zu essen und ließ sie bei dieser Nahrung verschmachten. Die Gemarterten verhöhnte er, und seine freche Lüsternheit brachte in die edelsten Häuser Mailand's Schande und Trauer. Seine Verschwendung forderte die ungeheuersten Summen, welche das Volk durch drückende Auflagen zusammenbringen mußte. Endlich reizten seine Unthaten drei Jünglinge aus vornehmen Geschlechtern, ihn in der Stephanskirche niederzustoßen (1476). Sein Sohn Johann Galeazzo, erst acht Jahre alt, wurde als sein rechtmäßiger Nachfolger anerkannt.

---

58. Venedig und Genua.

Die Selbständigkeit der italienischen Städte, die einst in dem großartigen Kampfe gegen die bedeutendste Macht des Abendlandes siegreich vertheidigt worden war, hatte sich wie in Mailand so auch anderwärts gegen die aufstrebende Gewalt der kleinen Fürsten nicht halten können. Nur wenige bewahrten ihre Unabhängigkeit, unter diesen vor allen Venedig. Hatten Seeverkehr und Handel dieser Republik eine hervorragende Macht und Bedeutung verschafft, so wußte sie selbst diese Stellung durch eine theils überlegte, theils von ihrer natürlichen Lage bewirkte Isolirung von den allgemeinen Bewegungen Italien's, wie durch eine seltene Klugheit, Ordnung und Festigkeit ihrer Staatseinrichtungen zu behaupten, die allmählig bis zum strengsten Aristokratismus zugespitzt, mit der größten Feinheit und Umsicht in einander verschlungen und ausgebildet, aber auch mit der ängstlichsten Sorgfalt gehütet und bewacht wurden. Venedig entging dadurch den innern Stürmen, welche andere Staaten Italien's zerrütteten und schwächten, und bildet in diesem scheinbaren Stillstande einen geraden Gegensatz zu Florenz, das, wie im folgenden Kapitel zu zeigen ist, durch seine demokratische Verfassung in ewig schwankender Bewegung erhalten ward. Aber dafür gedieh auch der Charakter der Regierung zu starrer, fast unmenschlicher und unsittlicher Härte, zur Unterdrückung aller gemüthlichen Beziehungen des Lebens und zu argwöhnischer Niederhaltung jedes selbständigen Strebens, wodurch nur so lange, als den herrschenden Geschlechtern noch Venedig's Größe über Alles ging, keine schädlichen Folgen erzeugt wurden.

Die Dogenwahlen, an denen lange Zeit das Gesammtvolk Antheil gehabt (vgl. Thl. V. S. 275), waren häufig mit tumultuarischen Auftritten verbunden gewesen und hatten den Parteiumtrieben ein weites

Feld geöffnet. Als nun im Jahre 1172 der Doge Vital Michieli, weil er in einem Kriege mit dem byzantinischen Kaiser Manuel (Thl. VI. S. 166) über den Besitz der dalmatinischen Küste unglücklich gewesen war und eine Vermögenssteuer ausgeschrieben hatte, in einem Volksaufstande ermordet wurde, gab dies, um ähnlichen Freveln für die Folge vorzubeugen, Veranlassung zu einer großen Staatsveränderung. Es ward verordnet, daß aus den angesehensten Männern jedesmal elf gewählt werden sollten, um den neuen Dogen zu ernennen, und zugleich ein großer Rath (gran consiglio) von 450 bis 480 Gliedern eingesetzt, der anfangs als ein von den Abgeordneten des Volks gewählter, dasselbe zu vertreten schien, aber doch schon den durch Geburt und Reichthum Ausgezeichneten, die vorzugsweise hinein kamen, als Grundlage überwiegender Macht diente. Die Wahlart des Dogen blieb zwar noch schwankend, indeß konnte das Volk den frühern Einfluß darauf nicht wieder gewinnen, und wurde nach geschehener Ernennung gewöhnlich durch Geldspenden abgefunden. Indem auf diese Weise die Aristokratie sich auszubilden begann, richtete sich die Eifersucht des Adels auch nach oben, auf die Verminderung der Gewalt des Dogen. Denn in dieselbe Zeit fällt die Bestimmung, welche demselben sechs Räthe nach der Wahl des großen Raths an die Seite setzt, ohne deren Zuziehung er in keiner Staatsangelegenheit entscheiden durfte. Dieser kleine Rath mit dem vorsitzenden Dogen hieß die Signoria; im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts wurden auch die drei Häupter des Rathes der Vierzig, der Quarantie, darin aufgenommen. Dies Collegium war ursprünglich das höchste Criminalgericht, hatte die alleinige Entscheidung über bedeutende Verbrechen und sprach in den übrigen, sowie in Civilsachen, in zweiter Instanz. Da sich aber, weil insbesondere Staatsverbrechen zur Competenz der Quarantie gehörten, gerichtliche und politische Thätigkeit in derselben vereinigten, so wurde sie im Laufe der Zeit zu einer zwischen der Signoria und dem großen Rath stehenden Behörde. Alle Vorschläge zu Beschlüssen und Gesetzen, welche die Signoria an den großen Rath bringen wollte, wurden zuvor von den Vierzig berathschlagt. Noch konnte indeß der Doge den Beschränkungen von Seiten des kleinen Raths dadurch entgegen wirken, daß er verfassungsmäßig in wichtigen Fällen, besonders wo Angelegenheiten des Handels zur Frage kamen, angesehene Bürger (consiglio dei pregadi, Rath der Gebetenen) zur Berathung zusammenrief; noch war auch der Eintritt in den großen Rath jedem venetianischen Bürger eröffnet: denn diese Versammlung wurde alljährlich durch zwölf Wähler, zu denen jedes der sechs Stadt-

viertel zwei ernannte, erneuert; und inſofern blieb noch immer ein demokratiſches Element in der Verfaſſung. Aber allmählig wurde es mehr und mehr zurückgedrängt. Der große Rath, faſt nur aus den Familien genommen, die ſich durch Abſtammung von den alten römiſchen Geſchlechtern oder durch großes Vermögen auszeichneten, riß nach und nach die Ernennung aller Magiſtrate an ſich, auch der Pregadi, wozu jährlich ſechzig beſtimmt wurden, deren Auswahl folglich dem Dogen genommen ward; endlich ernannte er auch ſeine eignen Wähler. Auf dieſe Weiſe war nun eine Geſchlechterherrſchaft, gleich der der Nobiles im alten Rom, vorbereitet, doch eine inſofern ſchon weit mächtigere, als die Volksverſammlungen bereits ganz unbedeutend geworden waren, und endlich ganz aufhörten.

Aber die venetianiſche Ariſtokratie ging noch weiter. Nachdem die Republik des heiligen Marcus durch die Eroberung Conſtantinopel's (1203) eine ſtärkere Richtung auf auswärtige Erwerbungen erhalten, und in Beſitz ſehr bedeutender Landſchaften gekommen war, gelang es den meiſten adligen Familien, ſich durch die Anführung im Kriege, oder durch die Verwaltung der neuen Provinzen immer höher über das Volk zu erheben. Hierauf fußend, glaubten ſie ſich endlich ſtark genug, dieſe Vorherrſchaft durch eine förmliche Ausſchließung aller Neulinge zu einer bleibenden Staatsinſtitution machen zu können. Dies geſchah am Ende des dreizehnten Jahrhunderts, als nach dem Tode des Dogen Johann Dandolo (1289) das Volk ein Oberhaupt nach ſeiner Wahl tumultuariſch begehrte. Da beſchloß der von dem Adel erhobene Doge Gradenigo, über den Vortheil ſeines Standes den ſeiner Würde verkennend oder vergeſſend, durch Befeſtigung der alleinigen Herrſchaft des Erſteren, das Staatsſchiff vor künftigen Stürmen dieſer Art ſicher zu ſtellen. In Verbindung mit den damals vorzüglich einflußreichen Vierzig ſetzte er es im Jahre 1296 durch, daß das Recht im großen Rathe zu ſitzen auf die damaligen Mitglieder deſſelben und Diejenigen, die es in den vier vorhergehenden Jahren geweſen, beſchränkt wurde. Aus dieſen ſollten die Vierzig alljährlich durch Wahl den großen Rath beſetzen, und zwar ſo, daß alle die hineinkämen, welche in der Kugelung von den vierzig Stimmen zwölf davongetragen. Um die Unzufriedenheit, die eine ſolche Maßregel nothwendig erregen mußte, zu mindern, und zugleich zu beſtimmen, wer nach dem Erlöſchen jener Auserleſenen an ihre Stelle treten ſollte, wurden Liſten von anderen Wählbaren angefertigt, aber bald auf Diejenigen beſchränkt, die entweder ſelbſt oder deren Vorfahren einmal Mitglieder des großen Raths geweſen wären. Endlich im Jahre

1319 wurde die neue Gestaltung der Dinge durch den Beschluß vollendet, daß es künftig gar keine Wahl und keine Erneuerung der Versammlung mehr geben solle. Die Glieder derselben, so wie sie damals bestand, in ein besonderes Register, das goldene Buch genannt, eingetragen, behielten allein das Recht, für immer darin zu sitzen, und übertrugen es ihren Nachkommen; auch sollten, was den Charakter der Erbaristokratie vollkommen bezeichnet, die Söhne, die das fünfundzwanzigste Jahr zurückgelegt hatten, schon beim Leben der Väter an den Sitzungen Theil nehmen dürfen. Diese große Staatsveränderung, in der venetianischen Geschichte das Schließen des Raths (il serrar del consiglio) genannt, war insofern ein Werk der Willkür und Anmaßung, als sich dadurch plötzlich viele angesehene Bürger Venedig's, deren Vorfahren nur seit 1172 nie in den großen Rath gewählt waren, von allem Antheil an der Staatsregierung ausgeschlossen sahen. Um diese von jedem gewaltsamen Widerstreben abzuhalten und ihnen zu zeigen, daß ein geduldiges Erwarten wohl noch am sichersten zum Ziele führe, wurden einige neue Adlige, wie sie genannt wurden, gemacht, diese Gunst aber immer seltener ertheilt. Das Murren des Volkes achtete man nicht, und eine Verschwörung, die Marino Bocconio, ein Mann aus dessen Mitte, um eine Gegenumwälzung zu bewirken, anzettelte, wurde entdeckt und durch die Bestrafung der Urheber sogleich erstickt (1304).

Gefährlicher schien ein anderes Unternehmen dieser Art zu werden, das aber nicht vom Volke, sondern von einigen edlen Geschlechtern, besonders den Quirini und Tiepoli ausging, die selbst zum Theil noch im Rathe saßen, aber ihren den Bürgern günstigeren Einfluß in demselben ganz vernichtet sahen, und voll Haß auf den Führer der Aristokratie, den Dogen Gradenigo, blickten. Ein Krieg wegen Ferrara, dessen sich die Venetianer bemächtigt hatten, wofür sie aber von dem Bannstrahle Clemens' V. getroffen und woraus sie wieder vertrieben wurden, gab der Unzufriedenheit neue Nahrung und größere Stärke. Es kam zu einem verzweifelten Gefechte auf dem Marcusplatz (1310), in welchem jedoch Gradenigo den Sieg davon trug, so daß der versuchte Umsturz der neuen Ordnung der Dinge nur eine sichere Begründung derselben herbeiführte.

Im Schrecken über die mit Mühe bestandene große Gefahr wurde eine Commission von zehn Männern niedergesetzt, um zu erforschen, wer sich Alles in die Verschwörung eingelassen, und diesen zu ihren Geschäften eine dictatorische Vollmacht auf zwei Monate ertheilt. Als diese Frist abgelaufen war, wurde sie verlängert, und dann immer wieder

von Neuem, bis dieſer furchtbare Rath der Zehn 1335 für eine bleibende Staatsbehörde erklärt wurde, die für die Sicherheit der Republik wachen und allen Befürchtungen wegen neuer Unruhen für immer ein Ende machen ſollte. Unter dem Vorwande, für die Ruhe des Staates zu ſorgen, miſchten ſich die Zehn in alle Angelegenheiten, in die Verwaltung, Krieg und Frieden u. ſ. w. Sie gingen endlich ſo weit, Beſchlüſſe des großen Rathes zu vernichten, Mitglieder aus demſelben zu verbannen, ja über den Dogen zu richten. Jährlich wurde dieſe Behörde erneuert, und erſt nach zwei Jahren waren die Glieder wieder erwählbar. Die Signoria hatte Theil an ihren Sitzungen. Durch ſie war der alte Rath der Vierzig nicht nur von der Unterſuchung der Anklagen wegen Hochverraths, ſondern auch wegen aller anderen erheblichen Verbrechen ausgeſchloſſen. Wenn den Zehn eine Anzeige gemacht war, ſo unterſuchten die drei Vorſitzer, ob die Sache vor das Gericht gehöre, und traten im Bejahungsfalle ſelbſt als Kläger auf. Der Angeſchuldigte erhielt keinen Vertheidiger, durfte weder Verwandte noch Freunde ſehen und wurde nie mit den gegen ihn auftretenden Zeugen zuſammengeſtellt. Wurde er verurtheilt, ſo konnte der Rath nach Gutdünken die Hinrichtung öffentlich oder heimlich veranſtalten. Dieſes Schickſal traf auch den ſechsundſiebzigjährigen Dogen Marino Falieri, der, in ſeinen perſönlichen Intereſſen durch die Ariſtokratie verletzt, einen Verſuch zu ihrem Sturze wagte. Zunächſt angeſtachelt, wie erzählt wird, durch die Frechheit Michael Steno's, eines der drei Häupter der Vierzig, gegen ſein junges und ſchönes Weib, verſchwor er ſich mit einigen Leuten aus den niedrigſten Volksklaſſen, welche, durch einen eben beendeten Krieg gegen Genua (unten S. 192) zum Bewußtſein ihrer Kraft gekommen, den Uebermuth des nun längſt ſicher gewordenen Adels mit neuem Unwillen trugen. Die Nacht des 15. April 1355 war zur Niedermetzelung der Ariſtokraten und zur völligen Umwandelung der Verfaſſung beſtimmt. Erſt am Tage vorher erhielten die Zehn Kenntniß von dieſem Complott. Die Theilnehmer aus dem Volke wurden ſofort gehängt; um über den Dogen zu richten, geſellten ſich die Zehn noch zwanzig der angeſehenſten Adligen zu. Am 17. April wurde er im Hofe ſeines Palaſtes enthauptet.

Der Schrecken, den ein ſolches Gericht verbreiten mußte, wurde in der Folge noch durch den von den Staatsinquiſitoren ausgehenden übertroffen. Der Rath der Zehn kam oft in den Fall, für Unterſuchungen eigene Commiſſarien zu ernennen, und daraus erwuchs im Jahre 1454 die Einſetzung einer beſondern Behörde von drei Richtern, unter dem Namen der Staatsinquiſitoren. Sie wurden aus den Zehn erwählt,

und behielten ihre Würde, so lange sie unter diesen saßen. Die Gewalt, die ihnen zugetheilt ward, war unumschränkt, ja sie hatten die Befugniß, sich ihre Geschäftsordnung selbst zu entwerfen, und nach Beschaffenheit der Umstände daran zu ändern. Man kannte das Dasein dieses schrecklichen Gerichts, aber nicht die Glieder desselben; der Rath der Zehn traf die Wahl, aber wen sie getroffen, blieb ein Geheimniß. Eine unsichtbare Macht breitete ihren furchtbaren, stets zum Treffen bereiten, nie fehlenden Arm über Alle aus, durchdrang alle Verhältnisse der Gesellschaft, der Freundschaft, des Lebens in seinen mannichfaltigsten Beziehungen. Vom Letzten im Staate bis zum Dogen hinauf war Jedermann der steten Beobachtung und Aufsicht dieses Gerichts und seinen strengen Rügen unterworfen. Ja damit auch dessen drei Glieder selbst immer die Empfindungen des über dem Haupte schwebenden Schwertes hätten, war ein Stellvertreter unter den Zehn ernannt, den zwei Inquisitoren sich zugesellen konnten, um, wenn es ihnen nöthig schien, über den dritten zu richten. Wer verdächtig geworden war, verschwand auf geheimnißvolle Weise, nur ahnen konnte man, daß er in dem Dunkel der furchtbaren Inquisitionskerker begraben war. Keine Regel band die Inquisitoren bei ihrem Verfahren, als die Uebereinstimmung ihres Urtheils; die Mittel der Erforschung, die Geltung der Zeugnisse, die Anwendung der Folter, um Geständnisse zu erpressen, die Wahl der Strafen, alles dies war ihnen überlassen. Eherne Rachen, in den Straßen vertheilt, waren stets geöffnet, namenlose Angaben aufzunehmen, heimliche Lauscher schlichen sich in alle Gesellschaften, alle Paläste. Sämmtliche Staatsbeamte ohne Ausnahme waren dem fürchterlichen Tribunale Gehorsam schuldig; es schrieb seine Befehle meist mit wenigen Zeilen auf Zettel, von keinem Gliede des Gerichts unterzeichnet; dennoch wurden sie mehr geachtet, als alle Anordnungen der unmittelbaren Behörden, Niemand wagte Widersetzlichkeit.

Durch solche Mittel erkaufte Venedig den festen Bestand seiner Institutionen. Nicht gegen das Volk war die Inquisition hauptsächlich gerichtet; dieses ließ man gewähren, wenn es sich nur jeder Einmischung in die Staatsangelegenheiten begab, und um Regierung und Verwaltung völlig unbekümmert lebte, ja man sorgte sogar für die niederen Klassen wie nirgend anderswo, so daß die Lazarethe und andere Verpflegungsinstitute ein Gegenstand des Erstaunens für Fremde wurden. Es waren vielmehr die Adeligen selbst, die man beobachtete, solche, die ehrgeizige Absichten blicken oder nur leise vermuthen ließen; denn alle auf Umwälzung gerichteten Pläne sollten schon in den ersten Kei-

men erſtickt werden. Und ſo ſehr überwog der Standesgeiſt den Anſpruch auf die unverletzliche Sicherheit der Perſonen bei den Einzelnen, daß ſie ſich das Walten der Inquiſition in aller ihrer Machtfülle und Strenge gefallen ließen, weil ſie keine geringere Gewalt als eine ſolche für hinreichend hielten, um jenen Zweck zu erreichen*), und ſomit der Ariſtokratie eine unſterbliche Dauer zu ſichern.

Nach der Befeſtigung der Adelsherrſchaft durch die Einſetzung des Gerichts der Zehn ſank die Macht des Dogen, die ſchon vorher durch den großen und kleinen Rath manche Verringerung erfahren hatte, immer tiefer herab. Die Furcht, daß der mit dem Namen des Fürſten Begrüßte, dem in ſo vielen anderen italieniſchen Staaten gegebenen Beiſpiele folgend, nach unumſchränkter Gewalt ſtreben werde, fügte ſtets neue Beſchränkungen hinzu. Der Doge mußte ſchwören, daß er durch keinerlei Mittel nach Erweiterung ſeiner Macht trachten, und Andere, die mit ſolchen Plänen umgingen, wenn er es in Erfahrung gebracht, ſelbſt anzeigen, daß er das Geheimniß der im Rathe verhandelten Dinge bewahren, keinen Brief einer fremden Regierung anders als in Gegenwart ſeiner Räthe öffnen und leſen, keine Geſchenke annehmen, Venedig ohne Erlaubniß nicht verlaſſen, weder ſelbſt noch durch ſeine Verwandte und Diener Handel treiben, keine liegenden Gründe außerhalb des Venetianiſchen Gebiets erwerben wolle, u. ſ. w. Seine Söhne und Enkel durften bei ſeinen Lebzeiten in keiner Behörde der Republik Geſetzvorſchläge machen und keine Staatsämter bekleiden. Um die Mitwirkung jeder Gunſt oder Parteilichkeit bei der Ernennung eines neuen Dogen auf das ſtrengſte auszuſchließen, war ſchon im dreizehnten Jahrhundert eine Wahlart erſonnen worden, die Zufall und Ueberlegung auf das mannichfaltigſte mit einander verſchlingen ſollte**).

---

*) On a besoin d'une magistrature cachée, parceque les crimes qu'elle punit, toujours profonds, se forment dans le secret et dans le silence. Cette magistrature doit avoir une inquisition générale, parcequ'elle n'a pas à arrêter les maux que l'on connoit, mais à prevenir même ceux qu'on ne connoit pas. Montesquieu, de l'Espr. d. lois. L. II. ch. 3. Vgl. auch Burckhardt a. a. O. S. 66.

**) Dreißig Glieder des großen Raths, durch das Loos beſtimmt, verminderten ſich durch abermaliges Looſen bis auf neun. Von dieſen neun erwählten vier jeder fünf, und fünf jeder vier. Ueber dieſe vierzig wurde dann ballotirt, und wenn jeder ſieben Stimmen der neun erhalten hatte, verminderten ſie ſich durch das Loos bis auf zwölf. Von den zwölf ernannte der erſte drei, jeder der folgenden zwei Perſonen. Eine neue Kugelung über dieſe fünfundzwanzig, in der man neun Stimmen haben mußte, folgte, und Verminderung der fünf-

In den äußeren Verhältniſſen Venedig's treten während des vierzehnten Jahrhunderts vorzüglich die Kämpfe mit Genua hervor. Als die Begeiſterung für die Befreiung des heiligen Grabes Europa durchdrang, war der Antheil dieſer Städte an den großen und ſchweren Kämpfen von den glänzenden Ausſichten auf den irdiſchen Vortheil neuer einträglicher Handelsverbindungen geweckt und genährt worden, und aus der Durchkreuzung dieſer Vortheile ging dann nach einiger Zeit gegenſeitige Eiferſucht und heftiger Streit hervor. Die Verdrängung der Genueſer aus ihren Handelsprivilegien im byzantiniſchen Reiche (vgl. Thl. VI. S. 171), nach der Eroberung Conſtantinopel's durch die Lateiner, gab Veranlaſſung zum Ausbruch des erſten Kampfes; und als den Genueſern dann wieder nach dem Untergange des lateiniſchen Kaiſerthumes ihrer Seits durch die dem griechiſchen Kaiſer Michael Paläologus gewährte Unterſtützung gelungen war, Meiſter des Handels von Conſtantinopel und im ſchwarzen Meere zu werden, folgten neue Kriege. An der nördlichen Küſte des Pontus beſaßen die Genueſer Kaffa, eine Stadt, wohin der blühende Handel eine ſolche Bevölkerung gelockt hatte, daß man ſie Klein-Conſtantinopel nannte. Der unermeßliche Verkehr dieſer Punkte ſetzte eine kleine, an einer felſigen Küſte des Mittelmeeres gelegene Republik in Stand, das Meer mit ihren Schiffen zu bedecken und Seeausrüſtungen zu machen, denen unter allen damaligen Staaten allein das im Beſitz ähnlicher Vortheile befindliche Venedig gleich zu kommen vermochte. So große Hülfsmittel von beiden Seiten gaben den Kämpfen eine ausſichtsloſe, nur wenn augenblickliche Erſchöpfung eingetreten war, durch Waffenſtillſtände unterbrochene Dauer. So war 1349, als die Genueſer die venetianiſchen Schiffe, die nach dem ſchwarzen Meere handeln wollten, wegnahmen, wieder ein Krieg ausgebrochen, in welchem der von den Genueſern beleidigte Johann Kantakuzenus (ob. S. 54) und der mit ihnen wegen des Beſitzes von Sardinien und Corſica verfeindete König Peter IV. von Aragonien auf die Seite Vene-

undzwanzig auf neun. Dieſe neun ernannten fünfundvierzig, die ſich in der Kugelung mit ſieben Stimmen behaupten mußten. Wiederum verminderten ſich die fünfundvierzig bis auf elf, von denen acht jeder vier und drei jeder drei ernannten, und erſt dieſe einundvierzig, wenn ſie neun Stimmen unter den elf davon getragen hatten, und im großen Rath von einer abſoluten Mehrheit beſtätigt waren, waren die eigentlichen Wähler. Sie wurden in einen Saal geführt und hier ſo lange eingeſchloſſen, bis ſie einen Dogen ernannt hatten. Sobald einer der von ihnen aufgeſchriebenen Namen eine Mehrheit von fünfundzwanzig Stimmen erhielt, war es geſchehen. Der erſte Doge, der auf dieſe Weiſe erhoben ward, war Lorenzo Tiepolo im Jahre 1268.

dig's traten. Die verbündete Flotte ging durch die Dardanellen und lieferte den Genuesern im Angesicht von Constantinopel eine Schlacht, in welcher diese den errungenen Sieg durch Ströme ihres edelsten Blutes erkaufen mußten (1351). Weit entscheidender aber war die Schlacht bei Algeri an der sardinischen Küste im folgenden Jahre, wo einunddreißig genuesische Galeeren und viertausendfünfhundert Gefangene in die Hände der siegenden Venetianer und Aragonier fielen. Dieser Schlag versetzte ganz Genua in Schmerz und Betrübniß, alle Staatskräfte waren erschöpft, die Factionen schoben einander gegenseitig die Schuld des Unglücks zu, und damals war es, wo die Republik in ihrer Verzweiflung den Entschluß faßte, sich dem mächtigen Johann Visconti von Mailand zu ergeben (Thl. VII. S. 177). Visconti ließ den Venetianern durch den berühmten Petrarca Friedensanträge machen, aber in ihrem stolzen Siegesgefühl wiesen sie dieselben von sich. So wurde der Krieg auch auf das feste Land versetzt. Genua, unter dem kräftigen und dadurch wohlthätigen Einfluß seines neuen Schutzherrn zur Ruhe und Einheit zurückgekehrt, entwickelte sogleich wieder eine große Macht. Sein Flottenführer Paganini Doria erschien im adriatischen Meere, und schreckte Venedig durch seine Nähe, so daß die ganze Bevölkerung die Waffen ergriff. Unterdeß kreuzte die venetianische Flotte unter Riccolo Pisani im genuesischen Meere, und Doria verließ den adriatischen Busen wieder. Beide Gegner trafen sich endlich an der Küste von Morea. Hier lag die venetianische Flotte in der Bai von Sapienza, die genuesische griff sie an und trug einen glänzenden Sieg davon. Unter den fünf bis sechstausend Mann, welche Doria gefangen nach Genua führte, war auch Pisani. Dieses Unglück machte die Venetianer zum Frieden geneigt. Sie schlossen ihn 1355, und entsagten darin dem Handel nach dem schwarzen Meere, mit Ausnahme von Kaffa, während das neue Bewußtsein von Kraft, das die Genueser durchdrang, sie zur Abschüttelung des mailändischen Joches ermuthigte.

Nach einigen Jahrzehnten faßte die immer glimmende Eifersucht zwischen den beiden Staaten wieder neues Feuer. Die Venetianer, stets darauf bedacht, ihren Nebenbuhlern das Uebergewicht im Oriente streitig zu machen, fanden Mittel, sich der wichtigen Insel Tenedos zu bemächtigen, und die von den Genuesern aufgeregten Griechen suchten sie dem tapfern Befehlshaber Karl Zeno vergebens wieder zu entreißen (1377). Gleich darauf kam der griechische Kaiser Johann V. wieder auf den Thron, den ihm sein Sohn Andronikus geraubt hatte. Er haßte die Genueser als Freunde seines aufrührerischen Sohnes und begünstigte

ihre Gegner. Dazu kam eine andere Reibung auf der Insel Cypern. Dieses Reich war in zwei Parteien getheilt, von denen die eine es mit den Venetianern, die andere mit den Genuesern hielt. Jede der beiden Republiken hatte dort einen Bailo (Handelsconsul). Bei der Krönung des jungen Königs Peter II. entstand zwischen den beiden Vertretern ein Rangstreit, den der Hof zu Gunsten des Venetianers entschied. Die rachsüchtigen Genueser wagten es, das Fest zu stören, man griff einander an, es floß Blut, und das erbitterte Volk stach mehrere Genueser nieder. In kurzer Zeit erschien eine genuesische Flotte, Famagusta wurde geplündert, die dortigen Venetianer gefangen genommen, der König selbst rettete sich nur durch die Flucht. Diese Feindseligkeiten gaben die Veranlassung zu einem neuen Kriege, der von Chioggia genannt (1378—1381), dem heftigsten aller bisher geführten. Es war eine große Verbindung wider Venedig, dessen wachsende Macht und stolze Haltung ihm viele Feinde erregt hatte. Der König Ludwig der Große von Ungarn, der sich den Besitz des eroberten Dalmatien versichern wollte (oben S. 85), Franz Carrara von Padua, voll Zorn und Aerger über einen sehr harten und demüthigenden Frieden, den ihm die Republik nur eben erst abgerungen hatte, der Patriarch von Aquileja, der älteste Feind Venedig's, traten auf Genua's Seite. Nur Bernabo Visconti verband sich mit Venedig, machte sich aber nur zur Stellung einiger Hülfstruppen anheischig.

Der Krieg eröffnete sich mit Glück für die Angegriffenen. Der große venetianische Seeheld, Victor Pisani, griff mitten im Sturme bei Capo d'Anzio die genuesische Flotte an, und erfocht einen Sieg (1378), der noch erfolgreicher und entscheidender gewesen sein würde, wenn die Signoria seine Kühnheit getheilt und ihm erlaubt hätte, Genua selbst anzugreifen, wo auf die Nachricht von dieser Niederlage ein heftiger Zwist zwischen Adel und Volk ausgebrochen war. Die Republik wollte aber lieber die Gelegenheit benutzen, Dalmatien wiederzuerobern, und Pisani mußte auf die wichtigsten Städte dieses Landes Angriffe machen, die aber nur bei Cattaro und Sebenigo glückten, bei Zara, Trau u. a. dagegen scheiterten, und zugleich die venetianische Flotte in einen sehr üblen Zustand versetzten. Pisani war endlich gezwungen, sich in den Hafen von Pola in Istrien zurückzuziehen, um von hier aus Venedig gegen etwanige Angriffe der genuesischen Flotte zu decken. Denn diese, die unter Lucian Doria's Anführung im adriatischen Meere erschienen war und in den dalmatinischen Häfen Trau und Zara eine sichere Zuflucht und neue bequeme Angriffspunkte gefunden hatte, drohte den

Venetianern die Zufuhr, die ihnen vom Lande her ſchon faſt ganz abgeſchnitten war, auch vom adriatiſchen Meere her zu ſtören. Piſani fühlte das Mißliche ſeiner Lage, und trug darauf an, mit ſeiner Flotte in Venedig einlaufen zu dürfen, um ſeine beſchädigten Schiffe auszubeſſern und ſeine durch Krankheit und Mangel geſchwächte Mannſchaft wieder zu ſtärken. Allein die Signoria befahl ihm zu bleiben, und überlieferte dadurch ihn und ſich dem unglücklichen Schickſale, welches er geahnt hatte. Die Genueſer überfielen ihn (Januar 1379) in dem Hafen von Pola, und obſchon ihr Führer Doria ſelbſt umkam, zerſtörten ſie doch die venetianiſche Flotte. Nur mit vier Galeeren entkam der heldenmüthige Piſani, aber um den großen Vortheil, den ihnen dies hätte gewähren können, brachten ſich die Venetianer ſelbſt. Der Feldherr, deſſen Rathſchläge, wenn ſie befolgt worden wären, Flotte und Heer gerettet haben würden, ward der Unvorſichtigkeit und Nachläſſigkeit angeklagt, von ſeinen leidenſchaftlichen Richtern verurtheilt, und ſeine hülfreiche Kraft durch ſchimpfliche Ketten in dem Augenblick gefeſſelt, wo die ſiegesſtolze Seemacht Genua's und ihr Bundesgenoſſe, Franz von Carrara, von der Landſeite vor Venedig's Lagunen erſchienen. Nach ſechstägiger Belagerung und den heftigſten Stürmen war das wichtige Chioggia in den Händen der Genueſer, und der unmittelbare Angriff auf die Stadt dadurch um ein Großes erleichtert.

Das venetianiſche Volk, von Schrecken und Beſorgniß erfüllt, drang in die Signoria, deren Schatz leer war, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Aber Peter Doria's ſtolze Antwort: „er werde nicht eher Friede machen, als bis er den vier metallenen Pferden auf dem Marcusplatze den Zaum angelegt," vernichtete die hierauf gerichtete Hoffnung. In dieſer Noth denkt das Volk des Einzigen, der es retten kann; Alles ruft nach Piſani; um ſein Gefängniß wogt ſtürmiſcher Aufruhr. Der Senat muß ihn endlich den engen Mauern ſeiner Haft entreißen und ihm das weite Meer wieder zum Spielraum geben. Ein neuer Geiſt durchdringt ſchnell Alles. Die Muthigen weihen ihre Kräfte dem Feldherrn, die Reichen ihre Schätze der Regierung, und das Glück wendet ſich von Neuem zu Denen, die es mit Vertrauen erhoffen. Aus Malamocco, wohin die Genueſer bereits vorgedrungen waren, mußten dieſe wieder weichen, und Piſani beſchloß nun, die Stadt durch eine kühne Unternehmung zu befreien. In der Nacht des 23. Decembers 1379 lichtete die venetianiſche Flotte, welche der Doge, Andrea Contarini, ſelbſt beſtiegen hatte, die Anker, und mit dem Anbruch der Tageshellung griffen ſechzehn leichte Galeeren, die das erſte Treffen bildeten, die Ge-

nueſer in Chioggia unvermuthet an. Dieſe waren in der größten Sorgloſigkeit, weil ſie die Venetianer für angſtvoll und entmuthigt hielten, und hatten nicht einmal Wachtſchiffe ausgeſtellt, ſo daß es den geſchickten Anordnungen Piſani's gelang, an dieſem und dem folgenden Tage unter hitzigen Gefechten die Ausgänge des Hafens von Chioggia durch Verſenkungen zu ſperren. Bald erſchien, den Muth und die Kraft der Venetianer, welche ſich durch dieſe glücklichen Vorfälle ſchon wieder gehoben hatten, noch zu ſtärken und zu erhöhen, der wackere Karl Zeno (1. Januar 1380), der bisher mit einer andern Abtheilung der venetianiſchen Flotte an den Küſten von Genua und Sicilien, in Conſtantinopel und an anderen Stellen des mittelländiſchen Meeres der Welt noch die Lebenskraft Venedig's gezeigt hatte, während die Stadt ſelbſt ſchon unter den Todesſtreichen ihrer Feinde zu erliegen ſchien. Von beiden Seiten ward nun mit Anſtrengung aller Kräfte gefochten, an Chioggia ſchien die Entſcheidung des ganzen Krieges zu hangen. Nachdem Peter Doria, der kühne und geſchickte Führer der Genueſer, geblieben war, gelang es Zeno's Einſicht und Tapferkeit, dieſelben aus dem Beſitz der Inſel Brandolo zu treiben, die vor Chioggia lag, und ſie auf dieſe Weiſe ganz einzuſchließen. Doch waren ſie zum hartnäckigſten Widerſtand entſchloſſen und verjagten, um mit den Lebensmitteln ſo lange als möglich zu reichen, alle Einwohner aus jenem Platz. Eine genueſiſche Flotte eilte zu ihrer Rettung herbei, und beſiegte eine Abtheilung der venetianiſchen Galeeren, konnte aber dennoch nicht zu den Belagerten durchdringen, ſo daß dieſe ſich nach der heldenmüthigſten Vertheidigung am 21. Juni 1380, noch 5000 Mann ſtark, ergeben mußten. Venedig war gerettet; das abziehende Kriegswetter entlud ſich nur noch in der Ferne durch gefahrloſere Schläge auf das Meer. Den Landkrieg hatten die Venetianer dadurch von ſich abgeleitet, daß ſie Treviſo, welches Carrara und die Ungarn belagert hatten und das ſeinem Falle nahe war, an den Herzog Leopold von Oeſterreich abtraten. Dies und die Erſchöpfung der beiden kriegführenden Hauptmächte unterſtützten die Bemühungen des Grafen von Savoyen um Vermittelung eines Friedens, der auch 1381 zu Turin zu Stande kam. Franz Carrara gewann einige Vortheile, Ungarn behielt ganz Dalmatien, Genua aber erlangte, daß die Venetianer Tenedos räumten und ſich des Handels nach Tana (vgl. Thl. VI. S. 171) enthielten, woraus der genueſiſche Handelsplatz Kaffa großen Vortheil zog. Um ſich den Bürgern, die in der Zeit der Gefahr die größte Anhänglichkeit an das Vaterland bewieſen und den Staat mit Geld unterſtützt hatten, dankbar zu

zeigen, nahm die venetianiſche Regierung dreißig Familienhäupter in den großen Rath auf.

Keine der beiden großen Handelsrepubliken war in dem denkwürdigen Kampfe beſiegt worden, aber ihr Schickſal geſtaltete ſich fortan völlig verſchieden. Genua, welches Vortheile erlangt hatte, wurde durch die Wuth der Factionen dahin gebracht, ſich bald nachher (1396) an Frankreich, und ſpäterhin, nachdem die Franzoſen verjagt waren, ein zweites Mal an Mailand zu ergeben. Es war das Unglück Genua's, daß ſich der Adel nicht zuſammenſchloß und das Intereſſe des Staates über das der Familien ſtellte, vielmehr in ſeinen hervorragenden Geſchlechtern (Doria, Fieſchi, Spinola, Grimaldi) fortwährend die heftigſten Parteifehden ausfocht; und es iſt deßhalb zu verwundern, daß ſich trotzdem bei den Bürgern nicht nur eine ungemeine Handelsthätigkeit, ſondern in dieſer auch eine weithin anerkannte Solidität und Rechtlichkeit erhielt. Venedig dagegen, welches im Innern keinen Feind zu fürchten hatte, konnte ſeine ganze, neu erprobte und geſtärkte Kraft nach außen richten und die Gelegenheiten, auf dem feſten Lande Italien's Erwerbungen zu machen, in der Weiſe benutzen, wie dies ſchon in früheren Kapiteln (21, 56 und 57) erzählt worden iſt.

59. Florenz.

Florenz, von dem wir ſagten, daß es in ſeinen Verfaſſungsformen den ſchärfſten Gegenſatz zu Venedig bildete, iſt vielleicht inſofern der erſte moderne Staat zu nennen, als es am früheſten ein hohes politiſches Bewußtſein bei der ganzen Gemeinde zeigt. Was anderswo das erbliche Fürſtenhaus oder, wie in Venedig, die eng abgeſchloſſene Ariſtokratie treibt, das iſt in Florenz die Beſchäftigung des ganzen Volks, das, mit ſcharf raiſonnirendem und zugleich künſtleriſch ſchaffendem Geiſte ausgeſtattet, den politiſchen und geſellſchaftlichen Zuſtand unaufhörlich umgeſtaltet. Florenz iſt nicht nur demokratiſch, ſondern es iſt zugleich die Heimath der politiſchen Doctrinen und Theorien, der Experimente und Sprünge; es iſt aber auch der Geburtsort der erſten modernen Geſchichtſchreiber*).

*) Vgl. Burckhardt a. a. O. S. 74. Schon Dante, nach deſſen Zeiten doch noch manche Erſchütterungen und Veränderungen erfolgten, ruft ſeiner Vaterſtadt zu (Purgat. VI. 145):

Nach dem unglücklichen Ausgange Kaiser Friedrich's II. und seines Geschlechts behielten die Guelfen in Florenz über ihre ghibellinischen Gegner die Oberhand, und damit entwickelte sich auch die demokratische Richtung in der Verfassung immer mehr. Jene Erhebung des Gewerbstandes und der Zünfte, die wir in Flandern und in Deutschland ebenso wie in Frankreich und in Italien bereits angetroffen haben, erfolgte auch hier, bis die adeligen Geschlechter zurückgedrängt und erniedrigt waren; doch blieb das Regiment meist in den Händen des höheren Bürgerstandes, ohne an die eigentlichen Handwerker zu kommen. Zunächst erleichterten die Adeligen dem Gewerbstande diesen Sieg über sie durch ihre eignen Zwistigkeiten; es gab kein adeliges Haus, das nicht mit einem andern in Streit gewesen wäre. Die fortdauernden Kämpfe des Adels auf den Straßen, die dadurch hervorgerufene Unsicherheit der Stadt, und die Frevel, die manche Glieder dieses Standes verübten, zogen ihnen großen Haß zu. Im Jahre 1282 erhob sich plötzlich das Volk gegen das bisherige Regiment, an dessen Spitze, wenn auch schon durch Beamte und Collegien der Innungen beschränkt, der Adel gestanden hatte, und bestimmte, daß die Häupter oder Prioren der sechs oberen Zünfte (der Wechsler, der Aerzte und Specereihändler, der Kürschner, der Tuchmacher, der Tuchhändler und der Waarenhändler), die immer zwei Monate im Amte blieben, die Leitung aller Geschäfte und die obere Aufsicht der Regierung übernehmen sollten. Von dieser Zeit an kehrte Ruhe und Friede in die Mauern von Florenz ein, und mit ihnen wuchsen Wohlstand und Reichthum, bis die angesehensten und begütertsten Bürger nach dem Beispiele der Edelleute aus Uebermuth Streitigkeiten und Fehden gegen einander begannen, in die sich der alte Adel, der seine Verdrängung durch die Zünfte nicht verschmerzen konnte, mit Eifer und Haß einmischte. Um die Ordnung wieder herzustellen und die Macht der Demokratie zu befestigen, bewirkte dann im Jahr 1292 einer jener Prioren, Giano della Bella, die Einsetzung eines Gerichtsbannerherrn (gonfaloniere di giustizia), unter dem sich, wenn er die Blutfahne ausstellte, ein Aufgebot aus den zwanzig Compagnien, in welche die Bür-

---

Quante volte del tempo, che rimembre,
Leggi, monete, offici e costume
Hai tu mutato, e rinnovato membre?
E se ben ti recordi, e vedi lume,
Vedrai te simigliante a quella 'nferma
Che non può trovar posa in su le piume,
Ma con dar volta suo dolore scherma.

gerſchaft zum Behuf des Kriegsdienſtes vertheilt war (zuerſt tauſend, ſpäter viertauſend Mann), ſammeln ſollte, um Jeden, der auf der Straße Unruhen erhob, niederzuſchlagen; wobei es beſonders auf den Trotz und Ungehorſam des Adels abgeſehen war*). Doch mit dieſer Anſtalt zur Bezähmung deſſelben noch nicht begnügt, wurde Giano Urheber einer Geſetzgebung (der ſogenannten Juſtizverordnungen), der an Herabwürdigung des Adels keine andere gleich kommt. Mit Ausnahme einer Anzahl von Adelsgeſchlechtern wurden alle anderen von den höheren Staatsämtern ausgeſchloſſen. Wer in das Adelsbuch eingetragen war, mußte Sicherheit ſtellen, daß er geſetzlich leben wolle; für die Strafgelder eines Adeligen mußten alle Blutsverwandte bis ins vierte Glied haften; gegen Bürgerliche ſollte kein Adeliger, ohne ausdrückliche Erlaubniß der Prioren, eines Zeugniſſes fähig ſein; Adelige, die ſich um den Staat verdient gemacht, ſollten zur Belohnung unter die Bürgerlichen verſetzt werden. Alles dieſes mußte der Adel über ſich ergehen laſſen, weil er, unter ſich ſelbſt in vielfacher Spannung und Feindſchaft lebend, ohnmächtig geworden war. Die ganze Heftigkeit ſeines Haſſes richtete ſich gegen Giano, der ſeinen Weg fortwandelte, während ſich ſchon in ſeinem eignen Stande heimliche Feinde wider ihn erhoben. Viele aus der höhern Bürgerclaſſe, erfüllt von Neid und Eiferſucht über ſeinen Ruhm und ſein Anſehn, beförderten die Anſchläge des Adels zum Sturze des Verhaßten. Ein Edelmann aus dem angeſehenen Hauſe der Donati, der einen Bürger in einer Fehde erſchlagen haben ſollte, wurde freigeſprochen. Das aufgeregte Volk ſammelte ſich vor ſeines Führers und Vertreters Giano Haus und forderte unter Schreien und Toben Gerechtigkeit, aber dieſer verwies ſie an den Gonfaloniere und an die Prioren. Dieſen Vorfall benutzten Giano's Gegner, wenn ſie denſelben nicht angeſtiftet hatten, und verklagten ihn fälſchlicher Weiſe, er habe den Aufruhr verſchuldet. Ehe ſein Urtheil gefällt war, ging Giano freiwillig in die Verbannung (1294), in der er auch ſtarb.

Indeß erntete der Adel von dem Verderben dieſes Mannes keineswegs die Früchte, die er davon erwartet hatte, und ſein Haß gegen alle reichen Bürger entbrannte nun mit deſto größerer Heftigkeit. Unter dieſen zog damals Niemand in einem ſolchen Grade die Aufmerkſamkeit auf ſich, als Vieri, das Haupt des Hauſes Cerchi, durch ſeine großen im Handel erworbenen Glücksgüter und den geräuſchvollen Gebrauch, den er davon in Prunk und Aufwand machte, wie Emporkömmlinge zu thun

*) Macchiavelli, Stor. Fior. L. II. Op. T. I. p. 81.

pflegen. Es konnte nicht fehlen, daß in einer Stadt wie Florenz ein solches Haus bald an die Spitze einer politischen Partei kam. Den Cerchi, als noch nicht lange aus der Dunkelheit Emporgekommenen, war der alte Haß zwischen Ghibellinen und Guelfen fremd, daher Viele, die noch heimlich zu der erstern Partei gehörten, sich ihnen anschlossen. Der Adel aber faßte einen besondern Ingrimm gegen sie, und besonders trat das Adelsgeschlecht der Donati, welches vorzüglich zur Vertreibung des Giano della Bella beigetragen hatte, mit Neid und Spott über die emporgekommenen Bürger hervor. Allerlei Reibungen steigerten die gegenseitige Erbitterung, bis ein von außen hinzukommender Zündstoff die Feindschaft in lichte Flammen emporschlagen ließ. Während dieser Zeit war das nachbarliche Pisa von den Genuesern zu tiefem Fall gebracht, woraus denn ganz natürlich ein überwiegender Einfluß von Florenz auf die toskanischen Nachbarstädte, wie Pistoja, Lucca, Arezzo folgte.

In Pistoja, von dessen Bewohnern ein Geschichtschreiber der neuen Zeit*) sagt, sie seien vielleicht das heftigste, gewaltthätigste, aufrührerischeste Volk, dessen die Geschichte gedenkt, war lange Kampf gewesen zwischen dem ghibellinischen Geschlechte der Panciatichi und dem guelfischen der Cancellieri, bis die Ersteren bei der allgemeinen Unterdrückung ihrer Partei in Toscana vertrieben wurden. Da geschah, daß zwei junge Männer aus verschiedenen Zweigen der Cancellieri in einem Gasthause beim Wein in Streit geriethen, und von beiden Seiten die Rache mit so vieler Heftigkeit und Grausamkeit betrieben ward, daß jene beiden Zweige dieses Geschlechts, mit dem Namen der Weißen und Schwarzen bezeichnet, einander bald als die erbittertesten Todfeinde verfolgten und ganz Pistoja in den Strudel ihres mit der vollen Gluth italienischer Sinnesart geführten Kampfes hineinzogen. Die Florentiner, als Vertreter der ganzen guelfischen Partei in Toscana, fürchteten, daß die Ghibellinen die blutige Verwirrung benutzen möchten, um nach Pistoja zurückzukehren, und schlugen sich daher ins Mittel. Ihr Erbieten, den Streit zu schlichten, ward angenommen, und ihnen auf drei Jahre eine außerordentliche Gewalt in der Stadt eingeräumt. Sie zwangen nun die Häupter beider Parteien, Pistoja zu verlassen, und wiesen sie nach Florenz, warfen aber dadurch die Brandfackel in die eigene Stadt. Die Weißen wurden von den Cerchi aufgenommen, und gewannen dadurch unvermerkt eine ghibellinische Farbe; die Cerchi aber, klug genug, einen

*) Sismondi, Histoire des républiques Italiennes du moyen âge, T. IV. p. 95.

beim Volke verhaßten Namen zu meiden, nahmen die Parteibenennung ihrer Schützlinge an. Natürlich ſchloſſen ſich nun die Schwarzen den Donati an, und dieſe hießen fortan Schwarze. Bei dem erſten Anlaß brach offener Streit und mit großer Heftigkeit aus, ſo daß die Prioren die Führer beider Factionen aus der Stadt verwieſen. Da aber der herrſchende Gewerbſtand den Cerchi geneigt war, ſo war es nur mit der Verbannung der Schwarzen Ernſt und die Weißen erhielten bald die Erlaubniß zurückzukehren. Ihr Triumph ſchien entſchieden, alle Aemter wurden durch ſie beſetzt, die Anhänger der Gegenpartei überall verdrängt. Aber wie eine vom Standesgeiſt erhitzte und verblendete Faction es ſelten verſchmäht hat, Fremde gegen die eigne Vaterſtadt aufzurufen, vermochten auch die verbannten Schwarzen den Papſt Bonifacius VIII., ihnen auswärtige Hülfe zu verſchaffen. Karl von Valois, der Bruder König Philipp's des Schönen von Frankreich (vgl. Thl. VII. S. 104), ward dazu erkoren, und froh der dargebotenen Gelegenheit, ſich mit den Schätzen der toscaniſchen Städte zu bereichern, auch wohl Größeres zu erringen, kam er nach Italien, wie ein Menſchenalter früher ſein Großoheim Karl von Anjou. Indeß hätte Florenz ſeine geringe Kriegsmacht, da er nur fünfhundert Reiter herbeiführte, verlachen können, wenn die Weißen ſich ſelbſt mehr vertraut hätten und nicht in einem unſeligen Schwanken zwiſchen ghibelliniſchen und guelfiſchen Geſinnungen halbe Maßregeln ergriffen hätten. Endlich ließen ſie den franzöſiſchen Fürſten ein (4. Nov. 1301), nachdem er vorher Brief und Siegel gegeben, ſich keine Anmaßung, keine Eingriffe in die Verfaſſung, kein Verfahren gegen beſtehende Verfügungen erlauben zu wollen; aber bald mußten ſie ſeine Treuloſigkeit erfahren. Obſchon Karl an Eides Statt verſichert hatte, daß ſeine Franzoſen keinen Verbannten noch Verdächtigen in die Stadt laſſen würden, wurden doch den Schwarzen ſchon in der nächſten Nacht die Thore geöffnet. Voll von Rachedurſt und Uebermuth erbrachen, plünderten, verbrannten ſie viele Häuſer der Weißen, und wilder Mord erfüllte die Straßen der Stadt. Nachdem der erſte Sturm vorüber war, begann eine geordnete Verfolgung; alle bedeutenden Familien der unterliegenden Partei, voran das ganze zahlreiche Geſchlecht der Cerchi, wurden, nachdem ſie große Geldſtrafen hatten erlegen müſſen, aus der Stadt vertrieben. Nachdem Karl ſeinen Golddurſt geſättigt, zog er ab und überließ Florenz der ſiegreichen Partei der Schwarzen. Dem Adelſtande erwuchs aus dieſem Siege der Donati wiederum kein Vortheil, wohl aber wurde und blieb er ein großer und vollſtändiger Triumph der Guelfen, und Florenz erhob ſich immer mehr

zum Haupte dieser Partei in Toscana, ja in ganz Italien, wie es denn kurze Zeit nach diesen Ereignissen dem Kaiser Heinrich VII. mit großer Kühnheit entgegentrat (Thl. VII. S. 136). Im Innern bildete sich aus den reicheren Mitgliedern der sieben oberen Zünfte (zu den früher schon genannten sechs war noch als siebente die der Richter und Notare gekommen) mit den Familien, die sich zu ihnen hielten, ein höherer Bürgerstand, Popolo grasso genannt, der an Zahl der Glieder, an Reichthum und politischer Bedeutung immer mehr zunahm und die alten Geschlechter immer mehr in Schatten stellte. Seit der Einsetzung der Prioren als obersten Stadtrath hatten diese Geschlechter eigentlich das Regiment in Händen, auch nach der Vertreibung der Weißen behaupteten sie sich, und die Edelleute blieben ebenso wohl als die niederen Zünfte und das gemeine Stadtvolk, der Popolo minuto, von ihnen abhängig. Das Collegium der Prioren, vereinigt mit dem Gerichtsbannerherrn, dem Volkshauptmann und zwölf sogenannten guten Leuten, hieß die Signorie der Stadt. Nach einem mißlungenen Versuch der Verbannten, mit Hülfe einiger unzufriedenen Adeligen in der Stadt ihre Rückkehr zu erzwingen, wurde die Herrschaft des Popolo grasso durch neue Einrichtungen befestigt, aber zugleich die Bildung einer festen Aristokratie aus dem Schooße desselben durch die Einführung eines Ostracismus verhindert, um Alle, deren Einfluß Besorgnisse gegen die bestehende Ordnung der Dinge einflößen könnte, durch Stimmenmehrheit der Bürger zu Geldbußen oder zur Verbannung auf bestimmte Zeit verurtheilen zu können (1323). Auch die Wahl der Signorie wurde verändert, um den Unruhen vorzubeugen, wie sie durch das Bestreben der verschiedenen Parteiungen unter den Bürgern, Männer ihrer Farbe hineinzubringen, veranlaßt worden waren. Bisher hatten sich die alten Prioren durch Hinzuziehung einiger angesehenen Bürger und der Beamten der oberen Zünfte ergänzt, und so war es bereits mehreren Familien aus dem Popolo grasso gelungen, sich fast ausschließlich im Besitz der Stellen der Signorie zu erhalten. Diesem Uebelstande, so wie allen tumultuarischen Bewegungen vorzubeugen, bestimmte man, daß die Namen der zu ernennenden Prioren auf zweiundvierzig bis zweiundfunfzig Monate im Voraus in verschlossene Beutel geworfen, und bei jedem Wechsel der Signorie nur soviel Zettel herausgelost werden sollten, als neue Prioren ins Amt traten.

Die Unbeständigkeit und das plötzliche Verzagen im Unglück, bewirkten indeß, daß die Florentiner ein selbst gewähltes Uebel auf sich luden, wodurch der Wohlstand und die Macht der Republik für einige

Zeit zerrüttet wurden. Nachdem ſie ſchon im Jahre 1313, um dem Joche Kaiſer Heinrich's VII. zu entgehen, den König Karl Robert von Neapel zum Signore ihrer Stadt ernannt hatten (Thl. VII. S. 137), welches Amt dieſer durch halbjährlich wechſelnde Vicarien zu ihrer Zufriedenheit bis 1321 verwaltet hatte, übergaben ſie im Jahre 1325, als Caſtruccio Caſtracani ihren Truppen bei Altopoſcio eine große Niederlage beigebracht, alle ihre Schlöſſer erobert, die Umgegend ihrer Stadt in eine Einöde verwandelt hatte, dem Sohne Karl Robert's, dem Herzog Karl von Calabrien, die Herrſchaft auf zehn Jahre. So wenig Hülfe ihnen dieſer indeß gegen Caſtruccio leiſtete, ſo drückend wurde ſein Aufenthalt in der Stadt. Der Adel hoffte durch ihn ſich wieder aus ſeiner untergeordneten Stellung erheben zu können, und trachte deshalb, ihm eine monarchiſche Gewalt zu verſchaffen, durch die er dann die Volksverfaſſung ſtürzen ſollte. Wirklich erlangte Karl Rechte, die bisher die Signoren niemals ausgeübt hatten, da deren Auftrag früher immer nur auf die obere politiſche Leitung in einer beſtimmten Periode, unter Mitwirkung des Raths und der republikaniſchen Behörden, gerichtet geweſen war. Er konnte nach Gutdünken Krieg und Frieden ſchließen, und ernannte nicht bloß die Prioren, ſondern ſämmtliche Beamte innerhalb und außerhalb der Stadt, und trieb ſo viel Geld auf, daß die Bürger die Steuern kaum noch zahlen konnten. Dennoch geſchah nichts zu Gunſten des Adels; aber Karl's Regierung wurde, nachdem die Florentiner durch Caſtruccio's Tod von ihrer Furcht befreit worden waren, dieſen immer mehr verhaßt, bis endlich ihr Bedrücker im Jahre 1328 zu ihrer größten Freude ſtarb. Sie gedachten nie wieder einen Herrn aufzunehmen und ſuchten alle innere Parteiung durch noch complicirtere Wahlbeſtimmungen als die vom Jahre 1323 und durch die Einrichtung eines Volksrathes von dreihundert Mitgliedern und eines Rathes der Commune, der aus zweihundertundfunfzig Adeligen und eben ſo viel populären Beiſitzern zuſammengeſetzt wurde, für die Zukunft abzuſchneiden. Alle Behörden, mit Ausnahme der nur zwei Monate fungirenden Prioren, ſollten vier Monate im Amte ſein. Es iſt nämlich eine Eigenthümlichkeit des demokratiſchen Staatslebens, und gehört weſentlich zu deſſen Erhaltung, daß die Beamten ſchnell wechſeln, damit Niemand ſich der Gewalt ſeiner Stellung zu ſeiner eigenen Erhöhung bemächtige, und möglichſt Viele an der Ausübung der Staatsthätigkeit Theil nehmen können. Durch die neue Verfaſſung wurden Ruhe und Ordnung auf längere Zeit in der Stadt geſichert; als aber die Heere der Republik in dem Kriege, welcher mit Piſa um den Beſitz von Lucca geführt wurde

(Thl. VII. S. 176), einen Verlust nach dem anderen erlitten, vergaß das Volk seiner ehemaligen Bedrängniß durch Karl von Calabrien, und verlangte, in Bestürzung und voll Zorn gegen die Signoria, wieder einen Herrn. Gerade damals kam Walther von Brienne, Herzog von Athen dem Titel nach — denn das Land selbst hatten die catalonischen Banden seinem Vater entrissen (oben S. 52) —, nach Florenz. Diesem, einem Manne von anerkannter Tapferkeit, übergaben die Prioren die Führung der Truppen, um das Murren des Volkes zu stillen. Walther aber trachtete nach Größerm, und die Eifersucht des Adels sowohl als des großen Haufens gegen den begüterten und mächtigen Mittelstand arbeitete seinen Plänen in die Hände. Beide hofften durch den Fremdling die verhaßten Bürgerfamilien, die alle Macht an sich gerissen hatten, zu demüthigen, der Adel meinte sogar, sich an ihre Stelle schwingen zu können. Walther verstand es auch, sich einige einflußreiche Bürgerhäuser geneigt zu machen, andere schreckte er durch willkürliche Strafen; und die Signoria, von allen Seiten bedrängt, sogar von einem Volksaufstande bedroht und geängstigt, mußte endlich nachgeben und ihn zum Oberherrn von Florenz auf Lebenszeit ernennen (1342). Die Edelleute erhoben den Herzog und trugen ihn in den Palast der Prioren, die Justizverordnungen wurden zerrissen, die Fahne des Gerichtsbannerherrn ins Feuer geworfen und das Panier des Herzogs aufgepflanzt. Adel und Volk frohlockten, aber bald wurden sie aus ihrem Traume gerissen. Im Besitze der Gewalt enthüllte Walther sein ganzes treu- und gewissenloses Gemüth, und die Frevel arger Tyrannei traten ungescheut hervor. Er hielt Keinem, dem er Vortheile versprochen, das gegebene Wort, verletzte auf empörende Weise das Recht, erhöhte und vermehrte die Steuern, verwandelte den Palast der Prioren, den er bewohnte, in eine Festung, und stellte mit seinem wüsten französischen Gefolge der Tugend und Ehre der florentinischen Frauen mit frecher und schamloser Lüsternheit nach. Alle Stände waren beleidigt, verletzt und gedrückt, und der bitterste Haß gegen den Tyrannen faßte in allen Gemüthern Wurzel. Als der Herzog diese Stimmung gewahrte, ging er mit andern italienischen Gebietern Verbindungen ein, und glaubte sich nun seiner Willkür um so ungescheuter überlassen zu können. Aber die Freiheitsliebe der Florentiner war zu lebendig, und gewann unter dem Drucke nur größere Kraft. Drei von einander unabhängige Verschwörungen gegen die Herrschaft und das Leben Walther's bildeten sich, zwei vom Adel, zu deren einer auch der Bischof von Florenz gehörte, eine dritte vom Mittelstande ausgehend. Der Herzog, gewarnt, ließ einige der

Verſchworenen einziehen, um ſich aber aller Gefahr durch Einen Schlag zu entledigen, nahm er zur Liſt ſeine Zuflucht. Er ließ auf den folgenden Tag, den 26. Juli 1343, dreihundert der angeſehenſten Florentiner, die ihm die Gefährlichſten ſchienen, zu ſich in den Palaſt entbieten, als wolle er Staatsangelegenheiten mit ihnen berathen, und zweifelte nicht, daß er ſie in dieſem Netze fangen werde. Er hatte beſchloſſen, alle niederſtoßen zu laſſen. Aber die Eingeladenen ſchöpften ihrerſeits Verdacht, ein Gerücht von bedenklichen Anſtalten verbreitete ſich, die allgemeine Gefahr eröffnete die Herzen, man theilte einander mit, was man bisher ſorgfältig geheim gehalten, erſtaunte über die unbewußte Uebereinſtimmung, über die von einander unabhängig entſtandenen Verſchwörungen, und die ſonſt feindlichen Parteien, die entſchiedenſten Gegner fanden ſich plötzlich zu Einem großen Zwecke verbunden. Allgemein wurde der Beſchluß gefaßt, nicht in den Palaſt zu gehen, vielmehr verſammelte Jeder in der Stille ſeine Freunde und Clienten, und bewaffnete ſie. Als der Morgen anbrach, ließ ſich das Geſchrei „zu den Waffen" hören. Da öffneten ſich die Häuſer, die Bewaffneten ſtürzten heraus und füllten die Straßen. Die in der Stadt vertheilten geharniſchten Reiter Walther's wurden mit dem Rufe „es ſterbe der Herzog, es lebe die Gemeine und die Freiheit" angegriffen, und mußten den Rückweg nach dem Palaſte ſuchen, aber von ſechshundert erreichte ihn nur die Hälfte. Walther hielt in dem Schloſſe eine achttägige Belagerung aus, bis ihn der Hunger zwang, eine vom Biſchofe eingeleitete Vermittelung anzunehmen. Er entſagte allen Anſprüchen auf die Regierung von Florenz, und ward in der Stille und mit einer Bedeckung, um ihn gegen die empörte Menge zu ſchützen, aus der Stadt und über die Grenzen ihres Gebiets geſchafft.

Während aller dieſer Unruhen im Innern der Stadt behauptete Florenz, trotz mancher Verluſte und Unglücksfälle, nicht nur die bedeutende politiſche Stellung nach außen hin, die es vornehmlich durch ſeinen glücklichen Widerſtand gegen Kaiſer Heinrich VII. errungen hatte, ſondern entwickelte insbeſondere nach dem Tod des gefürchteten Caſtruccio Caſtracani immer kühnere und umfaſſendere Pläne. Im Laufe der Zeit unterwarfen ſich die Florentiner durch vielfache Kämpfe die ganze umliegende Landſchaft von der See bis zu den Apenninen, mit Ausnahme Lucca's und Siena's, und hielten ſich allmählig für berufen, das politiſche Gleichgewicht in Italien aufrecht zu erhalten, und die Schwachen wider ſtarke Bedränger in Schutz zu nehmen. Die Kraft der kleinen Republik beruhte auf dem raſtloſen Streben und der Wohlhabenheit der einzelnen Bürger, und auf der großen politiſchen Regſamkeit, die über

alle Stände verbreitet war und durch die Spannung des Adels und des Popolo grasso stets lebendig erhalten wurde. Dabei mehrten sich Handel und Gewerbe von Tage zu Tage. Die Tuchmanufacturen waren im blühendsten Zustande, es gab zweihundert Wollwebereien und dreißigtausend Menschen lebten von dieser Arbeit. Die Einkünfte der Republik betrugen um diese Zeit gegen dreimalhunderttausend Goldgulden*), eine Summe, die nur sehr wenige der damaligen christlichen Staaten aufbrachten; die Ausgaben beliefen sich in friedlichen Zeiten, wo keine großen Söldnerschaaren zu bezahlen waren, nur auf den siebenten Theil der Einnahmen. Einwohner zählte die Stadt etwa neunzigtausend, unter diesen waren fünfundzwanzigtausend waffenfähige Leute. Lesen lernten acht bis zehntausend Kinder, Rechnen ungefähr tausend, und in den höheren Schulen wurden beinahe sechshundert in der Grammatik und Logik unterrichtet. Außerhalb der Stadt besaßen die Florentiner noch fünfundfunfzig Burgfesten. Im Frieden führten die Bürger ein lustiges, genußreiches Leben, hielten mannichfache Schmausereien und Feste, und von Florenz aus verbreitete sich Freude und Geschmack an solchen Dingen über ganz Italien.

Sogleich nach dem Sturze Walther's wurde die Verfassung neu geordnet und erhielt eine noch demokratischere Form als bisher, indem man den vierzehn niederen Zünften, dem Popolo minuto, der allmählig die Gewalt fühlen lernte, die in seiner Anzahl lag, Zugang zu den geringeren Aemtern gestatten mußte; und wenn aus dem bisherigen Kampfe des Adels und des Popolo grasso die Herrschaft des Letzteren hervorging und der Geldadel an die Stelle des Geburtsadels trat, so werden wir nun im Fortgange der Entwickelung auch das Uebergewicht des Reichthums von unten her angefochten sehen. Der Antheil, den der Adel an der Vertreibung Walther's genommen hatte, verschaffte ihm zunächst wieder einigen Einfluß auf die Regierung, welcher indeß bald wieder durch seinen neu erwachten Uebermuth und durch den Haß des Volkes vernichtet wurde. Bei dieser Gelegenheit erhielten aber die harten Justizverordnungen einige Milderung, und, kraft jener eigenthümlichen Umkehrung der gemein hin geltenden Verhältnisse, wurden fünfhundertunddreißig Adelige, die in einem guten Rufe standen, zur Belohnung aus der Adelsrolle gelöscht und in das Bürgerverzeichniß übertragen**).

*) Fast eine Million Thaler unserer Währung, den in jeder Rücksicht vielfach höhern Geldwerth jener Zeiten nicht gerechnet.

**) In demselben Sinne wurden auch Bürgerliche unter den Adel versetzt, um sie ihrer Vorrechte zu berauben. Und dies war nicht in Florenz allein der

Dadurch wurde, was auch wohl die Abſicht war, der Adelsſtand ſo geſchwächt, daß er nie wieder gegen die Bürger mit offener Gewalt etwas verſuchte.

Doch behielt er noch dadurch eine Stellung im Staate, daß kein Geſetz ihn von der alten in Florenz beſtehenden Guelfenverbindung ausſchloß, welche ſich jetzt auf das engſte mit dem Popolo graſſo verband, um wenigſtens, da es nicht möglich war, die Herrſchaft zu behaupten, mit den begüterten Bürgern gemeinſam die Plebejer niederzuhalten. Der Urſprung jener Verbindung fällt in die Zeit des Untergangs der Hohenſtaufen, wo die guelfiſche Geſinnung in Florenz ſo mächtig zu werden begann; ihr Zweck war, eine engere Verbindung der bedeutenderen guelfiſchen Familien zu erhalten, und einen Theil der, den Ghibellinen bei ihrer Vertreibung im Jahre 1267 entriſſenen Güter zum Beſten der Erſteren zu verwalten. Es war eine förmlich geſchloſſene Corporation unter Hauptleuten und dieſen zur Seite ſtehenden Räthen. Wenn nun auch der Sinn, der jene Parteien hervorgerufen hatte, erloſchen war, ſo waren doch die Benennungen geblieben und konnten anderen Beſtrebungen und Spaltungen ſowie der perſönlichen Feindſchaft zum Deckmantel dienen. Jetzt wurden jene Erinnerungen von der Guelfenverbindung und dem Popolo graſſo hervorgeſucht, um den niederen Zünften, denen man eben das Recht der Theilnahme an ſtädtiſchen Aemtern zugeſtanden hatte, doch den wirklichen Eintritt in jedem einzelnen Falle zu verſchließen. Jene wußten es im Jahre 1347 durchzuſetzen, daß ein Beſchluß gefaßt ward, kein Ghibelline könne ein ſtädtiſches Amt erhalten. Doch erreichten die Zünfte dagegen, daß die Beurtheilung der Geſinnung von ſechs angeſehenen Männern als Zeugen abhängen ſolle, über deren Zuläſſigkeit bei den niederen Innungen die Beamten des Gewerkes, bei den höheren die Prioren entſcheiden ſollten. Zehn Jahre darauf erhoben aber alle diejenigen, welche die Beſetzung der öffentlichen Aemter auf einen kleineren Kreis beſchränkt ſehen wollten, laute Klagen, es ſeien dennoch Ghibellinen in die Regierung gekommen, und verlangten eine Schärfung des beſtehenden Geſetzes (1357). Jeder, der ein Amt habe oder noch erhalte, ſollte auf das Zeugniß von ſechs Männern, deren Prüfung den Hauptleuten der Guelfenverbindung zuſtände, als Ghibelline

Fall. In Piſtoja verfügten 1285 die obſiegenden Zünfte, wer aus dem Gewerbſtande die öffentliche Ruhe ſtören würde, ſollte zur Strafe in das Adelsverzeichniß eingetragen werden, d. h. von allen öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen ſein, und zu den bloßen Beiſaſſen gehören. Hüllmann Städteweſen Thl. III. S. 150.

von demselben entfernt, und wenigstens mit fünfhundert Silbergulden bestraft werden. Den Bemühungen der reichen Bürger gelang es endlich, diese Bestimmungen bei den Prioren durchzusetzen, und dadurch die Besetzung aller Stellen in ihre Gewalt zu bringen. Gegen wen nun die Hauptleute der Guelfenverbindung Zeugen anzunehmen entschlossen waren, dem thaten sie es vorher kund, und dieser durfte es dann nicht wagen, sich um ein Amt zu bewerben; Neid, Eifersucht und Haß fanden hiebei freien Spielraum. Auch angesehene und ehrenwerthe Männer erhielten häufig solche Warnungen, wenn sie nur unter der Guelfenfaction, als deren Häupter die Albizzi galten, Feinde hatten, und die „Gewarnten" (Ammoniti) bildeten bald eine große Zahl von Mißvergnügten.

Der Verfolgungssucht und dem Despotismus jener Partei entgegen zu wirken, verbanden sich mehrere bedeutende Männer. Einer unter ihnen, Salvestro von Medici, trug, als er 1378 Gerichtsbannerträger war, darauf an, die Mißbräuche der Guelfenverbindung abzustellen und die harten Verfügungen gegen die Gewarnten zurückzunehmen. Da er aber schon im Voraus überzeugt war, daß diese Vorschläge bei der herrschenden Partei in der Signoria den stärksten Widerspruch finden würden, hatte er sich des Volkes zu versichern gesucht, das mit dem bestehenden Zustand und mit seiner Zurückdrängung nicht minder unzufrieden war, nicht bedenkend, daß es zwar leicht sei, den Haufen zu einer Bewegung anzuregen, der einmal entstandenen aber Niemand Ziel und Maß anzuweisen vermöge*). Tumultuarisch forderten die vierzehn unteren Zünfte (22. Juni 1378) eine Aenderung in der Verfassung; aber noch während die zu diesem Endzweck niedergesetzte Commission ihre Berathungen hielt, dehnte sich die Gährung auch über die große Zahl des gemeinen Volkes, über die Tagelöhner und über alle die Handwerker aus, die keiner Zunft, d. h. keinem jener zu politischer Bedeutung gelangten Gewerbevereine angehörten, diese Ausschließung aber nicht länger ertragen wollten und längst schon Klagen über Druck und verweigerte Gerechtigkeit erhoben hatten. Am 19. Juli erhielt die Signoria die Anzeige, das gemeine Volk gehe mit einem Aufstande um, und schon der folgende Tag sei zum Ausbruch desselben bestimmt. Sogleich wurden alle Räthe nebst den Hauptleuten der Compagnien der Bürgerschaft be-

*) Non sia alcuno che muova un' alterazione in una città per credere poi o fermarla a sua posta, o regolarla a suo modo. Macchiavelli, T. I. p. 160.

rufen, und ein als Theilnehmer bezeichneter Handwerker verhaftet und gefoltert, um das Nähere zu erfahren. Während dies geschah, kam Abends wie gewöhnlich der Stadtuhrmacher in den Palast der Prioren, um die Thurmuhr zu stellen. Im Vorübergehen erfuhr er den Vorfall, und da er selbst zu den Verschworenen gehörte, eilte er angstvoll nach Haus und rief das Volk zu den Waffen. Vor dem Palast sammelten sich die Reiter der Stadt, um die Prioren zu schützen; aber die Compagnien der Bürger erschienen nicht, und so wagten auch die Söldner keinen Widerstand, während der Pöbel das Gildehaus der Tuchmacher und die Wohnungen mehrerer reichen Tuchfabrikanten stürmte und plünderte und die Blutfahne des Gerichtsbannerherrn eroberte, die aufgesteckt worden war, um die Bürger unter die Waffen zu rufen. Das Volk blieb zusammen, belagerte die Prioren und Räthe die Nacht hindurch im Palaste, und sandte am folgenden Tage zu den Zunftvorstehern, ihre Banner zu senden und zu schwören, es mit den Empörern halten zu wollen. Diese wagten keine Weigerung, die Signoria war, von allen verlassen, in der höchsten Noth, selbst der in dichten Strömen herabfallende Regen brachte den Pöbel nicht auseinander. Er begehrte, daß fortan alle Hülfsarbeiter besondere Zünfte bilden sollten, und beide Räthe sahen sich genöthigt, in diese Forderung zu willigen. Dennoch wurden die Unruhen hierdurch nicht beigelegt, am dritten Tage stürmte das Volk, durch die Verzögerung der Antwort und durch die Nachricht von heranziehenden Kriegshaufen beunruhigt, den Palast unter dem Rufe: wir wollen keine Signoria mehr! Die Räthe entkamen; ein Wollkämmer Michael Lando, der den Meuterern die Gerichtsfahne vorgetragen hatte, wurde durch lauten Zuruf zum Gonfaloniere ernannt, drei andere aus der Mitte des gemeinen Volks, drei von den niederen und drei von den höheren Zünften sollten die neue Regierung der Stadt bilden. Lando war ein Mann voll Muth, Mäßigung und Rechtschaffenheit. Er traf die kräftigsten Anstalten zur Wiederherstellung und Aufrechthaltung der Ruhe, und wußte das niedrige Gesindel, welches, in seinen Erwartungen getäuscht, seine frechen Gewaltthaten fortsetzen wollte, im Zaum zu halten. So stellte er sich an die Spitze einer Zahl angesehener Bürger und sprengte die Aufrührer auseinander, worauf die neu errichteten Zünfte der Tagelöhner und Fabrikarbeiter, der sogenannten Ciompi, wieder aufgehoben, alle zu denselben Gehörigen für unfähig zu Staatsämtern erklärt, und das alte Regiment wieder hergestellt wurde. Lando legte nach Ablauf der zwei Amtsmonate seine Würde freiwillig nieder. Die Ruhe war indeß keineswegs auf lange

Zeit befestigt. Neue Parteiungen, Aufwiegelungen, Zusammenrottungen folgten, bis nach einigen Jahren der höhere Bürgerstand wieder entschieden die Uebermacht erlangte (1382). Lando mußte seine großen Verdienste um die Vaterstadt durch Verbannung büßen.

---

60. Die Medicäer.

Von dieser Zeit an behauptete die Guelfen-Aristokratie lange das Uebergewicht, beschränkte fortdauernd den Zugang zu den städtischen Aemtern, und brachte deren Besetzung immer mehr in ihre Gewalt. Eine so starre Aristokratie als die venetianische konnte sich jedoch in Florenz nicht entwickeln, weil hier Geburts- und Geldadel getrennt waren, während sich in Venedig, das niemals auf Grundeigenthum basirte Vorzüge gekannt hatte, beide Vortheile in denselben Familien vereinigten; denn die alten angesehenen Geschlechter dieser Stadt hatten sich von vorn herein mit Betrieb und Handel zu ihrer Erhaltung beschäftigen müssen, diejenigen Häuser des Adels aber, die auf solchem Wege nicht zu Reichthum und Einfluß gekommen waren, wurden meist durch die Schließung des Rathes ganz aus der Aristokratie verdrängt. Außerdem hatte Florenz keine überseeischen Besitzungen, deren Eroberung oder Verwaltung den Familien der Mutterstadt Geld, Ehre, Ansehen und die Gewohnheit des Herrschens gab, und stand überhaupt nicht so vereinzelt als Venedig. Bedeutende Erfolge nach außen hin verliehen der aristokratischen Verwaltung in Florenz zunächst Glanz und Festigkeit. Pisa, Arezzo und Cortona wurden unterworfen, die Hälfte von ganz Toscana gehorchte der florentinischen Signoria, Ackerbau und Gewerbe blühten; aber alles dies konnte die Aristokratie doch nicht vor dem Sturze sichern, der von einem durch das Volk erhobenen Geschlechte ausgehen sollte. Die Albizzi übten überwiegenden Einfluß, sie wußten stets ihre Freunde in die Signoria zu bringen, und ihre Feinde davon entfernt zu halten. Doch Eine Familie unter der Gegenpartei nahm ihnen durch kluges Benehmen jeden scheinbaren Vorwand zur Verfolgung. Es war die der Medici, welche das Volk als seinen Trost und seine Hoffnung betrachtete. Ihr damaliges Haupt, Johann von Medici, zeichnete sich durch Milde, Mäßigung, Freigebigkeit und Klugheit aus, und gewann selbst der herrschenden Faction so viele Achtung ab, daß sie ihn zu be-

deutenden Staatsämtern gelangen ließ. Anderer Seits beruhte sein Einfluß auf einem großen Vermögen. Der Hauptzweig des florentinischen Handels waren Geldgeschäfte, welche sich im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert durch Anleihen, die von Seiten der Fürsten hier gemacht wurden, immer mehr hoben. Durch die großen Einkünfte der Päpste war schon in früheren Zeiten des Mittelalters das baare Geld in großer Menge in Italien zusammengeströmt, und gewöhnlich hatten die Herrscher der Kirche, auch nach der Verlegung ihrer Residenz nach Avignon, ihre Geldgeschäfte florentinischen Handlungshäusern überlassen, die dadurch zu großem Wohlstande gelangten und in Stand gesetzt wurden, gegen hohe Verzinsung den Königen die bedeutendsten Vorschüsse zu machen*). Auch Johann von Medici war durch solche Handelsverbindungen zu ungewöhnlichen Reichthümern gelangt, und hierdurch legte er dann auch den Grund zu dem großen Einflusse seines Geschlechts, der seine Nachkommen aus Kaufherren zu Fürsten umwandelte.

Mit umfassenderen Absichten trat nach Johann's Tode (1428) sein Sohn Cosmus an die Spitze der Volkspartei, doch mit nicht weniger Milde und Menschenfreundlichkeit als der Vater. Die große Zahl von Freunden und Clienten, die seine Großmuth um ihn versammelte, die Tausende von Handwerkern und Lohnarbeitern, die durch ihn beschäftigt und unterstützt wurden, gaben ihm eine nicht geringe Bedeutung. Dies erregte den Haß der Gegenpartei, an deren Spitze jetzt der heftige und leidenschaftliche Rainald von Albizzi stand. Auf Befehl eines diesem Hause ergebenen Gonfaloniere ward Cosmus verhaftet, verrätherischer Verbindungen mit Francesco Sforza beschuldigt, und auf zehn Jahre aus der Republik verbannt (1433). Aber es diente dies nur zu seiner Verherrlichung und zeigte, wie fest seine Macht schon gegründet war. Denn in der Fremde ward er mit Ehrenbezeigungen überhäuft, und in der Heimath setzten seine Freunde schon im folgenden Jahre seine Zurückberufung durch. Vergebens wollte Rainald von Albizzi sich widersetzen, er mußte seinerseits in die Verbannung gehen, Cosmus aber ward bei seiner Rückkehr mit großem Jubel empfangen. Nunmehr behauptete er sich bis an seinen Tod (1464), dreißig Jahre lang, zwar ohne allen äußern Glanz, aber als das in der That Alles leitende und lenkende

*) Einzelne florentinische Geschichtschreiber sind sehr reich an statistischen Nachrichten, z. B. die beiden Villani; durch sie wissen wir unter Anderem, daß die Häuser Bardi und Peruzzi dem englischen Könige über eine Million Goldgulden vorstrecken und, als sie die Summe einbüßten, sich doch wieder erholen konnten.

Haupt der Republik, mit einem Ansehn, wie es nicht leicht Jemand ohne Waffengewalt behauptet hat, allein gestützt auf seine großen Reichthümer, die er mit Freigebigkeit zum Besten der Einzelnen und des Vaterlandes verwandte, und auf seine Einsicht und Durchschauung der Verhältnisse. Seine Staatsverwaltung war ebenso glücklich als glänzend, und das dankbare Florenz erkannte ihm nach seinem Tode den Beinamen „Vater des Vaterlandes" zu. Dieser staatskluge und mächtige Banquier war zugleich ein Mann von großem Geschmack und vieler Gelehrsamkeit und der thätigste Beförderer der Wissenschaften; er galt sogar als der gebildetste aller Italiener und verdiente diesen Ruhm insofern, als er zuerst sich selbst und seine Umgebung dem Studium der platonischen Philosophie zuwandte. Die Richtung auf das Fürstliche und Einherrische, die bei aller republikanischen Einfachheit in seiner Sinnesart lag, zeigt sich in seiner Lenkung der florentinischen äußern Politik, die unter der Guelfenaristokratie schwerlich einen Francesco Sforza unterstützt und das Aufkommen einer neuen Fürstengewalt in Mailand begünstigt hätte. Auch im Innern kann er von Härte und Willkür in der Behandlung der Gegenpartei nach seiner Rückkehr aus der Verbannung nicht freigesprochen werden. Um seinen und seiner Freunde Einfluß sicher zu stellen, bewirkte er, daß statt der bisher beobachteten Wahlart der Staatsbeamten durch das Loos meist ein außerordentlicher Ausschuß, Balia genannt, zum Behufe dieser Wahlen mit dictatorischer Gewalt bekleidet wurde. Es war dies eine Maßregel, die den Demokratismus freilich auf das empfindlichste verletzte, aber um in das stets wankende Regierungssystem endlich einige Beharrlichkeit zu bringen, fast unumgänglich nothwendig schien.

Cosmus' Sohn Peter schien nun schon durch eine Art von Erbrecht zur Verwaltung der Republik berufen, da er aber des Vaters Großartigkeit und sein Achtung gebietendes Wesen nicht hatte, und dazu die Unvorsichtigkeit beging, viele von Jenem an Hülfsbedürftige ausgeliehene Gelder plötzlich aufzukündigen, verlor er einen großen Theil seiner Anhänger, und die Feinde seines Hauses erhoben sich mit neuer Stärke. An ihre Spitze trat Lucas Pitti, der Erbauer des noch heute bewunderten Palastes Pitti, der schon zu Cosmus' Zeiten eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Es bildete sich eine Verschwörung, Peter zu stürzen, vielleicht zu ermorden; Peter mußte auch eine Zeitlang die Stadt verlassen; nachdem es ihm aber gelungen war, Pitti, den wichtigsten Gegner zu gewinnen und von seinen Verbündeten zu trennen, endete der ganze Versuch nur mit festerer Begründung des Einflusses und Ueberge-

wichts der Medici. Eine abermalige Balia ordnete Alles zu ihren Gunsten, ihre angesehensten Feinde wurden verwiesen (1466). Vergebens wiegelten diese die Venetianer auf, vergebens nahmen auch andere italienische Staaten an dem Bündnisse Theil; Florenz und die mediceische Partei, von Mailand und Neapel unterstützt, trotzten dem Sturme.

Einige Jahre nachher (1469) starb Peter, und an seine Stelle traten seine beiden noch sehr jungen Söhne Lorenzo und Julian. Der Erstere, der den Beinamen des Prächtigen (il Magnifico) führt, hat unter allen Gliedern seines gepriesenen Geschlechts den meisten und höchsten Ruhm bei der Nachwelt davon getragen. Er verdankt ihn seiner großen Klugheit und Gewandtheit, der Liebenswürdigkeit seines Charakters, der Vielseitigkeit seines Geistes und seiner Bildung, seinem feinen Sinn für Kunst und Wissenschaft, deren wirksamster Gönner und Beschützer er war, und dem hohen Ansehn, dessen er seiner Eigenschaften und seines Einflusses wegen weit über die Grenzen Italien's hinaus genoß. Obgleich er nicht schön war, gaben doch ein großer, starker Körper, ein offener und ernster, durch Freundlichkeit gemilderter Blick, seiner Erscheinung etwas Achtung Gebietendes, seine Anmuth fesselte, sein feiner Witz, seine leicht hinfließende Rede zogen alle Hörer an. Er machte Florenz immer mehr zum Sammelplatz von Gelehrten und Künstlern aller Art, verschönerte es durch öffentliche Gebäude und andere Anlagen, und bereicherte es mit Kunst- und litterarischen Schätzen. Er ist vielleicht von allen Großen, die die Wissenschaften geschätzt und gepflegt haben, derjenige, bei dem dies aus einem innern Bedürfniß hervorging, und sein Lehrer, der berühmte Platoniker Marsilius Ficinus sagt von ihm, daß er alle Tiefen des Platonismus durchforscht habe.

Indeß bildete sich, ohne den Namen des Herrn, der That nach die Alleinherrschaft, die jedoch den Wünschen des Volkes, welches den Lorenzo anbetete, nicht entgegen zu sein schien, desto mehr aber den angesehenen Bürgern, die nicht zu den Anhängern der Medici gehörten. Zorn und Groll erfüllten besonders das Gemüth der Pazzi, deren Geschlecht eines der vorzüglichsten in Florenz war, und ein von Lorenzo gegen sie persönlich verübtes Unrecht steigerte ihren Haß zur größten Heftigkeit. Die Pläne zum Sturze der Medici, die sie faßten, wurden heimlich vom Papste Sixtus IV., dem Nachfolger Paul's II., begünstigt, weil Lorenzo diesem vor einigen Jahren bei seinen Bestrebungen, die geistliche Herrschaft im Kirchenstaat wieder fester zu begründen, und seine Verwandten zu befördern, hemmend in den Weg getreten war. So kam eine Ver-

schwörung zu Stande, die von den Pazzi den Namen führt. Franz Pazzi, der sich einige Jahre in Rom aufgehalten hatte, sein Oheim Jacob, Franz Salviati, Erzbischof von Pisa, Jacob Salviati, dessen Bruder, Jacob Poggio, der Sohn eines berühmten Gelehrten und selbst Schriftsteller, sowie mehrere Andere, verabredeten, daß Lorenzo und Julian von Medici den 26. April 1478, an einem Sonntage, in der Kirche der Reparata, die sie zu besuchen pflegten, in dem Augenblick, da der Priester die Hostie dem Volke zeigen würde, ermordet werden sollten. Den Mord des Lorenzo sollte der Condottiere Montesecco vollbringen, den des Julian nahmen Franz Pazzi und Bernhard Baroncelli auf sich. Als aber Montesecco erfuhr, daß die That in einer Kirche geschehen sollte, schlug ihm das Gewissen, und er trat sie zweien Priestern ab.

Damit Lorenzo auch gewiß erscheinen möchte, äußerte des Papstes Verwandter, der Cardinal Riario, der sich damals in Pisa aufhielt, auf die Veranstaltung des Erzbischofs das Verlangen, an dem bestimmten Sonntage dem Gottesdienste in jener Kirche beizuwohnen. Lorenzo lud ihn daher nach Florenz ein, nahm ihn mit gewöhnlicher Pracht und Gastfreiheit auf, und begleitete ihn in die Kirche. Kaum hatte er seinen Sitz eingenommen, so stellten sich die beiden Mörder hinter ihn. Aber die anderen beiden geriethen in desto größere Verlegenheit, da sie sahen, daß Julian nicht mitgekommen war. Als gute Bekannte eilten sie nach seiner Wohnung zurück, um ihn abzuholen; sie umarmten ihn, um zu fühlen, ob er etwa unter der Kleidung einen Panzer trage (denn sein Ausbleiben hatte sie mißtrauisch gemacht), und beredeten ihn dann, mit ihnen die Kirche zu besuchen. Endlich erfolgte das gewählte Zeichen: die Meßglocke ertönte, der Priester hob die geweihte Hostie empor, alles Volk fiel nieder; Julian mit ihm, aber um nie wieder aufzustehen. Pazzi's Wuth war so blind, daß er sich selbst dabei einen tiefen Stich in die Hüfte gab. Nicht so glücklich waren die Priester, die Lorenzo's Erdolchung auf sich genommen hatten. Der Stoß, der die Kehle zerschneiden sollte, glitt am Nacken hinunter, und in dem Augenblicke kehrte der Verwundete sich um, riß mit der Linken seinen Mantel ab, hielt ihn statt eines Schildes vor, und hieb mit dem rasch gezogenen Schwerte so kräftig um sich, daß die Mörder die Flucht ergriffen. Die ganze Kirche brauste von dem Lärm des Aufruhrs. Viele glaubten, das Gebäude sei eingestürzt; als man aber hörte, das Leben der Medici sei in Gefahr, stürzten Viele auf die Sacristei zu, in welche Lorenzo's Freunde ihn in der ersten Bestürzung sogleich gerettet hatten. Hier fand sich auch ein junger Mensch, Anton Ridolfo, der in der Ungewißheit, ob nicht der

Stahl vergiftet geweſen ſein möchte, ſich aus Liebe zu ihm erbot, die Wunde auszuſaugen. Glücklicherweiſe war die Beſorgniß ohne Grund. Beim Ausgang aus der Kirche nahmen die Begleiter ſchonend einen Umweg, um nicht dem Leichnam ſeines Bruders zu begegnen. Während dieſes Vorganges hatte der Erzbiſchof von Piſa mit dreißig Mann ſich der Mitglieder der Signoria im Palaſt der Prioren verſichern wollen. Er tritt in den Verſammlungsſaal, geräth aber, als der Gonfaloniere Cäſar Petrucci ihm mit Würde entgegen geht, gleich völlig außer Faſſung. In der höchſten Verwirrung ſtammelt er etwas von einem päpſtlichen Auftrage, wechſelt jeden Augenblick die Farbe, ſieht ſich erwartend um, und erregt durch dies ſeltſame Betragen auf der Stelle gerechten Verdacht. Petrucci eilt nach der Thür, vor welcher er Jacob Poggio findet, der ihm den Weg vertreten will. Stark, wie er war, reißt er ihn bei den Haaren nieder und läßt ihn fortſchleppen. Die Prioren und Räthe nebſt ihren Dienern ergriffen ſtatt der Waffen Alles, was ihnen nahe lag, und vertheidigten ſich glücklich gegen die Verſchwörer, bis dieſe durch die zahlreich herbeieilenden Anhänger der Medici gänzlich überwältigt wurden. Indeß hatte Petrucci erſt erfahren, was geſchehen war, und voll Zorn ließ er, mit Beiſtimmung der Signoria, den Erzbiſchof, deſſen Bruder und Jacob Poggio vor den Augen des ganzen Volks zum Fenſter hinaus aufhängen, und die übrigen, welche im Palaſt gefangen worden waren, von oben herab auf die Straße ſtürzen. Franz Pazzi ward im Hauſe ſeines Oheims gefunden und neben dem Erzbiſchof aufgehängt. Das erbitterte Volk wüthete gegen alle Verſchworne und entſchiedene Feinde der Medici, deren es habhaft werden konnte, mehrere Tage hindurch, ſo daß die Straßen mit Leichnamen und zerſtückten Gliedern der Erſchlagenen beſäet waren. Unter der Zahl der auf dieſe Weiſe Ermordeten befanden ſich auch die beiden Prieſter, die Lorenzo hatten tödten wollen. Mehrere, welche die Flucht ergriffen hatten, wurden aufgefangen, zurückgebracht und hingerichtet. Dahin gehörten der alte Pazzi und Monteſecco. Der Leichnam des Erſtern, eines Mannes, der die höchſten Ehrenſtellen im Staate bekleidet hatte, wurde vom Pöbel auf alle erdenkliche Weiſe gemißhandelt und dann in den Arno geworfen. Den Cardinal Riario, der wirklich keine Kenntniß von der Verſchwörung gehabt hatte, ſchützten die Prieſter mit vieler Mühe am Altare; ſeine Leute wurden von dem wüthenden Haufen in Stücke zerhauen. Baroncelli, der den erſten Streich auf Julian geführt hatte, entrann glücklich und kam bis nach Conſtantinopel; aber ſo viel galten die florentiniſchen

Kaufherren auch am Hofe Mohammed's II., daß er ausgeliefert und beinahe zwei Jahre hernach zu Florenz hingerichtet ward.

Sixtus IV. gab indeß seine Absichten und seinen Haß wider die Medici nicht auf. Er that die Florentiner in den Bann, weil sie sich an den Gesalbten Gottes vergriffen, einen Cardinal gefangen und einen Erzbischof aufgehängt hätten. In Gemeinschaft mit Ferdinand I. von Neapel wollte er sie auch mit weltlichen Waffen dafür züchtigen. Vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten berief Lorenzo eine Versammlung von dreihundert der angesehensten Bürger, und stellte ihnen vor, da der Krieg gegen ihn allein gerichtet sei, so sei er bereit, sich aus der Stadt zu entfernen, wenn sie der Meinung sein sollten, daß die Republik dem Kampfe nicht gewachsen wäre; um eines Einzelnen willen dürfe Florenz nicht zu Grunde gehen. Die Versammelten aber, von tiefer Rührung zu Thränen bewegt, erwiederten, daß die Stadt seine Verdienste für so groß achte, daß sie mit ihm stehen und fallen wolle, und nur mit dem Untergange des Staates selbst solle sein Ansehn sinken. Als nun aber der Krieg ausbrach und für Florenz unglücklich lief, als ein neapolitanisches Heer die Truppen der Republik schlug und sich der Stadt näherte, erkaltete diese Stimmung. Man sprach laut davon, daß man diese Drangsale doch eigentlich nur dem persönlichen Hasse des Papstes gegen die Mediceer verdankte, und Lorenzo's Lage war mißlich und beunruhigend. In dieser Noth faßte er einen ebenso muthigen als klugen Entschluß. Er ging heimlich aus der Stadt, und schrieb von San Miniato aus an die Signoria einen Brief, worin er meldete, er sei auf dem Wege nach Neapel, um den König entweder zum Vortheile der Republik zu gewinnen, oder sich seiner Rache Preis zu geben. In der That war dieser Schritt nicht ohne Gefahr, doch wußte er, daß am Hofe des Königs von Neapel eine bedeutende Partei für den Frieden gestimmt war. Wirklich wurde er dort ehrenvoll empfangen und erreichte durch gewandtes Benehmen und kluge Vorstellungen nach einiger Zeit seinen Zweck. Er zeigte dem Könige, daß seinem Throne Gefahren drohten, indem die Republik in Verbindung mit Venedig die Ansprüche Renatus' II. von Lothringen, als Erben seines Großvaters, auf Neapel zu unterstützen gedächte, daß dieser Anstalten träfe, mit sechstausend Reitern nach Italien aufzubrechen und daß die Partei des Hauses Anjou unter dem Adel seines Reiches noch nicht erloschen sei. Papst Sixtus sei überdies alt und schwach, und welche Pläne sein Nachfolger verfolgen würde, sei unbekannt. So entschloß sich Ferdinand zum Frieden, Lorenzo schiffte

ſich wieder nach Piſa ein, und ward mit lautem Jubel von ſeinen Mitbürgern empfangen. Noch beharrte der Papſt bei ſeiner Feindſchaft; als aber bald darauf, wie oben erzählt iſt, die Türken Otranto nahmen, gerieth er in ſolchen Schrecken, und die Eintracht aller Staaten Italien's ſchien ihm ſo dringend nöthig, daß auch er ſich mit der Republik ausſöhnte (1480).

Die Wiederherſtellung des Friedens, welche Lorenzo ganz allein ohne Feldherrn und Räthe bewerkſtelligt hatte, befeſtigte ſein Anſehn ungemein, und ſeine Anſprüche auf fürſtliche Gewalt traten jetzt offener hervor. Er wußte es durchzuſetzen, daß einer permanenten Verſammlung von ſiebzig Bürgern die Leitung bei der Beſetzung der öffentlichen Aemter und die höchſte Entſcheidung aller Angelegenheiten übergeben ward. Der Freiſtaat hatte ſeiner wahren Bedeutung nach nur noch ein ſchwaches Leben, und die verfaſſungsmäßigen Magiſtrate waren zu ſolchen Schattenbildern herabgeſunken, daß der Gonfaloniere Neri Cambi, wegen eines in Uebereinſtimmung mit den Prioren einigen öffentlichen Beamten ertheilten Verweiſes mit einer Geldſtrafe belegt wurde, weil er es ohne Einwilligung Lorenzo's, des Fürſten der Regierung, gethan. Auch in einer anderen Beziehung zeigte es ſich, wie ſehr der Freiſtaat mit ſeiner Perſon verſchmolzen war. Hatte ſein Vater das durch die Freigebigkeit ſeines Großvaters zerrüttete Vermögen der Familie zu ordnen und zu ſammeln, die ungeheueren ausſtehenden Summen einzutreiben geſucht und dadurch große Unzufriedenheit erweckt: ſo fuhr Lorenzo wieder ganz in Cosmus' Weiſe fort, dergeſtalt daß durch Vorſchüſſe an Unbemittelte, fürſtlichen Aufwand, gänzliche Vernachläſſigung der Handelsgeſchäfte, nicht nur aller Reichthum zerrann, ſondern auch ein gänzlicher Bankerut ſeines Hauſes nahe war. Da erklärte die Republik Lorenzo's Schulden für die ihrigen, ſetzte aber dabei ſelbſt den Zinsfuß der Staatspapiere auf die Hälfte herab *).

Lorenzo ſtarb am 8. April 1492, vierundvierzig Jahre alt. Hochgeprieſen von Vielen, beſonders von Denen, die es für ein Glück der

*) Die Staatsſchulden von Florenz waren in Scheine zu hundert Scudi vertheilt, die mit drei Procent verzinſt wurden. Sie waren aber ſchon bis auf 27 Scudi gefallen, und nachdem jetzt die Rente auf anderthalb Procente reducirt wurde, kaufte man einen Schein zu elf Scudi. Doch konnte die Regierung auch durch dieſe Maßregel die Ausgaben noch nicht decken; die Capitale aller milden Stiftungen wurden mit Beſchlag belegt, und unter dem Verſprechen, ſie nach einem Zeitraum von zwanzig Jahren wieder zu verzinſen, und zwar zu ſieben Prozent, für den Staat verwendet.

Freistaaten achten, von einem klugen und milden Vorsteher gezügelt und gelenkt zu werden, ist er dagegen von streng republicanisch gesinnten Gemüthern angeklagt worden, die freie Verfassung seiner Vaterstadt zerstört und dadurch ihr Herabsinken von der alten Größe verschuldet zu haben.

---

61. Dante, Petrarca und Boccaccio. Die Anfänge des Humanismus.

Von allen bisher geschilderten Kämpfen und politischen Schöpfungen der Italiener ging ein weit geringerer Einfluß auf das übrige Europa und seine Entwickelung aus, als von den wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen dieses Volkes. Während im nördlichen Italien beim Erwachen der Poesie im zwölften Jahrhundert in provenzalischer Sprache gedichtet worden war, hatten die Sicilianer zuerst den nationalen Gesang in der Landessprache ausgebildet, wenn auch der Form des Verses und dem Inhalt nach sich den Troubadours anschließend. Von Friedrich II. und Peter von Vineis haben sich in dieser Beziehung Nachrichten und Gedichte erhalten. Dann aber erwachte, besonders im nördlichen und mittleren Italien, ein neuer Geist, der sich allmählig der ganzen Welt mittheilte und, wie wenig naturwüchsig er auch sein mochte, doch das moderne Leben erschaffen half; jene Richtung, die sich von dem Wesen des Mittelalters als von einem erstorbenen abwandte und zur Bildung eines neuen Lebensprincipes das klassische Alterthum wieder in sich aufnahm. Daß das antike Element so aufgenommen werden konnte, wie es aufgenommen ward, ist in der That nur dadurch erklärlich, daß die Italiener in Weltanschauung, in staatlichem wie gesellschaftlichem Leben, und in der Ausbildung der individuellen Persönlichkeit mit dem Mittelalter völlig gebrochen hatten. Die Bedeutung der Päpste war nach der Uebersiedelung nach Avignon vernichtet; die neu aufkommenden Fürstenhäuser hatten ihre Macht auf die rohe Gewalt gegründet und hielten sich nur durch diese oder durch ihre überlegene Persönlichkeit, keineswegs durch legitime Vererbung der Throne; wie ferner Venedig und Florenz, jede Stadt in verschiedener Weise, neue, unbetretene Wege gingen, ist im vorigen Kapitel erzählt worden. Auch das Auftreten der Condottiere und ihr mächtiges Eingreifen ist ein Zeichen davon, daß nicht nur das ritterliche Leben vorüber, sondern daß alle alten Bande

enger Genoſſenſchaften geſprengt waren, daß der einzelne, mit Gaben und Willen ausgerüſtete Menſch, gleichviel welchem Stande er angehörte, ſich Geltung und Anſehn verſchaffen konnte. Von der geiſtigen Ueberlegenheit, die nicht einmal mehr den moraliſchen Werth zur Bedingung und Vorausſetzung hatte, die oft ſogar ſich der verwerflichſten Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke bediente, hing es ab, was der Menſch war und bedeutete; er ward nicht mehr von der Allgemeinheit, in der er ſtand, getragen, weil bereits eine völlige Vermiſchung der Stände ſtattgefunden hatte. Iſt es demnach zu verwundern, daß man zu einer Cultur zurückgriff, die für das, was man bedurfte, für die Entwickelung der Individualität, die beſte Schulung zu gewähren ſchien, und das, wonach man ſtrebte, die Entwicklung des Geiſtes, am glänzendſten ausgebildet hatte, zu einer Cultur, die nie ganz erſtorben geweſen war und überdies für die Italiener noch den beſonderen Vorzug und Reiz einer heimathlichen und nationalen hatte? Die Menge der Denkmäler der Kunſt, die noch immer angeſchaut und bewundert wurden, auch der nahe Zuſammenhang der italieniſchen Sprache mit der lateiniſchen erleichterten den Proceß, und noch mächtiger wirkten dann auf Schrift und Rede ſchon vom dreizehnten Jahrhundert an eine immer lebendiger werdende Erinnerung an das alte Rom, und die Sehnſucht nach dieſer vergangenen Größe, die ſchon auf das politiſche Leben nicht ohne Einfluß blieb. Das Studium der alten Litteratur, die hieraus ſich ergebenden Vorſtellungen und Anſchauungen durchdrangen die herrſchende Gefühlsweiſe, gaben dem geiſtigen Leben einen neuen Schwung und eine neue Richtung, und bewirkten ſo früher als in irgend einem andern Lande hier eine Vereinigung des Antiken mit dem Chriſtlichen und Romantiſchen. Die italieniſche Sprache, wie ſie ſich im Munde des Volkes und im Umgang der gebildetſten Männer des Landes zu Florenz entwickelt hatte, wurde das Organ dieſer neuen Bildungsſtufe für die Poeſie, wenn ſich auch für die wiſſenſchaftlichen Bemühungen der Gebrauch der lateiniſchen erhielt.

Die erſten Anfänge dieſes neuen Lebens ſind von einem Manne herzuleiten, der zwar nicht unter die eigentlichen Reſtauratoren des Alterthums zu zählen iſt, der jedoch in der Majeſtät ſeiner Perſönlichkeit wie in der Wirkung ſeiner Werke die Grenze am deutlichſten bezeichnet, welche zwiſchen dem mittelalterlichen und dem neuern Italien liegt. Dante oder, wie er eigentlich hieß, Durante, aus der Familie Alighieri, war geboren im Jahre 1265 zu Florenz, dieſer Stadt, die wir eben als den Schauplatz großartiger Beſtrebungen und der mannichfachſten poli-

tischen Erschütterungen kennen gelernt haben. Aber mitten unter diesen Unruhen hatte sich hier auch am frühesten der Sinn für schöne Künste wiederum geregt, und die Beschaffenheit der Verfassung forderte mehr als irgendwo die Bildung des Einzelnen. Viele ausgezeichnete Geister jener Zeit nannten Florenz ihr Vaterland, aber Keiner erstieg die Höhe, zu der sich Dante emporschwang. Schon als Jüngling setzte er sich, unter der Anleitung seines Lehrers Brunetto Latini, welcher eine hohe Stelle im Dienste der florentinischen Republik bekleidete und zuerst römische Autoren in die italienische Vulgärsprache übersetzte, dann aber auch durch eigenen Fleiß, in vollkommenen Besitz der gepriesensten Kenntnisse seines Zeitalters, der Rhetorik, Astrologie und der tiefsinnigen Scholastik, und besuchte hierauf noch mehrere Universitäten. Aber der Ernst dieser Beschäftigungen verscheuchte aus seinem Herzen die zarteste Liebe nicht, welche Beatrice Portinari ihm schon in seinem zehnten Jahre eingeflößt. Sie war es, die, ob sie gleich früh starb (1290), doch als das Ideal schöner Weiblichkeit sein Gemüth reinigte und heiligte, und die Seele seines Lebens wie seiner Werke geblieben ist, die ihn und sie unsterblich gemacht haben. Seinem Vaterlande diente Dante in den Kämpfen gegen Arezzo und Pisa (1289 und 1290), und späterhin als Staatsmann. Im Jahre 1300 war er unter den Prioren. Er gehörte zu der Partei der Weißen, und auch ihn traf, als diese, wie oben erzählt ist, durch Karl von Valois ihren Gegnern unterlagen, das Loos der Verbannung. Er sah sich gezwungen, in der Fremde Zuflucht zu suchen, und mußte fühlen, „wie hart der Weg ist, wenn man nur auf fremden Treppen hinauf und herab steigt.“ Er fand diese Zuflucht zunächst zu Verona bei den Scala, welche (besonders Can della Scala) berühmte Männer aller Art um sich sammelten, und ihnen unter fröhlichen Festen die freiste Muße für ihre Beschäftigungen gewährten. Hier lebte Dante eine Zeit lang hochgeehrt. Als Heinrich VII. zum Zuge nach Italien rüstete, erwartete er voll dichterischer Begeisterung eine Zeit neuen Glanzes für sein Vaterland, und die Zurückführung seiner Partei nach Florenz. Er schrieb deshalb, noch ehe der Kaiser erschienen war, einen Aufruf an das italienische Volk, wodurch er jenem den Weg zu bahnen und die Herzen zu gewinnen suchte, und als Heinrich dann durch die Aufstände der lombardischen Städte in seinen Unternehmungen aufgehalten wurde, mahnte er ihn (im April 1311), Toscana's nicht zu vergessen, den Mittelpunkt des Widerstandes, Florenz, zu bezwingen, und das Zeitalter Saturn's nach Italien zurückzuführen. Aber auch diese Hoffnung scheiterte, wie wir wissen. Dante erlangte die Rückkehr in

ſeine Vaterſtadt nicht, und lebte als Verbannter bald hier, bald dort. Zuletzt hielt er ſich bei Guido Novello da Polenta, Herrn zu Ravenna, auf, bei welchem er auch 1321 ſtarb. Wie dieſer ihn im Leben großmüthig geehrt hatte, that er es auch im Tode. Die vornehmſten Bürger Ravenna's mußten auf ihren Schultern den Leichnam zur Grabſtätte tragen, und nur das eigne Unglück, das ihn traf, verhinderte Guido an der Vollendung eines großen und koſtbaren Denkmals für den Dichter.

Aber hätte es wohl größer und dauernder ſein können, als das, welches ſich Dante ſelbſt in ſeinem berühmten Werke, der göttlichen Komödie, errichtet hat? Schwankend zwiſchen alter und neuer Zeit, wollte er es anfangs in lateiniſcher Sprache ſchreiben; dann aber, da er die Beſtimmung des Werkes ahnte, veränderte er ſeinen erſten Entſchluß, und bediente ſich der italieniſchen Sprache, des zu ſeiner Zeit ſogenannten Volgare, wofür dieſes Gedicht ſelbſt der Quell geworden iſt, aus welchem der anmuthige und tiefe Strom deſſelben hervorbrach. Es mußte auch nothwendig durch die Sprache dem friſchen Leben der Zeit angehören, der es entquollen. Denn es iſt Abbild und Spiegel des ganzen Zeitalters; die romantiſche Poeſie und die ſcholaſtiſche Philoſophie, die geiſtliche und die weltliche Macht, die Erinnerung an die alten Götter und Heroen und die herrſchende katholiſche Religion glänzen darin in herrlicher Gemeinſchaft. Alle die in den bisher entwickelten Dichtungen gegebenen Motive ſind zu der größten und würdigſten Geſtaltung herausgeboren. Die Einfaſſung iſt dem Virgil entnommen, an das Minnelied lehnt ſich die Darſtellung der beſeligenden Frauenliebe, dem lateiniſchen Kirchenliede entſpricht der religiöſe Aufſchwung, die Erzählungen wirklicher Vorfälle, wie ſie in ſeiner Zeit in Italien geſchrieben wurden, ſind zur Vorſtellung der großen Thaten der Geſchichte erhoben. Alle dieſe der Zeit angehörenden Formen ſind vereinigt gebraucht, um die ewigen und unvergänglichen Verhältniſſe der Menſchheit, die ſtaatlichen, die kirchlichen wie die perſönlichen darin auszuprägen, und über dem Ganzen ſchwebt verklärend und erhebend die theologiſche Weltanſicht des Dichters. Wie er durch ſein Unglück und durch die Liebe gereinigt, den Drang des Irdiſchen von ſich weggewieſen, ſtellte Dante zuerſt in der vita nuova dar. Hier beſchreibt er die Entſtehung, den Fortſchritt und die Veredlung ſeiner Liebe zu Beatrice, welche ihm dieſes neue Leben geſchaffen hatte, den Uebergang der ſinnlichen Liebe zur himmliſchen. Aus dem Irrthum der Leidenſchaften losgeriſſen, fordert ihn Beatrice zur Wanderung durch Hölle, Fegfeuer und Himmel auf, in demſelben Jahre (1300), wo Bonifacius VIII. ein all-

gemeines Jubiläum zur Vergebung aller Sünden ausgeschrieben hatte, damit ihm das Wesen der Welt und der Menschen, das Böse und das Gute offenbart werde, und er sich und Andere zur Buße ermuntere und zum höheren Leben weihe. Die Beschreibung dieser Wanderung ist die göttliche Komödie, ein zusammenhängendes episches Gedicht, während die vita nuova aus einer Reihe lyrischer Poesien zusammengesetzt ist. Die divina commedia besteht aus drei Theilen, in denen zusammen hundert Gesänge, jeder ungefähr von hundertundvierzig Versen, enthalten sind. Zum Führer gibt ihm Beatrice, die zugleich in der allegorischen Weise des Dichters als Symbol der christlichen Weisheit vorgestellt wird, den römischen Dichter Virgil, der das Symbol der menschlichen, durch die Theologie noch nicht aufgeklärten Vernunft ist, weswegen dieser auch den Dante nur bis zum Paradiese führen kann. Von da an muß Beatrice selbst ihn durch den nur den Christen offenstehenden Himmel leiten. In dieser wichtigen Rolle, die hier dem Virgil übertragen wird, dessen Gedichte der erste und schönste Wiederhall waren, der jener mit Sehnsucht in die Gräber des verschütteten Alterthums rufenden Zeit entgegentönte — zeigt sich der Einfluß, den die alte Welt damals übte, die Bedeutsamkeit, welche ihr zugeschrieben wurde, und die Ansicht Dante's von derselben. Dieselbe Auffassung ist es auch, welche Cato von Utica als den Heros der Freiheit, ohne deren Bewußtsein keiner zur Läuterung seiner selbst gelangt, an den Eingang des Fegefeuers setzt. Ja des Dichters Verehrung zeigt auch durch die öfter von ihm erhobenen Zweifel, warum die edlen Helden jener vergangenen Zeit niemals ins Paradies gelangen können, die ihm indeß die Philosophie nicht lösen kann.

Es ist hier nicht der Ort, in das Einzelne dieses wunderbaren Gedichtes einzugehen und den Dichter zu begleiten, wie er in den mannichfaltigen Gestalten, die er in die Hölle, in das Fegefeuer und in den Himmel versetzt, die Menschheit dargestellt, als der strafenden oder belohnenden Gerechtigkeit unterworfen, je nachdem sie mit Freiheit recht oder unrecht handelt; wie er die ganze Weltgeschichte in der lebendigsten Klarheit erscheinen läßt, und durch seine Theilnahme zur lyrischen Einheit zusammenfaßt; wie bei ihm, dem Geiste des Mittelalters gemäß, die tiefste Allegorie, in der Anlage und im Fortgange des Ganzen sowie in der Bedeutung des Einzelnen, eingegangen ist in die unmittelbarste und vollste Erscheinung; so daß der größeren oder geringeren Kraft der Auffassung gemäß auch die historische Bedeutung, unmittelbar genommen, den höchsten Genuß gewährt, was Boccaccio sehr schön bezeichnet,

indem er ſagt, die göttliche Komödie gleiche einem Strome, durch welchen ein Löwe ſchwimmen und ein Lamm gehen könne. Nur wie die großen Kräfte der damaligen Welt, deren Kampf und Reibung wir in der deutſchen und italieniſchen Geſchichte dargeſtellt haben, ſich in dem Geiſte und Werke des genialen Dichters abſpiegeln, mag hier im Allgemeinen erwähnt werden.

Dante, obgleich ein Ghibelline, ſtellt ſich dennoch über den Gegenſatz, und ſchilt mit Unparteilichkeit Genoſſen und Gegner (Paradies I.), daß ſie ihren ſelbſtſüchtigen Zwecken das Wohl des Ganzen aufopferten. Denn ihm ſchien, wie die Glückſeligkeit des Einzelnen durch das Gleichgewicht ſeiner irdiſchen und geiſtigen Natur, ebenſo die der Menſchheit durch die Erhaltung der Gegenſätze, deren Kampf die bisherige Geſchichte dargelegt hat, bedingt zu ſein. Die geiſtliche und weltliche Macht ſollten durch ihr Gleichgewicht eine friedliche Einheit bilden. Darum prangt auf der einen Seite die Hierarchie, die von dem Statthalter Chriſti anhebt, und durch alle Zweige der geiſtlichen Würde hinabſteigt, umgeben von den beiden Mönchsorden, den Franciscanern und Dominicanern, die gleichſam „die Räder des Wagens ſind, auf welchem die Kirche kämpfend fährt“ (Parad. XII.), und der ſcholaſtiſchen Philoſophie, deren Verehrer und Bearbeiter in der Sonne (denn die Seligen ſind in den verſchiedenen Planeten) wohnen, wodurch das Licht, welches von dieſer Wiſſenſchaft ausgeht, angedeutet wird. Hart tadelt der Dichter diejenigen Verweſer der geiſtlichen Macht, die von dem Geiſte und der Idee, welche ihrer Stellung zu Grunde liegen, abgewichen ſind, und nicht ohne Unmuth ſieht er den geiſtlichen Bannfluch als Waffe in weltlichen Kämpfen gebraucht. Er ſcheut ſich nicht, den Papſt Nicolaus III. in die Hölle zu ſetzen, weil er ſich der Simonie ſchuldig gemacht, und ſo übt er noch an mehreren Anderen ſtrenge Gerechtigkeit. Dieſem geiſtlichen Reiche gegenüber ſteht das römiſche Kaiſerthum, das, wie Juſtinian (Parad. VI.) erzählt, von den Römern auf die Deutſchen gekommen iſt. Unter dem Kaiſer, dieſem höchſten Monarchen *), ſollten

*) Als Heinrich VII. nach Italien zog, ſchrieb Dante eine politiſche Abhandlung „de monarchia“, in welcher er eine Univerſalmonarchie, repräſentirt durch den römiſchen Kaiſer und getragen von dem römiſchen Volke, fordert. Innerhalb dieſes Geſammtreiches ſollen die einzelnen Völker von einzelnen Fürſten regiert werden, und zwar nicht nach Willkür, ſondern an der Hand guter Geſetze. Zwar hat der Kaiſer ſeine Macht von Gott, nicht von der Kirche, neben der der Staat vielmehr gleichberechtigt ſteht, aber — und dies iſt charakteriſtiſch für das neue Staatsprincip — der Fürſt iſt um des Staates willen da, er iſt der Diener deſſelben.

alle übrigen Könige und Fürsten regieren, damit so der höchste Friede und die höchste Glückseligkeit herrschen. Friedrich II. brennt daher in der Hölle (X.), weil er, nach der Ansicht des Dichters, gestrebt hat, im Kampfe gegen die geistliche Macht jenes Gleichgewicht zu stören, und Rudolf von Habsburg büßt mit zerknirschtem Herzen (Fegefeuer VII.) die Schuld seiner Lässigkeit, die ihn abhielt, sich um Italien und die Kaiserkrone zu bekümmern; Heinrich VII. und Can della Scala werden dagegen als die möglichen Retter und Herstellen dieses Reichs gepriesen; aber die Könige von Frankreich als stete Feinde des Kaiserthums getadelt, und dieser Vorwurf trifft auch Florenz, das Vaterland des Dichters, weil es sich den gelben Lilien (der französisch-neapolitanischen Partei) anschließt, und dem allgemeinen Panier (dem Kaiserthum) sich entgegenstemmt.

Schon diese wenigen Andeutungen über die göttliche Komödie werden den Eindruck erklärlich machen, den diese Zusammenfassung aller bisherigen Richtungen und Bestrebungen und ihre plastische Wiedergeburt durch die gewaltigste Kunst auf die Zeitgenossen machen mußte, sowie den unaussprechlichen Werth, den Dante auch für jede spätere Periode in Anspruch nimmt. Schon damals führte das Bedürfniß, sich in dieser Ideenwelt zu orientiren, nach nicht allzu langer Zeit zur Errichtung von Lehrstühlen für Erklärung der göttlichen Komödie; in Florenz eröffnete Boccaccio, selbst einer von denen, dessen Werke diese neue Litteratur verherrlicht haben, auf Befehl des Staats im Jahre 1373 erläuternde Vorlesungen, und entwickelte die allegorischen und historischen Beziehungen des Gedichts mit aller der Gelehrsamkeit, die eine solche Auslegung erforderte.

Während Dante's Bedeutung als Dichter über die Schranken seiner Zeit wie seines Vaterlandes hinausgreift und es eben deßhalb unmöglich macht, daß Andere seinen Spuren folgen konnten, findet er für die andere Seite seines Wesens, in dem Ahnen und Anbahnen eines neuen Culturzustandes, sofort begabte und eifrige Nachfolger, von denen das, was er mehr gefühlt als ausgesprochen hatte, in bestimmte Formen geprägt und vervollständigt wird. Unter ihnen ist der erste und bekannteste, aber auch der am meisten schöpferische Franzesco Petrarca, der „eigentliche Prophet und Entdecker des Humanismus", mit welchem Namen von nun an die hingebende Erforschung und Erschließung des Alterthums bezeichnet wird*). Petrarca wurde am 20. Juli 1304 zu

*) Vgl. hierzu wie zu dem Folgenden, außer dem schon erwähnten Werke von Burckhardt, die Cultur der Renaissance, besonders Georg Voigt, die

Arezzo geboren. Sein Vater war, als zur Partei der Weißen gehörig, zugleich mit Dante gezwungen worden, Florenz zu verlaſſen, und begab ſich, als Petrarca acht Jahre alt war, nach Avignon. Von hier ſandte er ſeinen Sohn nach Carpentras auf die Schule, und dann zur Erlernung der Rechte auf die berühmten Univerſitäten zu Montpellier und Bologna. Aber die Verbindung ſeiner litterariſchen und poetiſchen Neigungen mit dem trocknen Rechtsſtudium, welches nicht hiſtoriſch, ſondern rein ſcholaſtiſch betrieben wurde, wollte Petrarca nicht gelingen. Der Leſung der alten Schriftſteller hingegeben, vergaß er jenes Studium darüber ſo ſehr, daß ſein Vater ſelbſt nach Bologna eilte und die Bücher, die ihn ganz in Anſpruch nahmen, ins Feuer warf. Nur die heißen Thränen des Jünglings retteten den Virgil und die Rhetorik des Cicero aus den Flammen. Der bald darauf erfolgte Tod ſeines Vaters führte Petrarca wieder dem Alterthume zu; aber die Liebe zu Laura, der Tochter des Ritters Audibert von Noves, die er zu Avignon, wohin er zurückgekehrt war, am Montag der Charwoche des Jahres 1327, in der Nonnenkirche von St. Clara erblickte, band ihn an die Gegenwart.

Obgleich die Geliebte ſchon ſeit zwei Jahren an Hugo aus dem Geſchlecht der Herren von Sade vermählt war, nahte ſich Petrarca ihr mit feuriger Entſchloſſenheit. Unerfahren und unſchuldig gönnte ſie ihm Zutritt, als aber glühende Blicke ſein Inneres verrathen, ſieht er ſich ſtreng und kalt zurückgewieſen. Statt ihn zu heilen, entzündet die Tugend Laura's ſeine Leidenſchaft immer mehr. Seufzend und verzweifelnd durchirrt er die Länder Europa's, aber das Bild der Geliebten verfolgt ihn, und zu ſeinen Schmerzen geſellen ſich Vorwürfe und Gewiſſensbiſſe, daß ſein Herz, welches Gott für die ganze Welt erſchaffen, nur von einem Geſchöpfe beſeelt und erfüllt ſei. Endlich will er ſeine Liebe bekämpfen, aber alle Anſtrengungen vermehren nur die Bitterkeit ſeiner Qualen; ſo ſehr ſein Stolz ſich gegen die unwürdige Sclaverei ſtemmt, ſo wenig kann er ſein Herz doch von der Gebieterin losreißen. Er kehrte nach Avignon zurück, und Laura's Milde, Sanftmuth und Freundlichkeit, die ſie ihm jetzt, da ſie um manchen Sommer älter geworden war, bezeigte, hielten ihn auch noch nach ihrem Tode 1348 in Liebe und Sehnſucht gefeſſelt. Dieſe Leidenſchaft hat Petrarca in ſüßen und ſchwärmeriſchen Tönen in ſeinen Canzonen und Sonetten gefeiert und den Minnegeſang der Provenzalen in italieniſcher Zunge zur Vollendung

---

Wiederbelebung des klaſſiſchen Alterthums oder die erſten Jahrhunderte des Humanismus. Berlin, 1859.

erhoben, indem er zur Tiefe und Schwärmerei der Empfindung die Strenge und Correctheit der Sprache und Form gesellte, zu welcher ihm das Studium der Alten verhalf. Den Inhalt des antiken Lebens selbst mit dem Romantischen und Christlichen zu verschmelzen, wie es Dante's gewaltiger Geist erreicht hatte, vermochte er nicht; vielmehr fallen bei ihm die von jenem vereinigten Richtungen auseinander; denn während er in melodischer Sprache die Empfindungen der Liebe ausdrückt, wie sie seiner Zeit gewöhnlich sind, weiß er von dem Alterthum hauptsächlich doch nur die Meisterschaft der Form zu würdigen und seinen Zeitgenossen zu empfehlen, wogegen er den tieferen Inhalt desselben nicht völlig zu beherrschen vermag. Aber diese letztere Seite, die Begeisterung für die antike Form, ist an ihm die hervorragende, und wie er selbst in ihr sein größtes Verdienst sieht, so haben ihn die Mitlebenden auch fast nur ihretwegen geehrt; erst die Nachkommen meinten ihn vornehmlich als Sonetten- und Canzonendichter preisen zu müssen.

Indem Petrarca von der Verehrung für Virgil und Cicero ausging und sie vor der Verdächtigung Unwissender schützte, begann er zunächst nach dem Vorbilde des Erstern ein Heldengedicht, Africa, das eine Verherrlichung Scipio's enthalten sollte, zu verfassen. Sodann war es sein eifrigstes Geschäft, die Schriften des Letztern und anderer klassischen Autoren vor dem Untergange zu retten oder schon halb verloren geglaubte wieder aufzusuchen. Wie groß und rein war seine Freude, wenn er ein bisher nicht gekanntes Werk des großen Redners, wie in Lüttich zwei Reden, auffand. Nach allen Richtungen schickte er Briefe, Geld, um den Schriften der Classiker nachzuspüren, bei gelehrten Männern nachzufragen; und fast von jeder Reise brachte er einen Fund heim, wiewohl er sich um einzelne Schriften Cicero's und um die zweite Dekade des Livius vergeblich bemühte. So war er denn auch der Erste, der als Privatmann eine Bibliothek besaß, ebenso legte er eine Sammlung von antiken Münzen an. Und als er von einem seiner Bewunderer in Byzanz einen griechischen Homer erhielt, so erweckte er wenigstens bei Anderen den Drang, den gefeierten Sänger in der Ursprache zu lesen.

Von dieser glühenden Verehrung der Alten und der unausgesetzten Beschäftigung mit denselben war es nur eine natürliche Folge, daß seine ganze Lebensanschauung sich nach ihnen bildete, daß er die rein menschlichen Interessen, die er von ihnen sich aneignete, auf Alles übertrug, was ihn berührte, daß nichts für ihn Werth hatte, was nicht mit der allgemeinen Menschenbildung im Zusammenhange stand. Daher sein erbitterter Kampf gegen das Brotstudium, gegen den Aberglauben, gegen

Aſtrologie und Alchymie, vor allen aber gegen die Scholaſtik und ihre Vertreter; wie er alle ſclaviſche Abhängigkeit auf geiſtigem Gebiete haßte, ſo lehnte er ſich auch gegen die Philoſophie auf, die ſich von der Theologie völlig beherrſchen ließ; er wollte ſie als freie Wiſſenſchaft gehandhabt wiſſen. Und weil er mittelbar damit ſich auch in Gegenſatz zu Ariſtoteles, den Götzen der Scholaſtiker ſtellte, ſo wurde er genöthigt, eine andere Autorität des Alterthums für ſich zu ſuchen, womit er denn ganz von ſelbſt dazu kam, Plato zu empfehlen, den er doch wenig kannte. Ueberhaupt war ſeine Stellung zu den Griechen keine klare und bewußte, aber die inſtinktmäßige Wegweiſung, die er der nachfolgenden Generation gab, hat nichts deſtoweniger ihre Früchte getragen. In ähnlicher Weiſe war bei ſeinen literariſchen Fehden das Poſitive, was er gab, oft nur ſchwach begründet, wogegen er ſehr klar erkannte, was zwiſchen ihm und ſeinen Gegnern den Unterſchied bildete. Daß er ungeachtet ſeiner Feindſeligkeit gegen die Scholaſtiker als Vertheidiger der Kirche gerühmt wird, rührt daher, daß er gegen ketzeriſche Secten heftig auftrat; im Uebrigen vertrat er nie das allgemeine, ſondern nur ſein individuelles Chriſtenthum.

Weil er ſich als gebildeten Menſchen ohne Gleichen fühlte und ſich des ernſteſten eifrigſten Strebens nach Wahrheit bewußt war, ſo glaubte er Alles zu ſein, Dichter, Hiſtoriker, Philoſoph, Politiker. In der That fehlte ihm, um das Letztere ſein zu können, lebendiges Gefühl für Vaterland und Freiheit keineswegs; ja wäre er nicht von ſelbſt davon erfüllt geweſen, es würde aus der Beſchäftigung mit den Alten auf ihn übergegangen ſein. Aber freilich mangelte ihm die Tiefe und der weite, umfaſſende Blick, der Dante auch auf dieſem Gebiete auszeichnete; ſeine Vorſtellungen von der Möglichkeit, Italien wieder zu erwecken und zu erheben, waren phantaſtiſch, in abſtracter Weiſe den antiken Verhältniſſen entlehnt, ohne reale Grundlage. Daſſelbe war der Fall bei Cola Rienzi, zu dem er ſich daher von ſeinem erſten Auftreten an hingezogen fühlte. Niemand war geſchäftiger als Petrarca, den Schwärmer Cola zu preiſen, der ſein geliebtes Rom wieder aus dem Grabe erwecken wollte. Obgleich ein Freund der Colonna, nahm er ſich deſſelben an, vertheidigte ſich furchtlos zu Avignon am päpſtlichen Hofe, und der ſchmähliche Ausgang jener Ereigniſſe erfüllte ihn mit Schmerz und Verdruß. Neue Hoffnung begeiſterte den Dichter, als Kaiſer Karl IV., der, öfters durch Briefe von ihm eingeladen, das römiſche Reich in Italien und Rom wiederherzuſtellen, endlich in Mantua angekommen war (1354), und ihn zu ſich entbieten ließ. Mit der Demuth, die er gegen Männer zeigte,

die seine Ideen ausführen sollten, näherte er sich dem Kaiser, aber mit der Kühnheit, die das Bewußtsein jener Gedanken gab, sprach er zu ihm. Als Karl IV. wünschte, daß das noch nicht vollendete Werk Petrarca's über die berühmten Männer unter seinem Namen erscheinen möchte, sagte Petrarca ruhig: „dazu bedarfs von meiner Seite der Muße, von eurer der Tugend.“ Um den Kaiser zu dieser zu ermuntern, zeigte ihm Petrarca Münzen von römischen Imperatoren, und erzählte ihm Züge aus ihrem Leben zur Nachahmung, wobei Karl mit Wohlgefallen und Theilnahme zuhörte, nicht verletzt von dieser Kühnheit, die noch höher stieg, als er, ohne Petrarca's Hoffnungen erfüllt zu haben, nach Deutschland zurückkehrte. „So gehe denn,“ schrieb der Dichter, „weil du es willst, aber vergiß nicht, daß kein Fürst vor dir einer so schönen, nahen und herrlichen Hoffnung entsagt hat. Dein Großvater und dein Vater dachten anders, aber ich sehe, daß die Tugend sich nicht vererbt.“ Mit gleicher Kühnheit und Kraft sprach er mehr als einmal zu den Päpsten, indem er sie aufforderte, die falsche Geliebte, Avignon, zu verlassen und in die Arme der rechtmäßigen, aber verlassenen Gattin, Rom, zurückzukehren. „Papst bist du überall, aber zu Rom bist du Bischof. Zeige, daß du ein wahrer Hirt und kein Miethling bist,“ schrieb er an Urban V. (1366).

Wir wissen aus den Briefen Petrarca's, auch aus seinen Streitschriften ziemlich genau, wie es um sein Inneres, um die lauteren und unlauteren Regungen seiner Seele, um die Gründe seiner Neigungen und Abneigungen bestellt war, wie er unter dem Streite verschiedener Bildungselemente zu einer Einheit zu gelangen suchte. Aber eben daß wir dies aus seiner eigenen Feder erfahren, ist wieder ein Beweis dafür, daß er auf ganz anderem Boden stand, als die meisten Menschen vor ihm und um ihn*). Und so gehört denn zu seiner Persönlichkeit auch ein Zug, den er ebenfalls mit Cola gemein und durch das Studium der Alten gestärkt hatte, die fast unbegrenzte Ruhmsucht, das rege Gefühl für die persönliche Ehre, die von der Standesehre sehr verschieden ist. Sie erscheint bei ihm sogar nicht selten als kleinliche Eitelkeit, um so mehr, da er sie zu verdecken oder zu beschönigen sucht. Und doch hatte er

*) Daß diese Kämpfe bei ihm sich in anderer Weise kundgaben als bei ascetischen Klosterbrüdern, versteht sich von selbst. Aber es scheint doch gewagt, bei ihm einen modernen Weltschmerz vorauszusetzen, wie Voigt dies thut (a. a. O. S. 86), obwohl er freilich selbst von einer dolendi voluptas spricht, quae moestam animam facit, pestis eo funestior, quo ignotior causa atque ita difficilior cura est.

es wenig nöthig, in dieſer Beziehung eiferſüchtig zu ſein; denn gerade ſeine von der ganzen Mitwelt ſo merklich verſchiedene Perſönlichkeit war es, die ihm einen geheimnißvollen Zauber verlieh und die Zeitgenoſſen an ihn feſſelte. Sie beeiferten ſich auf alle Weiſe, ihm dieſe Geſinnung zu bezeugen. Schon im Jahre 1340, als er von ſeinen Reiſen nach Avignon zurückgekehrt war und ſeinen einſamen Wohnſitz an der Quelle Vaucluſe im reizenden Thal der Sorgue aufgeſchlagen hatte, erhielt er an einem Tage von Paris und Rom zugleich die Aufforderung, ſich als Dichter krönen zu laſſen. Ueber die Wahl des Ortes hatte er keinen Zweifel, zuvor aber wünſchte er ſich der Meinung der Welt würdig zu beweiſen. Er reiſte deshalb zum König Robert von Neapel, der nach ſeinem eignen Ausdruck lieber die Wiſſenſchaften ohne Diadem, als das Diadem ohne Wiſſenſchaften wollte, um ſich einer Prüfung zu unterwerfen. Es geſchah dies in einer öffentlichen Verſammlung, vor welcher Petrarca drei Tage hinter einander in allen Zweigen des Wiſſens befragt und des dichteriſchen Lorbeers für würdig erklärt wurde. Hätte nicht das Alter den König verhindert, ſo würde er ſelbſt mit nach Rom gegangen ſein, um mit eignen Händen die Krönung vorzunehmen. Sie wurde von dem Grafen Orſo von Anguillara, dem damaligen Senator von Rom, am erſten Oſtertage 1341 feierlichſt vollzogen. In einem Purpurkleide, das der König Robert ihm geſchenkt, mit einer Begleitung, zu der ſich die Jugend der vornehmſten römiſchen Geſchlechter gedrängt hatte, und unter dem Schall ſchmetternder Trompeten, ſtieg der entzückte Dichter die Stufen des Capitols hinauf. Oben angekommen, wandte er ſich zurück nach der Menge und rief: Gott erhalte das römiſche Volk, den Senat und die Freiheit! Das Volk, eben ſo geehrt und geſchmeichelt durch dieſe Feierlichkeit als der Dichter, war herbeigeſtrömt und jauchzte, als der Senator dem vor ihm knieenden Dichter die Lorbeerkrone auf das Haupt ſetzte. — Petrarca hatte, als er ſtarb, die Genugthuung, daß der Weg, den er gezeigt, raſch und eifrig von Andern weiter verfolgt ward. Hoch gefeiert und geehrt, erreichte er ein Alter von ſiebzig Jahren. Am 19. Juli 1374 fand man ihn des Morgens todt in ſeiner Bibliothek zu Arqua, einem Landſitze Franz Carrara's, mit dem Geſicht auf einem Buche ruhend.

Wie Petrarca den Minnegeſang, ſo erhob **Boccaccio** (geb. 1313, geſt. 1375) ein anderes Element der früheren Dichtung zur Vollendung. Aehnlich wie die Franzoſen in ihren Contes (vgl. Thl. VII. S. 25) ſtellten die Italiener in der Novelle Bilder des gewöhnlichen Lebens dar, erhoben aber dieſe Vorfälle durch Rundung, Abgeſchloſſenheit und Her-

vorhebung der geistigen Bestimmtheiten und Motive der Handelnden zu künstlerischen Gestaltungen. Dieser Gattung der Kunst verdankt Boccaccio seinen Ruhm, indem er dem einfachen Stil der frühern Zeit größern Reichthum und Glanz der Färbung hinzufügte, und in seinem Decameron die italienische Prosa eben so herrlich entfaltete wie Petrarca in seinen Liedern die Poesie. Er selbst jedoch erwähnt dieses Werk nie und scheint sonach noch viel weniger Werth darauf gelegt zu haben, als Petrarca auf seine Reime. Seinen Stolz machte es vielmehr aus, daß er sich in dem Cultus des Humanismus als den Schüler und Nachfolger des Petrarca ansah. In der That hat es keinen treueren Jünger des Letztern gegeben als ihn. Er nennt ihn niemals ohne den Ausdruck der tiefsten Verehrung, er richtet sich nach den Rathschlägen, die er von ihm erhält, er vertheidigt ihn gegen die Angriffe seiner Neider; und Petrarca umgekehrt liebte ihn und vermachte ihm in seinem Testamente funfzig Goldgulden bestimmt zu einem Winterkleide für seine Nachtstudien, mit dem Zusatz, es schmerze ihn, daß er für einen so großen Mann nicht mehr thun könne. Auch der Bildungsgang Beider bietet manche Aehnlichkeiten. Gleichwie Petrarca war Boccaccio (aus Certaldo) von seinem Vater gehindert worden, seinen humanistischen Neigungen zu folgen; zuerst zum Kaufmann, dann zum Advokaten bestimmt, verbrachte er die besten Jugendjahre mit Beschäftigungen, die ihm zuwider waren und ihn nicht fördern konnten. Erst nach dem Tode seines Vaters, als er fünfundzwanzig Jahre alt war, durfte er dem innern Drange nachgeben und sich ganz der Dichtkunst und der Pflege der Alterthumskunde widmen. Mit unermüdetem Eifer studirte er nun; keine Arbeit war ihm zu beschwerlich, keine Sorgfalt zu peinlich; unverdrossen ließ er sich von einem mürrischen Lehrer in die Elemente der griechischen Sprache, die damals noch wenig gekannt war, einführen; er war stolz darauf, daß er zuerst wieder von allen Italienern den Homer zu lesen verstand. Der Einfluß jedoch des Boccaccio auf die Mitwelt war bei weitem nicht so umfassend und tiefgreifend als der des Petrarca, vielleicht weil seine Persönlichkeit minder bedeutend erschien. Auch ist die Art, wie er die humanistischen Studien zu treiben pflegte, weit mehr die eines untergeordneten Kopfes; ihn freute es schon, wenn es ihm gelang, überhaupt den Lernstoff zu vermehren, ohne daß er dabei ermessen hätte, wie weit das Gelernte fähig sei ihn zu bilden. Daher ist sein Hauptwerk (de genealogia deorum) zwar das erste Handbuch für die Alterthumskunde und somit für die Zeitgenossen ein hochverdienstliches Buch; doch enthält es wenig mehr als eine Menge zusammengelesener Notizen, die ohne Geschmack zusam-

mengeſtellt ſind. Da er mit Dante und Petrarca die Neigung zur Allegorie und zu ſymboliſcher Deutung theilt, ſo verringert ſich dadurch der Werth des gelehrten Materials noch mehr. Andrerſeits aber bedurfte die Welt jetzt, nachdem ſie durch Petrarca auf die reichen Schätze des Alterthums einmal hingewieſen war, der handwerksmäßigen, philologiſchen Arbeit, und dieſer Aufgabe hat ſich Boccaccio nicht nur mit treuem Fleiße, ſondern auch mit enthuſiaſtiſcher Freudigkeit ſo erfolgreich unterzogen, daß durch ihn die antike Welt den Italienern wieder um vieles näher gerückt ward. Schwer zu erklären bleibt es, wie er, der ſich ſo unfrei zu den überlieferten Stoffen verhielt, mit ſo großer Leichtigkeit die italieniſche Proſa beherrſchen und bilden konnte, und wie er in ſeinen Sonetten und der Elegie Fiametta nicht nur ſeine leidenſchaftliche Liebe zu ergreifender Darſtellung zu bringen, ſondern Seelengemälde zu geben vermochte, die voll von der tiefſten Beobachtung ſind. Jene Fiametta, oder, wie dieſelbe eigentlich hieß, Maria, war eine natürliche Tochter König Robert's von Neapel; Boccaccio lernte ſie am Hofe Johanna's kennen (vgl. Thl. VII. S. 154) und beſang ſie in der feurigſten Leidenſchaft, umgeben von den üppigſten Reizen der ſüditalieniſchen Natur.

---

62. Weiterer Aufſchwung des Humanismus. Wiedererweckung des römiſchen und griechiſchen Alterthums. Kunſt.

Abſichtlich haben wir bei der Beſprechung der im vorigen Kapitel behandelten drei großen Dichter nicht nur die eine Seite ihrer poetiſchen Leiſtungen hervorgehoben, ſondern zugleich auf ihre Verdienſte um die Wiederbelebung der klaſſiſchen Studien aufmerkſam gemacht. Es wird nunmehr zu erzählen ſein, welche Früchte ihre Wirkſamkeit getragen hat.

War ſchon Boccaccio ein Schüler Petrarca's, ſo weiſen auch die nächſten Namen auf ihn als den Führer und Leiter zurück; und von den Städten iſt es namentlich Florenz, wo der Humanismus eine feſte Heimath fand. Hier lebten Luigi Marſigli und Coluccio Salutato, beide Freunde und Zeitgenoſſen Boccaccio's und begeiſterte Verehrer von Petrarca, von denen Jener zuerſt einen Verein außerhalb Kirche und Univerſität gründete, in dem die antike Literatur gepflegt ward, der Letztere aber, lange Jahre Vorſteher der ſtädtiſchen Kanzlei, die Weisheit des Alterthums fruchtbar machte für das Staatsleben. Nunmehr ent-

wickelte sich in der That eine Wissenschaft, die an keine Voraussetzungen mehr gebunden war; andererseits zeigten die Schriftstücke Salutato's der erstaunten Welt, daß die Bildung auch für die publicistische Praxis Werth habe und Vortheile bringe. Salutato's Briefe wurden überall bewundert; sie brachten es zu Wege, daß die Diplomatie in feinerer Weise gehandhabt ward, daß elegante Stilisten für die einzelnen Staaten, gleichviel ob republikanische oder monarchische, unentbehrlich wurden. Indessen ging es mit der Ausbreitung und Verallgemeinerung der eigentlichen Kenntnisse doch ziemlich langsam, weil es einerseits an einführenden Hülfsmitteln fehlte und die, welche vorhanden waren, nur langsam in die Hände der Lernbegierigen gelangten, so lange die Buchdruckerei noch nicht erfunden war, und weil andererseits auch der Humanismus an den Universitäten weniger gepflegt ward als neben denselben. Diesem Bedürfniß halfen allmählig die wandernden Lehrer ab, die von Stadt zu Stadt zogen und zu deren Füßen sich dann eifrige Schüler aus allen Ständen und Altersstufen sammelten. Einer der wirksamsten und ersten war Johann Malpaghino, gewöhnlich Johann von Ravenna genannt, der einst Petrarca als Schreiber gedient hatte, und Gasparino da Barzizza, der von seiner Vaterstadt auch Bergomas hieß. Zu ihrer Zahl gehörte auch ein Grieche, Manuel Chrysoloras, der mit mehreren Landsleuten nach Venedig gesandt worden war, um für Constantinopel Hülfe zu erbitten, da er aber für seinen politischen Zweck nichts erreichte, den Aufenthalt in Italien wenigstens dazu benutzte, um für Sprache und Literatur seiner Heimath die Theilnahme zu beleben. Damals begann der Eifer für das Griechische bereits so zu wachsen, daß Chrysoloras (1396) von Staatswegen nach Florenz berufen ward, wo er als Lehrer so viel Eindruck machte und eine solche Menge Schüler bildete, daß nach einigen Jahrzehnten ein guter Latinist ohne Kenntniß des Griechischen nicht mehr zu denken war. Er hielt später noch in andern Städten Vorträge und starb 1415 in Constanz, wohin er sich begeben hatte, um das Auftreten einer byzantinischen Gesandtschaft zu vermitteln.

Mit Beginn des funfzehnten Jahrhunderts war das literarische Treiben in Italien so im Schwunge, daß die humanistischen Gelehrten einen hochangesehenen Stand zu bilden anfingen; jetzt begann sich auch der Einfluß desselben auf alle Lebensbeziehungen so sichtbar zu äußern, daß man von hier an das Zeitalter der sogenannten „Renaissance" datiren darf. Ueberall gab es Lehrstühle für die beiden klassischen Sprachen, und zwar die meisten neben den Universitäten; es wurden die Ueberreste

des Alterthums in Kunstwerken und Schriften gesammelt und gesucht wie nur vor einigen Jahrhunderten die Reliquien. Was Italien an Ueberbleibseln antiker Literatur bot, kannte man ziemlich genau, es galt nun auch die übrigen Länder zu durchforschen, und hierfür ist wie überhaupt für die internationale Berührung der Völker das Costnitzer Concil von großem Einfluß gewesen. Dorthin kam als päpstlicher Secretair der berühmte Poggio Bracciolini, der jedoch an seinem Amte wenig Interesse hatte und seine Zeit viel mehr dem Aufsuchen von Handschriften zuwandte und als der glücklichste Finder bekannt ist. In St. Gallen entdeckte er das erste vollständige Exemplar der Institutionen des Quintilian, das er in zweiunddreißig Tagen sauber abgeschrieben haben soll, dort copirte er auch die Argonautica des Valerius Flaccus, wie denn überhaupt sein Aufenthalt im Norden der Alpen für die Auffindung oder Vervollständigung vieler Classiker, des Lucretius, Silius Italicus, Vitruvius, Columella, Gellius, Celsus, Asconius Pedianus, für die Entdeckung von acht Reden des Cicero von Erfolg war; das Buch Frontin's über die Wasserleitungen in Rom führte ihm ein glücklicher Zufall in Monte Cassino in die Hand. Mit Enthusiasmus wurden die Nachrichten von diesen Entdeckungen aufgenommen, alle Welt bemühte sich eifrig um Abschriften der gefundenen Bücher.

Es war ein günstiges Zusammentreffen, daß in der Stadt, die, wie bemerkt, seit den ersten Regungen dieser neuen Richtung es sich zur Ehre gerechnet hatte, der Mittelpunkt derselben zu sein, in Florenz, das Haus der Medici zur Herrschaft gelangte; mit Recht ist ihr Name für die uneigennützige und hochherzige Theilnahme an Allem, was die klassischen Studien fördern konnte, sprichwörtlich geworden. Sie besaßen überdem die reichsten Mittel und ihre Handelsverbindungen, die sie nun auch für diese edleren Zwecke benutzten, reichten durch die ganze Welt. Wie sich um Cosmus ein Kreis von Literaten und Schöngeistern zusammenfand, ist bereits angedeutet. Zu ihm gehörte Niccolo Niccoli, ein feingebildeter Kenner des Alterthums und der Handschriften, der Freund und Auftraggeber des Poggio, der sein ganzes Vermögen an den Erwerb von Büchern wandte und bei seinem Tode eine Bibliothek von achthundert Bänden hinterließ, deren größten Theil er selbst geschrieben hatte und die er mit der größten Liberalität Allen zugänglich machte. Dazu zählten außerdem Lionardo Bruni (Aretino), der dem Salutato in der Kanzlerwürde folgte, ferner Carlo Marsuppini, gleichfalls ein Aretiner und später Kanzler; sogar ein Mönch, der Camaldulenser Ambrogio Traversari, der sich große Verdienste um

die Auffindung und Vervielfältigung von griechischen Kirchenvätern erwarb; vor Allen jedoch der schon genannte Poggio, der gewandteste Kopf und eleganteste Stilist, aber bissig in seinem Witz und für seine Widersacher, die Geistlichen, ein furchtbarer Gegner, weil er keine Rücksicht kannte. Für die Verbreitung der Kenntniß des Griechischen berief Cosmus sowohl Italiener, die sich in Griechenland aufgehalten hatten, wie namentlich den berühmten Filelfo, der jedoch persönlich zu wenig angenehm war, als daß er sich in der gebildeten Umgebung lange hätte halten können, als auch geborene Griechen, wie Georgios Trapezuntios und Johannes Argyropulos. Von der Schwärmerei des Cosmus für Plato ist oben schon die Rede gewesen. Als das sogenannte Unionsconcil in Florenz zusammentrat, lernte Cosimo auf diesem Gelehrtenesongreß auch den Georgios Gemisthos Plethon kennen, der den Aristoteles verachtete, aber Plato mit Begeisterung verehrte. Cosmus faßte den Plan, eine platonische Akademie zu gründen, deren Mitglieder sich verpflichten sollten, die Quellen der Weisheit des großen Philosophen zu studiren. Dem Sohne eines florentinischen Arztes, dem Marsilius Ficinus, den er lieb gewonnen, ließ er eine Erziehung geben, die ihn zu einem vollständigen Platoniker machen sollte, wie dieser sich denn in der That um das Studium und die Verbreitung der platonischen Philosophie hohe Verdienste erwarb. Lorenzo von Medici erlangte als Förderer und Freund der Wissenschaften und Künste nicht minderen Ruhm wie sein Großvater Cosmus. Unter seinen gelehrten Freunden strahlt besonders Angelus Politianus hervor, der an Ruhm alle Literatoren seiner Zeit übertraf und als Lehrer ebenso ausgezeichnet war wie als Schriftsteller. Unter Lorenzo's Schutze dauerte auch die von seinem Großvater gestiftete platonische Akademie fort, die das Andenken ihres Meisters jährlich am siebenten November, dem angeblichen Geburts- und Sterbetage Plato's, durch ein Gastmahl feierte.

Es ist charakteristisch für die humanistische Schule, daß sie sich mit allen politischen Systemen und Formen zurechtzufinden wußte. So hatte sie selbst an dem Hofe von Mailand einen glänzenden Vertreter an jenem Filelfo, den selbst der feige und heimtückische Philippo Maria Visconti, als er daran dachte nach Florenz zurückzukehren, mit allen Mitteln festhielt. Reich unterstützt von den Estes lehrte in Ferrara der berühmte Guarino da Verona, der sogar Prinzen des fürstlichen Hauses erzog. Der bedeutendste Musenhof aber war in Neapel. Hier hatte schon bei Beginn der ganzen Bewegung König Robert eine große Verehrung gegen Petrarca gezeigt; aber sein Nachfolger, König Alfons,

übertraf ihn in der Sorge für die bedeutenden Repräſentanten der Wiſſenſchaft bei weitem. Es iſt bekannt, daß zwiſchen ihm und Cosmus eine Handſchrift des Livius, die dieſer ihm von Florenz überſandte, nach langwieriger Feindſchaft eine dauernde Verſöhnung herbeiführte, daß der König ſelbſt durch die Beſorgniß ſeines Arztes, die Blätter könnten vergiftet ſein, ſich nicht abhalten ließ, ſogleich in denſelben zu leſen. Aber viel wichtiger war es, daß unter ſeinem Schutze die Literatoren zum erſten Male der vollen Freiheit des Wortes genoſſen, ohne ſich um Papſt oder Kirche zu kümmern, ſo daß ſich in Neapel gerade die kühnſten zuſammenfanden, Laurentius Valla und Antonio Beccadelli aus Palermo. Der Letztere iſt nur zu nennen als Verfaſſer einer unerhört frivolen Sammlung von Epigrammen, die bei der Geiſtlichkeit großes Aergerniß erregte. Jener dagegen, groß als Ueberſetzer der griechiſchen Meiſter, war wie Poggio ein perſönlicher und erbitterter Feind der Mönche und Pfaffen, welcher Stimmung er in einem vielangefochtenen Dialoge über die Wolluſt Ausdruck gab; viel ſchwerer aber noch traf ein Schlag, den er der Hierarchie durch ſeine Schrift über die conſtantiniſche Schenkung verſetzte, und dies gerade um dieſelbe Zeit, als das Baſeler Concil die päpſtliche Uebermacht mit andern Waffen angriff. Valla ſpottete der Dominicaner, die ihm mit der Inquiſition drohten, und hatte ſpäter ſogar den Triumph von der päpſtlichen Curie ohne ſein Zuthun Ehren und Einkünfte zu genießen. Welche Bedeutung mußte die humaniſtiſche Bildung haben, wenn ſich ſogar die gewaltigſte Macht, die Kirche, herabließ ſie zu gewinnen! In der That trat um die Mitte des Jahrhunderts ſogar in Rom ein Umſchlag zu Gunſten der Wiſſenſchaft ein, als Tommaſo Parentucelli, ein Karthäuſerbruder, unter dem Namen Nicolaus V., den päpſtlichen Stuhl beſtieg. Er hatte lange in Florenz gelebt und unter dem Einfluß der Umgebung des Cosmus einen glühenden Enthuſiasmus für die Erforſchung der antiken Welt in ſich aufgenommen, den er nun als höchſter Fürſt der Kirche zu bethätigen ſuchte. Es kam dieſem Eifer zu Statten, daß die Zeiten des Baſeler Concils vorüber waren, daß der römiſche Stuhl wieder feſt ſtand und daß von Neuem wieder reichliche Gelder in die päpſtliche Schatzkammer floſſen. Daß er die Florentiner begünſtigte, ſtand zu erwarten, aber ſein Mäcenat dehnte ſich weiter und über alle Talente aus; Reinigung der Texte, grammatiſche Erklärung und Uebertragung der griechiſchen Meiſterwerke lag ihm beſonders am Herzen, und wer immer in dieſer Beziehung ſich auszeichnete, konnte bei ihm auf Gunſt oder Geld rech-

nen*). So Poggio, so selbst Laurentius Valla und Filelfo. Ein bleibendes Verdienst hat sich dieser Papst durch seine Sorge für die Bauten in Rom und durch die Anlage einer Bibliothek erworben, die der Grundstock der nachherigen Vaticana in Rom geworden ist. Sein zweiter Nachfolger ward der bei Gelegenheit des Baseler Concils öfter erwähnte Aeneas Sylvius, als Papst Pius II., der in seinem ganzen Wesen, nicht nur in seiner Bildung, ein Kind dieser Zeit war. Nachdem er sich durch glänzende Reden, elegante Briefe, feine Staatsschriften und wohlangebrachte Schmeicheleien den Weg zum Stuhl Petri gebahnt, lebte er als Humanist fort, freute sich an Witz und Eleganz, hielt stattliche Reden, streifte aber allerdings nicht nur die Frivolität seiner Jugend, sondern auch seine freisinnigeren Auffassungen ab, und wandte seinen Einfluß als Papst, wenn auch vergeblich, dazu an, die Oppositionen der Kirche niederzuwerfen und den Occident gegen die Türken in die Waffen zu rufen.

Den Griechen, welche um dieselbe Zeit aus dem belagerten Constantinopel flohen, darf man kaum die Wiederbelebung ihrer vaterländischen Literatur beimessen. Abgesehen davon, daß die Begeisterung für das hellenische Alterthum schon hundert Jahre früher entstanden war, ist in Rechnung zu ziehen, daß Jene als Flüchtlinge und Bettler kamen und gleichwohl von dem byzantinischen Dünkel nicht lassen konnten, daß sie auch das Lateinische oder die Bulgärsprache nur mit Mühe erlernten, woher denn die Ehrfurcht vor ihnen als Nachkommen der bewunderten Meister sehr bald schwand. Der wirksamste Lehrer war außer den Italienern, die wie Guarino und Filelfo die Kenntniß der Sprache und die Bücherschätze aus Griechenland selbst holten, der vorher genannte Manuel Chrysoloras, der schon in seinem Vaterlande hochangesehen war

*) So gab Nicolaus dem Valla für einen lateinischen Thucydides 500 Scudi, für einen lateinischen Strabo zahlte er 1000 Goldgulden; Filelfo erhielt zum Geschenk 500 Gulden. Da die Gelehrten nicht ohne Bücher sein konnten, so bedurften sie allerdings dieser Unterstützungen, denn die Bücher waren theuer. Ein gewöhnlicher Abschreiber, wozu meist Deutsche oder Franzosen genommen wurden, erhielt wohl 30 Dukaten jährlich neben freier Station; entschloß sich aber ein Gelehrter von Ruf selbst zur Abschrift, so stieg damit der Preis des Buches ungeheuer; Poggio ließ sich für einen Livius, den er copirt hatte, 150 Zecchinen zahlen. In Florenz hatte man einen Buchhändler, Vespasiano, der im eigenen Auftrage Handschriften copiren ließ, um sie zu verkaufen; als Cosmus eine Bibliothek anlegen wollte, vermittelte Vespasiano die Lieferung, er nahm 45 Schreiber an, die in 22 Monaten 200 fertige Bände lieferten.

und ſich auch in lateiniſcher Sprache auszudrücken wußte. Von der zweiten Generation, die im funfzehnten Jahrhundert nach Italien kam, waren zwar die Argyropulos, Theodor Gaza, Demetrios Chalcondylas, die Familie Laskaris nicht ohne Einfluß, doch wurde die Mehrzahl von ihnen eher zu Copiſten als für den Unterricht verbraucht. Nur Beſſarion, der 1438 mit ſeinem Kaiſer und dem Patriarchen von Conſtantinopel ankam und zum Katholicismus übertrat, verſtand es ſich geltend zu machen; er ward Cardinal und ſammelte einen Kreis von Landsleuten um ſich, denen er Schutz und Unterhalt gewährte.

Daß der Humanismus, ſo wichtig er für die Bildung und Entwickelung der Neuzeit geworden iſt, wenigſtens in ſeinem Geburtslande Italien auch große Schattenſeiten zeigte, darf nicht verſchwiegen werden. Es gehört dahin nicht nur, daß er die geiſtige Natürlichkeit vernichtete und ſo vornehmlich das Vaterlandsgefühl, mit dem er zu Anfang im Bunde geweſen war, abſchwächte; viel bedenklicher noch war es, daß die Form, wenn auch nur die elegante Form, gegenüber dem innern Weſen allzuſehr betont und geſchätzt wurde. Daher trat denn gerade in den gebildeten Kreiſen Italiens ein erſchreckendes Sinken der Sittlichkeit ein, und daher wuchs mit der Schwärmerei für die heidniſche Anſchauungsweiſe in religiöſer Beziehung ein gänzlicher Indifferentismus heran. Wie oft hat Aeneas Sylvius Partei und Ueberzeugung gewechſelt; wie unwahr und übertrieben waren die Schmeicheleien, durch die ſich die Gelehrten Gönner an den Höfen zu verſchaffen ſuchten; und von einem eitlen, frivolen Weſen, das, wie es den Höheren gegenüber die eigene Würde preisgab, ſo mit Neid und Rachſucht die Gleichſtehenden verfolgte, ſind ſelbſt unter den beſſeren und edleren Literatoren nur wenige freizuſprechen.

Der nämlichen Zeit, die nach den litterariſchen Schätzen des Alterthums ſo eifrig forſchte, ging auch der Sinn für die Ueberreſte der bildenden Kunſt deſſelben auf. Wie die Bibliotheken nach Handſchriften, ſo wurden die Schutthaufen Rom's und anderer Orte nach Statuen in Marmor und Erz durchwühlt, und ſo nach und nach jene koſtbarſten Reſte und Fragmente ans Licht gezogen, welche noch heute die Bewunderung und das Studium der Künſtler und Kenner ſind. Indeß finden ſich ſchon früher Spuren von der Einwirkung der alten Welt auf eigenthümliche Erzeugniſſe der Kunſt. Denn auch in den bildenden Künſten begann ſich im dreizehnten Jahrhundert ein neues Leben zu zeigen; die Gründung des lateiniſchen Reiches in Griechenland und der Verkehr der italieniſchen Seeſtädte mit dem Oſten mag auf die Erweckung eines beſſern Geſchmacks in Italien nicht ohne Wirkung geblie-

ben ſein, wie denn auch die Kämpfe mit den deutſchen Kaiſern und ſelbſt die Bekanntſchaft mit der arabiſchen Kunſt in mannichfacher Weiſe anregend gewirkt hatten. In der Architektur, noch mehr aber in der Bildhauerkunſt, geſchah dies durch Niccolo Piſano (geſt. 1270), von dem ſich zu Piſa, Florenz, Siena, Padua, Venedig, Neapel und an andern Orten Bauwerke und Sculpturen finden, und der beſonders als Erzarbeiter Vorbild und der Wegweiſer der Folgezeit ward. Seine Gebäude gehören großentheils der germaniſchen oder ſogenannten gothiſchen Baukunſt an, obgleich die Einzelheiten immer an antike Muſter erinnern. Dieſer gemiſchte Stil ward auch von den nächſten Generationen in den großartigen Dombauten des vierzehnten Jahrhunderts beibehalten, ſo in Mailand bei der prachtvollen Kirche des heiligen Ambroſius (um 1390). In der Bildhauerkunſt war Niccolo von Piſa entſchieden derjenige, welcher aus der Beſchauung der Antiken zuerſt einen erheblichen Vortheil für ſeine eignen Werke zog. Die Wiege der Malerei war wiederum Toscana. Vorbereitet ward der Aufſchwung in dieſer Kunſt durch Guido von Siena, Duccio di Buoninſegna eben daher, und durch Cimabue aus Florenz (1240), die zwar noch immer von dem byzantiniſchen Stil abhängig waren, aber doch einen Fortſchritt dadurch hervorbrachten, daß ſie auf Zeichnung und techniſche Fertigkeit des Colorirens Werth legten. Von der knechtiſchen Nachahmung byzantiniſcher Weiſe machte ſich dann zuerſt völlig frei Giotto in Florenz (1276), ein Freund Dante's; er iſt der erſte große Meiſter in ſeiner Kunſt, der zu freierer Bewegung fortſchreitend auf die Darſtellung des natürlichen Lebens Rückſicht nahm und zuerſt die Freskomalerei vervollkommnete. Zahlreiche Schulen bildeten ſich ſeitdem, Florenz erhielt eine Nebenbuhlerin an Siena, und treffliche Wandmalereien und Altarbilder ſtammen aus dieſer Zeit. Doch treffen wir in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts erſt wieder auf Genien erſter Größe, die an der Spitze einer zweiten Epoche ſtehen. Wir nennen hier nur für die Architektur den Filippo Brunelleschi zu Florenz, der am daſigen Dome eine Kuppel von noch nicht gekanntem Umfang und Künſtlichkeit wölbte (ſtarb 1444), und Leo Battiſta Alberti, der dem Papſt Nicolaus ein Buch über die Architektur überreichen konnte, das auf dem Studium der antiken Kunſt beruhte, und viele Kirchen und Paläſte baute; für die Bildhauerkunſt den Lorenzo Ghiberti, der die berühmten Thüren am Baptiſterium in Florenz, mit Reliefen in Bronze, in einem höchſt edlen Stil ausführte, ſo daß ſie Michel Angelo die Pforten des Paradieſes nennen konnte, und der die verſchiedenen Theile der Kunſt ſchon mit großer

Freiheit beherrſchte; für die Malerei den Maſaccio, der zu Florenz und Rom Werke mit ſolcher naturähnlichen Bildung und Abrundung der Figuren und ſo gelungener Beleuchtung malte, daß ſie lange Zeit Muſter darin blieben; ſowie Fra Angelico da Fieſole, der ſich beſonders die Bedeutung menſchlicher Geſichtszüge und ihre dem innern Affekte adäquate Geſtaltung zur Aufgabe machte. Nach ihnen ſtifteten Coſimo Roſelli und Fra Filippo zwei verſchiedene Schulen in Toscana, deren erſtere ſich die Wahrheit in der Charakteriſtik, die zweite die Darſtellung ſtarker Affekte zum Zweck geſetzt hat. Um dieſelbe Zeit lebten in den Niederlanden die beiden berühmten Brüder Hubert und Johann van Eyck, welche eine neue, höchſt vorzügliche Weiſe in Oel zu malen aufbrachten*), und in der trefflichen Ausübung derſelben auch den meiſten übrigen Anforderungen an die Kunſt der Malerei auf eine bis dahin noch nicht erreichte Weiſe entſprachen, ſo daß ſie auf die fernere Entwickelung der Kunſt in den Niederlanden, in Deutſchland und Italien den größten Einfluß hatten. Antonello von Meſſina, der ſich in Venedig, wo man lange Zeit den byzantiniſchen Geſchmack feſtgehalten hatte und dann für niederländiſche Art empfänglich zu werden anfing, aufhielt, war ein Schüler Johann's van Eyck und brachte die neue Oelmalerei nach Italien.

Die Entwickelung der Tonkunſt war weit ſchwieriger als die der bildenden Künſte, weil ſie nicht auf dem Boden des Alterthums fortbauen konnte, und eine Menge beſtimmter Hinderniſſe jedem Fortſchritt im Wege ſtand. Auch hatte ſie ſich aus zwei verſchiedenen Elementen empor zu bilden, aus dem populären Geſange und dem, den die Kirche übte. Man kannte nur lange und kurze Noten, wie in der Proſodie lange und kurze Sylben; es fehlte das überall hindurchgehende Grundmaß des Taktes, ſowie die richtige Einſicht in die Behandlung der Conſonanzen und Diſſonanzen; endlich litt die muſikaliſche Schreibkunſt an den größten Unvollkommenheiten. Der erſte erhebliche Schritt zur Abſtellung dieſer Mängel geſchah zur Zeit Kaiſer Heinrich's V. durch

*) Johann van Eyck iſt nicht inſofern Erfinder der Oelmalerei, als er der erſte war, welcher Farben zum Behufe des Malens mit Oel gemiſcht, ſondern in dem Sinne, in welchem dieſe Erfindung eine große Bedeutung für die Kunſtgeſchichte gewann, dadurch nämlich, daß er zuerſt die Farben in der Oelmalerei auf eine Weiſe behandelte, welche ungleich vorzüglicher und vollkommener als die bisher ausſchließlich geübte Art der Malerei in Tempera (d. h. mit Eigelb und Leim) war, und dieſe in einem Zeitraume von funfzig Jahren in ganz Europa verdrängte. S. Waagen, über Hubert und Johann van Eyck, S. 124.

Guido von Arezzo, indem er die musikalische Schrift verbesserte, die Schlüssel zur Anwendung brachte, die Zwischenräume zwischen den Linien benutzte u. s. w. Ohne Vergleich wichtiger für die Geschichte der Musik ist Franko aus Köln, von dem es zweifelhaft ist, ob er im eilften oder dreizehnten Jahrhundert lebte. Er erhöhte die Zahl der Noten auf vier von verschiedener Länge, und erweiterte gleichmäßig die Notenschrift; vor Allem aber muß er als Begründer des Mensuralgesanges, des Taktes, genannt werden. Dies ist der Archimedische Punkt, von dem aus die musikalischen Kunstmittel sich buchstäblich ins Unendliche vermehren lassen. Nun erst löste sich die Musik von dem höchst beschränkenden Zwange des bloß prosodischen Maßes, von dem mechanischen Schritte der eins und zwei, von der trockenen Einstimmigkeit oder dem langweiligen Mehrklange der Quinten und Octaven. Melodie und Harmonie fanden seitdem ihre Entwickelung; Taktarten, Perioden, Nachahmungen, Fugen entspringen unaufhaltsam aus jenem Boden, so daß die Musik in Wahrheit erst seitdem eine eigene, unabhängige, allen Nachrichten zufolge von der antiken ganz verschiedene Kunst geworden ist*). Wie viel bei der Umgestaltung und freieren Entwickelung der Musik die Profangesänge eingewirkt haben, ist nicht genau mehr zu ermessen; jedenfalls verhalf ihr die kirchliche Praxis nicht zu höherem Aufschwung. Johann de Muris aus der Normandie und Franchinus Gastor (geb. 1451 in Lodi) erweiterten und vervollkommneten Franko's Lehre; und so wie sich neben der italienischen Malerschule im funfzehnten Jahrhundert eine niederländisch-deutsche entwickelte, so treten Obrecht, Ockenheim (1450—1480) und Josquin (1480—1520) als Häupter der gleich merkwürdigen niederländisch-deutschen Schule der Tonkunst hervor.

63. Castilien bis auf den Tod Alfons XI.

(1284—1350.)

Die Reiche der pyrenäischen Halbinsel griffen auch während dieser Periode noch wenig in die Verhältnisse des übrigen Europa ein, nicht nur wegen der Abgeschiedenheit ihrer Lage und des mannichfachen Gährungsstoffes in ihrem Innern, sondern auch wegen des im Bereiche ihrer

*) v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, Bd. V. S. 522.

natürlichen Grenzen zwar auf einem beschränkten Gebiete und mit geringerer Fruchtbarkeit, aber doch unabhängig fortbestehenden maurischen Staates von Granada, dessen Mittel und Hülfsquellen hauptsächlich auf blühenden Handel und thätiges Gewerbe begründet waren und dessen Bewohner, ritterlich tapfer wie sie waren, sich zuweilen noch durch die Kraft ihrer Glaubensgenossen jenseits der Meerenge zu verstärken suchten. Dadurch war den spanischen Christen die völlige Ueberwältigung dieses fremdartigen Bestandtheils noch als eine von ihrem Kriegsmuth zu lösende Aufgabe gestellt.

Als Sancho IV. von Castilien, Alfons' X. Sohn und Nachfolger (Thl. VII. S. 52), den Thron bestiegen hatte, erschienen Gesandte des Königs Abu Jusef von Marocco vor ihm, mit der Frage, in welchem Verhältniß er mit ihrem Herrn stehen wolle. Sancho antwortete: „In einer Hand halte ich das Brot, in der andern den Stock." Aufgebracht durch diese Erwiederung, welche er für eine Beschimpfung hielt, begann Abu Jusef Krieg; aber Sancho schlug ihn zu Lande und auf dem Meere, und gab ihm nur gegen Zahlung einer großen Geldsumme den Frieden, den freilich maurische Berichte als einen für sie günstigen darstellen.

Innere Unruhen führte der Parteigeist des Adels herbei. Besonders standen zwei mächtige Häuser, die Lara und die Haro, einander mit großer Eifersucht gegenüber. Sancho hatte den Grafen Lope de Haro in seinen Rath und durch Vermählung seines Bruders, des Infanten Johann, mit der Tochter desselben in seine Familie aufgenommen. Er gewann bald ein solches Ansehen, daß ihn der König selbst fürchtete und, um ihm ein Gegengewicht zu geben, den durch Reichthum und Verbindungen mächtigen Alvaro de Lara an seinen Hof zog. Darüber zürnte der Graf von Haro heftig, und in seinem Trotz ging er so weit, daß er auf einer Versammlung zu Alvaro, wo der König die Auslieferung mehrerer Schlösser von ihm verlangte, das Schwert wider denselben zog (1288). Er ward auf der Stelle von den Umstehenden niedergemacht und sein Eidam Johann, der ihn vertheidigen wollte, verwundet. Von Rachsucht erfüllt, wandten sich die Verwandten de Haro's und alle ihre Anhänger an den König von Aragonien, Alfons III., in dessen Lande sich die Infanten de la Cerda befanden, von deren Ansprüchen auf den castilischen Thron in der Geschichte des vorigen Zeitraums die Rede gewesen ist. Sie riefen den ältesten dieser Prinzen, Alfons, zum König von Castilien aus, und der König von Aragonien rückte zur Unterstützung desselben mit einem großen Heere in Castilien ein. Zugleich drohte Frankreich; denn Blanca, des Thronbewerbers Mutter, war eine Taters-

ſchweſter Philipp's des Schönen, und Sancho's eigner Bruder Johann war unter den Empörern. Sancho mußte nach allen Seiten hin thätig ſein; aber ſeiner Beharrlichkeit gelang es, die Feinde zurückzutreiben, und ſeiner Klugheit, ſie gänzlich zu entwaffnen. Er bewog nach dem Tode Alfons' III. von Aragonien den Bruder und Nachfolger deſſelben, Jacob II., zum Frieden, und Philipp den Schönen brachte er durch eine Unterredung zu Bayonne zu dem Verſprechen, daß er den Infanten de la Cerda nicht ferner unterſtützen wolle.

Der König von Marocco Abu Jacub, Abu Juſef's Nachfolger, hatte zwar verſucht, von dieſen Verwirrungen Vortheil zu ziehen, aber ohne Erfolg. Sancho ſchlug ihn mit Hülfe einer genueſiſchen Flotte, eroberte darauf Tarifa, und ſeines Befehlshabers Perez de Guzman an altrömiſche Geſinnung erinnernde Hochherzigkeit behauptete dieſe Eroberung gegen den aufrühreriſchen Bruder des Königs, der ſich zu Abu Jacub begeben hatte und ein afrikaniſches Heer gegen die Stadt führte*). Indem auch die afrikaniſchen Mauren das von ihnen bisher beſetzte Algeziras, die Pforte von Spanien, dem König von Granada Mohammed II., dem Nachfolger Aben Alhamar's (Thl. VII. S. 49), zurückgaben, ſchienen ſie alle fernere Einmiſchung in die ſpaniſchen Angelegenheiten aufzugeben. Doch der König von Granada, obgleich von dieſer Hülfe verlaſſen, behauptete ſich in der zunächſt folgenden Zeit ohne Mühe, da in der Hitze und Leidenſchaftlichkeit der bürgerlichen Kriege der Eifer, gegen die Feinde des Glaubens zu fechten, ſo ſehr ſchwand und vergeſſen ward, daß in den inneren Unruhen, die nach Sancho's Tode (1295) erfolgten, dieſer mauriſche König ſogar als Bundesgenoſſe der übrigen chriſtlichen Fürſten erſcheint, welche das caſtiliſche Reich ganz zu zerſtückeln drohten.

Sancho hinterließ einen unmündigen Sohn, Ferdinand IV., unter

*) Durch einen unglücklichen Zufall war Guzman's Sohn in die Hände des Infanten und der Mauren gefallen. Dieſe drohten, denſelben zu enthaupten, wenn Guzman ſich nicht ergeben würde. Der Vater ließ ſich dadurch nicht ſchrecken, ja er warf ihnen ein Schwert von der Mauer hinab, womit ſie ihr ſchändliches Vorhaben ausführen möchten, wenn ſie es nicht laſſen könnten, und ging dann zurück, um ſein Frühſtück einzunehmen. Bald darauf hörte er die auf den Wällen befindliche Beſatzung ein großes Geſchrei erheben, indem vor ihren Augen das unſchuldige Kind auf Befehl des Infanten Johann getödtet ward; er eilte herbei, und da er die Urſache erfahren, ſagte er ruhig: „ich dachte, die Feinde wären ſchon in die Stadt gedrungen.“ Die mohammedaniſchen Berichte erzählen auch hier das Gegentheil; nach ihnen ließ es Johann bis zur Ausführung ſeiner Drohung nicht kommen.

der Vormundschaft seiner Wittwe Maria. Da die Ehe des verstorbenen Königs mit dieser Gemahlin von dem Papste wegen allzunaher Verwandtschaft gemißbilligt war, so gründete der jetzt aus Afrika zurückgekehrte Johann darauf die Hoffnung, seinen Neffen vom Thron zu verdrängen; weil er aber nicht hoffen konnte, das Ganze mit eignen Kräften zu gewinnen, wollte er mit fremder Hülfe wenigstens einen Theil erlangen. Indem er für sich nur Leon, Galicien und Sevilla begehrte, sollte Alfons de la Cerda Castilien haben, der König Jacob von Aragonien Murcia, Don Pedro, der Infant von Aragonien, die Gebiete von Cuenca, Alarcon und Moya; die Könige von Frankreich, Portugal und Granada versprachen, natürlich auch nicht ohne Vortheil zu erwarten, Unterstützung. Die Heere rückten ein; zuerst ward Leon genommen, und in dieser Provinz Johann zum König ausgerufen. Murcia ward von einem andern aragonischen Heere besetzt, der König von Granada verheerte Andalusien und hoffte Tarifa wieder zu gewinnen. Die Portugiesen zogen mit einem Heere gegen Salamanca und wollten den jungen König in Valladolid belagern; endlich drang der französische Statthalter von Navarra in Castilien ein, um Eroberungen an der Grenze zu machen.

Unter diesen Umständen, wo auch der Infant Heinrich, ein Bruder Alfons' X., als Verweser des Reichs unthätig verharrte, zeigte allein die verwittwete Königin männlichen Muth. Sie vermochte die Städte, die sie nach Valladolid zusammenberufen hatte, sie mit Geld zu unterstützen, und aus dem treugebliebenen Adel brachte sie ein Heer von viertausend Reitern zusammen. Zugleich bot sie alle Kunst der Unterhandlung auf, die am besten wirkt, wo mannichfaltige Zwecke und Vortheile mit einander verschlungen sind. Auf diese Weise gelang es ihr, zuerst den König von Portugal durch die Heirath ihres Sohnes mit einer portugiesischen Fürstin zu gewinnen; dann unterwarf sich Johann, der gefährlichste Gegner des königlichen Hauses, seinem Neffen (1301). Das Jahr darauf starb Mohammed II. von Granada, und es folgte ihm sein Sohn Muley Mohammed, der ihm an kriegerischer Tüchtigkeit nicht gleich und durch eine Augenkrankheit in jeder Thätigkeit gehemmt war. Dieser bot daher selbst den Frieden an, in welchem er sich verpflichtete, den seit Alhamar gewöhnlichen Tribut (Thl. VII. S. 49) zu bezahlen. Endlich wurde auch der mächtigste unter Ferdinand's Feinden, Jacob von Aragonien, durch den König Dionysius von Portugal zu dem Frieden von Campillo bewogen, in welchem er, seines Beinamens des Gerechten würdig, Murcia wieder herausgab, die Infanten de la Cerda

aber nöthigte, mit einigen Städten, die ein geringer Ersatz für ihre Hoffnungen und Rechte waren, zufrieden zu sein. Auch die mächtigen Häuser Lara und Haro wurden durch Versprechungen und Geschenke beschwichtigt und dem königlichen Hause wieder gewonnen.

Diese mühsam erlangte Ruhe schien dem Reiche zur glücklichen Stunde zu werden. In Granada war gegen den König ein Aufruhr ausgebrochen, und die Parteien, welche dieses Reich theilten und schwächten, eröffneten für die Christen eine schöne Aussicht, die Mauren vielleicht ganz aus Spanien zu vertreiben. Die Könige von Aragonien und Castilien vereinigten sich zu einem gemeinschaftlichen Angriffe von zwei verschiedenen Seiten, um des Erfolges desto sicherer zu sein. Die Aragonier wollten Almeria, die Castilier Algeziras belagern. Allein die Erwartungen waren glänzender als der Erfolg. Die Mauren fanden in ihrem Glaubenseifer und ihrer Verzweiflung Kraft genug zum Widerstande. Man mußte von beiden Städten unverrichteter Sache abziehen; die Castilier eroberten indeß Gibraltar, und nöthigten den König von Granada, sich wieder zur Zahlung eines jährlichen Zinses zu verstehen. Da aber über den Abschluß dieses Friedens in Granada eine mächtige Partei mißvergnügt war, sich gegen Muley Mahommed empörte und ihn vom Throne stieß, so wollten die christlichen Fürsten Spanien's den Krieg von Neuem beginnen; auch wurden alle Anstalten dazu getroffen; doch mitten unter den Zurüstungen starb Ferdinand plötzlich und unerwartet in seinem siebenundzwanzigsten Jahre (1312).

Dieser frühzeitige Tod erzeugte neue Unruhen und Gefahren. Alfons XI., Ferdinand's Sohn, war beim Tode seines Vaters kaum zwei Jahre alt; und da sich Peter, der Oheim, und Johann, der Großoheim, um die Vormundschaft stritten, so erhielten die Mauren anfangs wieder frischen Muth und neues Vertrauen. In einer Schlacht bei Tiscar am Xenilflusse (1319) verloren die beiden Infanten gegen sie Sieg und Leben, und ihr Tod erneuerte und vergrößerte zugleich den Streit über die Reichsverwaltung und Vormundschaft, so daß Castilien in die größte Gefahr hätte gerathen können, wenn das maurische Reich nicht, wie gewöhnlich, an ähnlichen Bürgerkriegen gelitten hätte.

Endlich ergriff der kaum funfzehnjährige Alfons XI. das Heft der Regierung mit starker Hand, stellte allmählich durch blutige Strenge, wegen deren er den Beinamen des Rächers erhielt, im Innern die Ruhe wieder her, und nöthigte durch Siege über die Mauren den König von Granada, Mohammed V., zu einem Waffenstillstande und zur Tributzahlung. Aber bald suchte dieser, um sich von einer solchen Schmach zu

befreien, wie viele ſeiner Vorgänger, in Africa Hülfe. Hier hatte der damals in Marocco herrſchende Merenide Abul Haſſan, zwei andere Dynaſtien, die Abuhaſſier und die Zianiden, die ſich zu Tremeſen und zu Tunis nach dem Sturze der Almohaden erhoben hatten, überwältigt, und ſomit faſt alle Länder der Araber in Nordafrica bis an die Grenze von Aegypten unter ſeiner Herrſchaft vereinigt. An dieſen Fürſten, deſſen Ehrgeiz noch nicht geſättigt war, wandte ſich der König von Granada, und fand geneigtes Gehör. Da Abul Haſſan ſelbſt noch durch Kriege in Africa zurückgehalten wurde, ſchickte er ſeinen Sohn voraus, der durch die Wegnahme von Gibraltar, zu einer Zeit, wo Alfons noch immer gegen die Häupter der mißvergnügten Großen in Caſtilien, Don Juan Manuel und Nuñez de Lara, in Waffen ſein mußte, ſeines Vaters Furchtbarkeit und Glück ankündigte (1333). Endlich erſchien der Letztere ſelbſt nach außerordentlichen Zurüſtungen. Der Krieg gegen Spanien war den Mauren durch die Imame in allen Moſcheen als eine Pflicht für die Ehre der Religion und des Vaterlandes an das Herz gelegt worden, und zahlreiche Schaaren hatten die Waffen ergriffen. Die von Aragonien und Caſtilien gemeinſam ausgerüſtete Flotte war nicht im Stande, die Landung der Ungläubigen zu verhindern, deren erſtes Unternehmen die Eroberung von Tarifa, der Vormauer Caſtilien's, ſein ſollte.

Die Chriſten, die in dieſer Gefahr ihre unaufhörlichen Zwiſtigkeiten auf einige Augenblicke vergaßen, beſchloſſen dieſe Stadt zu retten, und brachen mit achtzehntauſend Reitern und vierzigtauſend Mann Fußvolk aus Sevilla auf. Bei ihrer Annäherung hoben die Mauren die Belagerung auf und zogen ihnen zum Kampfe entgegen. Am kleinen Fluſſe Salado erfolgte am 30. Oct. 1340 ein Treffen, in welchem die Könige von Caſtilien und Portugal als die muthigen Führer eines tapfern Heeres einen glänzenden Sieg über die beiden Herrſcher von Marocco und Granada erfochten, ausgezeichnet durch die Menge der gebliebenen Feinde und die unermeßliche Beute, und höchſt folgenreich durch den Schrecken, den er den Beſiegten einflößte. Denn es folgte nun die Eroberung vieler wichtigen Städte in Granada, zwei Siege der caſtiliſchen Seemacht an der africaniſchen Küſte, und der Fall von Algeziras (1344), welches als ein Schlüſſel zu Spanien von den africaniſchen Mauren hartnäckig vertheidigt, als ein Stützpunkt aller Unternehmungen gegen Africa von den Chriſten unermüdlich beſtürmt, und endlich als die herrlichſte Frucht dieſer Siege gewonnen ward. Die Hoffnung, die Mauren jetzt ganz zu vertreiben, erwachte mit neuer

Stärke. Die Belagerung von Gibraltar, welche jetzt unternommen wurde, ſollte den Weg dazu bahnen, als Alfons in ſeinem achtunddreißigſten Jahre an der Peſt vor dieſer Stadt ſein Leben endete (1350).

Die großen Koſten ſo vieler Kriege und die daher entſtehende Geldverlegenheit der Regierung führten unter Alfonſen's Regierung zur erſten Einführung der Alcavala in Caſtilien. Es war dies eine ſchon früher bei den Arabern gebräuchliche Steuer, die nach einem beſtimmten Satze, meiſt mit dem zwanzigſten Theile, von allem beweglichen und unbeweglichen Vermögen, ſo oft es verkauft oder vertauſcht ward, erhoben wurde. Seitdem hat dieſe Auflage in Spanien fortgedauert, wenigſtens bis auf die Umwälzungen unſerer Tage. Wie hemmend eine ſolche Steuer auf Handel und Verkehr wirken muß, iſt leicht einzuſehen, und mehrere Schriftſteller behaupten, daß ſie an dem Verfalle Caſtilien's einen weſentlichen Antheil gehabt.

---

64. Peter der Grauſame und Heinrich der Unechte.

(1350—1379.)

Alfonſen's Tod hemmte nicht allein die Belagerung von Gibraltar, ſondern auch alle ferneren Unternehmungen gegen die Ungläubigen, weil jetzt in Spanien innere Unruhen ausbrachen, in die ſich England's und Frankreich's Feindſchaft miſchte. Zum Glück ward nach der Niederlage am Salado die Macht Abul Haſſan's und des ganzen Mereniden-Staates in Africa durch innere Empörungen zertrümmert, und auch Granada's Fürſten wurden durch vielfachen Thronwechſel verhindert, mehr als das wichtige Algeziras wiederzugewinnen (1369), trotz der langen Dauer der ſpaniſchen Verwirrungen.

Dieſe begannen mit Alfonſen's Tode und mit der Thronbeſteigung ſeines kaum ſechzehnjährigen Sohnes Peter, eines Fürſten, deſſen gute Eigenſchaften von einer rachſüchtigen, ſtolzen und harten Gemüthsart verdunkelt wurden, und durch das Zuſammentreffen von mancherlei Umſtänden zu einer ſolchen Bösartigkeit erwuchſen, daß er mit vollem Rechte den Beinamen des Grauſamen erhalten hat*). Dieſe Verhältniſſe waren

*) Mariana macht im Eingange der Geſchichte Peter's die Bemerkung: „Die Milde der Fürſten hängt nicht immer allein von ihrer perſönlichen Geſin-

vornehmlich darin gegründet, daß Alfons XI. seine rechtmäßige Gemahlin, die portugiesische Prinzessin Maria, Peter's Mutter, vernachlässigt, und sich der Liebe zu der schönen und reichen Eleonore de Guzman überlassen hatte, von welcher ihm sieben Söhne und eine Tochter geboren waren. Peter war von seiner Mutter in Haß und Mißtrauen gegen diese ihre Nebenbuhlerin und deren Geschlecht und Anhänger erzogen worden. Kaum war daher Alfons gestorben, als Sohn und Mutter die Eleonore gefangen setzen ließen und ihre Rache durch Hinrichtung derselben sättigten. Eine Krankheit, die den jungen, damals noch kinderlosen Fürsten dem Tode nahe brachte und Berathungen der Großen über die Nachfolge veranlaßte, wobei Mehrere, nur nicht Eleonoren's Kinder, in Vorschlag kamen, gab dem wiedergenesenen Könige neuen Stoff zu argwöhnischen Befürchtungen. Als nun Peter durch Verfolgungen und Hinrichtungen dem alten und neuen Mißtrauen blutige Opfer brachte, als er die Gemahlin, die er auf den Rath seiner Mutter genommen, Blanca, die Tochter des französischen Herzogs von Bourbon, schon am dritten Tage nach der Hochzeit gefangen setzen ließ, um statt ihrer eine Buhlerin, Maria de Padilla, zu erheben, so verletzte er zunächst seine Mutter und den bisherigen Günstling Albuquerque; und wie er dann den Großmeister des Ordens von Calatrava ermorden ließ, um den Bruder des Geliebten an dessen Stelle zu setzen, und sogar seine eigne Mutter verfolgte: da erhob sich ein mächtiger Bund seiner natürlichen Brüder und mehrerer Großen des Reiches gegen ihn. Doch Peter überwältigte seine Feinde, und ließ alle, deren er habhaft werden konnte, hinrichten. Der gefährlichste seiner Gegner, sein Halbbruder Heinrich von Trastamare, flüchtete nach Frankreich; Peter's Mutter zog sich nach Portugal zurück.

Bürgerliche Unruhen im Innern der spanischen Staaten führten fast immer zu Kriegen derselben unter einander, so wie die Kriege zu inneren Unruhen. So kam es auch jetzt zu einem Kampfe zwischen Aragonien und Castilien. Der König des erstern Landes Peter IV. war mit seinen Stiefbrüdern in Zwist gerathen, und diese waren nach Castilien geflüchtet, sowie aus Castilien Viele aus Furcht vor ihres Königs Grausamkeit ihre Zuflucht nach Aragonien nahmen. Die daraus entstandene Spannung zwischen beiden Staaten wuchs so, daß Peter der Grausame

---

nung und Eigenthümlichkeit, sondern auch von der Beschaffenheit ihrer Untergebenen ab," und will einen Theil von Peter's Schuld auf den unruhigen und veränderlichen Geist (destemplanza) der Großen werfen.

endlich Peter dem IV., der damals gerade mit einem Aufruhr in Sardinien beschäftigt war, den Krieg ankündigte (1356). Der Letztere rief nun Heinrich von Trastamare zu sich, schenkte ihm große Besitzungen und stellte ihn an der Spitze eines Heeres nicht sowohl den Castiliern als ihrem Könige entgegen. Dennoch wurde dieser vom Glücke begünstigt; er machte mehrere Eroberungen, seine Flotte erschien vor Barcelona, ja im Jahre 1365 drang er bis nach Valencia vor und belagerte diese Stadt. Allein dieser Versuch blieb ohne Erfolg, und im Innern seines Landes hatte sich Peter während der Dauer des Krieges die Herzen seiner Unterthanen immer mehr entfremdet. Hinrichtungen folgten auf Hinrichtungen, um gearqwohnten Abfällen zuvorzukommen. Seinen Halbbruder Friedrich, den Bruder des Königs von Aragonien und dessen Mutter, seines Vaters Schwester, ließ Peter ermorden, und fügte diesen Schlachtopfern auch seine Gemahlin Blanca hinzu, weil Leiden und Verdienste ihr viele Freunde erworben hatten, nachdem ihre Gefangenschaft sieben Jahre gedauert hatte. Als er endlich nach dem Tode seines natürlichen Sohnes Alfons dessen Schwester Beatrix für die Erbin des Thrones von Castilien erklärte, kam die Unzufriedenheit seiner Unterthanen zum Ausbruch. Die Großen beschlossen, sich von ihrem Dränger mit Heinrich's Hülfe zu befreien, und diesen auf den Thron zu heben. Heinrich verband sich zur Ausführung des Vorhabens auch mit dem Könige von Navarra, Karl dem Bösen, der, hier so zweideutig wie in Frankreich, bald der einen bald der andern Partei anhing.

Diese Verbindung ward eingegangen, eben als Karl V. von Frankreich, nach geschlossenem Frieden mit allen seinen Feinden, sich nach einem Auswege umsah, die zügellosen Söldnerhaufen aus seinem Reiche zu entfernen. Da erschien Heinrich von Trastamare, der nebst dem Könige von Aragonien schon in freundschaftlicher Verbindung mit Frankreich gestanden hatte, wie England mit Castilien, und forderte jene wilden Schaaren, um sie für sich und seinen Dienst nach Spanien zu führen. Dem Namen und der Gewandtheit du Guesclin's gelang es, die herrenlosen Kriegsleute zum Zuge nach Spanien unter seiner Anführung zu bewegen (vgl. ob. S. 4). Mit diesem Heere rückte nun Heinrich in Castilien ein (1366), und fand überall so vielen Zulauf, daß der König Peter an jedem Widerstand verzweifelte, und mit seinen Schätzen und Kindern nach einem galicischen Hafen flüchtete, von wo er nach Aquitanien ging, um dort die Hülfe des schwarzen Prinzen gegen seinen als König von Castilien allgemein anerkannten Bruder zu erhalten.

Eduard war nicht abgeneigt, die Bitte zu erfüllen, wie wenig Peter selbst auch dessen würdig sein mochte. Seinem ritterlichen Sinne machten die alten schon bestehenden Verhältnisse zwischen Castilien und England, sowie die Vorstellung der Schmach, daß ein Bastard einem ebenbürtigen Königssohne Krone und Reich rauben sollte, diese Hülfe zur Pflicht. Er ward von seinem Vater in solchen Gesinnungen bestärkt, und seine Barone ließen sich durch Aussicht auf reichen Ersatz für ihre Dienste willig finden, ihn zu unterstützen. So ausgerüstet rückte Eduard mit seinem Schützling an die spanische Grenze. Der von Peter durch Geld und Aussicht auf Ländererwerb gewonnene König von Navarra öffnete ihnen die Pässe seines Landes. Heinrich, der dem englischen Prinzen wenigstens an Muth gewachsen war, ging seinem mächtigen und kriegsgewandten Gegner keck und rasch entgegen. Aber trotz aller Tapferkeit entschied sich doch in der Schlacht bei Navarette (3. April 1367) zuletzt der Sieg für den schwarzen Prinzen und erfüllte alle Welt mit erhöhter Bewunderung des Helden von Crecy und Poitiers, aber den König Peter, der diesem Sieg doch den Thron verdankte, nicht mit Dankbarkeit gegen seinen Retter. Denn als es nun darauf ankam, sein gegebenes Wort zu erfüllen, behauptete er, weder die schuldigen Geldsummen bezahlen, noch Biscaya abtreten zu können, und entließ Eduard mit leeren Versprechungen, obgleich seine Lage fortdauernd eines solchen Helfers wohl bedurft hätte. Er hatte durch den Sieg bei Navarette die Gemüther der Spanier nicht gewonnen, und sein Gegner Heinrich seine Hoffnungen nicht aufgegeben; vielmehr war dieser erst nach Aragonien, dann nach Frankreich geflüchtet, wo er von Neuem Unterstützung fand. Bald sah sich Heinrich im Stande, an der Spitze eines Heerhaufens durch die Pässe Aragonien's nach Castilien zu eilen. Als er an die Grenze dieses Landes gekommen war, stieg er vom Pferde, machte ein Kreuz in den Sand, küßte dasselbe und schwur, Spanien nie wieder zu verlassen, sondern darin zu sterben. Und schon hatten sich überall Bewegungen zu seinem Vortheil erhoben. Die meisten Städte eröffneten ihm die Thore, in anderen war wenigstens eine starke ihm günstige Partei. Heinrich rückte vor Toledo, welches zu den letzteren gehörte, um seinen Anhängern das Uebergewicht zu verschaffen, und als Peter, die Uebergabe der Stadt zu verhindern, herbeieilte, trafen die Nebenbuhler einander auf der Ebene von Montiel; hier geschah der letzte Entscheidungskampf am 14. März 1369. Peter's Heer war an Zahl überlegen, aber die Juden und Mauren, die sich darunter befanden, unterlagen bald dem raschen und heftigen Angriffe der Gegner, und die Schlacht

ging für ihn verloren. Er flüchtete nach Montiel, welches von Heinrich ſogleich eingeſchloſſen wurde, und da ein langer Widerſtand unmöglich ſchien, ſuchte Peter in der Dunkelheit der Nacht zu entkommen, ward aber erkannt, und von ſeinem Bruder mit eigner Hand getödtet. Nach einigen Nachrichten ſoll Bertrand du Guesclin durch eine glücklich angewandte Liſt die Gefangennehmung des Königs bewerkſtelligt haben; auch ſoll in ſeinem Zelte und nicht ohne ſeine Unterſtützung der gräßliche Brudermord begangen ſein, — was Beides mit den Zügen, die ſonſt von ihm überliefert ſind, nicht ganz ſtimmen würde.

Heinrich, wegen ſeiner Geburt der Unechte genannt, ward nun von den Meiſten, die es noch mit Peter gehalten hatten, als König anerkannt. Seine ritterlichen Tugenden, ſeine Leutſeligkeit und Freigebigkeit gewannen ihm die Herzen aller Caſtilier. Dadurch gelang es ihm auch, die Abſichten der Könige von Portugal und Aragonien, die den Zuſtand von Unſicherheit und Verwirrung in Caſtilien zu einer Theilung dieſes Reiches benutzen wollten und auch Granada in ihren Bund zogen, zu vereiteln. Heinrich behauptete ſeinen Thron, und, dankbarer als Peter, leiſtete er dem Könige Karl V. von Frankreich in deſſen wiederausgebrochenem Kriege mit England die wichtigſten Dienſte. Er fand noch mehr Veranlaſſung, ſich an Frankreich anzuſchließen, da die Brüder des ſchwarzen Prinzen, die Herzoge von Lancaſter und York, ſich mit zwei hinterlaſſenen Töchtern des ermordeten Peter vermählten, und der Erſtere den caſtiliſchen Thron in Anſpruch nahm. Um ihn zu erringen, verband ſich Lancaſter mit Portugal und Aragonien; aber Heinrich bot allen dieſen Feinden die Spitze. Er ſtarb (1379) in der Blüthe des Mannesalters und hinterließ den Ruhm, für den ſeiner Geburt anhängenden Mangel durch echte Herrſchertugenden den ſchönſten und vollſten Erſatz gegeben zu haben *).

*) Vir adversis aeque ac prosperis admirabilis, constans adversus fortuita, acer consilio, manu promptus, veste cultuque corporis vix a caeteris distinctus; vindicatis maternis fraternisque manibus aemuli sanguine regnoque ablato felix; clarissimum exemplum obscuritatem natalium virtuti non officere; si libidinis intemperantia abesset, antiquis regibus par. Mariana XVIII. 2.

65. Portugiesischer Erbfolgestreit.

Wir haben Portugal am Ende des vorigen Zeitraums (Thl. VII. S. 55) die Besiegung der Mauren auf seinem Gebiete vollenden sehen. Alfons' III. Sohn und Nachfolger, Dionysius der Gerechte (1279—1325), war ein weiser Fürst; er beförderte die Landescultur wie die Schifffahrt und den Handel, vermehrte seine Flotte, für die er Befehlshaber und Steuerleute aus Genua kommen ließ, begünstigte die Gewerbe und den Bürgerstand, und gab dem Lande eine Universität (erst in Lissabon, dann in Coimbra). Als er die ungemein großen Freiheiten des Adels und der Geistlichkeit beschränken wollte, gerieth er mit diesen mächtigen Ständen in Streit, setzte aber dennoch mehrere Gesetze durch, welche die noch immer steigende Anhäufung des Landbesitzes in den Händen des Klerus verhindern sollten. Der Adel genoß für seine Güter Freiheit von allen Steuern und Abgaben. Auch Ortschaften, deren Bewohner irgend eine Leistung gegen einen Edelmann hatten, wurden von diesem auf eigenmächtige Weise den königlichen Steuereinnehmern und Richtern gänzlich entzogen. Selbst Orte, in welchen sie ihre Söhne säugen und erziehen ließen, erklärten die Adligen für die ihrigen und verboten den königlichen Steuererhebern, sie zu betreten. Wollte also ein Landbauer sein Gut frei machen, so bat er gewöhnlich den nächstwohnenden Adligen, ihm seinen, selbst unehelich erzeugten Knaben zu geben und von seinem Weibe ernähren zu lassen. Sogar den unmittelbaren Gebieten des Königs (Reguengos) wurden durch dieses Verfahren große Landstrecken entfremdet. Solchen Mißbräuchen ein Ziel zu setzen, verbot der König im Jahre 1290, die Söhne von Edelleuten in den Reguengos zu erziehen, und im Jahre 1307 hob er alle geschlossenen Rittergüter (Honras) wieder auf, welche seit der Zeit jenes ersten Gesetzes neu gegründet oder erneuert worden waren*). Dionysius' Sohn, Alfons IV. (gest. 1357), erwarb durch seinen Antheil an dem Siege am Salado und durch seine Uneigennützigkeit nach demselben, die sogar die ihm gebührenden Beutestücke verschmähte, hohen Ruhm, und schritt im Innern des Landes auf den von seinem Vater betretenen Wege fort, wenn auch die große Pest des Jahres 1348 und ein furchtbares Erdbeben seine Anstrengungen für den Wohlstand der Portugiesen nur theilweis gelingen ließen. Ueber seinem Familienleben waltete ein schweres Mißgeschick. Peter, sein Sohn und Nachfolger, war verheirathet mit

*) Schäfer, Geschichte von Portugal, Thl. I. S. 345.

Constanza, der Tochter des oben erwähnten castilischen Großen Juan Manuel. Mit ihr war Donna Ignez de Castro als Verwandte und Hoffräulein nach Portugal gekommen. Ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit fesselten den Infanten stärker als die Reize seiner Gattin, und als diese schon fünf Jahre nach der Vermählung (1345) starb, konnte er sich seiner Leidenschaft um so rücksichtsloser überlassen, und lehnte mehrere neue Verbindungen, die sein Vater in Vorschlag brachte, hartnäckig ab. Mit neidischem Auge sahen viele Große des Hofes den wachsenden Einfluß, welchen Ignez' Brüder über den Thronfolger gewannen, und die Anzahl der in Portugal befindlichen Castilianer vermehrte sich, als Peter des Grausamen Tyrannei viele zur Auswanderung nöthigte. Auf Ignez, obgleich sie sich von allen Staatsangelegenheiten fern hielt, warf sich der Haß der Mächtigen des Hofes, die im Voraus unter der folgenden Regierung ihr ganzes Ansehen verloren sahen. Indem man dem König vorstellte, daß die Castilianer seinem Enkel, dem Sohn Constanzen's, dereinst die Thronfolge rauben würden, um die Krone auf den ältesten Sohn der Ignez, welche dem Infanten bereits vier Kinder geboren hatte, zu übertragen, gelang es, seine Einwilligung zur Ermordung der Geliebten seines Sohnes zu erhalten. Als der Infant einst auf der Jagd entfernt war, erschien Alfons plötzlich zu Coimbra mit großem Gefolge, wohin Ignez, um vor den Nachstellungen ihrer Feinde sicher zu sein, von ihrem Gemahl gebracht war und wo sie still und geräuschlos im Kloster St. Clara lebte. Von furchtbarer Ahnung durchzuckt, warf sie sich dem eintretenden Könige zu Füßen und sprach: „Herr, warum willst du mich tödten ohne Ursache? Dein Sohn ist Fürst, ihm konnte und kann ich nicht widerstehen. Und wenn du kein Mitleid mit mir hast, so habe es mit diesen, deinen Enkeln, deinem Blute!" Der König schien gerührt; aber seine Rathgeber, welche die schwere Rache des Infanten für das mißlungene Unternehmen fürchteten, bestürmten den König unablässig, bis endlich die Aeußerung, sie möchten nach ihrem Gutdünken handeln, ihrem Blutdurst Raum verschaffte, dessen schuldloses Opfer die unglückliche Ignez ward.

Von Schmerz und Rachsucht getrieben, begann der Infant mit den Brüdern der ermordeten Geliebten Krieg gegen seinen Vater, dem indeß bald Versöhnung folgte, und als dieser schon zwei Jahre nach jenem Vorfalle starb, hatte er Gelegenheit, seinem Ingrimm freien Lauf zu lassen. Von Peter dem Grausamen erlangte er die Auslieferung derer, die die Anstifter des Mordes gewesen und nach Castilien geflohen waren, wogegen er jenem die Flüchtlinge herausgab, die bei ihm Schutz

geſucht hatten. Peter Coelho und Alvaro Gonçalves, welche dem König Alfons vornehmlich zu jener That gerathen, wurden verbrannt, nachdem ihnen das Herz ausgeriſſen worden war. In feierlicher Verſammlung vieler Ritter und Großen ſchwur der König, daß er mit der Ermordeten heimlich vermählt geweſen, und ließ dies durch Zeugen beſtätigen. Ignez' Ueberreſte wurden mit den Zeichen der königlichen Würde geſchmückt, die Großen des Reiches mußten den Saum ihres Leichengewandes küſſen, worauf der Körper mit der größten Pracht in Alcobaça beigeſetzt wurde. Mit Strenge und mit Härte, wie er begonnen, handhabte Peter die Regierung auch fernerhin, aber zum Beſten des Volkes, welches bei ſeinem Tode (1367) ſprach: ſolche zehn Jahre hat Portugal niemals gehabt.

Von Alfons III. war Portugal unter vier Herrſchern in ſtetem Fortſchreiten geweſen; unter Peter's Sohn Ferdinand, einem unkräftigen, wankelmüthigen, der Ueppigkeit ergebenen Fürſten, ging Vieles von dem Errungenen wieder verloren. Da Ferdinand in weiblicher Linie vom Könige Sancho IV. von Caſtilien abſtammte, ſo machte er nach dem Tode Peter's des Grauſamen Anſprüche auf dieſes Reich, verband ſich auch, wie ſchon erwähnt iſt, mit dem Herzoge von Lancaſter gegen Heinrich den Unechten, wurde aber von dieſem geſchlagen und zum Frieden genöthigt. Ein erneuter Angriff auf Heinrich's Sohn und Nachfolger Johann I. hatte noch ſchlechteren Fortgang, und endete ſogar mit einem Frieden, durch welchen ſich dem Letztern Ausſichten auf den portugieſiſchen Thron eröffneten.

Ferdinand nämlich, der nur eine unechte Tochter Beatrix hatte, ließ dieſelbe zur Erbin des Reichs erklären, und vermählte ſie mit Johann. Allein als bald darauf ſein Tod erfolgte (1383), zeigten die Portugieſen einen ſolchen Haß gegen die Caſtilier, daß ſie ihre Augen auf Johann, Großmeiſter des Avisordens, warfen; es war dieſer Johann ein Sohn des Königs Peter, der ihm nach dem Tode der Ignez von einer Galicierin geboren war. Er ward vorläufig zum Regenten erklärt, gegen Alle aber, die caſtiliſch geſinnt waren, verfuhr das Volk mit der heftigſten Wuth, der ſelbſt der Biſchof von Liſſabon, ein gebildeter und gewiſſenhafter Prieſter, aber auch ein geborener Caſtilianer, geopfert wurde.

Indeß erſchien Johann von Caſtilien mit einem großen Heere und belagerte Liſſabon zu Waſſer und zu Lande. Auch die Wittwe des verſtorbenen Königs Ferdinand erkannte ihn als König an. Allein die Stadt widerſtand muthig, ungeachtet ſie durch die furchtbarſte Hungersnoth unbeſchreiblich litt, und als im caſtilianiſchen Heere eine peſtartige Seuche

ausbrach, sah sich der König genöthigt, mit seinem stark gelichteten Heere nach Hause zurückzukehren. Die Portugiesen, kühner und heftiger geworden, machten nun ihren Regenten auf einer Versammlung zu Coimbra zum König (1385). Als solcher heißt er in der Geschichte Johann I. der Unechte. Danach warf eine castilische Flotte von Neuem Anker vor Lissabon, ein Landheer rückte über Ciudad Rodrigo heran. Die Castilier, zahlreich und voll übermüthigen Selbstvertrauens, griffen die Portugiesen bei Aljubarrota an, wo diese, nur zwölftausend Mann stark, eine vortreffliche Stellung genommen hatten. Stolz und Haß entflammten die Gemüther zum heftigsten Kampfe; die beiden Könige nahmen persönlich den thätigsten Antheil. Der von Castilien, obgleich kränklich, ließ sich in einer Sänfte durch die Reihen seiner Krieger tragen; Johann von Portugal stellte sich aber, als beim ersten Angriff seine vorderste Linie, die der bisher unbesiegte Connetable Nuno Alvares befehligte, zu weichen begann, mitten im Getümmel den Fliehenden entgegen, und führte sie in den Kampf zurück, der endlich mit einem vollständigen Siege von seiner Seite endete (1385).

Die große Ueberlegenheit der Kräfte, trotz deren die Castilier unterlegen waren, erhob die Portugiesen zum stolzesten Selbstgefühl, und rasch suchten sie den Sieg so gut als möglich zu benutzen. Franzosen und Engländer, damals noch in ihrem Kriege begriffen, mischten sich ein. Der Herzog von Bourbon führte den geschlagenen Castiliern ein französisches Heer zu; der Herzog von Lancaster wollte mit den Siegern an der Beute Theil nehmen. Der Letztere landete im Juli 1386 in Galicien, schloß aber, als er, mit den Portugiesen verbunden, einen erfolglosen Einfall in Castilien gemacht hatte, gegen deren Absicht Frieden und gab für eine Heirath seiner Tochter mit dem castilischen Erbprinzen Heinrich, und gegen eine ansehnliche Summe Geldes, seine und seiner Gemahlin Ansprüche an Castilien auf, ohne doch diesen Staat von dem französischen Bündnisse trennen zu können. Der König von Portugal setzte indeß den Krieg eifrig fort, bis 1390 ein Waffenstillstand geschlossen wurde. Bald darauf starb König Johann von Castilien an einem Sturz vom Pferde, erst dreiunddreißig Jahre alt (1390), allgemein betrauert von seinen Unterthanen. Beatrix hatte ihm keine Kinder geboren. Die mit Verwirrungen und Unruhen erfüllte Minderjährigkeit seines Neffen setzten Johann von Portugal in den Stand, sich auf seinem Throne zu befestigen. Der Friede, in welchem Castilien seine Rechte anerkannte, wurde jedoch erst 1411 geschlossen.

66. Aragonien, bis zum Ende des barcelonischen Stammes.
(1276—1410.)

Aragonien nahm seit Jacob I (Thl. VII. S. 54) nicht mehr den Antheil an der Vertreibung und Bekriegung der Mauren, der jenem Könige so großen Ruhm gebracht hatte. Der Nachfolger desselben, Peter III. (1276—1285), erwarb, wie wir schon wissen, Sicilien (Thl. VI. S. 242), wodurch die Kräfte seines Reiches eine andere Richtung erhielten, und verwickelte sich in weitaussehende Händel mit den Königen von Neapel und Frankreich, mit den Päpsten und auch mit seinen eignen Unterthanen, da die Auflagen, die der Krieg nöthig machte, bei allen Ständen Unzufriedenheit erregten. Die Barone waren noch überdies durch den Stolz des Königs, sie bei wichtigen Angelegenheiten nicht um Rath zu fragen, beleidigt. Als nun Peter auf einem Reichstage zu Tarragona auf die dringenden Vorstellungen des vereinten Adels und Bürgerstandes eine stolze und abweisende Antwort gab, schlossen die Stände einen Verein zur Aufrechthaltung ihrer Freiheiten, und erklärten, daß sie dem Könige den Gehorsam aufsagen würden, wenn er Jemand, weil er dem Bunde beigetreten sei, willkürlich strafen sollte. Zum Glück für Peter wußte er zur rechten Zeit nachgiebig zu sein. Als er die große Einigkeit der Stände sah, gewährte er den Cortes in Saragossa ein Generalprivilegium (Privilegium generale Aragonum), welches in einer Bestätigung der früheren Rechte bestand und über des Königs Regierungsgewalt und deren Schranken, über die persönliche Sicherheit jedes Aragonesen, sowie über die Gerechtsame und Freiheiten des Adels bestimmte Satzungen enthielt (1283).

Die dergestalt verbrieften Rechte waren bedeutend, und des Königs Gewalt durch den Reichstag (die Cortes) sehr beschränkt*). Kein Ge-

*) Berühmt ist eine Formel des Huldigungseides der aragonischen Stände geworden, deren Quelle Antonio Perez ist (Obras y relaciones Ed. Colon. 1676. p. 143), und die so lautet: Nos, que valemos tanto como vos, os hazemos nuestro Rey y Senor, con tal que nos guardeys nuestros fueros y libertades, y si no, no. (Wir, die wir eben so viel gelten als Ihr, machen Euch zu unserm Könige und Herrn, unter der Bedingung, daß Ihr unsere Gesetze und Freiheiten unverletzt erhaltet, wenn aber nicht, nicht.) Die Zuverlässigkeit dieser Angabe ist indeß mit guten Gründen bezweifelt worden. S. Lindau, Darstellungen aus der Geschichte von Spanien, Bd. I. S. 147. vgl. auch Schäfer, Geschichte von Spanien III. S. 249 fgd. Nach ihm ist Peter IV. der erste, der feste Normen über die Eidesleistungen aufstellte.

setz konnte erlassen oder aufgehoben, keine Steuer aufgelegt werden ohne Zuziehung der versammelten Stände. Die Cortes von Aragonien waren vierfach gesondert; sie bestanden aus den Prälaten, dem hohen Adel (Ricos hombres), dem niedern Adel (Hidalgos oder Infanzonen) und den Abgeordneten der Städte. Der Adel war durch die fortwährenden Kämpfe mit den Mauren, die er vorzugsweise bestanden hatte, emporgekommen; ebenso hatte die Geistlichkeit höheres Ansehen als anderswo erworben, weil die innere Kraft des Reiches vorzüglich auf dem Gegensatz des christlichen und saracenischen Lebens beruhte. Aber auch die Städte (vgl. Thl. VII. S. 54) finden sich schon in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts unter den Cortes. Der Grund dieser frühen politischen Wichtigkeit des Bürgerstandes in Aragonien ist mehr in der geschichtlichen Entwickelung des Reiches als in der Bedeutung des bürgerlichen Gewerbes zu suchen. Als befestigte Ortschaften gewährten sie bei den langen gefährlichen Kriegen mit den Mauren die sicherste Zuflucht, und auch die den Saracenen abgenommenen Städte bedurften, um die Bevölkerung wieder zu heben, besonderer Begünstigungen *). Daß sich aber die Stadtgemeinden in dieser Stellung erhielten und die gewonnene Bedeutung zu behaupten wußten, hatten sie allerdings auch hier der Blüthe zu danken, die aus Handel und Gewerbsthätigkeit hervorging. Die Catalonier wurden zuerst durch die Nothwendigkeit, ihre Küsten gegen die Seeräubereien der Araber zu schützen, auf das Meer geführt; bald fanden sie sich auf diesem Elemente heimisch und entwickelten ein großes Geschick, es zu einem weit verbreiteten Handelsverkehr zu benutzen, der sich nach der Besitznahme Sicilien's immer weiter im Mittelmeer ausdehnte, und die höchste Eifersucht der Genueser erweckte. Besonders gelangte Barcelona durch seinen Handel, den es bis nach Griechenland, Syrien und Aegypten hin trieb, zu einem großen Flor. Die hier geltenden Gewohnheiten und Gesetze, nach welchen ein schon im dreizehnten Jahrhundert eingesetztes Handelsgericht die entstehenden Streitigkeiten schlichtete, zeugen von eben so vieler Einsicht als Erfahrung **).

*) Alex. Schmidt, Geschichte Aragonien's im Mittelalter, S. 395 u. 400.

**) Schon im Jahre 1227 war der Handel so lebendig, daß der König jedem fremden Fahrzeuge verbot, in Barcelona Ladungen nach Syrien, Aegypten und der Berberei zu nehmen, so lange noch im Hafen der Stadt ein einheimisches Schiff wäre, das solche Reisen unternehmen könnte. Eine Navigationsacte vierhundert Jahre vor der englischen! Derselbe König Jacob I. gab der Stadt Barcelona das Recht, zum Schutze ihrer Seefahrer an überseeischen Plä-

Nach Peter's Tode herrſchte ſein Sohn Alfons III. in Aragonien, ein zweiter, Jacob, in Sicilien. Gegen Alfons erhob ſich ſchon auf dem erſten Reichstage ein Theil der aragoniſchen Stände, und verlangte, daß der König ſeine Räthe mit Zuziehung und Einwilligung der Stände wählen ſolle, da unter der vorigen Regierung Fremde aus Italien und Sicilien ungebührlichen Einfluß gewonnen hätten. Andere, die in dieſer Forderung nur eigennützige und perſönliche Abſichten ſahen, widerſprachen, und Alfons, dadurch ermuthigt, zeigte anfangs eine feſte Haltung; als aber die Unzufriedenen ſich zu einer neuen Union vereinigten, Zwietracht und Verwirrung immer höher ſtiegen und ſchon offener Krieg zwiſchen den Parteien begann, der dem Reiche die tiefſten Wunden zu ſchlagen drohte, gab er nach und bewilligte den Ständen auf einem Reichstage zu Saragoſſa 1287 zwei Privilegien, Unionsprivilegien genannt, die ihnen der That nach geſetzliche Unabhängigkeit verliehen. Denn das eine derſelben erlaubte ihnen, in dem Falle, daß der König ohne richterlichen Spruch der Reichsverſammlung gegen ein Glied Strafen verhängen würde, ſich einen andern Herrn und König zu wählen; und das zweite ſetzte feſt, daß die Wahl der königlichen Räthe von den Ständen abhängen ſolle.

Nachdem Alfons mit ſo ſchweren Opfern die Ruhe im Innern ſeines Reiches erkauft hatte, wünſchte er auch den äußern Frieden mit den Königen von Frankreich und Neapel und dem Papſte herzuſtellen; um ſo mehr, da er, wie oben ſchon erzählt iſt, dem Infanten de la Cerda gegen den König Sancho IV. von Caſtilien Beiſtand leiſtete. Mit Jenen kam denn auch zu Brignoles 1291 der Friede zu Stande; Alfons verpflichtete ſich, ſeinem Bruder Jacob weder öffentlich noch insgeheim Beiſtand zu gewähren, wofür der Papſt ihn vom Bann losſprach. Aber kaum war der Vertrag geſchloſſen, ſo ſtarb Alfons (18. Juni 1291), ohne Kinder zu hinterlaſſen; und Jacob II., bisheriger Herr von Sicilien, beſtieg, der väterlichen Verordnung gemäß, den Thron von Aragonien. Sicilien ließ er unter der Statthalterſchaft ſeines Bruders Friedrich. Wie ſehr er nun aber auch vorher ſeines Bruders Alfons Verfahren beim Abſchluß des Friedens getadelt hätte, ſo ſah er ſich als König von Aragonien doch in gleicher Lage und erneuerte denſelben (1295), indem

tzen Conſuln zu ernennen. Die Sammlung von Seegewohnheiten (costumbres maritimas) war zuſammengeſtellt in dem Libro de Consulado; das Handelsgericht hieß consulado y lonja del mar. Vgl. Lindau a. a. O. S. 30 und die ſehr gründliche Unterſuchung über den cataloniſchen Seeverkehr bei Schäfer a. a. O. III. S. 397 fgd.

er Sicilien abzutreten versprach, und zur Entschädigung dafür von dem Papste mit Sardinien und Corsica belehnt wurde. Aber die Ausführung dieses Vertrags fand große Schwierigkeiten. Die Sicilianer weigerten sich, unter die neapolitanische Herrschaft zurückzukehren. Sie wählten ihren Statthalter Friedrich zum Könige, der sich auch gegen alle Angriffe der neapolitanischen Macht, an denen selbst sein eigner Bruder Jacob Theil nahm, behauptete. Ebenso waren jene beiden Inseln von Bonifacius VIII. leichter verschenkt, als von den Aragoniern in Besitz genommen. Seit der Belehnung Batiso's durch Kaiser Friedrich I. mit Sardinien führten die Genueser und Pisaner über den Besitz dieser Insel einen mehr als hundertjährigen Krieg, der nur selten durch Waffenstillstände auf längere Zeit unterbrochen worden war, bis endlich im Jahre 1284 eine große Seeschlacht bei der Insel Molara das eben auf den höchsten Gipfel gestiegene Ansehen Pisa's für immer zum Sinken brachte, während zu gleicher Zeit die anwachsende Macht der guelfischen Partei in Toscana die Republik auf dem Festlande immer mehr beschränkte. Doch behaupteten sich die Pisaner noch im Gebiete von Arborea, und behielten auch unter dem unabhängigen Adel der Insel noch eine Partei. Erst im Jahre 1322, da in Genua die Parteiwuth zwischen Guelfen und Ghibellinen den höchsten Gipfel erreicht hatte, und von dieser Seite kein großer Widerstand zu besorgen war, machte Jacob ernstliche Anstalten, Sardinien anzugreifen. Als sein Sohn Alfons mit sechszig Galeeren landete, unterwarf sich ihm der Richter von Arborea und der größte Theil des genuesisch gesinnten Adels; nur Cagliari vertheidigte sich hartnäckig für Pisa. Da aber Pisa selbst, durch jenen letzten großen Seekrieg geschwächt, und damals gerade von Castruccio Castracani (Thl. VII. S. 139 u. 145) bedrängt, nur wenig zur Rettung der Belagerten that, ergaben sich diese endlich 1324 den Aragoniern; welchem Beispiele dann auch die genuesischen Landschaften folgten. Indeß fanden bald wieder Aufstände statt, und Jacob's Nachfolger mußten noch langwierige Kämpfe mit Pisa und Genua führen, ehe es ihnen gelang, ihre Herrschaft auf der Insel ganz zu befestigen. Corsica, das sich die Pisaner und Genueser auf ähnliche Weise wie Sardinien streitig gemacht hatten, das aber durch einen im Jahre 1299 geschlossenen Frieden den Letzteren zugefallen war, blieb auch für die Zukunft unter deren Oberherrschaft.

Jacob, der von seinen Unterthanen als ein tapferer, großmüthiger und gerechter König allgemein verehrt ward, starb 1327. Es folgte ihm sein Sohn Alfons IV., welcher seiner milden und liebevollen Gesin-

nungen wegen der Gütige genannt ward. Dennoch mußte auch er den Trotz der Stände erfahren, einiger Schenkungen wegen, die er ſeiner zweiten Gemahlin, der Tochter König Ferdinand's IV. von Caſtilien, und einem von ihr gebornen Sohne gemacht. Die Einwohner von Valencia ergriffen darüber ſogar, als der König ſich in ihrer Stadt befand, die Waffen, und einer ihrer Bürger führte vor Alfons ſo drohende Reden, daß die Königin zornig äußerte: ihr Bruder, der König von Caſtilien, würde Denen, welche ſo geſprochen, den Kopf abſchlagen laſſen. Alfons aber, ohne ſeinen Gleichmuth zu verlieren, erwiederte: „Unſer Volk, Königin, iſt frei und nicht ſo unterworfen wie das Caſtiliſche. Die Aragonier achten uns als ihren Herrn, und wir ſie als gute Vaſallen und Gefährten.“ Und hierauf erklärte er ſich bereit, die meiſten dem Infanten gemachten Schenkungen zu widerrufen.

Dieſe über alles gewöhnliche Maß hinausgehende Gewalt der Stände wurde durch Alfonſen's Nachfolger, den harten, kraftvollen und ſchlauen Peter IV. (1336—1387), gebrochen. Peter wollte auf den Fall, daß er keine Söhne erhalten ſollte, ſeinen Bruder Jacob von der Thronfolge ausgeſchloſſen wiſſen und ſie ſeiner Tochter zuwenden, erregte aber dadurch eine ſolche Unzufriedenheit, daß in Aragonien eine Union wider ihn zuſammentrat, welche die Wenigen, die ihr nicht angehören wollten, als Feinde des Vaterlandes verfolgte, und ſich bald mit einer andern in Valencia entſtandenen eng vereinigte. Peter ſah ſich genöthigt, die Unionsprivilegien zu beſtätigen, und die der Verbindung mißfälligen Räthe zu verſtoßen. Aber vor einigen Zeugen erklärte er insgeheim, daß er nur gezwungen handle; und dieſer Abſicht, ſich an ſein Verſprechen nicht zu binden, gemäß, ſuchte er durch Liſt die Verbündeten zu trennen. Unterſtützt wurde er dabei beſonders von dem unerſchütterlich treuen, tapfern und einſichtsvollen Bernaldo von Cabrera, der in ſeiner Umgebung geblieben war, einem Manne, welcher die feſte Ueberzeugung hegte, daß Jeder, der dem König rathe, in die Minderung ſeiner Würde und Macht zu willigen, tödtlich ſündige, und daß mit aufrühreriſchen Vaſallen kein Vertrag geſchloſſen werden dürfe*). Bald hatte Peter einige der Angeſehenſten gewonnen, ſeine Partei wuchs von Tage zu Tage, und als es nun zu offener Fehde kam, trug ſie in der entſcheidenden Schlacht bei Epila den Sieg davon. Peter war indeß klug genug, ſeinen Vortheil nicht zu mißbrauchen, nur Wenige traf ſeine Strenge, und in die Freiheiten des Landes erlaubte er ſich keinen andern

*) Alex. Schmidt a. a. O. S. 282.

Eingriff, als daß er die Unionsprivilegien aufhob (1348). Er soll, als er eine der Urkunden mit seinem Dolche zerschnitt, sich dabei, heftig wie er war, in der Hand verwundet, aber schnell gefaßt dem Zufalle die Deutung gegeben haben: ein Freiheitsbrief, der mit dem Blute so vieler tapferen Männer errungen wäre, würde billig mit Königsblut ausgelöscht. Noch mehr ward die Ruhe befestigt, als die Königin bald darauf einen Sohn gebar und die Partei des Infanten Jacob sich nun von selbst auflöste.

An die Stelle der bisherigen gewaltsamen Mittel, den König von verfassungswidrigen Schritten abzuhalten, sollte nun ein friedliches treten. Zu dem Ende ward dem aragonischen Oberrichter, dem Justitia, der anfangs der königliche Hofrichter gewesen war, ein höherer und erweiterter Wirkungskreis angewiesen. Schon früher hatte er mit dem Beirath des Reichstages in Streitigkeiten zwischen dem Könige und den Baronen oder Infanzonen Recht gesprochen; jetzt wurde er die eigentliche Behörde für die Entscheidung solcher Zwistigkeiten, jede persönliche oder dingliche Klage wider den König sollte an ihn gehen und durch seinen Spruch erledigt werden. Er war überdies die Quelle des Gesetzes für zweifelnde Beamte, und hatte die Gewalt, jedes Verfahren königlicher Richter, gegen welches seine Hülfe angerufen ward, zu hemmen. Ueber die königlichen Beamten erkannte er, ohne daß von seinem Ausspruche Appellation Statt fand. Der Justitia mußte aus dem Ritterstande genommen werden; dem hohen Adel durfte er nicht angehören, weil die Mitglieder desselben nicht auf Leib und Leben angeklagt werden konnten. Denn der Justitia sollte die große Macht, die in seine Hand gelegt war, keineswegs ohne Verantwortlichkeit ausüben, und Ausschüsse der Reichstage wurden öfter niedergesetzt, um Klagen wider ihn zu hören und ihn dann vereint mit dem Könige zur Strafe zu ziehen. Von dieser Zeit an hörten die Bürgerkriege, die das Innere des aragonischen Reiches bisher so häufig zerrissen hatten, fast ganz auf, und die einzeln und entfremdet sich gegenüberstehenden Elemente des Staats wurden allmählig zu einem gesetzlich regierten organischen Ganzen verschmolzen.

In den späteren Regierungsjahren Peter's gaben ihm besonders Sardinien und Sicilien Beschäftigung. Das Erstere mußte gegen immer neue Empörungen behauptet, Sicilien aber, das, unter schwachen und ohnmächtigen Königen durch ununterbrochene Zwistigkeiten zwischen den mächtigen Häusern Chiaramonte, Palizzi, Alasco u. a. zerfleischt, mehr als ein Mal in Gefahr war, von Neapel aus wieder bezwungen zu werden, mußte wenigstens für eine künftig mögliche Wiedervereinigung

mit Aragonien erhalten werden. Peter brachte daher eine Vermählung zwischen seiner Tochter und dem sicilischen Könige Friedrich III. (seit 1355) zu Stande, und als dieser 1377 starb, nahm er den Titel eines Königs von Sicilien an, ohne Rücksicht auf die von Friedrich hinterlassene Tochter, seine Enkelin Maria.

Diese unmündige Fürstin besaß unter den fortdauernden Zerwürfnissen des Landes so wenig Gewalt, daß sie von einem aragonisch gesinnten Edlen Ramondo de Moncada, in Einverständniß mit Peter, gewaltsam nach Sardinien entführt ward. Peter wollte sie nun mit seinem ältesten Sohne Johann verheirathen. Und obschon dieser gegen seines Vaters Willen sich mit einer andern Fürstin vermählte, und nach seines Vaters Tode Maria mit seinem Neffen Martin verband, ward dennoch Peter's Wunsch, die Vereinigung Aragonien's mit Sicilien, endlich erreicht. Denn Johann I., der, aller kriegerischen Thätigkeit fremd, seine Zeit nur zwischen dem Vergnügen der Jagd und dem Anhören provenzalischer Dichter theilte, die er mit verschwenderischer, von seinen Großen hart getadelter Freigebigkeit um sich versammelte, starb nach kurzer Regierung 1395 ohne Erben. Ihm folgte sein Bruder Martin, der 1409 von seinem gleichnamigen Sohne, dem Gemahl der früher schon gestorbenen Maria, Sicilien erbte. Schon im folgenden Jahre sank auch Martin ins Grab, und beschloß den barceloniſchen Mannsstamm, der dem aragonischen Staate eine Reihe so ausgezeichneter Regenten gegeben hatte.

---

67. Spanien und Portugal im funfzehnten Jahrhundert.

Johann's I. Nachfolger auf dem Throne von Castilien war sein erst elfjähriger Sohn Heinrich III. Die häufigen Minderjährigkeiten wurden dem castilischen Reiche um so verderblicher, weil die Großen hier nicht weniger trotzig und nach Unabhängigkeit lüstern waren, als die aragonischen, andrerseits aber das, was in Aragonien diesem Uebel mächtig entgegen wirkte, der eigenthümliche Geist der Verfassung, und das in den Kämpfen durchleuchtende Bestreben, zu einer festen gesetzlichen Ordnung zu gelangen, in Castilien fehlte. Auch gelangten die Städte hier später als im Nachbarreiche zu einer freien Entwickelung, weil ihnen das Meer gebrach, welches die aragonischen Küstenbewohner zu Han-

delsverbindungen lockte; und erst im vierzehnten Jahrhundert erschienen daher Abgeordnete der castilischen Bürger neben dem Adel und der Geistlichkeit auf den Reichstagen. Heinrich's erste Regierungsjahre waren mit Zwietracht und Zerrüttung erfüllt, bis der junge Fürst, als er sein vierzehntes Jahr noch nicht zurückgelegt hatte, die Zügel der Regierung selbst ergriff. Durch die Entschlossenheit und Festigkeit, womit er, der überdies kränklich war, zu allgemeinem Erstaunen auftrat, wurde er Meister aller unruhigen Bewegungen; erneuerte Empörungsversuche dämpfte er mit Kraft und Klugheit. Die gewonnene Ruhe im Innern wollte er zu einer Unternehmung gegen Granada benutzen, um der maurischen Herrschaft in Spanien ein völliges Ende zu machen. Schon wurden die thätigsten Vorbereitungen gemacht, als der Tod den kühnen Herrscher im siebenundzwanzigsten Jahre seines Lebens der so erfolgreich begonnenen Laufbahn entriß (1406). Der maurische Staat erhielt dadurch eine neue Frist für sein Dasein auf europäischem Boden.

Johann II., der seinem Vater auf dem castilischen Throne folgte, war ein zweijähriger Knabe. In den ersten Jahren der Minderjährigkeit, so lange Heinrich's Bruder, der edle und wackere Ferdinand, der die ihm selbst von den Großen angebotene Krone edelmüthig ausschlug, in Verbindung mit Johann's Mutter, Katharina von Lancaster (vgl. ob. S. 253), die Vormundschaft führte, wurde im Innern der Friede gesichert, und der Krieg gegen die Mauren mit einigem Erfolge geführt; mehrere Städte, unter andern Antequera, wurden erobert. Indeß starb König Martin von Aragonien, und da auf einen unechten Sohn des jüngern Martin von Sicilien, trotz der Wünsche des Großvaters für ihn, keine Rücksicht genommen wurde, so kam es nun auf die Entscheidung zwischen den verschiedenen Bewerbern an, welche den erledigten Thron wegen ihrer Verwandtschaft mit dem erloschenen Königshause durch weibliche Abstammung in Anspruch nahmen. Diese Bewerber waren: der eben genannte Infant Ferdinand von Castilien, als Sohn einer Tochter Peter's IV., der Graf von Urgel und die Herzoge von Calabrien und Gandia. Die beiden Letzteren traten gegen die Ersteren sogleich in den Schatten, zwischen diesen aber schwankte die Wage, denn der günstige Eindruck, den Ferdinand's Würdigkeit auf Viele machte, wurde bei Andern durch des Grafen von Urgel Geschenke und Versprechungen, sowie dadurch aufgewogen, daß er auch durch männliche Abstammung dem Königshause angehörte. Der gefährlichste Gegner des Grafen war der Erzbischof von Saragossa, der erste Prälat des Reiches, welcher, dem Infanten geneigt, seinen Einfluß aufbot, die Entscheidung

mit Aragonien erhalten werden. Peter brachte daher eine Vermählung zwischen seiner Tochter und dem sicilischen Könige Friedrich III. (seit 1355) zu Stande, und als dieser 1377 starb, nahm er den Titel eines Königs von Sicilien an, ohne Rücksicht auf die von Friedrich hinterlassene Tochter, seine Enkelin Maria.

Diese unmündige Fürstin besaß unter den fortdauernden Zerwürfnissen des Landes so wenig Gewalt, daß sie von einem aragonisch gesinnten Edlen Ramondo de Moncada, in Einverständniß mit Peter, gewaltsam nach Sardinien entführt ward. Peter wollte sie nun mit seinem ältesten Sohne Johann verheirathen. Und obschon dieser gegen seines Vaters Willen sich mit einer andern Fürstin vermählte, und nach seines Vaters Tode Maria mit seinem Neffen Martin verband, ward dennoch Peter's Wunsch, die Vereinigung Aragonien's mit Sicilien, endlich erreicht. Denn Johann I., der, aller kriegerischen Thätigkeit fremd, seine Zeit nur zwischen dem Vergnügen der Jagd und dem Anhören provenzalischer Dichter theilte, die er mit verschwenderischer, von seinen Großen hart getadelter Freigebigkeit um sich versammelte, starb nach kurzer Regierung 1395 ohne Erben. Ihm folgte sein Bruder Martin, der 1409 von seinem gleichnamigen Sohne, dem Gemahl der früher schon gestorbenen Maria, Sicilien erbte. Schon im folgenden Jahre sank auch Martin ins Grab, und beschloß den barcelonischen Mannsstamm, der dem aragonischen Staate eine Reihe so ausgezeichneter Regenten gegeben hatte.

---

67. Spanien und Portugal im funfzehnten Jahrhundert.

Johann's I. Nachfolger auf dem Throne von Castilien war sein erst elfjähriger Sohn Heinrich III. Die häufigen Minderjährigkeiten wurden dem castilischen Reiche um so verderblicher, weil die Großen hier nicht weniger trotzig und nach Unabhängigkeit lüstern waren, als die aragonischen, andrerseits aber das, was in Aragonien diesem Uebel mächtig entgegen wirkte, der eigenthümliche Geist der Verfassung, und das in den Kämpfen durchleuchtende Bestreben, zu einer festen gesetzlichen Ordnung zu gelangen, in Castilien fehlte. Auch gelangten die Städte hier später als im Nachbarreiche zu einer freien Entwickelung, weil ihnen das Meer gebrach, welches die aragonischen Küstenbewohner zu Han-

delsverbindungen lockte; und erst im vierzehnten Jahrhundert erschienen daher Abgeordnete der castilischen Bürger neben dem Adel und der Geistlichkeit auf den Reichstagen. Heinrich's erste Regierungsjahre waren mit Zwietracht und Zerrüttung erfüllt, bis der junge Fürst, als er sein vierzehntes Jahr noch nicht zurückgelegt hatte, die Zügel der Regierung selbst ergriff. Durch die Entschlossenheit und Festigkeit, womit er, der überdies kränklich war, zu allgemeinem Erstaunen auftrat, wurde er Meister aller unruhigen Bewegungen; erneuerte Empörungsversuche dämpfte er mit Kraft und Klugheit. Die gewonnene Ruhe im Innern wollte er zu einer Unternehmung gegen Granada benutzen, um der maurischen Herrschaft in Spanien ein völliges Ende zu machen. Schon wurden die thätigsten Vorbereitungen gemacht, als der Tod den kühnen Herrscher im siebenundzwanzigsten Jahre seines Lebens der so erfolgreich begonnenen Laufbahn entriß (1406). Der maurische Staat erhielt dadurch eine neue Frist für sein Dasein auf europäischem Boden.

Johann II., der seinem Vater auf dem castilischen Throne folgte, war ein zweijähriger Knabe. In den ersten Jahren der Minderjährigkeit, so lange Heinrich's Bruder, der edle und wackere Ferdinand, der die ihm selbst von den Großen angebotene Krone edelmüthig ausschlug, in Verbindung mit Johann's Mutter, Katharina von Lancaster (vgl. ob. S. 253), die Vormundschaft führte, wurde im Innern der Friede gesichert, und der Krieg gegen die Mauren mit einigem Erfolge geführt; mehrere Städte, unter andern Antequera, wurden erobert. Indeß starb König Martin von Aragonien, und da auf einen unechten Sohn des jüngern Martin von Sicilien, trotz der Wünsche des Großvaters für ihn, keine Rücksicht genommen wurde, so kam es nun auf die Entscheidung zwischen den verschiedenen Bewerbern an, welche den erledigten Thron wegen ihrer Verwandtschaft mit dem erloschenen Königshause durch weibliche Abstammung in Anspruch nahmen. Diese Bewerber waren: der eben genannte Infant Ferdinand von Castilien, als Sohn einer Tochter Peter's IV., der Graf von Urgel und die Herzoge von Calabrien und Gandia. Die beiden Letzteren traten gegen die Ersteren sogleich in den Schatten, zwischen diesen aber schwankte die Wage, denn der günstige Eindruck, den Ferdinand's Würdigkeit auf Viele machte, wurde bei Andern durch des Grafen von Urgel Geschenke und Versprechungen, sowie dadurch aufgewogen, daß er auch durch männliche Abstammung dem Königshause angehörte. Der gefährlichste Gegner des Grafen war der Erzbischof von Saragossa, der erste Prälat des Reiches, welcher, dem Infanten geneigt, seinen Einfluß aufbot, die Entscheidung

des Streits durch einen richterlichen Ausſpruch zu bewirken. Dieſen trefflichen, allgemein geachteten Mann ließ der Graf, von dem Glanze der Krone geblendet, verrätheriſch überfallen und ermorden, in der Abſicht, hiedurch Ferdinand's Partei einzuſchüchtern und aufzulöſen. Aber der Frevel, durch den er den Thron zu beſteigen hoffte, trug am meiſten dazu bei, ihn davon auszuſchließen, indem der Abſcheu über dieſe That dem Grafen viele Anhänger entfremdete. Endlich kam es dahin, daß auf den ſtändiſchen Verſammlungen der drei Beſtandtheile des Reichs, Aragonien's, Valencia's und Catalonien's, neun durch Einſicht und Rechtskunde ausgezeichneten Männern, dreien aus jedem Lande, aufgegeben ward, die Anſprüche eines jeden Bewerbers zu unterſuchen. Nach vielfältiger Prüfung des Rechts und Herkommens und alter Urkunden, entſchieden ſie endlich, mit einer Mehrheit von ſechs, unter großen kirchlichen Feierlichkeiten für den Infanten Ferdinand. Der neue König empfing zu Saragoſſa die Huldigung der Stände; auch Sicilien und Sardinien erkannten ihn an, ſo daß er das aragoniſche Reich in einem Umfange wie noch keiner ſeiner Vorgänger beherrſchte. Einen Empörungsverſuch des Grafen von Urgel dämpfte er mit kräftiger Hand, und um die ganze Chriſtenheit erwarb er ſich das Verdienſt, daß er unter den Königen, die noch zur Obedienz des Papſtes Benedict XIII. gehörten, der erſte war, der dieſen halsſtarrigen Greis verließ, und demnach zu dem vom Koſtnitzer Concil betriebenen Kirchenfrieden weſentlich beitrug.

Aber leider war das Leben dieſes trefflichen Fürſten von kurzer Dauer. Er ſtarb ſchon 1416, und ſein Tod hatte insbeſondere für Caſtilien verderbliche Folgen. Der junge König dieſes Reiches, durch ſeine Mutter, welcher Ferdinand die Erziehung hatte überlaſſen müſſen, verweichlicht, war ſeinem großen Berufe nicht gewachſen. Als er nach dem Tode derſelben (1418) ohne Stütze daſtand, zeigte er nur Empfänglichkeit für die Genüſſe, die ihm Jagden und Turniere, Muſik und Dichtkunſt (in welcher er ſich ſelbſt nicht ohne Glück verſuchte) gewährten, aber nicht Kraft und Luſt zum Wirken im Staat und im Kriege. Auf einen ſolchen König Einfluß zu erhalten, mußte bald der Gegenſtand ehrgeiziger Beſtrebungen werden. Ein junger Mann aus einer in Aragonien hoch angeſehenen Familie, Alvaro de Luna, der außer einer großen Gewandtheit in Allem, was den König anzog, Kraft des Geiſtes, Verſchlagenheit und Muth beſaß, hatte ſchon unter den Kinderſpielen ſein Herz gewonnen. Johann ernannte ihn zum Connetable des Reiches, und war bald völlig in ſeinen Händen. Aber die jüngeren Söhne Fer-

dinand's, des verſtorbenen Königs von Aragonien, Johann, Heinrich und Sancho, die durch den ererbten Beſitz väterlicher Güter mächtige Vaſallen des caſtiliſchen Reiches waren, beneideten den Günſtling um dieſe Stellung. Anfangs benutzte der ſchlaue Alvaro die Eiferſucht, welche die Brüder ſelbſt gegen einander hegten, zur Befeſtigung ſeiner Macht; endlich aber erregte die Größe ſeiner Gewalt allgemeine Unzufriedenheit. Die Infanten wurden die Häupter einer Verſchwörung, welche den Sturz des Günſtlings bezweckte und erreichte. Alvaro mußte den Hof und den König verlaſſen (1427), der nun ganz unter dem Einfluſſe der ſiegenden Partei ſtand. Aber ſo klug wirkte Alvaro von ſeiner Verbannung aus, und ſo ungeſchickt benutzten ſeine Gegner ihren Sieg, daß er nach kurzer Zeit, von dem Volke als Schützer erſehnt, im Triumph zurückkehrte. Gegen wiederholte Verſuche der Infanten, die jetzt auch von ihrem älteren Bruder, dem König Alfons von Aragonien, unterſtützt wurden, behauptete er ſich fortwährend, wiewohl dieſe beſtändige Aufmerkſamkeit auf das Innere Schuld war, daß er einen großen Sieg, den er bei Cabo de las Ginetas gegen die Mauren erfocht (1431), und der die Zerſtörung Granada's hätte nach ſich ziehen können*), nicht ſo benutzte, wie es möglich geweſen wäre. Seine ungeheueren Einkünfte, ſeine völlig unbeſchränkte Macht über den König, ſein Betragen, das den Stolz der Mächtigen oft beleidigen mochte, alles dies vermehrte indeſſen die Zahl ſeiner Gegner, und bewog ſie zu neuen Angriffen. Selbſt der Sohn des Königs, der Prinz Heinrich von Aſturien, oder vielmehr deſſen Liebling Pacheco, traten zu dem Bunde gegen ihn. Alvaro unterlag abermals, und der König wurde vom Infanten Johann (1442) eine Zeit lang in Gefangenſchaft gehalten. Als derſelbe aber bald darauf Gelegenheit fand, aus ſeiner Haft zu entkommen und an der Spitze eines Haufens treuer Unterthanen die Aufrührer zu beſiegen, erhielt auch Alvaro ſeine frühere Stellung wieder. Was Andere nicht zu bewirken vermocht hatten, bereitete ſich endlich der Günſtling ſelbſt. Er brachte den König wider deſſen Willen zu einer Vermählung mit der Prinzeſſin Iſabelle von Portugal, einer Enkelin Johann's des Unechten, welche bald durch Schönheit und Jugend einen großen Einfluß auf den Herrſcher von Caſtilien erhielt. Eiferſüchtig und unwillig, daß

*) Mariana ſetzt den Verluſt der Mauren auf 10,000, andere ſpaniſche Schriftſteller ſogar auf 30,000 Gebliebene. Dazu kamen Thronſtreitigkeiten und Parteiungen im granadiſchen Reiche ſelbſt; ein Thronbewerber befand ſich bei dem caſtiliſchen Heere. Alvaro's Feinde behaupteten, er habe ſich von den geſchlagenen Mauren beſtechen laſſen.

ste diesen mit dem Connetable theilen sollte, verband sie sich mit den Gegnern desselben zu seinem Sturze, und es gelang den unabläßigen Bemühungen der Vereinigten, des Königs Liebe zu Alvaro de Luna zu erschüttern und seine Begierde nach Geld und Schätzen auf die großen Reichthümer desselben, die Früchte seiner eigenen Freigebigkeit, zu lenken. Das gefährliche Unternehmen, den Mächtigen, der von einer zweitausend Mann starken Leibwache umgeben war, gefangen zu nehmen, ward zu Burgos ausgeführt. Der König verrieth den schimpflichen Beweggrund seines Handelns, indem er sich gleich nach der Verhaftung des Günstlings mit der größten Eile seiner Schätze bemächtigte; die Hinrichtung desselben bewirkten die Gegner durch ein eben so eiliges als regelloses gerichtliches Verfahren. Auf dem Markte zu Valladolid empfing Alvaro mit großer Würde und Unerschrockenheit den Todesstreich (1453).

Ein Jahr darauf erfolgte der Tod des von Reue, Schmerz und Scham gefolterten Königs. Ganz durchdrungen von der Nichtigkeit seines Lebens, starb er mit den Worten: „Wollte Gott, ich wäre nur der Sohn eines Ritters, oder ein Mönch im Kloster Abrojo gewesen.“ So wurde ihm die Schmach und Noth erspart, welche die durch jenen Sieg übermüthig gewordenen Vasallen ihm bereiten wollten; desto stärker empfand sie sein Sohn, Heinrich IV. Eben so schwach und unselbständig wie sein Vater, ergab er sich ebenfalls seinem Lieblinge Pacheco, nunmehrigem Marquis von Villena. Aber unwürdiger als Johann, ward Heinrich noch schimpflicher behandelt, und der Günstling blieb ihm im Kampfe gegen den Adel nicht treu, wie Alvaro seinem Vater. Heinrich's Gemahlin zeigte sich ihres Gatten werth, indem sie gleichfalls mit einem Buhlen, Bertrand de la Cueva, in rücksichtsloser Vertraulichkeit lebte. Da ihre Ehe mit dem Könige kinderlos blieb, verlangten die im Jahre 1459 versammelten Cortes des Reiches, daß Heinrich seinen Bruder Alfons zum Thronerben erklären solle. Indeß wurde diese Forderung nicht bewilligt, und als die Königin im Jahre 1462 endlich einer Tochter genas, erkannte Heinrich dieses Kind an, obgleich man allgemein wußte, daß er dessen Vater nicht sei. Ja als der Marquis von Villena nach einiger Zeit in Ungnade fiel, trug der König kein Bedenken, den Günstling seiner Gemahlin auch zu dem seinigen zu machen. Der allgemeine Unwille über diese Vorfälle machte es einer Verbindung des Adels, an deren Spitze Pacheco stand, und der sich selbst der König von Aragonien Johann II. anschloß, nicht schwer, den schwachen Heinrich zu der Erklärung zu bringen, daß Alfons sein Nachfolger werden solle. Aber damit nicht zufrieden, schritten die Empörer sofort zur Absetzung

des Königs und Erhebung ſeines Bruders. Auf dem Felde von Avila wurde eine große Verſammlung gehalten, und nachdem die Gründe vorgeleſen waren, weshalb Heinrich der Krone unwürdig zu achten ſei, beſtieg der Erzbiſchof von Toledo mit dem Marquis von Villena ein daſelbſt errichtetes Gerüſt, auf welchem ſich eine mit den Inſignien der königlichen Würde bekleidete Figur befand, die den König vorſtellen ſollte. Dieſer wurde nun Schwert, Krone und Zepter entriſſen und die Verbündeten ſtießen ſie mit Fußtritten hinunter (1465). Alfons' Tod, der kaum drei Jahre nach dieſen Begebenheiten erfolgte (1468), führte Heinrich IV. auf den Thron zurück, aber nur weil ſeine männliche Schweſter Iſabella, der die Mißvergnügten die Krone antrugen, dieſelbe ausſchlug; und der König verſöhnte ſich nun wieder mit ſeinen Gegnern, indem er, mit Uebergehung jener oben erwähnten Tochter, dieſe ſeine Schweſter zur Nachfolgerin erklärte.

Nach Ferdinand's Tode hatte ſein Sohn Alfons V. (1416—1458), erſt funfzehn Jahr alt, den Thron von Aragonien beſtiegen. Sein raſcher Geiſt, der ſich im Innern ſeines Reiches durch die Vorrechte der Stände eingeengt und beſchränkt fühlte, ſuchte in der Thätigkeit nach außen hin Spielraum und Freiheit, und wenn auch ein im Jahre 1417 unternommener Zug, welcher Corſica den Genueſern entreißen ſollte, durch die unerſchütterliche Tapferkeit und Gewandtheit der Truppen und Seeleute jener Stadt mißglückte, ſo wiſſen wir, daß ſeine Verſuche in Italien von einem glücklichern Erfolg begleitet waren, und ihn zuletzt in den Beſitz des Königreichs Neapel ſetzten. Doch glänzt Alfons nicht bloß als Eroberer, ſondern auch als einer der erſten Beförderer des wieder erwachenden wiſſenſchaftlichen Strebens und des Studiums der alten Litteratur in Italien. Johann II., den wir ſchon als Gegner Alvaro's de Luna kennen gelernt haben, war der Nachfolger ſeines Bruders Alfons V. in Aragonien, Sardinien und Sicilien; daß Neapel an Ferdinand, einen natürlichen Sohn Alfonſen's, gekommen war, iſt ſchon erwähnt. Johann hatte von ſeiner erſten Gemahlin Blanca von Evreux (einer Enkelin Karl's des Böſen), die Erbin von Navarra war, einen Sohn Karl, Herzog von Viana, der nach dem Tode der Mutter (1441) in ihrem Erbreiche hätte folgen ſollen. Aber Johann konnte ſich nicht entſchließen, ſeinem Sohne die Regierung zu überlaſſen, und ſo ergriff dieſer die Waffen; allein der Vater behielt die Oberhand, ſchlug ihn (1452) und hielt ihn gefangen, bis er durch die Bemühungen Johann's II. von Caſtilien befreit wurde. Der Prinz erneuerte den Krieg, aber ohne beſſern Erfolg als früher; er mußte zu ſeinem Oheim nach Italien

flüchten. Nachdem Johann nun den Thron von Aragonien bestiegen hatte, wollte er den Herzog von Viana enterben, und die Nachfolge in seinen Reichen auf seinen Sohn Ferdinand, der ihm in zweiter Ehe geboren war, übertragen. Allein die Stände widersetzten sich dieser Absicht, und da der König den Prinzen Karl, welcher, um eine Aussöhnung zu bewerkstelligen, nach Aragonien gekommen war, in Lerida gefangen nehmen ließ, griffen die Catalonier zu den Waffen und setzten die Befreiung des Prinzen durch. Er starb noch in demselben Jahre (1461), und die Meinung, daß er vergiftet worden sei, brachte die Catalonier von Neuem zum Aufstande; das reiche Barcelona weigerte sich der Gemahlin Johann's die Thore zu öffnen und zeigte Neigung, sich als Republik ganz vom Reiche abzusondern. Die Aufständischen des Binnenlandes boten die Herrschaft zuerst Heinrich IV. von Castilien, dann dem Infanten Peter von Portugal an, und konnten erst nach neunjährigem Kampfe wieder unterworfen werden.

Noch während der Dauer dieser Zerwürfnisse bot sich dem zweiten Sohne des Königs eine Aussicht zur Erwerbung Castilien's dar. Die Erbin dieses Reiches, Isabella, sollte sich nach dem Wunsche Heinrich's IV. und seines Günstlings Villena, der sich in dieser Sache wieder auf dessen Seite befand, mit dem Könige von Portugal, Alfons V., vermählen; sie zog indeß die Verbindung mit Ferdinand von Aragonien vor, worüber der Erzbischof von Toledo mit diesem unterhandelte. Nachdem sich Ferdinand eidlich verpflichtet hatte, alle Gesetze von Castilien zu beobachten, nichts ohne den Willen seiner künftigen Gemahlin zu thun und nur Castilier in seinen Rath aufzunehmen, eilte er seine Vermählung zu feiern. Aus Furcht vor dem Marquis von Villena, war Alles auf das heimlichste betrieben worden, aber diese Vorsicht hatte doch nicht verhindert, daß Jener Argwohn schöpfte und einen Heereshaufen absandte, um sich der Person Isabella's zu versichern. Doch gelangte diese, unter dem Schutze des Erzbischofs von Toledo, glücklich nach Valladolid, wo sie ihren Bräutigam traf und die Hochzeit öffentlich begangen wurde (25. October 1469). Vergeblich bemühte sich der schlaffe Heinrich und der verhaßte Günstling, die Neuvermählten ihrer Aussichten zu berauben. Isabellen's würdige Haltung, das geistliche Ansehen des Erzbischofs von Toledo, und Ferdinand's schlaue Thätigkeit vermehrten täglich die Zahl ihres Anhanges, und der König mußte sich zu einer Aussöhnung entschließen, die auf einer Zusammenkunft zu Segovia bewerkstelligt werden sollte. Der Marquis von Villena hatte die Absicht, sich bei dieser Gelegenheit Ferdinand's und seiner Gemahlin zu bemäch-

tigen, allein sein Entwurf wurde verrathen und der Bürgerkrieg brach von Neuem aus. Auf dem Sterbebette erklärte Heinrich seine Tochter Johanna, welche die Castilier wegen ihrer muthmaßlichen Abkunft von Bertrand de la Cueva Bertrandilla nannten, zur Erbin (1474); aber schon am folgenden Morgen wurden Ferdinand und Isabella als König und Königin von Castilien zu Segovia feierlich ausgerufen. Die Partei Johanna's, an deren Spitze der Sohn des kurz vor Heinrich IV. gestorbenen Marquis von Villena stand, brachte indeß die Verlobung dieser Prinzessin mit dem Könige von Portugal zu Stande, der im folgenden Jahre mit Heeresmacht in Castilien einbrach. Eine Schlacht bei Toro (1476) entschied gegen ihn und im Vertrag von Alcabeças entsagte Alfons V. seiner beabsichtigten Vermählung, so wie dem Thron von Castilien.

Inzwischen hatte Johann von Aragonien den Aufstand der Catalonier mit großer Kraft und Geschicklichkeit, unterstützt durch die Aufopferung der Stände von Aragon und Valencia, glücklich gedämpft, und die Besiegten mit Klugheit und Milde behandelt. Auch in Navarra behauptete er sich glücklich gegen die Ansprüche und Unternehmungen eines neuen Bewerbers, welcher nach dem Tode Karl's von Viana aufgetreten war. Es war dies der Gemahl von seiner Tochter Eleonore, Gaston, Graf von Foix, den Johann im Jahre 1471 zu einem Vertrage brachte, nach welchem ihm selber die Regierung von Navarra bis an seinen Tod, jenem aber die Nachfolge zufiel. Zweiundachtzig Jahr alt, starb Johann mit dem Ruhme eines kräftigen und zugleich gütigen Herrschers (1479). Nach ihm bestieg Ferdinand von Castilien den Thron seines Vaters, der durch seine Ehe mit Isabella den Grund zur Vereinigung dieser beiden Reiche gelegt hatte, welche als der Beginn eines großen und glänzenden Aufschwungs des spanischen Volkes mit Recht gepriesen wird.

Navarra wurde nach dem Tode Johann's, der dort seit 1441, wenn auch vielfach beunruhigt, regiert hatte, wieder ein selbständiges Reich. Eleonore herrschte nur wenige Tage, und da ihr Gemahl und ihr Sohn ebenfalls schon früher gestorben waren, hinterließ sie den Thron ihrem zehnjährigen Enkel Franz Phoebus; und als dessen Ende nach vier Jahren erfolgte, erhielt seine Schwester Katharina die Succession.

Für das portugiesische Volk begann unter der Regierung Johann's des Unechten eine Epoche des Glanzes und Ruhmes. Da sein Erbrecht nicht ohne Zweifel war, hatte er Ursache, den Adel zu schonen und zu beschäftigen, und wendete deshalb seine und seines Reiches Kraft nach außen. Er ging nach Afrika hinüber, und entriß den Mauren Ceuta, das bisher „der Schlüssel zur Christenheit und der Schrecken Spanien's"

gewesen war (1415). Es war dies seit längerer Zeit die erste Kriegsthat Portugals gegen eine entferntere Macht, aber es war zugleich auch das erste Unternehmen auf einem Elemente, das bald für das Volk das heimische werden sollte. „Dem Geiste und der Thätigkeit der Nation ward damit ein neues Feld eröffnet. Ceuta wurde der Ausgangspunkt zu weiteren Entdeckungen und Eroberungen zunächst an der afrikanischen Küste, und die Einnahme dieser Stadt, die damals alle christlichen Länder mit Freude und Bewunderung erfüllte, war das erste Glied in der langen Kette von Erwerbungen, deren letztes die von Indien ist“ *). Von dieser und von dem schöpferischen und begeisterten Förderer und Leiter derselben, dem Infanten Dom Heinrich, wird im folgenden Bande im Zusammenhange die Rede sein. König Johann, dem seine Tugenden den schönen Beinamen des „guten Andenkens“ (de boa memoria) eingebracht, starb nach einer achtundvierzigjährigen Regierung und hinterließ den Thron seinem ältesten Sohne Eduard (Duarte, 1433 bis 1438). Dieser wollte die Eroberungen in Afrika fortsetzen und sandte auf den Rath von Dom Heinrich und auf Bitten seines jüngsten Bruders Ferdinand ein Heer unter Führung dieser Beiden zur Eroberung von Tanger ab. Aber die Portugiesen wurden durch die überlegenen Streitkräfte der Mauren eingeschlossen und erhielten nur gegen das Versprechen, Ceuta zurückzugeben, freien Abzug, wofür der Infant Ferdinand als Geisel zurückblieb. Ungeachtet aller Bemühungen vermochte König Eduard die Genehmigung der Cortes zu der Herausgabe von Ceuta nicht zu erreichen; Ferdinand mußte in der Gewalt der Feinde bleiben. Sein hartes und unverdientes Geschick — er ward nach Fez gebracht und dort durch schimpfliche und grausame Behandlung langsam zu Tode gequält (1444) — ertrug er mit gottergebener Gelassenheit; wenn ihn die Kirche später heilig gesprochen hat, so ist es vielleicht ein noch bestimmterer Beweis von dem Eindruck, den sein tragisches Loos auf das Volk machte, daß Calderon bei ihm der spanischen Nationaleifersucht vergessen und ihn in seinem „standhaften Prinzen“ als den Glaubenshelden feiern konnte. Eduard's Sohn und Nachfolger, für den während seiner Minderjährigkeit sein Oheim Peter unter mancherlei Bedrängnissen die Vormundschaft führte, war in der Folge glücklicher, und eroberte 1471 Tanger. Daß es ihm mit der Erwerbung Castilien's nicht gelingen wollte, ist schon bemerkt.

*) Schäfer, Geschichte von Portugal. II. S. 287.

68. Preußen.

Der Staat der deutschen Ordensritter in Preußen, den wir erst am Ende der vorigen Periode haben ins Leben treten sehen (Thl. VI. S. 272), durchlief in dem gegenwärtigen schnell seine Bahn, und sah eine Zeit hoher, herrlicher Blüthe, die aber nach kurzer Dauer in tiefen, bejammernswerthen Verfall überging.

Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts war Preußen so entschieden die wichtigste Besitzung des Ordens geworden, daß die Hochmeister zu der Ueberzeugung kommen mußten, ihr Sitz, den sie nach dem Verluste des heiligen Landes für einige Zeit in Venedig aufgeschlagen hatten, gehöre dorthin. Der Gedanke fand anfangs bei den Ordensgebietigern in Preußen, deren Wirksamkeit und Stellung durch die Anwesenheit des Hochmeisters verringert werden mußten, Widerspruch, und es entstand darüber eine Spaltung im Orden. Als aber der um diese Zeit erfolgte schreckliche Untergang des Tempelherrenordens die Gemüther mit einer bangen Ahnung von dem erfüllte, was auch ihnen ohne genügende Mittel zum Widerstande und innere Einigkeit wohl bevorstehen könne, fühlten sie das Bedürfniß, ihre Kräfte zu concentriren. Es kam dazu, daß eben um diese Zeit ein Kampf mit Polen um die Lande westlich von der Weichsel, um Pommerellen entbrannte; der Orden konnte dies Verbindungsglied mit Deutschland nicht entbehren, Polen umgekehrt verlor mit dem Aufgeben des Gebiets die Berührung mit dem Meere. Und ein eben so furchtbarer Feind drängte im Norden, die Lithauer, die, im Besitze der Landschaft Samaiten, den Zusammenhang zwischen Kurland, Livland und dem Kernlande des Ordens zerschnitten. Die zwingende Nothwendigkeit der Uebersiedlung ward allerseits begriffen, und ohne Hinderniß verlegte nun der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen im Jahre 1309 seinen Sitz nach Preußen und zwar nach der Marienburg. Diese war schon 1274 an einem trefflich gelegenen Orte begründet worden; jetzt erhoben sich neben dem Comthurhause noch zwei andere Burgen, deren mittlere als des Hochmeisters fürstliche Hofburg an Pracht, Kunst und Erhabenheit alle Ordenshäuser des Landes schon bei ihrem Aufbau bei weitem übertraf*). Der Ordensfenat

*) Leider ist von dem prachtvollen Bau, der in einfacher und erhabener Stattlichkeit seines Gleichen im nördlichen Deutschland nicht hatte und zur Residenz eines mächtigen Fürsten, zur starken Feste reisiger Ritter wie zum ernsten Aufenthalt der mönchischen Ordensbrüder gleich sehr dienen sollte, fast der

in Preußen erhielt von diesem Augenblicke an erst seine rechte Bedeutung, wo das Haupt und die wichtigsten Glieder nicht mehr getrennt lebten, wo der innige Zusammenhang zwischen beiden die Wirksamkeit des Ganzen erst recht lebendig und kräftig machte. Die Regierung durch den Orden gewährte, so lange der Geist, in dem er gestiftet war, in ihm lebte, eigenthümliche Vortheile. Durch den strengen Gehorsam, welchen das Ordensgelübde dem Ritter gegen den Meister auferlegte, war dieser in den Stand gesetzt, schnell und nachdrücklich zu handeln. Zwar waren seine wichtigeren Beschlüsse und Verfügungen nicht frei, sondern an die Genehmigung und Beistimmung der fünf obersten Gebietiger gebunden; auch war er dem Generalcapitel verantwortlich, aber seine Schritte wurden nicht gehemmt, wenn er das Gute und Rechte wollte und es auszuführen verstand. Erst als dieses Verhältniß sich änderte, trat der Verfall des Ordens unaufhaltsam ein.

Die Beschuldigungen von Selbstsucht, Grausamkeit, Tyrannei und Habsucht, welche dem Orden häufig gemacht worden sind, finden für die Zeit eines bessern Daseins die eindringlichste Widerlegung durch den herrlichen Zustand dessen sich das Land erfreute, wie er wahrlich nicht das Ergebniß einer despotischen Regierung sein kann, am wenigsten, wenn der Staat in allen seinen Verhältnissen eine junge Schöpfung dieser Regierung ist. Während des vierzehnten Jahrhunderts, der schönen und glücklichen Zeit des Ordens in Preußen, herrschte im Lande großer und allgemeiner Wohlstand, blühten Ackerbau, Gewerbe und Handel. Schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts wurden die, weite Strecken einnehmenden, Sümpfe an der Nogat und Weichsel mit unbeschreiblicher Mühe durch einen bewundernswürdigen Dammbau ausgetrocknet, und der gewonnene Boden durch Anpflanzer und Bearbeiter in den fruchtbarsten von ganz Preußen verwandelt. Welche Hülfsmittel müssen den Regierern und Regierten zu Gebote gestanden, mit welcher Einsicht müssen sie sie benutzt haben, wenn sie im Stande waren, in wenigen Menschenaltern mehr als funfzig Städte, mehrere tausend Kirchen und Klöster zu erbauen! Zweierlei namentlich war es, was

---

größte Theil im achtzehnten Jahrhundert untergeordneter Zwecke halber abgebrochen worden. Daß der Rest, glücklicherweise die Wohnung des Hochmeisters mit dem schönsten Zimmer, dem sogenannten „Remter," erhalten und im Sinne der Erbauer soviel als möglich wiederhergestellt werden konnte, ist dem patriotischen Sinne der Könige von Preußen und der Stände Ostpreußens, vornehmlich aber dem Verständniß und unermüdlichen Eifer des vormaligen preußischen Ministers von Schön zu danken.

dem Orden zu diesem Aufschwung verhalf: eine musterhaft geordnete Finanzwirthschaft und seine freisinnige Stellung zu den Städten, und dies letztere — wunderbar genug — zu derselben Zeit, als in Deutschland der Adel einen Kampf auf Leben und Tod mit den Städten führte. Die wichtigsten Handelsstädte des Landes, Danzig, Thorn, Elbing, Braunsberg, Kulm, Königsberg, waren Glieder des hanseatischen Bundes und nahmen an allen Vortheilen und dem großen Ansehn desselben Theil. Preußen war damals wohl der einzige Staat in Europa, wo kein Faustrecht galt, wo Beleidigungen nicht durch eigenmächtige Thaten gerächt wurden, sondern Prälaten, Adel und Städte ihre Streitigkeiten vor die Regierung brachten, die Kraft genug besaß, ihr höchstes Ansehn geltend zu machen. War doch der Orden auch Landesherr nicht nur, sondern zugleich oberste kirchliche Behörde, weil er außer dem ermländischen alle Bisthümer mit seinen Brüdern besetzte, so daß er von den Streitigkeiten zwischen Kirche und Staat, die alle übrigen Länder verwirrten, nicht berührt wurde. Wie das vierzehnte Jahrhundert überhaupt die Periode der Kraft und des Gedeihens für den Ordensstaat ist, so ist in diesem wiederum die Zeit des trefflichen Meisters Winrich von Kniprode (1351—1382) die der schönsten Entfaltung dieser Blüthe, die goldne Zeit der deutschen Ritter in Preußen. Während seiner Regierung ward der große Sieg über die Lithauer bei Rudau erfochten (17. Febr. 1370), den der heldenmüthige Marschall Henning Schindekopf mit seinem Tode erkaufte; englische und deutsche Fürsten rechneten es sich zur Ehre, unter Winrich's Führung gegen die Heiden zu kämpfen; König Waldemar Atterdag von Dänemark kam als Bittender an seinen Hof, um Hülfe gegen die streitbare Hanse zu suchen. Er war der mächtigste und angesehenste Fürst des Nordens, unter dem aber auch alle Künste des Friedens gediehen und geistige Bildung und Gelehrsamkeit nicht zurück blieben.

Als Beherrscher eines deutschen, mitten unter slavischen, zum Theil sogar noch heidnischen, Völkern gelegenen Staates mußten die Ritter, um sich zu befestigen, nach Ausbreitung ihrer Macht und Erweiterung ihrer Grenzen streben. Dies gelang ihnen besonders durch den Ankauf von Pommerellen, Esthland und späterhin der Neumark, so daß die Herrschaft des Ordens sich in den Zeiten ihrer größten Ausdehnung von der Oder bis an den finnischen Meerbusen erstreckte. Es schien die Bestimmung des Ordens zu sein, dieses große Küstenland mit fortschreitender, für seine Selbständigkeit nothwendiger Ausbreitung auf immer bei deutscher Bildung und deutscher Oberherrschaft festzuhalten, und die

Slavenvölker so auf das Binnenland zu beschränken, daß von ihren Angriffen nichts zu befürchten stehe. Wäre den Rittern dieses in seinem ganzen Umfange gelungen, so würde der Osten Europa's eine andere Geschichte haben. Aber ihre Kräfte, die der Aufgabe schon vom Anfang an kaum gewachsen gewesen, waren, als dieselbe ungleich schwieriger geworden, geschwächt und zerrüttet. Denn allmählig hörte der Zuzug, der dem Orden bisher vornehmlich aus Süddeutschland tapfere Hände und tüchtige Köpfe in den Söhnen des dortigen Adels zugeführt hatte, auf. Zugleich bildete sich zwischen dem Lande selbst und dem Orden, von dem jeder Bruder sich als Theilhaber an der souveränen Herrschaft fühlte, eine bedenkliche Mißstimmung. Die größte Gefahr aber lag darin, daß die alte straffe Zucht verloren zu gehen begann. Schon um das 1310 erworbene Pommerellen hatte der Orden, wie vorhin bemerkt, mit Polen, welches Ansprüche darauf zu haben behauptete, Krieg zu bestehen; indeß leistete Kasimir der Große im Frieden zu Kalisch (1343) Verzicht darauf. Aber die Bezwingung Lithauen's, die dem Orden für die feste und sichere Verbindung von Preußen mit Kurland und Livland durchaus nöthig, auch, so lange die Lithauer noch im Heidenthum verharrten, im Sinne seiner Stiftung und Bestimmung Pflicht war, gelang ihm nie. Die Lithauer, ein rohes, streitbares, treuloses Volk, bewohnten ein Land voll undurchdringlicher Wälder und Sümpfe, welches die Angriffe ebenso schwierig als gefährlich machte; von den Polen und Russen, welche die Vergrößerung des Ordens fürchteten, wurden sie bereitwillig unterstützt. Während des vierzehnten Jahrhunderts dauerte der verheerende, von beiden Seiten mit außerordentlicher Erbitterung geführte Krieg zwischen dem Orden und den Lithauern fast unaufhörlich fort, nur selten ward er durch Waffenstillstände unterbrochen. Seit Jagello mit seinem Volke zum Christenthum übergetreten war, hatte der Kampf aufgehört, Glaubenssache zu sein; der zuziehenden Deutschen wurden immer weniger, bis zuletzt gar keine mehr kamen. Der Orden war genöthigt Söldner zu werben, deren Unterhaltung seine Kassen leerte und auf deren Treue doch nicht zu rechnen war. Schlimmer war, daß der ränkevolle, schlaue Jagello zugleich den polnischen Thron bestieg (ob. Kap. 43), und der Vortheil beider Völker nun enger verknüpft wurde. Auch hatte Jagello den Polen bei seiner Wahl versprochen, Kulm und Pommerellen wieder an das Reich zu bringen. Zwar erwarb der Orden in dieser Zeit noch Samaiten, und ein 1404 mit Jagello geschlossener Friede bestätigte ihn im Besitz desselben; aber ein bald darauf von Neuem ausbrechender

Kampf, den der allzu kriegslustige Hochmeister Ulrich von Jungingen nicht vermied, wurde die große Schicksalswende für den Orden. Mit einem Heere von 142,000 Polen, Lithauern und Tataren und 21,000 böhmischen und deutschen Söldnern fiel Jagello in Preußen ein, Ulrich rückte ihm mit 83,000 Streitern entgegen. Am 15. Juli 1410 geschah bei Tannenberg die verhängnißvolle Schlacht. Schon hatten sich die Lithauer, die den Angriff ihrer Gegner nicht zu ertragen vermochten, in wilde Flucht gestürzt, schon stimmten die Ritter ihren Siegesgesang „Christ ist erstanden" an, als die unbesonnene Hitze, mit welcher die Ordensschaaren die Flüchtlinge verfolgten, sie um alle Früchte der errungenen Vortheile brachte. Indem die Polen die böhmischen Söldner, die unter der Führung des gewaltigen Zizka (s. Thl. VII. 228) standen, auf die Mitte des aufgelösten Ordensheeres warfen, gewannen sie schließlich einen zwar durch sechzigtausend Gebliebene erkauften, aber höchst vollständigen Sieg, der die Macht des Ordens plötzlich von ihrer Höhe in einen Abgrund stürzte, aus dem er sich nie wieder bis zu der früher behaupteten Stufe emporrichten konnte. Vierzigtausend seines Heeres lagen erschlagen, unter ihnen der Hochmeister selbst und sechshundert Ritter. Von diesen waren wenig mehr als Greise und Jünglinge, kaum dem Knabenalter entwachsen, übrig. Viele glaubten des Ordens letzte Stunde gekommen, Angst und Besinnungslosigkeit stiegen so hoch, die Treue wankte so sehr, daß Burgen und Städte, Ritter und Bürger sich dem Feinde ohne Widerstand ergaben.

In der That wären die Früchte dieses Sieges für Polen schon damals weit größer gewesen, wenn Jagello ihn schneller und kräftiger benutzt, und wenn nicht unter die Erschreckten und Verzweifelten ein Held getreten wäre, der mit ungebrochenem Mannesmuth und kühner Seele es auch jetzt noch unternahm, das Haupthaus wider den stolzen Feind, der schon mehr als die Hälfte aller Städte und Schlösser in seiner Gewalt hatte, zu vertheidigen und so dem Orden das Herz seines Daseins, aus dem wieder frische Kraft in die Glieder strömen könne, zu erhalten. Es war dies Heinrich Reuß von Plauen, Comthur von Schwetz, dem Ulrich von Jungingen die Hut Pommerellen's anvertraut hatte, und der sich nun mit weniger Mannschaft nach Marienburg warf, wo er sogleich zum Statthalter des Hochmeisters erwählt ward. Zum Glück kamen des Polenkönigs erste Schaaren erst am zehnten Tage nach der Schlacht vor der Feste an; so lange hatte das Heer auf dem Wahlplatze bei der Plünderung, auf dem Weiterzuge bei der Eroberung einzel-

ner Städte und Burgen verweilt*). Während nun in der Nähe und Ferne brennende Dörfer die furchtbare Spur der verheerenden lithauiſchen und tatariſchen Horden bezeichneten, während Verrath im Lande den belagernden Feind mit Zufuhren von Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen unterſtützte, leitete der Statthalter die Vertheidigung der Marienburg ſo tapfer und einſichtsvoll, daß der Feind ihm keinen Vortheil abzugewinnen vermochte. Die Anträge, die Heinrich machte, gegen bedeutende Aufopferungen den Frieden zu erhalten, wurden ſchnöde verworfen; bald aber fand Jagello Urſache, dieſen Uebermuth zu bereuen. Sein Volk erlitt in den täglichen Gefechten großen Verluſt; gefährliche Seuchen, durch ſchlechte Nahrung und die drückende Hitze erzeugt, brachten noch größern hervor. Mit dieſen immer wachſenden Uebeln kämpfte Jagello, als er Nachricht erhielt, daß ſich von der einen Seite her der Marſchall von Livland mit einem ſtarken Heere, von der andern Söldnerhaufen aus der Neumark und Pommern nahten, endlich auch, daß die Ungarn in Polen eingebrochen ſeien, denn König Sigismund hatte dem bedrängten Orden Hülfe zugeſagt. Nichts blieb dem Könige übrig als die Belagerung, nachdem ſie zwei Monate gedauert, aufzuheben und mit bitterm Unmuth über die getäuſchte Hoffnung im Herzen zurück in ſein Land zu ziehen. Bis auf wenige Burgen wurden den Feinden ihre Eroberungen ſofort wieder abgenommen, und bald darauf Heinrich von Plauen durch einſtimmige Wahl zum Meiſter des Ordens ernannt, den er durch ſeinen Muth und Geiſt vom Untergang gerettet hatte. Im folgenden Jahre kam zu Thorn ein Friede mit Polen zu Stande, in welchem der Orden nur Samaiten und noch eine andere, unbedeutende Provinz verlor.

Aber die Heilung der tauſend Wunden, die der Krieg dem Lande geſchlagen, blieb eine Aufgabe, deren Löſung unendlich größeren Schwierigkeiten als die Stiftung des äußern Friedens unterlag. Die Häuſer des Landmanns waren niedergebrannt, ſein Vieh geraubt, das ſtädtiſche Gewerbe gehemmt. Der Staatshaushalt war völlig zerrüttet und die Verlegenheit um ſo dringender, weil dem Könige von Polen vertragsmäßig eine bedeutende Summe gezahlt werden mußte, auch Ungarn und Böhmen Forderungen machten, und zahlreiche Söldnerführer ihren Lohn verlangten. Und der Orden ſelbſt war keineswegs mehr der alte. Die Bande des Gehorſams waren erſchlafft, die Strenge der Sitten, die Demuth verſchwunden; Hochmuth, Zwietracht und Trotz riſſen unter den

*) Voigt, Geſchichte Marienburg's, S. 270.

Rittern mehr und mehr ein und untergruben den Grund, auf dem das ganze Ordenswesen gebaut war. Heinrich sah sich genöthigt, durchzugreifen, zu strafen, dem Hang zum Wohlleben und zur Bequemlichkeit, dem sich die Ritter ergaben, mit Ernst entgegen zu wirken. Um den Unmuth zu beseitigen, der sich im ganzen Lande wegen des herrischen Wesens der Ordensbrüder zeigte, gab er dem angesessenen Adel und den Städten das Recht, bei der Bewilligung der Steuern mitzurathen und zu beschließen; auch dies war ein eigenmächtiger Schritt, der sogar durch die Ordensstatuten verboten war. Die wachsende Geldnoth nöthigte ihn, die Kirchengefäße einzuschmelzen, von den Ordensgebietigern Alles, was noch entbehrlich war, einzufordern, alles Eigenthum, was über drei Mark an Werth ging, den Rittern abzunehmen, von dem Adel die früher vorgestreckten Gelder einzutreiben und dem Lande eine Schatzung aufzuerlegen. Aber diese Maßregeln erzeugten im ganzen Lande Unzufriedenheit, und in Verbindung mit jener Strenge zur Wiederherstellung der alten Zucht bei den Ordensrittern einen Haß gegen den Meister, welchem er endlich erlag. Sein durch die Umstände gebotenes oft rasches und entschiedenes Verfahren gab Anlaß ihn des Strebens nach Eigenmacht und Willkür anzuklagen, seine Duldsamkeit gegen Wikleffiten und Hussiten ihm Ketzerei zur Last zu legen. Damit meinten seine Feinde das Absetzungsurtheil, welches sie, geleitet von dem Marschall Küchenmeister von Sternberg, 1413 über ihn aussprachen, gerechtfertigt. Er wurde erst als Comthur nach Engelsberg gesandt, da man ihn aber hier noch nicht tief genug erniedrigt glaubte, ward er heimlicher Einverständnisse mit dem Polenkönige beschuldigt und mußte den Rest seines Lebens, noch funfzehn Jahre, in einsamer und strenger Haft zubringen.

Dieser schnöde Undank gegen den Retter des ganzen Staates zeigt deutlich, daß der Orden seinen Fall verdiente, daß in der Mehrheit seiner Glieder die Gesinnung nicht mehr lebte, aus der allein eine dauernde Wiederherstellung der frühern Macht hätte hervorgehen können. Zwietracht und Parteiung herrschten in seinem Innern, genährt besonders durch den Beifall, welchen viele Ritter den Lehren der Hussiten über Kirche und Priesterthum schenkten, und darum von den Anhängern des alten Glaubens hart angefeindet wurden. Bald begannen die Kämpfe mit Polen wieder, und zur Abhülfe des noch herrschenden Elends im Lande konnte nichts geschehen. Der Schatz war erschöpft und doch mußten stets Söldner gehalten und bezahlt werden, denn auch zur Besetzung der Burgen reichte die Zahl der Ritter nicht mehr hin. Ihre Blüthe war bei Tannenberg erschlagen, der Ersatz war um so schwieriger, weil

die Zeit des lockenden Reizes geistlich-ritterlicher Vereine vorüber war. Und in diesen Tagen der Noth um Männer rafften noch furchtbare Seuchen eine große Zahl der Ordensbrüder hin. So viel Trübsal und Jammer im Lande steigerten den Mißmuth der Bewohner, die schweren Schatzungen die Unzufriedenheit mit der Herrschaft des Ordens, der des Verderbens in seinem Innern wegen weder so geachtet noch so gefürchtet wurde, als früher. Der Hochmeister **Paul von Rußdorf** glaubte die Gährung beruhigen zu können, wenn er den Ständen in Bezug auf den Antheil an der Berathung und Regierung noch mehr einräumte als Heinrich Reuß ihnen zugestanden. Es wurde daher 1430 ein großer Landesrath eingesetzt, der außer dem Hochmeister und sechs seiner Gebietiger aus sechs Prälaten, sechs Landesrittern und sechs Bürgern aus den Städten, sämmtlich vom Hochmeister gewählt, bestand. Aber das Volk fühlte sich durch diese Gewährung, die den Städten keine sichere und bestimmte Wirksamkeit darbot, nicht erleichtert, vielmehr stieg die Unzufriedenheit über den Druck des Ordens immer höher. Wegen einiger Zölle entstanden mit den Städten Streitigkeiten, welche die Erbitterung nährten; besonders war die bedeutende und einflußreiche Stadt Danzig aufgebracht, daß die Ritter der Ordensregel zuwider, selbst Handel trieben und ihr dadurch Abbruch thaten. Die Gesuche um Abstellung der Beschwerden wurden immer dringender. Zur Berathung über diese wichtigen Punkte hielt der Hochmeister 1440 ein Capitel, in welchem aber über die Frage, ob man dem drohenden Uebel durch Strenge oder durch Nachgiebigkeit zuvorkommen solle, eine so heftige Spaltung entstand und so wilde Zwietracht tobte, daß der Meister, um sein Leben zu retten, nach Danzig floh. Da traten denn die Landesritter und die Bürgermeister der Städte aus eigener Macht zu einer Tagfahrt in Marienwerder zusammen und schlossen zum Schutze ihrer Freiheit und zur Abhülfe ihrer Beschwerden einen Bund, der Preußische genannt, welchen der Meister genehmigen mußte. Sein Nachfolger, **Konrad von Erlichshausen** (1441—1449), bemühte sich, durch Mäßigung, kluges Nachgeben und Festigkeit des Willens in gerechten Dingen die aufgereizten Gemüther zu beruhigen und den Geist der Unruhe und Unzufriedenheit zu beschwören. Er erwarb sich in der That bei den Ständen Liebe und Vertrauen, gewann die Bundeshäupter vorzüglich aus den Landesrittern wieder mehr und brachte zwischen diesen und den Städten eine gewisse den Absichten des Ordens sehr förderliche Spaltung zuwege. So hätte wohl der Bund in sich zerfallen mögen, aber das trotzige und übermüthige Benehmen der Ordensritter verdarb Alles wieder. Als die Ritterschaft und die Städte hierin die fortdauern-

den feindseligen Gesinnungen des Ordens wider sie erkannten, zogen sie das locker gewordene Band ihrer Einigung wieder enger zusammen.

Der Tod des trefflichen Konrad entschied für die Befestigung und Erweiterung des Bundes noch mehr. Denn sein Vetter und Nachfolger, Ludwig von Erlichshausen, ein leidenschaftlicher, harter und doch schwankender und schwacher Mann, der ganz von fremden Einflüssen abhing, gab dem unweisen, die Umwandlung der Verhältnisse und ihre unabweisbaren Forderungen völlig verkennenden, Rathe Gehör, die Bahn seines Vorgängers zu verlassen und den Bund des Landes gewaltsam zu zerstören. Aber die Anstalten dazu belebten den Willen und erhöhten die Kräfte der Bedrohten. Die Glieder der Eidechsen-Gesellschaft, eines schon viel früher gegen den Druck des Ordens geschlossenen Vereins des Landadels, griffen jetzt besonders thätig ein*); Hans von Baisen, ein erfahrner, tapferer und weltkluger Mann, früher im Dienst des Ordens und Mitglied des engern Raths des Hochmeisters, und als solcher mit allen Verhältnissen des Ordens und den Gesinnungen der Gebietiger genau bekannt, trat zum Bunde über und bald an die Spitze desselben. Mit Polen wurden geheime Einverständnisse angeknüpft. Indeß war der Streit an den Kaiser gebracht worden, und Friedrich III. entschied 1453, daß der ständische Bund widerrechtlich geschlossen sei und sich auflösen solle. Aber dies Kaiserwort verhallte ohnmächtig, die Stände warfen dem Orden vor, daß er das ungerechte Urtheil für achtzigtausend Florin erkauft habe, und die nächste Folge desselben war eine Gesandtschaft des Bundes an den König Kasimir III. von Polen des Inhalts, daß die Lande und Städte Preußen's ihn zu ihrem Herrn erkoren hätten. Kasimir nahm das Erbieten an, und sicherte dem Bunde seinen Schutz zu, worauf dieser im Anfange des nächsten Jahres dem Meister und seinem Orden Gehorsam und Treue aufkündigte (Febr. 1454). Der Krieg begann sofort, mit großen Erfolgen des Bundes; bald zog auch König Kasimir mit mächtigen Heerschaaren ins Ordensland, und suchte mit mancherlei lockenden Verheißungen von großen Privilegien und Freiheiten, die nachmals vielfach gebrochen und verletzt wurden, das Land zur Beharrlichkeit beim Abfall vom Orden zu ermuntern. Der Orden suchte sich Geld zu verschaffen, um Söldner werben und unterhalten zu können; er verkaufte die Neumark an den Kurfürsten Friedrich von Brandenburg. Aber die geworbenen Truppen, meist Böhmen, wurden mehr eine Last als eine Hülfe, weil die Partei gegen die Ritter,

*) Voigt, Geschichte der Eidechsen-Gesellschaft, S. 59.

die Zeit des lockenden Reizes geistlich-ritterlicher Vereine vorüber war. Und in diesen Tagen der Noth um Männer rafften noch furchtbare Seuchen eine große Zahl der Ordensbrüder hin. So viel Trübsal und Jammer im Lande steigerten den Mißmuth der Bewohner, die schweren Schatzungen die Unzufriedenheit mit der Herrschaft des Ordens, der des Verderbens in seinem Innern wegen weder so geachtet noch so gefürchtet wurde, als früher. Der Hochmeister **Paul von Rußdorf** glaubte die Gährung beruhigen zu können, wenn er den Ständen in Bezug auf den Antheil an der Berathung und Regierung noch mehr einräumte als Heinrich Reuß ihnen zugestanden. Es wurde daher 1430 ein großer Landesrath eingesetzt, der außer dem Hochmeister und sechs seiner Gebietiger aus sechs Prälaten, sechs Landesrittern und sechs Bürgern aus den Städten, sämmtlich vom Hochmeister gewählt, bestand. Aber das Volk fühlte sich durch diese Gewährung, die den Städten keine sichere und bestimmte Wirksamkeit darbot, nicht erleichtert, vielmehr stieg die Unzufriedenheit über den Druck des Ordens immer höher. Wegen einiger Zölle entstanden mit den Städten Streitigkeiten, welche die Erbitterung nährten; besonders war die bedeutende und einflußreiche Stadt Danzig aufgebracht, daß die Ritter der Ordensregel zuwider, selbst Handel trieben und ihr dadurch Abbruch thaten. Die Gesuche um Abstellung der Beschwerden wurden immer dringender. Zur Berathung über diese wichtigen Punkte hielt der Hochmeister 1440 ein Capitel, in welchem aber über die Frage, ob man dem drohenden Uebel durch Strenge oder durch Nachgiebigkeit zuvorkommen solle, eine so heftige Spaltung entstand und so wilde Zwietracht tobte, daß der Meister, um sein Leben zu retten, nach Danzig floh. Da traten denn die Landesritter und die Bürgermeister der Städte aus eigener Macht zu einer Tagfahrt in Marienwerder zusammen und schlossen zum Schutze ihrer Freiheit und zur Abhülfe ihrer Beschwerden einen Bund, der Preußische genannt, welchen der Meister genehmigen mußte. Sein Nachfolger, Konrad von Erlichshausen (1441—1449), bemühte sich, durch Mäßigung, kluges Nachgeben und Festigkeit des Willens in gerechten Dingen die aufgereizten Gemüther zu beruhigen und den Geist der Unruhe und Unzufriedenheit zu beschwören. Er erwarb sich in der That bei den Ständen Liebe und Vertrauen, gewann die Bundeshäupter vorzüglich aus den Landesrittern wieder mehr und brachte zwischen diesen und den Städten eine gewisse den Absichten des Ordens sehr förderliche Spaltung zuwege. So hätte wohl der Bund in sich zerfallen mögen, aber das trotzige und übermüthige Benehmen der Ordensritter verdarb Alles wieder. Als die Ritterschaft und die Städte hierin die fortdauern-

den feindseligen Gesinnungen des Ordens wider sie erkannten, zogen sie das locker gewordene Band ihrer Einigung wieder enger zusammen.

Der Tod des trefflichen Konrad entschied für die Befestigung und Erweiterung des Bundes noch mehr. Denn sein Vetter und Nachfolger, Ludwig von Erlichshausen, ein leidenschaftlicher, harter und doch schwankender und schwacher Mann, der ganz von fremden Einflüssen abhing, gab dem unweisen, die Umwandlung der Verhältnisse und ihre unabweisbaren Forderungen völlig verkennenden, Rathe Gehör, die Bahn seines Vorgängers zu verlassen und den Bund des Landes gewaltsam zu zerstören. Aber die Anstalten dazu belebten den Willen und erhöhten die Kräfte der Bedrohten. Die Glieder der Eidechsen-Gesellschaft, eines schon viel früher gegen den Druck des Ordens geschlossenen Vereins des Landadels, griffen jetzt besonders thätig ein*); Hans von Baisen, ein erfahrner, tapferer und weltkluger Mann, früher im Dienst des Ordens und Mitglied des engern Raths des Hochmeisters, und als solcher mit allen Verhältnissen des Ordens und den Gesinnungen der Gebietiger genau bekannt, trat zum Bunde über und bald an die Spitze desselben. Mit Polen wurden geheime Einverständnisse angeknüpft. Indeß war der Streit an den Kaiser gebracht worden, und Friedrich III. entschied 1453, daß der ständische Bund widerrechtlich geschlossen sei und sich auflösen solle. Aber dies Kaiserwort verhallte ohnmächtig, die Stände warfen dem Orden vor, daß er das ungerechte Urtheil für achtzigtausend Florin erkauft habe, und die nächste Folge desselben war eine Gesandtschaft des Bundes an den König Kasimir III. von Polen des Inhalts, daß die Lande und Städte Preußen's ihn zu ihrem Herrn erkoren hätten. Kasimir nahm das Erbieten an, und sicherte dem Bunde seinen Schutz zu, worauf dieser im Anfange des nächsten Jahres dem Meister und seinem Orden Gehorsam und Treue aufkündigte (Febr. 1454). Der Krieg begann sofort, mit großen Erfolgen des Bundes; bald zog auch König Kasimir mit mächtigen Heerschaaren ins Ordensland, und suchte mit mancherlei lockenden Verheißungen von großen Privilegien und Freiheiten, die nachmals vielfach gebrochen und verletzt wurden, das Land zur Beharrlichkeit beim Abfall vom Orden zu ermuntern. Der Orden suchte sich Geld zu verschaffen, um Söldner werben und unterhalten zu können; er verkaufte die Neumark an den Kurfürsten Friedrich von Brandenburg. Aber die geworbenen Truppen, meist Böhmen, wurden mehr eine Last als eine Hülfe, weil die Partei gegen die Ritter,

*) Voigt, Geschichte der Eidechsen-Gesellschaft, S. 59.

die Deutschen, nahmen. So mußten die Ritter, fast ohne alle Mittel, den Kampf aufnehmen, der von ihnen mit der höchsten Anstrengung dreizehn Jahre lang geführt ward, bis endlich Marienburg von den Söldnern eingenommen und an den Polenkönig verkauft ward. Der Orden war so erschöpft, daß er in dem am 19. October 1466 zu Thorn geschlossenen Frieden Bedingungen eingehen mußte, die ihm seine Unabhängigkeit und Selbständigkeit raubten und zu fortwährender kläglicher Ohnmacht verdammten. Denn Pommerellen, Kulm, Michelau, die Städte und Gebiete von Marienburg, Stuhm, Christburg und Elbing, sowie das Bisthum Ermland, wurden nach Ertheilung eines Freiheitsbriefes, welcher den Ständen bedeutende Rechte zusicherte, gänzlich mit Polen vereinigt. Den Rest von Preußen behielt der Orden, aber unter polnischer Oberhoheit; der Hochmeister, der nach dem schmählichen Verlust des einst so glanzvollen Haupthauses Marienburg seinen Sitz nach Königsberg verlegte, mußte fortan dem Könige von Polen als seinem Lehnsherrn huldigen. Die Zerstörung, die der Krieg in Preußen hervorgebracht, war unermeßlich. Vor dem Anfange desselben zählte das Land 21,000 Dörfer, nach dem Friedensschlusse nur noch 3013; in den Städten war die Bevölkerung außerordentlich zusammengeschmolzen. Und doch hätten diese Wunden, wie schwer und tief sie waren, geheilt werden, die Kraft und Blüthe des Landes hätten aus seinem Boden und der bequemen Lage zum Handel wieder emporsteigen mögen, wenn die tieferen Schäden nicht gewesen wären, die Trennung des seiner Natur nach Zusammengehörenden, das Eindrängen einer fremden Nationalität, die Abhängigkeit von einem fremden Herrscher. An diesen Uebeln krankte Preußen, und sein Glanz ging unter für Jahrhunderte, bis ein durch Sprache, Sitten und Gefühlsweise dem Volke verwandtes Herrschergeschlecht ihn wieder hervorrief und Land und Volk zu neuem Leben erweckte.

Immerhin ist dieser Ordensstaat eine der beachtenswerthesten politischen Schöpfungen des Mittelalters. Den Johannitern und Templern gelang es nicht, für ihre Thätigkeit ein bleibendes Gebiet zu gewinnen, obschon sie über reichere Hülfsmittel geboten und sich aus dem Adel romanischer Völker ersetzten, denen sonst größeres politisches Geschick eigen ist, als den Deutschen. Die deutschen Ritter dagegen erreichten es zu derselben Zeit, als ihr Mutterland zerfiel, einen Staat von ganz eigenthümlicher Bildung herzustellen und durch ihn der germanischen Cultur und Gesittung ein fern liegendes Land zu erschließen, das nicht nur dem slavischen Wesen ein dauerndes Hinderniß gewesen ist, sich an der Süd-

küſte der Oſtſee feſtzuſetzen, ſondern auch dem größeren Vaterlande ſeinen Dank für die harte Arbeit der Coloniſation durch herzliche Theilnahme an ſeinen Geſchicken noch nach Jahrhunderten abgezahlt hat.

---

69. Die ſkandinaviſchen Reiche.

Dänemark wurde aus dem Zuſtande der Zerſtückelung und Ohnmacht, in welchem wir es verlaſſen haben (Thl. VI. S. 59), durch Waldemar III. (1340 — 1375) herausgeriſſen. Als dieſer König (der von dem Sprichworte „Morgen iſt wieder ein Tag", das er im Munde führte, den Beinamen Atterdag erhalten hat) die Regierung antrat, war das Reich unter ſechs Beſitzer getheilt, und ſein Antheil ſo klein, daß der Ertrag deſſelben kaum zu ſeinem Unterhalte genügte. Aber mit unermüdeter Thätigkeit erreichte er endlich ſeinen Zweck, die getrennten Landſchaften zu vereinigen, und in dem Ganzen Friede und Ordnung wiederherzuſtellen, trotz aller Schwierigkeiten, die ihm innere und äußere Feinde entgegenſetzten. Während der Zerwürfniſſe, die unter den Nachkommen Waldemar's II. das Reich zerrüttet hatten, war das Anſehen des Adels immer höher geſtiegen, und die ſchwachen Könige hatten ihm wiederholt große Vorrechte zugeſtehen und beſtätigen müſſen. Waldemar's Thätigkeit und kraftvolles Auftreten erſchreckte die Herren, und dieſe Beſorgniß brachte ſie endlich unter die Waffen; aber der König ſchlug die Empörer bei Glamberg (1357), und trotz der Unterſtützung, welche ſie darauf von den Herzogen von Sachſen-Lauenburg und den Fürſten von Mecklenburg erhielten, zwang er ſie im Jahre 1360 zum Gehorſam. Als die Ruhe im Innern einiger Maßen geſichert ſchien, machte er Anſtalten, die dem Reiche entfremdeten Provinzen wiederzugewinnen. Schonen, Holland und Bleckingen, längſt ein Beſitzthum Dänemark's, hatten ſich in der Zeit der Auflöſung dieſes Reiches in ſchwediſchen Schutz begeben, jetzt aber ſchienen unruhige Bewegungen in jenem Lande eine günſtige Gelegenheit zur Eroberung derſelben darzubieten.

In Schweden hatte nach des Jarl Birger Hintritt gegen ſeinen Sohn Waldemar deſſen Bruder Magnus Empörung erhoben, welche mit des Erſteren Reſignation endete (1273). Danach herrſchte Magnus gewaltig über Schweden. Aber die Vorzüge, die er den Ausländern,

welche er in großer Zahl in das Land zog, bewilligte, erregten den Unwillen der einheimiſchen Großen und der eigenen Familie des Königs, der Folkunger. Magnus ſchreckte die Empörer durch blutige Strenge und fuhr in ſeinen Bemühungen fort, durch Umgeſtaltung der bisherigen Verhältniſſe ſein Reich den übrigen Staaten Europa's anzunähern. Um die Macht der alten Häuptlingsgeſchlechter in den einzelnen Landſchaften zu brechen, bewilligte er jedem, der ſich Pferd und ritterliche Waffen halten konnte, um dem Aufgebote des Königs Folge zu leiſten, Freiheit von allen öffentlichen Abgaben und Laſten und bildete hierdurch einen zahlreichen Herrenſtand, der ſich durch dieſes Vorrecht und durch größeren Beſitz vor den übrigen Freien auszeichnete. In derſelben Weiſe wurde die Geiſtlichkeit begünſtigt, deren Anſehen bisher noch auf ſchwächeren Grundlagen beruht hatte, als in anderen Staaten der Chriſtenheit. Nach Magnus' Tode (1290) folgten wiederum Bruderkriege unter ſeinen Söhnen. Endlich gelang es dem älteſten, Birger, die beiden übrigen gefangen zu nehmen. Er ließ ſie zu Nyköping, wo er Hof hielt, in den Schloßthurm werfen und hier verhungern (1317). Aber ihre Anhänger empörten ſich, Birger mußte aus dem Lande fliehen, und am Johannistage des Jahres 1319 traten zu Upſala die Großen des Reiches, die Biſchöfe, der Adel, Abgeordnete der Bürger aus den Städten (deren Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten hier zuerſt erwähnt wird) und der Bauern, vier aus jedem Gerichtsdiſtrict, zur Wahl eines neuen Königs zuſammen, und erhoben den dreijährigen Sohn des verhungerten Erich, Magnus Smek. Bald danach ſah der Knabe noch eine zweite Krone auf ſeinem Haupte. Schon das Jahr vorher war mit Hakon VI., Magnus' VII. (Thl. VII. S. 59) Sohn, die Nachkommenſchaft Harald Harfagr's in Norwegen erloſchen. Hakon's Tochter Ingeburg war mit Erich, Magnus Smek's Vater, vermählt geweſen, und die Norweger erwählten ihn bald nach jener Verſammlung zu Upſala auch zu ihrem Könige. Während ſeiner Minderjährigkeit ſollten zwölf Reichsräthe die Regierung verwalten. Als der Knabe herangewachſen war, erregte ſeine Sorgloſigkeit und Verſchwendung in beiden Reichen große Unzufriedenheit. Schon 1345 hatte er ſeinem jüngern Sohne Hakon die Nachfolge in Norwegen verſprechen müſſen (der ältere Erich ſollte nach ſeinem Tode den ſchwediſchen Thron beſteigen), und ſieben Jahre danach zwangen ihn die Norweger, ſogleich die Regierung ſeinem Sohne zu überlaſſen. Bald darauf folgten die Schweden dieſem Beiſpiele, indem ſie Erich auf den Thron erhoben. Darüber entbrannte hier ein Krieg zwiſchen Vater und Sohn. Waldemar von Dänemark verbündete ſich insgeheim mit

dem Ersteren, um diese Unruhen zu seinem Vortheil zu benutzen. Er brach 1359 in Schonen ein, und machte im folgenden Jahre reißende Fortschritte. Auch die Inseln Oeland und Gothland wurden erobert. Diese Vorfälle brachten eine große Verbindung gegen Waldemar zu Wege. Vor allen fürchtete die Hanse, durch das Emporkommen Dänemark's ihr Handelsübergewicht im Norden zu verlieren. Mit den Städten vereinigten sich der kaum von Waldemar unterworfene Graf von Holstein, der Herzog von Mecklenburg und der König Hakon von Norwegen. Indeß gewann Waldemar im Jahre 1362 den Letzteren für sich, indem er ihm seine Tochter Margaretha verlobte, und unterlag Keinem außer den Hanseaten, denen er im Frieden nicht nur alle Handelsrechte bestätigen und vermehren, sondern auch Schonen auf funfzehn Jahre einräumen mußte (1370, vgl. Thl. VII. S. 253).

Inzwischen war Erich in Schweden gestorben, und das Volk rief an seiner Stelle, gegen Magnus Smek, Hakon VII. von Norwegen herbei. Als dieser sich aber mit seinem Vater versöhnte, die Unzufriedenen aus dem Lande trieb und seine Vermählung mit Margaretha von Dänemark, welche die Schweden aus Haß gegen die Dänen mit Unwillen sahen, dennoch vollzog, wählte ein großer Theil des Volkes den Herzog Albrecht von Mecklenburg, einen Enkel des ersten Magnus von weiblicher Seite, zum Könige. Trotz der Unterstützung Waldemar's verloren Hakon und Magnus Smek gegen Albrecht die Schlacht bei Enköping (1365). Magnus wurde gefangen, und Hakon mußte sich nach Norwegen zurückziehen, von wo aus er den Krieg noch eine Zeit lang fortsetzte, während sein Bundesgenosse Waldemar durch die vereinigten Waffen Albrecht's und der Hanse, sowie durch einen gleichzeitigen Aufstand des Adels in Jütland mit vollständiger Vernichtung bedroht war, der er nur durch die eben erwähnte Versöhnung mit der Hanse entging. Schonen hatte er glücklich gegen Albrecht behauptet. Als er im Jahre 1375 starb, wurde Hakon's von Norwegen und Margaretha's Sohn Oluf, obschon derselbe erst fünf Jahre zählte, mehreren anderen Bewerbern vorgezogen und zum Könige erwählt, für welchen seine Mutter die Regentschaft erhielt. Nach dem Tode ihres Gemahls (1380) wurde Margaretha auch in Norwegen mit dieser Würde bekleidet. Ja da ihr Sohn sehr früh starb (1387), ward sie in beiden Ländern, wiewohl noch nie ein Beispiel der Art vorgekommen, als Königin anerkannt. Weil Margaretha ihren Blick mehr nach Norden als nach Süden richtete, so gab sie ein Land aus den Händen, das ihr Vater wahrscheinlich nie dahin gegeben haben würde, das Herzogthum Schleswig nämlich, das

150 Jahre hindurch von einem Nebenzweige des däniſchen Hauſes unter dem Namen Süderjüttland regiert worden war. Sie überließ es in dem Vertrage zu Nyborg (15. Auguſt 1386) den ſchauenburgiſchen Grafen von Holſtein, deren Führer der kluge Claus war, unter der Bedingung, daß von ihnen immer nur Einer Herzog zu Schleswig heißen ſollte. Seit dieſer Zeit ſind die beiden Lande Holſtein und Schleswig, deren ſtaatsrechtliche Verhältniſſe allerdings verſchieden waren, da Schleswig däniſches Lehn blieb, in Intereſſen, Gewohnheiten und Schickſalen immer enger ineinander gewachſen*).

König Albrecht in Schweden hatte eine große Partei gegen ſich, welche für Hakon geweſen war, und vermehrte deren Stärke, als er ſich nach dem Frieden mit Dänemark unbeſorgt verſchwenderiſchen Genüſſen ergab, und ſich den Adel durch unverſtändige Maßregeln entfremdete. Bei dieſer Lage der Dinge erwachte in Margarethen der Gedanke, auch die ſchwediſche Krone zu erringen. Dieſen Abſichten kam der unzufriedene ſchwediſche Adel entgegen, und im Vertrauen auf deſſen Unterſtützung rückte Margaretha 1388 aus Halland mit einem Heere in Weſtgothland ein. In übermüthiger Verachtung der gefährlichen Feindin, welche er den König Hoſenlos nannte, ſchickte ihr Albrecht einen Wetzſtein, um ihre Nadeln zu ſchärfen; aber der Tag bei Falköping (11. Sept. 1389) entſchied gegen ihn. Er wurde mit ſeinem Sohne und vielen mecklenburgiſchen Rittern gefangen. Indeß war mit dieſem Siege noch nicht Alles gewonnen. Die Herzoge von Mecklenburg und einige Hanſeſtädte verfochten des gefangenen Königs Sache; auch war Stockholm noch in den Händen ſeiner Söldner. Die mecklenburgiſchen Seeſtädte eröffneten allen denen eine Freiſtätte, die die nordiſchen Küſten und Meere unſicher machen wollten. Unter dem Vorwande, das belagerte Stockholm zu verproviantiren, wovon dieſe Freibeuter den Namen Vitalienbrüder erhielten, trieben ſie überall Seeräuberei und vermehrten ſich ſpäterhin ſo, daß ſie nur mit großer Mühe bezwungen werden konnten**). So dauerte der Kampf beider Parteien noch ſechs Jahre fort.

*) Waitz, Schleswig-Holſtein's Geſchichte I. S. 275 fgd.

**) Sie bemächtigten ſich durch Verrath der Inſel Gothland (1392), die ſie zum Sammelplatz ihrer Flotten und zur Niederlage für ihre Beute machten. Erſt als König Albert die Inſel für Geld an den deutſchen Orden abtrat (1398) und Konrad von Jungingen von dieſer mit bewaffneter Hand Beſitz ergriff, wurde ihrem Treiben ein Ende gemacht. Der Reſt wandte ſich nach der Nordſee und hauſte hier unter dem Namen Likedeler (Gleichtheiler) an den oldenburgiſchen und frieſiſchen Küſten. Unter ihren Anführern war der verrufenſte Claus Stortebeker.

Aber noch ehe die Verwirrung gänzlich gelöst war, und Albrecht seinen Ansprüchen entsagt hatte, schritt Margaretha schon zur Ausführung ihres großen Plans, die Vereinigung der nordischen Reiche dauernd zu bewirken. Nachdem sie jedes der drei Länder bewogen hatte, den Enkel ihrer Schwester, den Herzog Erich von Pommern, als ihren Nachfolger anzuerkennen, versammelte sie die Stände derselben 1397 zu Calmar, ließ dort Erich mit großer Pracht zum König krönen, und bewirkte den Abschluß der berühmten Union, welche von dieser Stadt den Namen führt. Die skandinavischen Reiche sollten von nun an nur Einen Herrscher haben, den sie bei jeder Thronerledigung mit gemeinschaftlicher Ueberlegung zunächst aus den Söhnen des verstorbenen Königs zu wählen hätten. Jedes Reich sollte nach seinen eigenthümlichen Gesetzen und mit Zuziehung seiner Reichsräthe regiert werden; im Fall eines Krieges sollten sie verpflichtet sein, einander mit aller Macht beizustehen. Eine solche Verbindung schien das Ende aller Kriege zwischen den stammverwandten Völkern, und dem vereinigten Skandinavien ein künftiges großes Gewicht in Europa zu verheißen, aber diese Hoffnungen blieben unerfüllt; denn was durch den Vertrag zu Stande gebracht war, war keine innere Verbindung der Völker, in der das Gefühl ihrer volksthümlichen Besonderheit untergegangen wäre, es war höchstens eine äußere, die vorläufig ein friedliches Verhältniß unter ihnen erzeugte*).

Und auch dieses dauerte nur, so lange Margaretha lebte. Nach ihrem Tode (1412) zeigten sich unter der Regierung Erich's bald feindselige Reibungen zwischen Schweden und Dänemark. Das erstere Land fand sich schon dadurch, daß der Hauptsitz des Königs in Dänemark blieb, beleidigt, weil auf solche Weise der Schein einer Abhängigkeit von diesem Reiche erzeugt ward. Erich selbst war ein Mann ohne ausgezeichnete Eigenschaften, und seine verständige Gemahlin Philippa, Tochter des Königs Heinrich IV. von England, die ihm Margaretha als eine weise Rathgeberin zugesellt, riß der Tod früh von seiner Seite. Sie starb, während Erich damit beschäftigt war, das Herzogthum Schleswig den Schauenburgern wieder zu entreißen; ein Unternehmen, das ihm wegen des kräftigen Widerstandes dieses Geschlechtes und der Einmischung der Hansestädte mißlang, und das nur die Folge hatte, daß bei den späteren Verwirrungen die Dänen selbst in dem Herzog und

*) Dahlmann, Geschichte von Dänemark, II. S. 74, vergleicht die Union einer mißlungenen Ehe, die den Vereinten zum Gegenstande des Widerwillens geworden sei.

Grafen Adolf die zuverlässigste Stütze einer besseren Ordnung sahen. Denn im Jahre 1432 brach zunächst in Schweden, ausgehend von den Bergleuten in Dalekarlien, unter der Anführung eines kühnen Mannes, Namens Engelbrecht, eine Empörung aus. Man klagte über die Gewaltthätigkeit der Vögte, über die Abgaben, deren Ertrag außer Landes gehe, über die Abwesenheit Erich's, durch welche die Gerechtigkeitspflege gehemmt werde. Es ward daher dem Könige der Gehorsam aufgekündigt, und Engelbrecht zum Verweser des Reiches erwählt (1435). Nachdem Erich einige Zeit versucht hatte, diesen Sturm zu beschwichtigen, ermattete er in seiner Thätigkeit und Anstrengung so sehr, daß er sogar Dänemark freiwillig verließ, um mit seinen Schätzen und einer Geliebten auf der Insel Gothland und in Pommern ungestört leben zu können; unglücklich, wie ein dänischer Geschichtschreiber sagt, in allem seinem Thun, seit er die Königin Margaretha verlor. Nun kündigten ihm auch die Dänen den Gehorsam auf und riefen, ohne die beiden andern Reiche zu fragen, seiner Schwester Sohn, den Herzog Christoph von Baiern, auf ihren Thron (1439). Norwegen schloß sich ihnen an, endlich auch Schweden, weil die eifersüchtigen Großen zuletzt lieber einem Fremden huldigten, als einem Einheimischen. Engelbrecht hatte durch den Haß des Adels gegen sein Ansehen einen gewaltsamen Tod gefunden; aber Karl Knutson, der dann aus der Mitte jenes Standes zum Reichsmarschall erhoben worden war, wurde diesem bald ebenso lästig, und sein Streben nach der Krone hatte die Besorgniß der Herren erregt.

Christoph suchte vor Allem die Geistlichkeit, besonders in Schweden, zu gewinnen, weil diese die Union am meisten wünschte und beförderte; und dagegen die Hanseaten, vorzüglich das Haupt derselben, die Stadt Lübeck, zu demüthigen, weil diese die innigere und festere Vereinigung der drei nordischen Reiche auf alle Weise zu verhindern suchten. Er ergriff hierzu die zweckmäßigste Maßregel, indem er den Niederländern neben den Hanseaten freie Concurrenz, besonders in Norwegen, gab, auch den deutschen Handwerkern in seinen Reichen eine Steuer auflegte. Aber sein frühzeitiger Tod (1448) störte die Vollendung dieser Zwecke. Die Schweden wählten jetzt, statt der Union treu zu bleiben, nach vielen Streitigkeiten den Reichsmarschall Karl Knutson zu ihrem Könige, während die Dänen und die ihnen zuletzt beistimmenden Norweger zuerst dem von ihnen hochgeachteten schauenburgischen Herzog in Schleswig und Grafen in Holstein Adolf VIII. und, als dieser sich weigerte, auf seinen Vorschlag seinem Neffen, dem Grafen Christian von

Oldenburg, ihre Krone antrugen*). Es wurden manche vergebliche Unterhandlungen gepflogen, wobei unter andern vorgeschlagen ward, daß, wenn einer der beiden Herrscher in Schweden oder Dänemark sterben würde, sein Land sich dem überlebenden Herrn unterwerfen sollte, um so für die Zukunft wenigstens die Union wieder herbeizuführen. Da indeß Karl in Schweden die Geistlichkeit mit Einziehung mehrerer Güter bedrohte, um die Einkünfte der Krone zu vermehren, so nahm dieselbe sogleich eine feindliche Stellung gegen ihn, und ein Theil des Adels, an dessen Spitze die mächtigen Geschlechter Wasa und Oxenstierna standen, verband sich mit ihr. Der Erzbischof von Upsala, Jöns Bengtson Oxenstierna, das Haupt der Mißvergnügten, kündigte dem Könige Karl den Gehorsam auf. Karl, der durch den Druck der Abgaben auch die Zuneigung des Volkes verloren hatte, verließ das Reich und flüchtete nach Danzig (1457).

Der Erzbischof und die siegende Partei riefen nun den König von Dänemark herbei, und Christian erschien in Stockholm. Er ward als König von Schweden zu Upsala gekrönt, und die Union zwischen den drei Reichen erneuert und bestätigt. Aber auch diesmal blieb die Vereinigung ohne Bestand. Als sich der König mit Jöns Bengtson, dem er die Krone verdankte, über die Auflegung einer neuen Steuer, welcher der Erzbischof widersprach, entzweite, und ihn gefangen setzen ließ, trat die ganze schwedische Geistlichkeit gegen ihn auf und fand Unterstützung bei den Bauern, die schon wieder durch den Druck der Abgaben empört waren. Die Umstände benutzten die Freunde Karl's, ihn zur Rückkehr einzuladen. Er folgte ihrer Aufforderung und erschien in Stockholm (1464). Christian setzte nun sogleich den gefangenen Erzbischof in Freiheit, da er den Haß desselben gegen Karl kannte. Damit erreichte er den Sturz seines Gegners; denn der Erzbischof brachte Karl'n bald so ins Gedränge, daß dieser abermals allen Ansprüchen auf die Regie-

*) Graf Christian ward von seinem Oheim auch zu seinem Nachfolger im Herzogthum Schleswig und demnächst in Holstein bestimmt, im letzteren Lande mit Uebergehung der schauenburger Grafen an der Weser. Die Stände beider Länder wählten ihn auf dem Tage zu Ripen (3. März 1460), doch nicht weil er König von Dänemark war, sondern ganz abgesehen von dieser Stellung, und traten dabei als zusammengehörende Glieder eines Ganzen auf. Vgl. Waitz, a. a. O. S. 382, und Dahlmann, a. a. O. III. S. 207 fgd. In der Acte des Wahltages, die Christian besiegelte, heißt es ausdrücklich, daß die Lande ewig zusammenbleiben sollen, ungetheilt (vnnd dat se bliven ewich tosamende ungedelt).

rung entsagen und Schweden räumen mußte (1465). Aber die Absicht, sich selbst wieder auf den schwedischen Thron zu bringen, verfehlte Christian. Der Erzbischof, dessen eigentliche Zwecke unbekannt sind, war wenigstens eben so sehr Christian's als Karl's Feind, und das Land ward daher von drei Parteien zerrüttet und verwüstet. Aber selbst nachdem der Erzbischof gestorben (1469), und auch der schon früher abermals nach Schweden zurückgekommene Karl ihm im Tode gefolgt war (1470), konnte Christian seinen Zweck nicht durchsetzen. Als er einen neuen Versuch machte, sich mit den Waffen in der Hand den Thron zu erzwingen, erlitt er auf dem Brunkeberg bei Stockholm eine blutige Niederlage durch Sten Sture, einen alten Anhänger Karl's und jetzigen Reichsverweser (1471).

Christian, der, wenn irgend Einer, durch seine ausgezeichnete Persönlichkeit gewiß vorzüglich befähigt war, die Verbindung der drei Reiche zu gründen und zu behaupten, gab nun alle weiteren Versuche, die schwedische Krone mit Gewalt zu erringen, auf, eröffnete aber Unterhandlungen, um vielleicht auf diesem Wege zum Ziele zu kommen, ja um sich vor der Mit- und Nachwelt zu rechtfertigen, ließ er sich vom dänischen Reichsrathe eine Versicherung ausstellen, daß er Alles angewandt habe, um die Trennung der Union zu verhindern. Die Erreichung dieser Absichten mußte er bei seinem Tode (1481) seinem Sohne Johann überlassen, dem es auch wirklich gelang, durch den sogenannten calmarischen Receß, worin dem Adel Schweden's große Vorrechte bewilligt wurden, dieses Reich wieder zum Anschluß an die Union zu bringen. Die folgende Geschichte wird aber lehren, daß auch jetzt keine dauernde Verbindung entstand. Statt der Vortheile, welche die innere Entwickelung der nordischen Völker, ihr Handel und ihre äußere Sicherheit aus dieser Vereinigung hätten ziehen können, erzeugte sich nur störender Krieg und ein immer wachsender eifersüchtiger Volkshaß.

---

70. Rußland.

Das harte, schmachvolle Joch der Mongolen (Thl. VII. S. 64) lastete noch lange Zeit auf Rußland. Die Fürsten, unter sich uneinig und in steten Fehden wider einander, wurden von den Chanen von Kaptschak völlig wie Unterthanen behandelt. So forderte der Chan

Usbek (ein unter den Seinen so hochgefeierter Fürst, daß sich sein Volk nach ihm Usbeken nannte) den Großfürsten von Wladimir Michael II. Jaroslawitsch vor sich, weil er von seinem Neffen, der ihm den Thron streitig machte, der Vergiftung einer tatarischen Fürstentochter angeklagt worden war, und ließ ihn martervoll hinrichten (1318). Die Ohnmacht, die aus einem solchen Zustande äußerer Abhängigkeit und innerer Spaltung hervorgehen mußte, benutzte Gedimin, der Herrscher der Lithauer, deren Macht sich um diese Zeit bedeutend erhob (vergl. S. 104). Nach einem Siege über einige verbündete russische Fürsten eroberte er die alte Hauptstadt Rußland's, Kiew, und den größten Theil des dazu gehörigen Großfürstenthums (1320). Der Herrschersitz des Großfürstenthums Wladimir kam um diese Zeit nach Moskau, welches sich dadurch zur Hauptstadt von ganz Rußland erhob.

Indeß begannen mit Usbek's Tode (1341) blutige Streitigkeiten um die Erbfolge in der kaptschakischen Horde, die das Zerfallen ihrer Macht zur Folge hatten und dadurch die Erlösung Rußland's vorbereiteten. Seine Fürsten wagten schon offenen Kampf wider die Tataren, und ein Sieg, den der Großfürst Dimitrij Iwanowitsch 1380 in der Nähe des Don über den Tatarenfürsten Mamai gewann, der ihm den Beinamen Donsky erwarb, ist als die Morgenröthe des neuen Tages zu betrachten, der für Rußland zu dämmern anfing. Und wiewohl der Chan Toktamisch, der die frühere Herrscherlinie verdrängt hatte, bald darauf Moskau eroberte, einäscherte und dessen Bürger erschlug oder in die Gefangenschaft führte, so war doch die zur Unabhängigkeit führende Bahn den russischen Fürsten gewiesen. Timur's Züge gegen Toktamisch, die mit dessen Entthronung endigten, schwächten die Kraft des Chanats noch mehr. Die Mongolen waren bis in die Nähe von Moskau gekommen.

Der Großfürst Iwan III. Wassiliewitsch verfolgte den von Dimitrij eingeschlagenen Weg mit Kühnheit und Glück. Vorgearbeitet war ihm durch die allmählige Zusammenschmelzung vieler ehemaligen Fürstenthümer mit Moskau, indem ihre Gebieter entweder verstorben, oder beraubt, oder durch die Beherrscher von Kaptschak des Besitzes verlustig erklärt worden waren. Er bestieg den Thron (1462) mit dem Vorsatze, sich Alles, was ihm von Rußland noch nicht gehörte, zu unterwerfen. Nachdem er sich an Kasan versucht, wandte er sich gegen Nowgorod, das durch seinen Handel zu einer Selbständigkeit gelangt war, gegen welche die vorigen Großfürsten niemals etwas Dauerndes hatten ausrichten können; es soll Heere von dreißigtausend Reitern ins Feld gestellt

haben. Iwan aber schlug die Nowgoroder dennoch, brachte sie zur Anerkennung seiner Oberherrlichkeit, und, als sie nach einigen Jahren Abfall versuchten, zur völligen Unterwerfung (1478). Die Stadt verlor ihre freie Verfassung und Selbständigkeit, Iwan führte die große Glocke von dannen, mit welcher die Bürger zur Versammlung berufen wurden. Späterhin versetzte er über tausend der vornehmsten nowgorodischen Familien in andere Städte, besonders nach Moskau. Nach einem solchen Zuwachse an Macht glaubte er den offenen Kampf mit dem Chan von Kaptschak, dem er noch 1476, aber zum letzten Male, Tribut gezahlt hatte, nicht mehr scheuen zu dürfen. Die Folge des Krieges war, daß die Horde von Kaptschak gänzlich zerstört ward (1480); allerdings weniger durch die Tapferkeit der Russen, als durch innere Zwistigkeiten. Die russischen Theilfürsten, die noch vorhanden waren, konnten nur noch als Unterthanen betrachtet werden. Iwan sah ein, daß die so gegründete Macht und Unabhängigkeit Rußland's nur durch fortwährende Einheit des Staats erhalten werden könne. Daher gab er das Gesetz der Untheilbarkeit und legte sich den Titel Selbstherrscher von ganz Rußland bei. In der That war, mit dem Zuwachs an Macht nach Außen, der Großfürst auch nach Innen unumschränkter geworden, und die Mongolen hatten während ihrer zweiundeinhalbes Jahrhundert langen Herrschaft den Fürsten Gehorsam innerhalb ihrer Gebiete verschafft.

Die Cultur Rußland's war noch völlig in der Kindheit, das Volk roh und barbarisch, aber auch in seiner großen Mehrzahl noch frei; die Leibeigenschaft der Bauern wurde erst später eingeführt. Das Heer bestand fast nur aus Reitern, welche Bogen, Aexte und Streitkolben führten; die Vornehmen, die in kostbaren Harnischen prangten, hatten Wurfspieße, Lanzen und Dolche. Der Anbau des Landes war dürftig, an der Waga und Dwina der Gebrauch des Brotes fast unbekannt. Des Handels hatte sich die Hanse zu bemächtigen gewußt; sie hielt ihn, wie überall im Norden, in engen Fesseln. Künste und Wissenschaften lebten nur in geringen Spuren. Iwan III. war bemüht, das Volk in Kenntnissen den Europäern zu nähern. Er erbat sich vom Kaiser Friedrich III. durch eine Gesandtschaft Erzkundige, Land- und Kriegs-Baumeister, Feuerwerker und Silberarbeiter. Unter den Fremden, die er ins Land zog, wird Aristoteles von Bologna genannt, ein Baumeister und Stückgießer, der in Moskau Gebäude aufführte, Geschütz gießen lehrte und das Münzwesen verbesserte. Die Sitten waren noch so wenig europäisch, daß das weibliche Geschlecht in orientalischer Herabwürdigung und Abgeschiedenheit gehalten ward. Eine geräumige, ausgeschmückte Wohnung

gehörte nicht einmal zum Bedürfnisse der Reichen. Sie lebten in niedrigen, mit Schindel und Stroh gedeckten Blockhäusern, deren Fugen mit Moos verstopft waren, und die Zimmer enthielten kein anderes Geräth, als einfache hölzerne Tische und Bänke; die wenigsten hatten Kamine. Nicht viel schlechter, nur enger und unsauberer, waren die Rauchstuben des gemeinen Volkes*).

71. Deutsche Literatur. Die Universitäten. Einfluß des Humanismus. Große Erfindungen.

Wir haben oben (Thl. VII. S. 32) bereits angedeutet, daß nach der reichen Blüthe der höfischen Poesie die Frische des dichterischen Schaffens sich in Deutschland rasch verlor. Ursachen mannigfacher Art wirkten auf dies Ergebniß hin. Der Glanz der alten Kaiserzeit war verblichen, es gab keine innere Einheit des deutschen Staates mehr; selbst das Gefühl der Zusammengehörigkeit begann zu verschwinden, an seine Stelle trat die eigensüchtige Begierde der einzelnen Fürsten, ihre Territorien zu vergrößern, die anderen herabzudrücken. Nicht anders der bedeutendste Stand, der Ritterstand. Nachdem ihm seit Beendigung der Kreuzzüge sein gemeinsames Ziel und Ideal zum großen Theile verloren gegangen war, hatte er aufgehört sich von dem Schwunge der früheren Zeit tragen zu lassen; auch bei ihm waren nackter Egoismus und Materialismus die Triebfedern des Handelns geworden. Die Zeit war vorüber, wo das Leben des Ritters in Gottes-, Frauen- und Herrendienst aufging, wo er seine Waffen zur Erreichung großer Zwecke in die weite Ferne trug, wo er die Treue gegen den Lehnsherrn als seine erste Pflicht ansah; nunmehr war ein wüstes Gebahren, räuberische Fehdelust, eigensüchtige und trotzige Absonderung von den allgemeinen Interessen, Zechen und rohe Genußsucht die Gewohnheit des Standes. Dagegen hatten sich zwar die Städte zu vorher nicht gekannter Bedeutung emporgeschwungen, aber mit der Blüthe des Handels und der Gewerbe hatte sich auch die naturwüchsige Grundlage der einfachen Existenz geändert, die Geldwirthschaft hatte dem Leben Aller die lange gewohnten Unterlagen entzogen, es war auch in dieser Sphäre die Rücksicht auf das

*) Ewers, Geschichte der Russen, I. S. 213 fgd.

Nützliche und Erreichbare vorwiegend und leitend. Ist es zu verwundern, daß unter solchen Verhältnissen der poetische Hauch, der das dreizehnte Jahrhundert durchzogen hatte, verwehete, daß die nächste Zeit kaum mehr that als die betretenen Geleise unselbständig und unschöpferisch weiterzugehen, daß die späteren Nachkommen, völlig unfähig, sich auf der bisherigen Höhe zu halten, bald in tieferen Regionen sich heimisch fühlten? Auch an rein äußerlichen Gründen zu diesem Absinken fehlte es nicht. Es gab keine Sammelpunkte mehr für die Pfleger des Gesanges, die Fürstenhöfe hörten auf sich den Dichtern zu öffnen; schon über Rudolf von Habsburg und seine Unmilde erhoben die Zeitgenossen bittere Klage; höfische Sitte und Denkweise ging völlig verloren*).

Was also seit dieser Zeit zunächst an lyrischen Gedichten verfaßt ward, mußte entweder aus andern Quellen schöpfen als aus denen des höfischen Lebens, oder es ward die überlieferte Kunst und Weise zwar in den Formen, aber von unhöfischen Dichtern bewahrt, unter deren Händen denn auch der Inhalt in nicht gar langer Zeit ein verschiedener ward. Jene erstere Klasse der Lyriker lehnte sich deßhalb an die frischen und lebendigen Empfindungen des Volks an; Ernte-, Herbst-, Winterlieder waren ihre Gesänge, ihr Vorbild Nithart (um 1220), ihre Vertreter außer Gottfried von Neifen und Reinmar von Zweter in späterer Zeit selbst einige ritterbürtige Sänger, bei denen das alte Minnelied, wenn auch verschoben und verändert, wieder erschien, Heinrich von Mügeln, Graf Johann von Habsburg, Graf Hugo von Montfort (1400), der Tyroler Oswald von Wolkenstein. — Anders die zweite Klasse, die Nachahmer des höfischen Minnegesangs. Wie die Fahrenden nicht mehr Ritter waren, sondern aus bürgerlichem Geschlecht entsprossene, so blieb auch die Handhabung der alten Sangesformen nunmehr den Dichtern unedlen, bürgerlichen Stammes überlassen, an die Stelle des freien Kunstbetriebes trat die zünftige Gelehrsamkeit, statt der Ritter sangen Handwerker, der Minnegesang ward zum Meistergesang. Freie Zusammenkünfte und Vereine für Hören und Singen von Gedichten mochten schon früher bestanden haben; allein erst seit dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts finden sich Spuren von Dichterschulen, die sich zünftig abschlossen. Besonders die oberdeutschen Städte waren die Sitze solcher Schulen, die von Bürgern gebildet wurden, in

*) Vgl. Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur; Gervinus, Gesch. der deutschen Dichtung, 2. Bd.; Gödeke, Grundriß zur Gesch. der deutschen Dichtung.

denen die Kunst zu dichten gelehrt und, wie bei andern Handwerken, der Meistertitel verdient werden konnte. Die Summe der Regeln, nach denen gedichtet ward, war in der sogenannten Tabulatur enthalten, besondere Merker waren bestellt, um auf die Form zu achten; der Strophenbau war in den künstlichsten Reimverschlingungen nach sogenannten Tönen gegliedert. Es war in diesen Sängerschulen eine strenge Ehrbarkeit, ein sittlicher Ernst, der alle Frivolität abwies; aber andererseits doch welch ein Abstand von den großen Dichtern Wolfram und Walther, die die Meistersänger noch immer als ihre Vorgänger ansahen, deren äußere Form, weil sie dieselbe ohne Inhalt und Ursprünglichkeit festhielten, sie erstarren ließen, deren Tiefe sie in hohlen Spitzfindigkeiten und gelehrter Herbeiziehung alles möglichen Wissens wiederzufinden glaubten. Mit dem gefeierten Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, den die Weiber von Mainz der Sage nach zu Grabe trugen, beginnt diese Richtung und reicht über Namen wie Barthel Regenbogen, Muscatblüt, Michael Beheim, welche letzteren sich jedoch auch in anderen Stoffen versuchten, hinweg bis auf Hans Sachs und die Zeit der Reformation. Einen directen Gegensatz gegen diese gelehrte Dichtung bildet das eigentliche Volkslied, das in dieser Periode entstand, von dem jedoch begreiflicher Weise nur Weniges bis auf unsere Tage gelangt ist und dessen eigentliche Blüthe erst in die folgenden Zeiten fällt. Ein drittes Gebiet der lyrischen Dichtung, das des geistlichen Gesanges, erschloß sich mit dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, als die Aufmerksamkeit des Volkes sich energisch auf die Kirche lenkte, dergestalt jedoch, daß die Stimmung oft nicht nur eine außerkirchliche, sondern eine gegenkirchliche ward. Wie jetzt die deutsche Predigt in Aufnahme kam, so brach sich auch der deutsche Kirchengesang neben dem lateinischen Bahn, ja die Laien entzogen sich absichtlich dem lateinischen Gesange. Daß besondere Ereignisse diese Entwickelung förderten, wie das große Sterben des Jahres 1349, in Folge dessen die Flagellanten das Land singend durchzogen, ist ebenso gewiß, wie es sich nachweisen läßt, daß der volksmäßige Sang sich durch Uebertragungen an dem Lateinischen emporbildete *).

Erhielt indeß schon das Minnelied von dem ehrbar beschränkten

*) Nur sieben dieser Kirchenlieder haben das Mittelalter überdauert: Gelobet sei'st du, Jesu Christ, In dulci jubilo, Christ ist erstanden, Christ fuhr auf gen Himmel, Nun bitten wir den heil'gen Geist, Komm heiliger Geist, Herre Gott, und Mitten wir im Leben sind, von denen die beiden letzten Uebersetzungen sind. Wackernagel, a. a. O. S. 268.

Weſen ſeiner Vertreter das Gepräge des Lehrhaften, ſo mußte die Zeit einer Dichtungsart um ſo günſtiger ſein, die immer erſt erſcheint, wenn die Inſpiration und das freie Spiel des Genies der Reflexion zu weichen beginnt, der didaktiſchen Poeſie. Zwar kennt auch die frühere Zeit ſchon gnomiſche Gedichte und die Geiſtlichkeit hatte bereits im zwölften Jahrhundert verſucht, der romantiſchen Epik dadurch entgegenzutreten, daß ſie verſuchte die chriſtliche Glaubens- und Sittenlehre in Maß und Reim zu formen; doch gewann dieſe Richtung nicht vor dem Ausgange der klaſſiſchen Zeit an Ausdehnung und Tiefe; man ließ dann die Rückſicht auf die Religion fallen und beſchränkte ſich darauf, die populäre Sittlichkeit durch die Dichtung zu adeln. Hier iſt der ſchon in der vorigen Periode genannte Konrad von Würzburg wegen ſeiner goldenen Schmiede noch einmal zu nennen, außerdem Thomaſin von Zircläre, der Verfaſſer des welſchen Gaſtes, vor allen Andern aber Bridanc*), deſſen „Beſcheidenheit" die Krone aller Lehrdichtung des Mittelalters iſt. Der Dichter giebt darin theils bekannte und dem Volksmunde geläufige, theils von ihm ſelber neu geformte Sprichwörter, die die Summe ſeiner Lebenserfahrungen enthalten. Die Freiheit und Selbſtändigkeit des Urtheils über alle Verhältniſſe, die lautere Geſinnung, die ſich in dem Gedichte ausſpricht, haben daſſelbe früh zu hohem Anſehn gebracht, und es iſt ſeitdem die Spruchdichtung überhaupt ſehr beliebt geblieben. Eine beſondere Art derſelben waren die ſogenannten Priameln (praeambulum), kurze Sittenſprüche, in denen auf eine Reihe von ſcheinbar unzuſammenhängenden Vorderſätzen ſchließlich ein allgemeiner, die Einheit vermittelnder Schlußgedanke folgte. — Auch mit dem Epos miſchte ſich die Didaxis in der Fabel und Parabel, Formen, welche die damalige Sprachweiſe mit dem gemeinſamen Ausdruck bîſpel bezeichnete. Noch in das dreizehnte Jahrhundert gehört der Stricker (strichaere), der Fabeln und den erſten zu einem fortlaufenden Gedichte zuſammengefaßten Schwank (Pfaff Amis) ſchrieb; in die erſte Hälfte des vierzehnten Ulrich Boner, ein Berner Predigermönch, Verfaſſer des Edelſtein, einer Sammlung von hundert Fabeln, und das Schachzabelbuch von Konrad von Ammenhuſen, eine vom Schachſpiel ausgehende Allegorie. Auf der Scheide des vierzehnten ſteht der Renner des Bamberger Schulmeiſters Hugo von Trimberg, ein Lehrgedicht oder vielmehr eine Strafpredigt in 24,656 Verſen, neben Bridanc's Beſcheidenheit beſonders hoch geſchätzt.

*) Wilhelm Grimm und nach ihm manche Andere ſehen den Namen Bridanc als ein Pſeudonym für Walther von der Vogelweide an.

Gerade ein Jahrhundert später und bereits mit der Reformation sich berührend schrieb Sebastian Brant (geb. 1458 in Straßburg und als Stadtschreiber daselbst gestorben) sein Narrenschiff, in welchem er unter dem Bilde einer Schifffahrt alle Narren, Verkehrte und Lasterhafte vor dem Leser vorüberführt und einen getreuen Spiegel seiner gährenden Zeit giebt. Das Gedicht ist nicht eben von hohem poetischen Werth, erwarb sich aber so sehr die Gunst der Zeitgenossen, daß es außerordentlich häufig gedruckt und von dem berühmten Geiler von Kaisersberg zum Text seiner Predigten benutzt ward.

Der Mangel an schöpferischer Fähigkeit des Zeitalters zeigt sich am deutlichsten in der Stellung, die das Epos einnimmt. Nicht daß die vaterländische Heldensage im Bewußtsein des Volkes untergegangen wäre, vielmehr „nahm das Volk sein Eigenthum aus der Hand der epischen Dichter zurück"; aber wie das natürliche Wachsen der Sage gestört war, so fehlte der künstlerische Sinn bei der Bearbeitung der Stoffe, die nun entweder willkürlich zusammengelegt oder in einzelnen Theilen, und zwar den untergeordneten erweitert wurden. So wurden seit dem dreizehnten Jahrhundert fast alle deutschen Heldengedichte wiederholten Redactionen unterworfen, wobei es für den Charakter der Epigonenzeit bezeichnend ist, daß die neuen Bearbeiter, die in ihrer Mehrzahl nur den Namen von Bänkelsängern verdienen, ihre Werke unter den Namen der früheren großen Epiker in Umlauf brachten. Als im funfzehnten Jahrhundert die Buchdruckerkunst die Vervielfältigung der Bücher erleichterte, veranstaltete man eine Zusammenstellung alter Sagenstoffe, das sogenannte Heldenbuch, das den Otnit, Hug- und Wolfdietrich, den Rosengarten und Laurin enthielt; eine spätere Ueberarbeitung ward dann unter demselben Titel von Caspar von der Roen vollzogen, der noch einzelne Theile aus dem Sagenkreise Dietrich's hinzufügte. Die Artussage hatte ein ähnliches Geschick; auch bei ihr wurden die größeren Kreise verengt, einzelne Theile weiter ausgeführt, wie z. B. zum Titurel und Parzival die Sage vom Lohengrin und Schwanritter hinzutrat. Am Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts dichtete Ulrich Fürterer, ein Wappenmaler Herzogs Albrecht von Baiern, für diesen ein zusammenfassendes Buch über die Tafelrunde, dessen Mittelpunkt Lanzelot ist. Die Thiersage hatte unter allen epischen Gegenständen allein ein besseres Schicksal. Es ist oben erwähnt, wie dieser Stoff seiner deutschen Heimath zum zweiten Male verloren ging, indem er auf holländisches Gebiet wanderte. Erst im funfzehnten Jahrhundert kehrte er zu uns zurück, indem er aus dem Holländischen ins Niederdeutsche übersetzt ward, wahrscheinlich durch den

Buchdrucker Barkhusen; aus dem niederdeutschen Dialecte ist der Name Reinecke Vos geblieben. Für den ganzen Zeitraum ist er das beste epische Gedicht. — Es konnte nicht fehlen, daß sich epische Versuche auch an die zeitgenössischen Ereignisse knüpften, doch sind diese Gesänge nicht von erheblicher Bedeutung, wenn sich auch einzelne bessere, wie die österreichische Reimchronik Ottokar's von Horneck, darunter finden. Nur um des Verfassers willen erwähnen wir die allerdings vor Zeiten hoch angesehenen Werke des Kaisers Maximilian, Theuerdank und Weißkunig (der letztere prosaisch), bei denen die historischen Unterlagen nur zur Ausführung breiter Allegorien benutzt werden.

Was endlich das Drama betrifft, so sind seine Anfänge schon in den vorausgehenden Jahrhunderten zu suchen; man hatte längst geistliche Dramen (Misterien, ministeria), doch nur in lateinischer Sprache. Erst im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert erschienen auch deutsche geistliche Spiele, die schon der Sprache wegen viele volksthümliche Elemente in sich aufnahmen, aber meist unter der Hand der Geistlichen blieben und, wenn auch roh und derb, dennoch den ernsten kirchlichen Charakter bewahrten. Sehr ungleichen Ursprungs waren die Dramen komischen Inhalts, die Fastnachtsspiele, die aus Vermummungen, Aufzügen, gesellschaftlichen Spielen hervorgingen und deßhalb von Einigen auf heidnische Anfänge zurückgeführt werden. Als allmählig die Masken und Charaktere bei denselben stehend geworden und der Dialog hinzugetreten war, fehlte diesen populären Comödien wenig mehr als Bildung und Geschmack; leider freilich entnahm man die Stoffe nur aus dem allergewöhnlichsten geselligen Verkehr, besonders waren es Verspottungen des Bauernlebens, an denen das städtische Volk Behagen fand. Die fruchtbarsten Fastnachtsspieldichter sind Hans Rosenblüt, der Schnepperer, um 1450, und Hans Folz, aus Worms gebürtig, Barbierer in Nürnberg, um 1480.

Je weniger aber der Charakter des Zeitraums der poetischen Hervorbringung förderlich war, desto mehr mußte er bei seiner Richtung auf das Verstandesmäßige und bei der Nüchternheit, die dem aufstrebenden Bürgerthum innewohnte, zur Ausbildung der Prosa geeignet sein, die freilich erst in der nachfolgenden Periode zu eigentlicher Geschmeidigkeit und Vollendung gedieh. In der That fand ein nicht geringer Theil der damaligen geistigen Arbeit des deutschen Volks — ganz im Gegensatz zu der vergangenen Zeit — in der Prosa seinen Ausdruck. Zunächst sind die Chronikenschreiber zu nennen, die in einfacher Form die Begebenheiten aufzeichneten; aus dem vierzehnten Jahrhundert die Straßbur-

ger Friedrich Closener und Jacob Twinger von Königshofen, im funfzehnten der Schweizer Konrad Justinger, der Konstanzer Ulrich Reichenthaler, der Mainzer Eberhard Windeck (Leben des Kaisers Sigismund), der Breslauer Peter Eschenloer; auch Ulrich Fürterer gehört mit seiner bairischen Chronik hierher. Mit diesen historischen Aufzeichnungen stehen im Zusammenhange die zahlreichen Urkunden, die nicht mehr von Geistlichen und deßhalb auch nicht mehr lateinisch abgefaßt wurden, die Weisthümer, Willküren, verschiedene Rechtsbücher (der Richtsteig, das Magdeburger Schöffenrecht, die Blume des Sachsenspiegels). Von größerer Bedeutung jedoch für die Folgezeit war die geistliche und didaktische Prosa. Schon in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts hatte ein Prediger, der Franziskaner Berthold von Regensburg so tiefen Eindruck auf das Volk machen können, daß es ihn auf seinen Wanderungen zu Tausenden geleitete und sich an seinen Reden auf freiem Felde erbaute. Viel bedeutender indeß war der Einfluß der Mystiker durch ihre von der bisherigen Art völlig abweichende Auffassung und Führung des Lebens wie durch Lehre und Schrift. Sie waren nicht äußerlich von der Kirche getrennt, aber sie fochten die Aeußerlichkeit der Gottesverehrung an, bekämpften die Sittenlosigkeit des Klerus, lehnten sich gegen den Ablaß auf und forderten eine Versenkung des Individuums in den Gedanken an Gott. Unter dem Namen der Gottesfreunde verbreiteten sie sich am ganzen Rhein entlang; als Brüder vom gemeinsamen Leben traten sie in eine Laiencongregation zusammen (Gründer Gerhard Groot von Deventer, geb. 1340), bei der das Betteln verboten, ernste Arbeit die Vorschrift war und gezeigt werden sollte, wie ein praktisches Christenthum beschaffen sein müsse. Dadurch aber, daß sie das religiöse Leben des Gemüths erschlossen, daß sie auf das Studium der Bibel hinwiesen und gegenüber den dialektischen Spitzfindigkeiten der Scholastiker die Contemplation forderten, wurden sie die Väter der philosophischen Prosa. Aus der Schule der Gottesfreunde waren der Straßburger Prediger Johann Tauler (1290—1361) und sein Zeitgenosse Heinrich Suso, der erstere weithin wirksam als Redner, der zweite „dichterischer als Tauler, ein Minnesinger in Prosa," lange Zeit hochverehrt als Verfasser des Buches von der ewigen Weisheit. In demselben Kreise entstand das berühmte, von Luther unter dem Titel: Ein deutsch Theologia herausgegebene Buch, dessen Verfasser unbekannt ist. Die Blüthe dieser mystischen Literatur ist vornehmlich in das vierzehnte Jahrhundert zu setzen, da im funfzehnten die dieser Richtung angehörenden Schriften, wie die allbekannte des Thomas a Kempis de imitatione Christi,

lateiniſch geſchrieben wurden; doch ſtand der letzte große Prediger des Zeitraums, der gemüthreiche Geiler von Kaiſersberg, gewiſſermaßen im Zuſammenhange mit ihnen, inſofern er in der Auffaſſung und Ausübung ſeines Berufes in ihre Fußſtapfen trat. — Von ſonſtigen proſaiſchen Schriften ſind noch die Ueberſetzungen aus fremden Sprachen (Nicolaus von Wyle; auch Boccaccio's Decamerone fand damals ſeinen Weg nach Deutſchland), ferner die Volksbücher, in denen die epiſchen Dichtungen der früheren Jahrhunderte in Proſa aufgelöſt wurden, namentlich aber die vielverbreiteten Schwankſammlungen (der Pfaff von Kalenberg, Eulenſpiegel, Salomon und Markolf), die der Neigung des Volkes zu Spott und Satire reiche Nahrung boten, zu erwähnen.

Das Anbrechen einer neuen Zeit begann in Deutſchland wie in Italien mit der Wiedererweckung des Alterthums. Wie jedoch dieſſeit der Alpen manche andere Momente mitwirkten — ſo die Volksliteratur, und in der Oppoſition gegen die Hierarchie neben der Stimmung des Volks die Anregungen der Myſtiker und die huſſitiſche Reformation —, ſo waren unſere Vorfahren auch weit entfernt, aus den klaſſiſchen Studien jenen frivolen religiöſen Indifferentismus zu entnehmen, der die Signatur der italieniſchen Renaiſſance iſt; ſie ſchöpften vielmehr aus der Betreibung derſelben neue Regſamkeit auf den Gebieten des kirchlichen Lebens*). Den größten Vortheil brachte der Humanismus den deutſchen Univerſitäten, die ſeit dieſer Zeit die Feſſeln des Scholaſticismus abſtreiften und in Wahrheit die Pflegeſtätten allgemeiner Bildung wurden, auch die werthvollſten Inſtitute unſeres Volkes für freie Wiſſenſchaft ſeitdem geblieben ſind. Wir haben oben darauf hingewieſen, wie Prag in ſeiner beſten Zeit der geiſtige Mittelpunkt von halb Europa war; in Folge der huſſitiſchen Bewegungen jedoch kam es faſt ganz um ſeine Bedeutung. Von den in der Folgezeit gegründeten (Wien 1365, Heidelberg 1387, Cöln 1388, Erfurt 1392, Leipzig 1409, Roſtock 1419, Greifswald 1456, Freiburg 1457, Baſel 1460, Trier und Ingolſtadt 1472, Tübingen und Mainz 1477) verleugnete außer Erfurt**) faſt keine das bei der Gründung erhaltene entſchieden kirchliche Gepräge; beinahe alle waren nach dem Muſter der Pariſer eingerichtet, auf allen war

*) Vgl. Voigt a. a. O. S. 366 fgd. Hagen, Deutſchland's literariſche Verhältniſſe im Reformationsalter I., S. 64 fgd.

**) Vgl. Kampſchulte, die Univerſität Erfurt in ihrem Verhältniß zum Humanismus I., S. 3 fgd.

die Theologie mit der scholastischen Lehrweise so sehr die Hauptsache, daß die andern Wissenschaften dadurch völlig in den Schatten gestellt wurden, überhaupt verhielten sie sich sämmtlich, etwa mit Ausnahme der einen Erfurter, gegen die Entwickelung der Welt ringsumher abgeschlossen und unzugänglich. Dies wurde anders mit dem Aufkommen der klassischen Literatur. Die beiden Concilien zu Constanz und Basel waren es, durch die die ersten Strahlen des in Italien aufgegangenen neuen Lichtes nach Deutschland gebracht wurden. Auf jenem erschien Poggio, nach Handschriften suchend, auf diesem unterhandelte und redete Aeneas Sylvius, dessen Anregungen nach allen Seiten wirkten. Sein politischer und kirchlicher Gegner, Gregor von Heimburg, hatte mit ihm die humanistische und praktische Tendenz gemein, glänzte auch durch ähnliche Gewandtheit der Form, und war nur in dem einen Punkte zu sehr ein Deutscher, daß er nicht lernte, mit derselben Leichtigkeit auch seine Ueberzeugung zu wechseln. In der Mitte des Jahrhunderts war sodann Felix Hemmerlein, Domherr in Zürich, einer der eifrigsten Förderer der klassischen Studien; er war selbst in Italien gewesen und hatte von dort die vielseitigsten Kenntnisse sowie die Freude an bibliothekarischen Sammlungen heimgebracht. Auch die Mystiker unterstützten die neue Richtung, zunächst zum Behufe eines besseren Verständnisses der heiligen Schrift, demnächst aber auch wegen der wissenschaftlichen Erkenntniß überhaupt. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts hatte sich dann der Humanismus schon so viel Boden erobert, daß die Gebildeten der deutschen Nation der Kenntniß der alten Sprachen schon nicht mehr entbehren zu können glaubten; in den verschiedensten Theilen des Landes lebten Gelehrte, die gerade deßwegen des höchsten Rufes genossen; immer häufiger wurden die Beispiele solcher, die wie Hemmerlein sich ihre Bildung aus Italien holten. Namen endlich wie Johann von Wesel und Johann Wessel, Wimpheling und Hagius, Johann von Dalberg, Rudolf Agricola, Conrad Celtes und Johann Reuchlin führen bereits in das Reformationszeitalter ein.

Nicht genug indeß, daß mit der Befreiung von dem Banne des Scholasticismus das Studium der Theologie neues Leben gewann: von gleicher Bedeutung war es, daß durch die Beschäftigung mit den Werken der Griechen und Römer alle Theile der Wissenschaften ihr lange verlorenes Recht wiedererhielten. Vor allen die Mathematik und die Naturwissenschaften. Auch auf diesen Gebieten sind die Deutschen nicht nur hinter andern Nationen nicht zurückgeblieben, sondern ihnen vorangegangen. Mit Paul Toscanella, dem größten Mathematiker

ſeiner Zeit (ſtarb 1482), konnte Nicolaus von Cues (Cuſanus), der nachherige Biſchof von Brixen, wetteifern; er war ein ebenſo großer Humaniſt wie Mathematiker und machte ſchon damals auf die Mängel des Julianiſchen Kalenders aufmerkſam (reparatio calendarii). Georg Peuerbach, der ſich um die Trigonometrie große Verdienſte erwarb, ſtarb leider ſchon in jungen Jahren (1461). Was er unvollendet gelaſſen, vollführte Johann Müller aus Königsberg in Franken (Regiomontanus), der die von Peuerbach angefangene Berechnung der Planetenbahnen ausführte, die aſtronomiſchen Tafeln verbeſſerte und durch den Cardinal Beſſarion, der ihn nach Italien führte, veranlaßt ward, ſich mit den griechiſchen Mathematikern zu beſchäftigen.

Und als wenn das vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert dazu auserſehen geweſen wäre, auf alle Weiſe den nachfolgenden Zeiten die Wege zur Erweiterung ihres Geſichtskreiſes zu erſchließen, ſo ſind ſie auch durch die bedeutendſten Erfindungen, des Compaſſes, des Schießpulvers und der Buchdruckerkunſt ausgezeichnet.

Zwar iſt es unbekannt, wann die wunderbare Eigenſchaft der Magnetnadel, nach Norden zu zeigen, entdeckt wurde. Die gewöhnliche Meinung nennt jedoch den Flavio Gioja aus Poſitano, einem Orte in der Nähe des ſeeberühmten Amalfi, als Erfinder des Compaſſes (1302); und wahrſcheinlich bleibt es, daß von ihm irgend eine Vervollkommnung in der Anwendung des Werkzeuges herrührt, wenn er auch nur die Nadel auf eine Spitze ſetzte und die Weltgegenden durch Striche abtheilte. Es giebt aber Spuren, die viel weiter zurückführen *), gleichviel ob es richtig iſt oder nicht, daß Marco Polo den Compaß ſchon bei den Oſtaſiaten vorgefunden habe.

Ueber die Erfindung des Schießpulvers, das eine ebenſo große Veränderung auf dem Gebiete des Krieges, als der Compaß in der Seefahrt hervorgebracht hat, ſind die Meinungen noch verſchiedener. Einige behaupten, daß die Europäer die Kenntniß deſſelben dem Morgenlande verdanken, wo es den Chineſen, Indern und Arabern längſt bekannt geweſen ſei; Andere beſtreiten, daß das Abendland in dieſer Beziehung von den aſiatiſchen Völkern gelernt habe, und weiſen darauf hin, daß bereits im zwölften Jahrhundert im Rammelsberge bei Goslar eine Art Schießpulver zur Sprengung des Geſteins gebraucht ſei **); noch Andere endlich bleiben bei der alten Erzählung ſtehen, daß ein deutſcher

*) Vgl. Alex. v. Humboldt, Kosmos II. S. 295.
**) v. Humboldt a. a. O. S. 257.

Franciscanermönch, Berchtold Schwarz zu Freiburg im Breisgau, um 1354 die Erfindung gemacht habe. Wie dem auch sei, es ist gewiß, daß das Schießpulver seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts im Kriege gebraucht ward und sich von der Zeit an immer weiter verbreitete. Anfänglich kannte man nur das grobe Geschütz, aus welchem Steine, erst später eiserne Kugeln geschleudert wurden. Es war damals noch so unförmlich, daß man sich seiner nur zu Belagerungen und Vertheidigungen fester Plätze, nicht aber im freien Felde bedienen konnte. Dann erfand man die kleineren Kanonen, und endlich die Büchsen und Musketen. Allmählig gewann dadurch die ganze Kriegskunst eine andere Gestalt; die Massen wirkten weit mehr in ihrer Gesammtheit gegen einander, die Einzelnen konnten sich meistens nur noch in der Anführung auszeichnen, und die persönliche Tapferkeit trat mehr in den Hintergrund. Dies griff wiederum tief ein in die Verhältnisse des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft. Das Ritterthum, ohnehin von keinen religiösen und sittlichen Ideen mehr genährt und getragen, erlosch bald völlig. Die schwer gerüstete Reiterei gab in den Schlachten nicht mehr allein den Ausschlag, und der Adel, welcher dieselbe bildete, verlor dadurch an Macht und Bedeutung. Da die neue Waffe ein vorzüglich geübtes Fußvolk nöthig machte, so wurde der durch die Erschlaffung des Lehnswesens schon aufgekommene Gebrauch, den Krieg durch Söldner zu führen, immer allgemeiner, und der erste Grund zu den stehenden Heeren gelegt, deren Anfänge wir in den Einrichtungen mehrerer Staaten schon kennen gelernt haben.

Nicht weniger als der Gebrauch des Schießpulvers in das Kriegs- und Staatswesen, griff die Erfindung der Buchdruckerkunst in das wissenschaftliche und literarische Leben ein. Ihr ging die Entstehung der Holzschneidekunst im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts voran, welche zuerst auf Verfertigung der Spielkarten, die ursprünglich gemalt worden waren, und der Heiligen-Bilder angewandt wurde. Durch die Erzählungen, Beschreibungen und Unterschriften, die man diesen und anderen bildlichen Darstellungen hinzuzufügen pflegte, kam man auf den Gedanken, auch diese in Tafeln und Holz zu schneiden. Die Briefmaler oder Briefdrucker, so nannte man die Verfertiger solcher Bilder, wendeten dann den Holzdruck auch bald auf kleine Schulbücher, z. B. den Donat, Kalender, Beichtspiegel an. Aber alle übrigen Mängel eines solchen Bücherdrucks ungerechnet, setzte dies für jedes Blatt eines jeden Buches, wie bei Kupferstichen und Holzschnitten, auch eine besondere, zu nichts Anderm taugliche Form voraus. Die Ehre des Gedankens,

eine Anzahl einzelner Buchstaben auszuschneiden, sie beliebig zu Wörtern zusammenzusetzen und vermittelst einer Presse abzudrucken, gebührt dem deutschen Patricier Johann Gutenberg, genannt Gensfleisch, aus dem ritterlichen Geschlechte derer von Sorgenloch (geb. 1397); und sollte die Erfindung auch in einem Nachbarlande gleichzeitig und unabhängig von der deutschen gemacht sein*), so sind es Gutenberg und seine Gehülfen, von denen die Ausführung im Großen und die eigentlich fruchtbringende Anwendung jenes Gedankens ausgegangen ist. Gutenberg's Geburtsort war Mainz, doch hielt er sich, in Folge der Vertreibung mehrerer Patricierfamilien aus seiner Vaterstadt, die auch ihn traf, etwa von 1424 bis 1445 in Strasburg auf. Hier arbeitete er insgeheim, seine neue Druckart in Gang zu bringen, verband sich auch mit einem dortigen Bürger Dryzehn; da aber der Letztere bald starb und Gutenberg in Geldverlegenheiten gerieth, so kehrte er wieder nach Mainz zurück und trat 1450 dort mit einem reichen Goldschmiede, Johann Fust oder Faust, in Verbindung, von dem er Geld erhielt. Die Sache nahm nun einen erwünschten Fortgang. Zuerst wurden hölzerne Lettern gebraucht, als Schwärze diente Dinte und Lampenruß, bald aber erfand Gutenberg einen wenn auch unvollkommenen Metallguß für die Lettern. Nach einigen Jahren zerfiel Gutenberg mit Faust. Es kam zu einem Rechtshandel, den Gutenberg verlor, und alle seine Lettern und übrigen Geräthschaften wurden dem Faust zum Ersatz für dessen ansehnliche Geldvorschüsse zugesprochen. So wurde der Erfinder ganz verdrängt; Faust schloß einen neuen Verein mit einem bisherigen Gehülfen, Peter Schöffer, der ein fähiger Kopf war und sich lange in Paris als Bücher-

*) Nach der Behauptung der Holländer hat nämlich Lorenz Jansson Coster (d. i. Küster) zu Harlem schon etwas früher gleichfalls einzelne Buchstaben zum Behufe des Drucks zusammengefügt. Wirklich machen es die neueren Forschungen auch ziemlich gewiß, daß dieser Jansson bald nach 1440 nicht nur auf selbständigem Wege Bücher in Holztafeln schnitt, sondern auch metallene Lettern zum Drucke verwendete. Daß aber diese Leistungen keinen Einfluß auf Wissenschaft und Literatur gehabt, was ja eben die deutsche Erfindung zu einer großen weltgeschichtlichen Begebenheit macht, gestehen die Holländer selbst zu, und daß Gutenberg aus der holländischen Quelle geschöpft habe, ist ein Mährchen. Vgl. Falkenstein, Geschichte der Buchdruckerkunst. Leipzig 1840. Uebrigens macht auch Bamberg Anspruch auf den Ruhm, daß einer seiner Bürger der Erfinder der Kunst gewesen sei. Daß Albrecht Pfister daselbst ein geschickter Briefdrucker gewesen ist, steht fest; ebenso, daß er bald nach Gutenberg's Vorgang selbst größere Werke druckte. Ihm gehört die sogenannte 36zeilige lateinische Bibel und das erste umfangreichere deutsche Buch, nämlich Boner's Edelstein an.

abschreiber ernährt hatte, und gewann diesen ganz, indem er ihm seine Tochter vermählte. Dieser Schöffer ist es auch, der die Kunst eigentlich zur Vollkommenheit gebracht hat; denn er erfand die zu den Lettern allein taugliche Metall-Mischung, die weder so weich war, daß sie sich schnell abnutzte, noch so hart, daß sie das Papier durchbohrte; sowie auch die Zusammensetzung des Firnisses ihm zugeschrieben wird.

Das erste große Werk, welches aus der Druckerei Gutenberg's, Faust's und Schöffer's, deren erster aber noch vor Vollendung desselben ausschied, hervorging, war eine lateinische Bibel in zwei Folianten, die sogenannte zweiundvierzigzeilige, wahrscheinlich 1456 vollendet, dann 1457 ein Psalter, wo zuerst Drucker und Jahrzahl genannt sind. Auf dem letzten Blatte sagen nämlich Faust und Schöffer, daß das Buch von ihnen beiden ohne Federzug, durch eine künstliche Erfindung zu drucken und zu zeichnen, zu Stande gebracht sei*). Hier zeigt sich die Kunst schon in so großer Vollendung, daß sie, nach der Meinung Mehrerer, bis auf den heutigen Tag nicht übertroffen worden ist. Faust starb 1466 zu Paris an der Pest; Gutenberg 1468, ohne sich des rühmlichen Lohnes seiner langen Bemühungen erfreut zu haben, ein Schicksal, welches er mit mehr als einem großen Entdecker theilt. Wie sehr übrigens auch Faust und Schöffer ihre Kunst zu verheimlichen suchten, so gelang ihnen dies doch nur kurze Zeit. Als 1462 in dem oben erzählten Kriege der beiden um das Erzbisthum Mainz streitenden Bewerber, Diether und Adolf, der Letztere die Stadt Mainz eroberte, flohen unter mehreren anderen Einwohnern auch Druckergesellen, zerstreuten sich in Deutschland, Italien und Frankreich, und fanden überall gute Aufnahme. Nun bekamen Augsburg, Nürnberg, Rom, Venedig, Florenz und andere Städte in wenigen Jahren eigene Pressen; nach Italien brachten sie schon 1464 Schweinheim und Pannarz. Die Italiener legten sich mit besonderm Eifer auf die neue Kunst, und wandten sie vorzüglich zur Vervielfältigung der alten Classiker an. Diese schnelle Verbreitung hatte die Buchdruckerkunst besonders dem einleuchtenden Vortheil zu verdanken, daß die Bücher nunmehr ungleich wohlfeiler zu haben waren als in Abschriften, deren Kosten natürlich nicht gering sein konnten. Eine andere gleichfalls deutsche, wahrscheinlich im vierzehnten Jahrhundert gemachte, Erfindung trug hierzu sehr viel bei. Es war die des Leinenpapiers, ohne welche, bei der Theurung des früher üblichen Per-

*) Inventione artificiosa imprimendi ac caracterizandi absque calami ulla exaracione sic effigiatus.

gaments und Baumwollenpapiers, die Preiſe der gedruckten Bücher noch immer ſehr hoch hätten ſein müſſen.

Wie ſehr kamen nun beide Erfindungen einer Zeit zu Statten, wo die Begierde, alte und neue Schriftſteller kennen zu lernen, mit ſo großer Stärke erwacht war! Die Leichtigkeit, ſich mit dem, was Andere gedacht, erſonnen, erfahren und geſammelt hatten, bekannt zu machen, verbreitete den Sinn für Literatur über eine ungleich größere Zahl von Menſchen; die Reden der Denker und Gelehrten wurden nicht mehr bloß in den Hörſälen der Univerſitäten und den Zellen der Klöſter vernommen, ſie traten hinaus in die freien Räume des thätigen Lebens, wo ſie im nächſten Jahrhunderte eine nicht geahnete Gewalt und Wirkſamkeit bewährten.

Register

über den fünften, sechsten, siebenten, achten Band.

(Die römische Zahl bezeichnet die Nummer der Regenten und den Band, die arabische die Seitenzahl).

A.

Aargau, Grafschaft, VII, 93.
Aaron von York, VI, 296.
Aba von Ungarn, V, 282.
Abälard, VII, 35.
Abbasiden, V, 118, 184.
Abbeville, Friede zu, VI, 282.
Abbio, V, 157.
Abdal Mutallib, V, 104, 114.
Abdallah Ben Yasim, VII, 47.
Abderahman, V, 118, 135 fg.
Abel, König von Dänemark, Herzog von Schleswig, VII, 59.
Aben Alahmar, VII, 50.
Aben Hud, VII, 49.
Absalon, Erzbischof, VII, 57.
Abu Bekr, Chalif, V, 107 fg., 114 fg.
Abu Bekr, Fürst der Morabethen, VII, 47.
Abu Jacub, VIII, 241.
Abu Jusef, VII, 52. VIII, 240.
Abul Abbas, V, 118.
Abul Abbas Nasr el eddin, VII, 62.
Abul Hassan, der Meremide, VIII, 244.
Abu Talib, V, 105.
Acciajuoli, VIII, 65.
Acre, erobert von den Christen, VI, 79, von Saladin, VI, 139, belagert von den Kreuzfahrern, VI, 146, von den Sarazenen, VI, 285.
Acroinon, Schlacht bei, V, 124.
Adalbert, der heilige, VI, 259.
Adalbert von Bremen, V, 289.
Adalbert von Mainz, VI, 7, 85.
Adalhard, V, 206.
Adda, Schlacht an der, V, 9.
Adel, bei den Germanen, V, 31, 36 fg.; in Schweden, VII, 56; in Dänemark, VII, 58.
Adelasia von Sardinien, VI, 219.
Adelgis, V, 157.
Adelheid, Gemahlin Otto's I., V, 246, 289 fg.
Adhemar von Puy, VI, 66.
Advocatia, VI, 246.
Adolf von Nassau, VII, 82 fg.
Adolf von Nassau, Erzbischof, VIII, 97 fg.
Adolf III. von Holstein, VII, 58.
Adolf IV. von Holstein, VII, 59.
Adolf VIII. von Holstein u. Schleswig, VIII, 284.
Adrian von Bubenberg, VIII, 139.
Adrianopel, Schlacht bei, VII, 69.
Aegidius, V, 15.
Aeneas Sylvius Piccolomini, VII, 244. VIII, 93, 101, 235.
Aethelbert, König von Kent, V, 55 und 57.
Aga, VIII, 81.
Agila, V, 51.
Agilulf, V, 91.

Agilulfinger, V, 23.
Agnes, Kaiserin, V, 282, 288.
Agnes, Tochter Albrecht's I., VII, 92. VIII, 83.
Aistulf, König der Langobarden, V, 149 fg.
Akkon, s. Acre.
Alarcos, Schlacht bei, VII, 49.
Alamannen, V, 14, 16, 84.
Alarich, König d. Westgothen, V, 15.
Albanien, VIII, 72.
St. Albans, Schlacht bei, VIII, 152, 154.
Alberich, V, 256.
Alberico da Barbiano, VII, 205. VII, 178.
Albero, Erzbischof v. Trier, VI, 94.
Albert von Livland, VI, 269.
Albertus Magnus, VII, 40.
Albigenser, VI, 175.
Albinus, V, 13
Albizzi, Rainald von, VIII, 210.
Alboin, V, 86.
Albrecht, der Bär, VI, 93, 95, 127.
Albrecht I., König von Deutschland, VII, 82 fg.
Albrecht II., König von Deutschland, VII, 237, 241.
Albrecht, der Weise von Oesterreich, VII, 147, 158.
Albrecht von Oesterreich, Bruder des Kaisers Friedrich III., VIII, 90.
Albrecht Achilles, VIII, 95 fg.
Albrecht, der Entartete, VI, 239. VII, 83.
Albrecht, Herzog v. Sachsen, VIII, 109, 146.
Albrecht, Herzog von Baiern, VIII, 108.
Albrecht, Herzog von Mecklenburg, König von Schweden, VIII, 281.
Albrecht, Graf v. Orlamünde, VII, 58.
d'Albret, Connetable, VIII, 26.
Albornoz, Cardinal, VII, 178.
Alcantara, Orden von, VII, 48.
Alcavala, VIII, 245.
Alcuin, V, 160, 171. VI, 20.
Alderman, VI, 24.
Alencon, Herzog von, VIII, 49, 117, 129.
Aleppo, Schlacht bei, VIII, 63.
Alexander III., König von Schottland, VII, 121.
Alexander II., Papst, V, 302. VI, 36.
Alexander III., Papst, VI, 120 fg. 135.
Alexander IV., Papst, VI, 236, 291.
Alexander V., Papst, VII, 209.
Alexander Newski, VII, 66.
Alexander Witold von Lithauen, VII, 231.
Alexandria, VI, 120.
Alexius Comnenus I., Kaiser, V, 203. VI, 71.
Alexius II., Kaiser, VI, 165.
Alexius III., Angelus, VI, 166.
Alexius Murzuphlus, VI, 167.
Alfons VI. von Castilien, VII 48.
Alfons VII. von Castilien, VII, 48, 49.
Alfons VIII. von Castilien, VII, 50.
Alfons IX. von Leon, VII, 49.
Alfons X. von Castilien, VI, 244. VII, 51.
Alfons XI. von Castilien, VIII, 243.
Alfons I. von Aragonien, VII, 48, 53.
Alfons II. von Aragonien, VII, 53.
Alfons III. von Aragonien, VIII, 240, 256.
Alfons IV. von Aragonien, VIII, 257.
Alfons V. von Aragonien und Neapel, VIII, 175, 265.
Alfons I. von Portugal, VII, 48.
Alfons II. von Portugal, VII, 54.
Alfons III. von Portugal, VII, 55.
Alfons IV. von Portugal, VIII, 250.
Alfons von Neapel, VIII, 183.
Alfons von Poitou, VII, 98.
Alfonsinische Tafeln, VII, 51.

Alfred, der Große, VI, 17.
Alfred, der Sohn Ethelred's, VI, 33 fg.
Algarve, den Mauren entrissen, VII, 55.
Algezíras, von den Christen erobert, VIII, 241, 244.
Algeri, Schlacht bei, VIII, 192.
Ali, Chalif, V, 107, 114, 116.
Aligern, V, 83.
Aliten, Secte, V, 117, 183.
Aljubarrota, VIII, 253.
Allode, V, 36, 37.
Al Mamun, V, 185.
Al Manfur, V, 183.
Almohaden, VII, 48.
Almoraviden, VII, 47.
Alp Arslan, V, 194, 201.
Alte vom Berge, VI, 83.
Altopascio, Schlacht bei, VIII, 202.
Alvarez Nuno, VIII, 253.
Amadeus, Herzog von Savoyen, VII, 243.
Amalaberg, V, 22.
Amalafried, V, 23.
Amalaswinth, V, 14, 73.
Amalfi, V, 271, 287. VI, 146.
Amalrich, König der Westgothen, V, 50.
Amalrich III., VI, 138.
Amalrich von Montfort, VI, 275.
Amalrich von Narbonne, VII, 105.
Amalungen, Amaler, V, 6.
Amöneburg, V, 140.
Ampfingen, Schlacht bei, VII, 142.
Amru, V, 114, 115.
Anaclet, Gegenpapst, VII, 89.
Anastasius I., byzant. Kaiser, V, 10, 60.
Anastasius II., V, 123.
Ancyra, Schlacht bei, VIII, 63.
Andeca, V, 52.
Andelot, Vertrag zu, V, 27.
Andreas von Ungarn, V, 283.
Andreas II., VII, 67.
Andreas III., VII, 89. VIII, 83.
Andreas von Slavonien, VII, 77.
Andronicus Comnenus, VI, 165.
Andronicus II., VII, 71. VIII, 51.
Andronicus III., VIII, 53.
Angelsachsen, V, 54. VI, 16 fg.
Angilbert, V, 171.
Annaten, VII, 141.
Anno von Köln, V, 288.
Anfaldo de Mari, VI, 222.
Anfelm von Canterbury, VI, 181. VII, 35.
Anskar von Bremen, V, 220. VI, 47.
Antonina, V, 70.
Antruftionen, V, 37.
Anzio, Capo d', Schlacht bei, VIII, 193.
Apitz, Sohn des entarteten Albrecht, VII, 83.
Apocrisiarius, V, 48, 167.
Appenzell, eidgenössisch, VII, 199.
Araber, s. Mohammed.
Aragonien, s. Alfons.
d'Arc, Johanne, VIII, 32.
Arelat, s. Boso.
Argyropulos, VIII, 233.
Aribo von Mainz, V, 277.
Arichis, V, 157.
Armagnac, Grafen von, VIII, 23, 26, 130.
Armagnacs, VII, 264. VIII, 29.
Arno von Salzburg, V, 138.
Arnold von Brescia, VI, 97.
Arnold von Melchthal, VII, 96.
Arnold von Winkelried, VII, 197.
Arnulf, Bischof v. Metz, V, 132 fg.
Arnulf von Kärnthen, deutscher König, V, 218.
Arnulf von Baiern, V, 237.
Arpad, das Geschlecht der, VII, 89. VIII, 83.
Arras, Friede zu, VIII, 45.
Artabasdus, V, 127.
Artevelde, Jacob, VII, 268.
Artevelde, Philipp, VIII, 19.
Arthur von Bretagne, VI, 193.

Artus, V, 55. Anm.
Artusſage, VII, 30.
Arundel, Graf, VIII, 14.
Askalon, Schlacht bei, VI, 79.
Askanier, ſ. Albrecht der Bär.
Aspar, V, 6.
Aſſaſſinen, ſ. Alter vom Berge.
Aſſington, Schlacht bei, VI, 32.
Athalarich, V, 14, 73.
Athanagild, V, 24, 51.
Athelſtan, VI, 25 fg.
Attendorn, Gebhard, VII, 253.
Attigny, V, 157.
Audofleda, V, 17.
Audoin, V, 86.
Auguſtin, Erzbiſchof von Canterbury, V, 56.
Ausculta fili, Bulle, VII, 106.
Auſtraſien, V, 21.
Autharis, König der Langobarden, V, 90.
Avaren, V, 97, 159.
Averſa, erbaut, V, 286.
Aveſnes, Johann von, VII, 88.
Avignon, ſ. Clemens V.
Avicenna, V, 193.
Azincourt, VIII, 26.
Azzo von Eſte, VI, 216.

B.

Baco, Roger, VII, 41.
Badlesmere, Lord, VII, 129.
Baffomet, VII, 112.
Bagdad, V, 183, zerſtört, VII, 64. VIII, 63.
Bajoarier, V, 16.
Bajazeth, VIII, 57.
Baiern, V, 16, 139, kommt an die Welfen, ſ. Welf IV., an die Wittelsbacher, ſ. Otto von Wittelsbach.
Bailli, VI, 204, 212. VIII, 193.
Baiſen, Hans von, VIII, 277.
Balderich, V, 22.
Balduin, lateiniſcher Kaiſer, VI, 169. VII, 69.
Balduin I., König von Jeruſalem, VI, 68, 79.
Balduin II., VI, 79.
Balduin III., VI, 105.
Balduin IV., VI, 139.
Balduin, Erzbiſchof von Trier, VII, 133.
Baliol, Johann, VII, 121.
Baliol, Eduard, VII, 267, 274.
Bangor, Kloſter, V, 57.
Bannockburn, Schlacht bei, VII, 128.
Barbara von Cilly, VII, 237.
Barcellona, Grafſchaft, VII, 53.
Barnet, Schlacht bei, VIII, 160.
Baſantello, V, 257.
Baſilius, der Macedonier, V, 199.
Baſilius II., V, 200.
Baſiliskus, V, 59.
Batu, VII, 63.
Baudricourt, VIII, 33.
Baukunſt, gothiſche, VII, 255.
Baumgarten, VII, 96.
Beckelnheim, Burg, VI, 4.
Becket, Thomas, VI, 184.
Beda Venerabilis, VI, 20.
Beden, VIII, 115.
Bedford, Herzog von, VIII, 31, 45.
Beglerbeg, VIII, 81.
Begtaſch, Scheich, VIII, 56.
Bela IV., König v. Ungarn, VII, 68.
Belgrad, durch Hunyadi vertheidigt, VIII, 77.
Beliſarius, V, 66, 70.
Benedict V., V, 70, 252.
Benedict VI., V, 256.
Benedict VII., V, 256.
Benedict VIII., V, 263 fg.
Benedict XI, VII, 110.
Benedict XII., VII, 150.
Benedict XIII., VII, 203, 216.
Benedict von Nurſia, V, 49.
Beneficium, V, 37.
Benevent, Schlacht bei, VI, 237.
Benevent, Herzogthum, V, 155.
Berengar von Friaul, V, 219.
Berengar von Ivrea, V, 247, 250.
Berengar von Tours, VII, 34.
Berkley, Thomas, VII, 130.

Bern, zu den Eidgenossen, VII, 159.
Bernhard von Italien, Enkel Karl's des Großen, V, 206.
Bernhard von Barcelona V, 207.
Bernhard von Ascanien, VI, 132.
Bernhard von Clairvaux, VI, 90, 99.
Berno, V, 266.
Bernward von Hildesheim, V, 258, 272.
Berry, Herzog von, VIII, 159.
Bertha, V, 55. Kaiserin, V, 291.
Berthar, V, 22.
Berthold von Baiern, V, 243.
Berthold von Kärnthen, V, 280. 311.
Berthold von Zähringen, V, 288. VI, 88.
Berthold von Henneberg, Erzbischof von Mainz, VIII, 108.
Bessarion, Cardinal, VIII, 94, 236.
Bettelorden, s. Franziskaner.
Bilderstreit, V, 124.
Billinger, Herzöge von Sachsen, V, 291.
Björn, VII, 60.
Birger, Jarl von Schweden, VII, 56. VIII, 279.
Bischöfe, V, 48. V, 268.
Blanca von Castilien, VI, 275.
Blanca von Navarra, VIII, 265.
Blanca, Tochter von Philipp IV., VII, 88.
Blauen, die, V, 65.
Blois, Stephan von, VI, 183.
Bloreheath, Schlacht bei, VIII, 153.
Blutrache, bei den Germanen, V, 41; bei den Arabern, V, 101.
Boccaccio, VIII, 228.
Bocconio Marino VIII, 187.
Bochara, zerstört, VII, 72.
Böhmen, s. Ottokar und Karl IV.
Boemund von Tarent, VI, 69 fg.
Boethius, V, 13.
Boleslav, Herzog von Böhmen, V, 243.
Boleslav Chrobry, V, 262. VI, 53.
Boleslav IV., VI, 114, 260.
Bolko II., Herzog von Schweidnitz und Jauer, VII, 173.
Bologna, Universität, VII, 45.
Bonaventura, VII, 42.
Bonde, Dynastie in Schweden, VII, 56.
Bonifacius, Erzbischof von Mainz, V, 139. VI, 166.
Bonifacius VIII., Papst, VII, 87, 102 fg.
Bonifacius IX., VII, 202.
Bornhöved, Schlacht bei, VII, 58.
Boso von Burgund, V, 230.
Bosworth, Schlacht bei, VIII, 169.
Botfeld, V, 284.
Boucicault, Marschall, VII, 203. VIII, 58.
Bourbon, Herzog von, VIII, 49, 117.
Bourges, Versammlung zu, VIII, 49.
Bouvines, Schlacht bei, VI, 165, 197.
Brabancons, VI, 191.
Braccio di Montone, VIII, 175.
Brakenbury, VIII, 167.
Brandenburg, s. Albrecht der Bär, Karl IV., Friedrich von Hohenzollern, und VI, 257.
Braunschweig, Herzogthum, VI, 256.
Breslau, Aufstand gegen Podiebrad, VIII, 100.
Bretagne, VIII, 147.
Bretigny, Friede zu, VII, 285.
Bretislav von Böhmen, V, 282.
Brignoles, Friede zu, VIII, 256.
Bruce, Robert, von Schottland, VII, 121, 125.
Bruce, David, VII, 270, 274.
Brügge, VIII, 145.
Brun, Enkel Heinrich's I., V, 242, 272.
Brun, Rudolf, VII, 159.
Brunelleschi, VIII, 237.
Brunhild, V, 24.

Brunkeberg, Schlacht bei, VIII, 263.
Brunnen, Bund zu, VII, 158.
Bruno, der Karthäuser, VII, 9.
Bubenberg, s. Adrian.
Buch, Capital von, VII, 283, 290.
Buchdruckerei, VIII, 300.
Bucheck, Graf Berthold von, VII, 143.
Buckingham, Herzog von, VIII, 166.
Bürgerstand, VI, 250. s. auch Städte.
Buhurdiren, VII, 21.
Buiden, V, 191.
Bulgaren, VII, 69. V, 120.
Bulle, goldene, VII, 170.
Burchard I., Herzog von Schwaben, V, 237.
Burchard II., V, 248.
Burchard von Halberstadt, V, 290.
Burggrafen, VI, 249.
Burgund, V, 20. V, 230. V, 279. VII, 100, 235, 286.
Bussolari, Jacob, VII, 178.
Byzantinisches Reich, V, 195.
Byzantinisch-lateinisches Kaiserthum, VI, 167.

C.

Cabo de las Ginetas, Schlacht bei, VIII, 263.
Cabrera, Bernaldo, VIII, 258.
Cadalus von Parma, V, 302.
Cade, John, VIII, 151.
Cahors, Johann von, s. Johann XXII.
Calatrava, Orden von, VII, 48.
Calixtiner, VII, 229.
Calixtus II., Papst, VI, 9.
Calixtus III., VIII, 43.
Calmarische Union, VIII, 283.
Campillo, Friede zu, VIII, 242.
Campobasso, Graf von, VIII, 140.
Campanus, päpstlicher Legat, VIII, 103.
Can della Scala, VII, 137.
Canonici, V, 226.
Canonisches Recht, VII, 44, Anm.
Canossa, V, 313.
Capeluche, VIII. 29.
Capetinger, V, 232.
Capistrano, Johann von, VIII, 77.
Capitani, V, 274.
Capitularien, V, 167.
Capranita, Dominicus, Cardinal, VII, 244.
Capua, Schlacht bei, V, 84.
Capuziner, VII, 14.
Cardinäle, Einsetzung derselben, V, 302.
Carmagnola, VIII, 171.
Caracciolo, VIII, 175.
Caravaggio, Schlacht bei, VIII, 181.
Carrara, Dynastie von, VII, 201, 205. VIII, 194.
Carrocio, VI, 121.
Carvajal, Cardinallegat, VIII, 92.
Casal maggiore, Schlacht bei, VIII, 181.
Cassiodorus, V, 11.
Castilien, VII, 50. VIII, 240.
Castro Ignez de, VIII, 251.
Castruccio Castracani, VII, 139, 145. VIII, 202.
Catalonier, VIII, 52.
Cauchon, Bischof von Beauvais, VIII, 41.
Cerchi, Geschlecht der, VIII, 198.
Cerda, Infanten, de la, VIII, 240, 242.
Cerda, Connetable, de la, VII. 276.
Cesarini, Cardinallegat, VIII, 69.
Ceuta, erobert, VIII, 268.
Chabidscha, V, 107.
Chalcondylas, Demetrios, VIII. 236.
Chalifat v. Bagdad, endet, VII, 64.
Chalifen, V, 114, 188.
Chalus, Festung, VI, 193.
Champeaux, Wilhelm von, VII. 36, 41.

Chandos, VII, 290 fg. VIII, 4.
Chararich, Kön. d. Franken, V, 19.
Charadſch, V, 187.
Charibert, V, 24.
Charolais, Graf von, VIII, 117.
Charon, an der Sevre, VIII, 127.
Charta Magna, VI, 199.
Chartreuſe, Kloſter, VII, 9.
Chaſtel, du, VIII, 28.
Chaucer, Geoffrey, VII, 292.
Chazaren, V, 128.
Chiavenna, VI, 129.
Childebert, König von Neuſtrien, V, 21.
Childebert II., V, 25.
Childerich, König d. Franken, V, 15.
Childerich III., V, 147, 149.
Chilperich, König von Neuſtrien, V, 134, 24.
Chilperich, König von Burgund, V, 15.
Chindaſwinth, König der Weſtgothen, V, 52.
Chinon, VIII, 34.
Chioggia, Krieg von, VIII, 193.
Chlodomir, V, 21.
Chlodwig (Chlodovech), V, 14 fg.
Chlotar I., V, 21 fg.
Chlotar, II., V, 24, 74, 131.
Chlotar III., V, 135.
Chlotilde (Chrotechildis), Chlodwig's Gemahlin, V, 16.
Chorafan, VIII, 52.
Chorherren, V, 226.
Chosroes I., V, 70, 77, 78.
Chosroes II., V, 98.
Chowaresmier, VI, 210.
Chriſtian, Erzbiſchof von Mainz, VI, 124, 128.
Chriſtian von Oldenburg, König der ſkandinaviſchen Reiche, VIII, 284.
Chriſtian von Kulm, Biſchof von Preußen, VI, 263.
Chriſtoph I., König von Dänemark, VII, 59.
Chriſtoph von Baiern, König der ſkandinaviſchen Reiche, VIII, 284.
Chriſtorden in Portugal, VII, 116.
Chrodegang von Metz, V, 226.
Chryſoloras, Manuel, VIII, 231.
Cid, VI, 58.
Cilly, Ulrich Graf v., VIII, 90, 93.
Cimabue, Maler, VIII, 237.
Ciompi in Florenz, VIII, 208.
Circus, Parteien des, V, 64.
Ciſtercienſer, VII, 9.
Citeaux, Kloſter, VI, 100. VII, 10.
Civitate, Schlacht bei, V, 286.
Clairveaux, Kloſter, VI, 100.
Clarence, Herzog von, VIII, 157, 161, 162.
Clarendon, Synode zu, VI, 185.
Clemangis, Nikolaus v., VII, 212.
Clemens II., Papſt, V, 283.
Clemens III., Gegenpapſt, V, 317, 319.
Clemens III., VI, 140.
Clemens IV., VI, 237. VII, 73.
Clemens V., VII, 110.
Clemens VI., VII, 153, 183.
Clemens VII., VII, 182, 190, 203.
Clericis laicos, Bulle, VII, 103.
Clerus, VII, 7.
Cliſſon, Connetable, VIII, 21.
Cluny, Kloſter, Cluniacenſer, V, 266, 285.
Cobham, ſ. Oldcaſtle.
Cocherel, Schlacht bei, VII, 288.
Codex Justinianeus, V, 63.
Cöleſtin II., Papſt, VI, 152.
Cöleſtin III., VI, 223.
Cölibat, V, 306.
Cola di Rienzi, VII, 183.
Colonna, Geſchlecht der, VII, 104, 136.
Colonna, Sciarra, VII, 109.
Colonna, Stephan, VII, 184.
Columba, V, 74.
Columbanus, V, 137.
Comines, Philipp von, VIII, 132.
Comitatus, V, 32, 164.
Comnenen, Kaiſerhaus, V, 200.
Compactaten, VII, 234.
Compagnien, VII, 282.

Compaß, VIII, 298.
Compiegne, Belagerung v., VIII, 40.
Compositio, V, 31, 41.
Comyn, Johann, VII, 124.
Concordat, Wormser, VI, 9. Aschaffenburger, VII, 124.
Concil, s. Kirchenversammlung.
Condottieri, VIII, 178.
Conflans, Friede zu, VIII, 119.
Consiglio gran, VIII, 185.
Consiglio dei pregadi, VIII, 185.
Constans II., byzant. Kaiser, V, 121.
Constantin III., V, 121.
Constantin IV., V, 121.
Constantin V., Copronymus, V, 127.
Constantin VI., V, 129.
Constantin VII., Porphyrogenitus, V, 129, 200.
Constantin IX., V, 204.
Constantin X., V, 206.
Constantin XI., VIII, 73 fg.
Constantinopel, Mittelpunkt der Welt, V, 58, von den Kreuzfahrern erobert, VI, 166, von den Türken, VIII, 73.
Constantia, Gemahlin Heinrich's VI., VI, 136, 158.
Constanz, Friede zu, VI, 134.
Constanz, Städtebund zu, VII, 195.
Constitutio longobardica, V, 280.
Consuetudines feudorum, VI, 254.
Contarini, Doge, VIII, 144.
Contes, VII, 25.
Coq, Robert le, VII, 280.
Corbie, an der Somme, V, 154.
Cordova, Chalifat, s. Abderahman.
Corpus juris, V, 63.
Corte nuova, Schlacht bei, VI, 219.
Corvei, V, 206.
Cortes, in Aragonien, VIII, 254.
Cottier, Jacob, VIII, 148.
Courtray, Schlacht bei, VII, 117.
Cours d'amours, VII, 25.
Court of common pleas, VI, 200.
Crecy, Schlacht bei, VII, 271.
Crema, Belagerung von, VI, 120.
Crescentius, V, 256, 258, 259.
Crevant, Schlacht bei, VIII, 31.
Croja, in Albanien, VIII, 72.
Cypern, VI, 148, Sitz der Tempelherren, VII, 112.

D.

Dagobert I., V, 132.
Dagobert II., V, 133.
Dänen, in England, VI, 16, 30.
Dalmatien, von Odoacer erobert, V, 16, an Ungarn, VII, 67.
Dalemincier, V, 241.
Damartin, Graf, VIII, 129.
Damiette, VI, 277.
Dandolo, Doge, VII, 166.
Daniel, der Säulenheilige, V, 59.
Dannenberg, Schloß, VII, 58.
Dante, VII, 134. VIII, 218.
Dauphin, VII, 235.
Dauphiné, VII, 235.
Decameron, VIII, 228.
Decret, Gratians, VII, 44, Anm.
Decretalen, des Isidor, V, 93, pseudo-isidorische, V, 227.
Defterdar, VIII, 81.
Deira, V, 56.
Delhi, von den Mongolen zerstört, VIII, 62.
Desiderius, König der Longobarden, V, 154.
Detmold, Schlacht bei, V, 157.
Deutsch-Brod, Schlacht bei, VII, 231.
Deutschenspiegel, VI, 254.
Dießbach, Nicolaus v., VIII, 136.
Diether, Erzbischof von Mainz, VIII, 96.
Dietrich von Bern, s. Theodorich.
Diezmann, Landgraf von Thüringen, VII, 83.

Digeſta, ſ. Codex Justinianeus.
Dijon, Schlacht bei, V, 18.
Dimitry Donsky, VIII, 287.
Dionyſius der Gerechte, König von Portugal, VIII, 250.
Dionyſius, Abt, V, 93.
Divane, V, 187.
Döffingen, Schlacht bei, VII, 194.
Doge von Venedig, V, 275.
Domesdaybook, VI, 43.
Dominicus Guzman, VII, 14.
Donauwerth, Händel um, VIII, 96.
Doria, Peter, VIII, 194.
Doria, Lucian, VIII, 194.
Doria, Paganini, VIII, 192.
Doria, Schlacht bei, ſ. Fladenheim.
Dorſet, Marquis von, VIII, 163, 164.
Doryläum, Schlacht bei, VI, 73.
Douglas, Grafen von, VIII, 16.
Drogo von Metz, V, 211.
Drouet, VI, 241.
Dſchelaleddin Mankberni, VII, 62.
Dſchingiskhan, VII, 61. VIII, 61.
Dunbar, Schlacht bei, VII, 122.
Dunois, Graf, VIII, 32.
Dunſtan, VI, 27.
Duns Scotus, VII, 40.
Durante, ſ. Dante.
Dyle, Schlacht an der, V, 218.
Dynaſten, VI, 11.

E.

Earle, VI, 22.
Eberhard, Graf von Würtemberg, VII, 79, 133, 141.
Eberhard II., Graf von Würtemberg, VII, 164, 194.
Eberhard III., Graf von Würtemberg, VII, 207.
Eberhard, Herzog von Franken, V, 238, 242.
Eberhard von Windeck, VII, 211.
Eckard von Meißen, V, 259, 262.
Edda, VI, 49.
Edeſſa, VI, 73, 84.
Eddington, Schlacht bei, VI, 19.
Edgar, König v. England, VII, 28.
Edgecote, Schlacht bei, VIII, 158.
Edictum Theodorici, V, 18.
Edmund Ironſide, VI, 31.
Edmund, Herzog von Somerſet, ſ. Somerſet.
Edred, König von England, VI, 26.
Edriſiden, V, 184.
Edric, VI, 35.
Eduard, der Bekenner, VI, 34.
Eduard I. von England, VI, 295. VII, 84, 100, 120.
Eduard II. von England, VII, 125 fg.
Eduard III. von England, VII, 266.
Eduard IV. von England, VIII, 130 fg., 160.
Eduard V. von England, VIII, 163.
Eduard, der ſchwarze Prinz, VII, 273, 289.
Eduard I. von Portugal, VIII, 268.
Edwy von England, VI, 27.
Egbert von England, VI, 16.
Egbert, engliſcher Mönch, V, 138.
Egidius, fränkiſcher Biſchof, V, 26.
Egino, V, 292.
Ehresburg, V, 153.
Eidechſenbund, VIII, 272.
Eidhelfer, V, 42.
Eike von Repgowe, VI, 254.
Eilike, Tochter von Magnus von Sachſen, VI, 95.
Einhard, V, 159, 171.
Eizinger, Ulrich, VIII, 92.
Elbert von Braunſchweig, V, 289.
Elbert von Thüringen, VI, 1.
Elkehard von St. Gallen, V, 272.
Elbing, Gründung von, VI, 266.
Eleonore von Guienne, VI, 179.
Elfride von England, VI, 29.
Elgiva, VI, 27.
Eliſabeth, Königin von Polen, VIII, 86.
Eliſabeth, Gemahlin Eduard's IV., VIII, 157 fg., 163.
Eliſabeth, Tochter Eduard's IV., VIII, 168.

Elisabeth, Gemahlin Albrecht's II., VIII, 89.
Emameddin Zenki, VI, 84.
Emerich, König v. Ungarn, VII, 67.
Emicho von Leiningen, VI, 70.
Emire, V, 188.
Emir al Omra, V, 189.
Emmeram, der heilige, V, 138.
Engelbrecht, in Dalekarlien, VIII, 284.
Engelbrecht, Erzbischof von Köln, VI, 204.
Enguerrand de Marigny, VII, 119.
Enköping, VIII, 281.
Enzius von Sardinien, VI, 219 fg.
Eppenstein, Gerhard, Erzbischof, VII, 82.
Eppenstein, Werner, Erzbischof, VII, 74.
Erich IV. von Dänemark, VII, 59.
Erich V., VII, 60.
Erich Erichson, aus dem Hause Bonde, VII, 57.
Erich von Pommern, VIII, 283.
Erlach, Rudolf von, 161.
Erlichshausen, Konrad von, VIII, 276.
Erlichshausen, Ludwig von, VIII, 276.
Ermland, VIII, 278.
Ernst von Schwaben, V, 278.
Ertogrul, VIII, 51.
Erwin von Steinbach, VII, 254.
Erzämter, V, 167, 242.
Etablissements de St. Louis, VI, 281.
Ethelred, König v. England, VI, 30.
Ethelwulf, König von England, VI, 16.
Eudo von Aquitanien, V, 135.
Eudocia, Kaiserin, V, 200.
Eugen III., Papst, VI, 99.
Eugen IV., Papst, VII, 233, 239 fg.
Eurich, König der Westgothen, V, 6.
Evangelienharmonien, s. Otfried.
Evreux, Blanca von, VIII, 265.
Exarchat, V, 84, 150.
Exemtionen, V, 268.
Eyck, Gebrüder van, VIII, 238.
Eyubiden, VII, 64.
Ezelin von Romano, VI, 217.

F.

Fabliaux, VII, 25.
Fagiola, Uguccio, VII, 139.
Falieri, Marino, Doge, VIII, 188.
Falkirk, Schlacht bei, VII, 124.
Falköping, Schlacht bei, VIII, 282.
Fanarioten, VIII, 76.
Fatimiden, V, 190.
Faust, Johann, VIII, 300.
Fehmgericht, VII, 256.
Fehmwroge, VII, 259.
Felix V., Gegenpapst, VII, 243.
Ferdinand III. v. Castilien, VII, 50.
Ferdinand IV. v. Castilien, VIII, 241.
Ferdinand, König von Aragonien, VIII, 266.
Ferdinand I., König von Neapel, VIII, 215.
Ferdinand, König von Portugal, VIII, 252.
Ferdinand, Infant von Portugal, VIII, 268.
Ferdinand, Infant von Castilien, VIII, 261.
Feuchtwangen, Siegfried von, VIII, 269.
Feudum, s. Beneficium.
Fiametta, VIII, 230.
Ficinus, Marsilius, VIII, 233.
Fiesole, Fra Angelico da, VIII, 238.
Filangieri, Richard, VI, 209.
Finnland, VII, 57.
Firenzuela, VI, 232.
Fladenheim, Schlacht bei, V, 318.
Flagellanten, VII, 167.
Flavius Longinus, V, 86. 88.
Flor, Roger de, VIII, 52.
Florenz, VIII, 196.

Flote, Peter, VII, 186.
Föderati, V, 34.
Foix, Gaston de, VIII, 267.
Folkunger, Haus der, VII, 56.
Fontenaille, Schlacht bei, V, 212.
Forgacz, Graf von, VIII, 87.
Fossalta, Schlacht bei, VI, 231.
Fra Moriale, Söldnerhauptmann, VII, 177.
Frangipani, VI, 238.
Franche Comté, VIII, 142.
Franken, s. Chlodwig, Konrad II. und Pfalz.
Franko, aus Köln, VIII, 239.
Franz von Bretagne, VIII, 117.
Franziscus von Assisi, VII, 12.
Franziscaner, VII, 12, 140, 150.
Frauenlob, VIII, 291.
Fredegunde, V, 24.
Freimaurer, VII, 256.
Freigrafen, VII, 257.
Freischützen, VIII, 48.
Freistühle, VII, 258.
Friaul, s. Berengar.
Friedrich I., Barbarossa, VI, 130 fg.
Friedrich II., Kaiser, VI, 203.
Friedrich III., Kaiser, VII, 243. VIII, 90 fg.
Friedrich I., König von Sicilien, VI, 242. VII, 135.
Friedrich III., König von Sicilien, VIII, 256, 260.
Friedrich, der Schöne, Gegenkönig Ludwig's von Baiern, VII, 133, 140.
Friedrich von Hohenstaufen, Herzog von Schwaben, V, 317.
Friedrich von Hohenstaufen, Sohn des Vorigen, Vater des Barbarossa, VI, 8, 84.
Friedrich, Herzog von Schwaben, Sohn des Barbarossa, VI, 144, 145.
Friedrich III., Burggraf von Nürnberg, VII, 74.
Friedrich VI., Burggraf von Nürn- VII, 230, 238, 241.
Friedrich der Streitbare, Herzog von Oesterreich, VI, 217.
Friedrich, mit der leeren Tasche, Herzog von Oesterreich, VII, 215.
Friedrich von Baden, VI, 238.
Friedrich der Gebissene, Landgraf von Thüringen, VI, 239. VII, 83.
Friedrich Tuta, Markgraf von Meißen, VII, 84.
Friedrich der Streitbare von Meißen, VII, 239.
Friedrich der Sanftmüthige, Churfürst von Sachsen, VIII, 95.
Friedrich, der böse Fritz von der Pfalz, VIII, 96 fg.
Friedrich II., Churfürst von Brandenburg, VIII, 95.
Fürst, Walter, VII, 96.
Fürstenwalde, Vertrag zu, VII, 173.
Fulda, Schule zu, V, 222.
Fulkaris, V, 82.

G.

Gabelle, VII, 280.
Galata, VIII, 54.
Gallen, St., Kloster, V, 137. V, 272.
Gallicanische Kirche, VIII, 49.
Gallipoli, VIII, 54.
Gallus, V, 137.
Galswinth, V, 24.
Gamelsdorf, Treffen bei, VII, 141.
Gara, Palatin v. Ungarn, VIII, 86.
Gasindii, V, 89.
Gastalden, V, 89.
Gaveston, Peter, VII, 126.
Gaza, Theodoros, VIII, 236.
Gedimin von Lithauen, VIII, 287.
Gefolgswesen, V, 32.
Geiler von Kaisersberg, VIII, 296.
Geisa von Ungarn, VII, 54.
Geiserich, V, 70.
Gelasius, V, 3.
Gelasius II., VI, 8.
Gelimer, V, 70.
Gemeine im englischen Parlament, VIII, 3.

Gemeine Wohl, Bund für das, VIII, 117.
Gensd'armes, VIII, 6.
Gent, VIII, 142.
Genua, VII, 177.
Genueser, kämpfend mit Venedig, VIII, 191.
Georg, St., s. Ritterbünde.
Georg, Großfürst von Wladimir, VII, 66.
Gepiden, V, 8, 87.
Gerbert, V, 235, 258, 272.
Gerhard von Eppenstein, s. Eppenstein.
Germano, St., Friede zu, VI, 211.
Germanus, V, 126.
Gero, Markgraf, V, 244.
Gerstungen, Friede zu, V, 294.
Gertrud von Sachsen, VI, 88, 96.
Geßler von Bruneck, VII, 95.
Ghasnaviden, V, 94, 190. VIII, 62.
Ghibellinen, Ursprung des Namens, VI, 96.
Ghibellinen in Florenz, VIII, 199.
Ghiberti, Lorenzo, VIII, 237.
Giano, VIII, 198.
Giengen, Schlacht bei, VIII, 98.
Gildas, Presbyter, V, 57.
Gioja, Flavio, VIII, 298.
Gisela, Kaiserin, V, 278.
Giselbert, Herzog von Lothringen, V, 240, 243.
Giustiniani, VIII, 74.
Glamberg, Schlacht bei, VIII, 279.
Glarus zu den Eidgenossen, VII, 160.
Glocester, Herzöge von, VIII, 12, 31, 46.
Godegisel, V, 15.
Godemar, V, 15.
Godwin, VI, 34.
Goldene Buch, das, VIII, 187.
Gonfaloniere, VIII, 197.
Gonzaga in Mantua, VIII, 149.
Gonzaga, Ludwig, VII, 175.
Gottesfriede, V, 234.
Gottfried von Bouillon, V, 319. VI, 68.
Gottfried, der Dänenkönig, V, 163.
Gottfried, der Bärtige v. Lothringen, V, 283.
Gottfried von Straßburg, VII, 31.
Gower, engl. Dichter, VII, 292.
Gozbert, V, 138.
Gozelo von Lothringen, V, 295.
Gradenigo, Doge, VIII, 186.
Grafen, V, 37, 165. VI, 10, 24.
Graf, der heilige, VII, 30.
Granson, Schlacht bei, VIII, 138.
Gray, s. Grey.
Gregor I., Papst, V, 55, 91, 95.
Gregor III., V, 141, 145.
Gregor IV., V, 209.
Gregor V., V, 259.
Gregor VI., V, 301.
Gregor VII., V, 302 fg.
Gregor VIII., VI, 140.
Gregor IX., VI, 206.
Gregor X., VII, 73.
Gregor XI., VII, 182.
Gregor XII., VIII, 208, 216.
Gregor von Tours, V, 20.
Gregor von Heimburg, VII, 245.
Griechische Kirche, von der römischen getrennt, V, 203.
Griechisches Feuer, V, 119.
Grimoald, langobardischer König, V, 92.
Grimoald, Majordomus, V, 132.
Griwen, VI, 259.
Grönland, VI, 49.
Großwesir, VIII, 81.
Guesclin, Bertrand du, VII, 287. VIII, 1.
Guido von Spoleto, V, 219.
Guido von Vienne, VI, 7, s. auch Calixt II.
Guido von Lusignan, VI, 148.
Guido von Arezzo, VIII, 239.
Guienne, s. Eleonore von Guienne.
Guinegate, Schlacht bei, VIII, 144.
Gundobald von Burgund, V, 15.
Gundomar, V, 21.
Günther von Schwarzburg, VII, 166.

Guntram, V, 26.
Guthrum, VI, 19.
Gundoldingen, Petermann von, VII, 197.
Gutenberg, Johann, VIII, 300.
Guzman, Perez de, VIII, 241.
Guzman, Eleonore de, VIII, 246.

H.

Habsburg, die Grafen von, VII, 74, 94.
Habdesi, V, 101, 154.
Hadrian I, V, 155, 159.
Hadrian II, V, 298.
Hadrian IV., VI, 109.
Hagenbach, Peter von, VIII, 134.
Hakem Beamrillah, V, 191.
Hakon I., der Gute, VI, 48.
Hakon V., VII, 54.
Hakon VI., VIII, 280.
Hakon VII., VIII, 281.
Hallam, Bischof v. Salisbury, VII, 217.
Hallwyl, Hans von, VIII, 139.
Hanse, VII, 251.
Harald, Knud's Sohn, VI, 33.
Harald von Kent, VI, 35.
Harald, Hardrade, VI, 36.
Harald, Harfagr, VI, 48.
Harcourt, Graf von, VII, 271.
Hardiknud, VI, 33.
Harduin von Ivrea, V, 263.
Haro, Lope de, VIII, 240.
Hartmann von Aue, VII, 31.
Harun al Raschid, V, 184.
Harzburg, Zerstörung der, V, 293.
Hase, Schlacht an der, V, 157.
Hastings, Schlacht bei, VI, 39.
Hastings, Lord, VIII, 163, 165.
Hatto von Mainz, V, 220, 237.
Hauteville, Tankred von, V, 286.
Hebschra, V, 108.
Hedwig, Königin v. Polen, VIII, 86.
Heerbann, VI, 11.
Heerschild, VI, 14.
Heinrich I. von Deutschland, V, 239.
Heinrich II., V, 261.
Heinrich III., V, 281.
Heinrich IV., V, 286. VI, 1 fg.
Heinrich V., VI, 5.
Heinrich v. Baiern, Bruder Otto's I., V, 243.
Heinrich, der Zänker von Baiern, V, 255.
Heinrich, der Schwarze von Baiern, VI, 86.
Heinrich, der Stolze, VI, 94.
Heinrich, Jasomirgott von Oesterreich, VI, 96.
Heinrich, der Löwe, VI, 126, 151 fg.
Heinrich VI. von Deutschland, VI, 151 fg.
Heinrich VII. von Deutschland, VII, 133.
Heinrich, Sohn Friedrich's II., VI, 203, 213.
Heinrich Raspe von Thüringen, VI, 228.
Heinrich, der Erlauchte, VI, 257.
Heinrich, Pfalzgraf, Sohn Heinrich's des Löwen, VI, 153.
Heinrich, lateinischer Kaiser von Byzanz, VII, 69.
Heinrich I., König von England, VI, 180.
Heinrich II., König von England, VI, 179, 184.
Heinrich III., König von England, VI, 289.
Heinrich IV., König von England, VIII, 14.
Heinrich V., König von England, VIII, 24 fg.
Heinrich VI., König von England, VIII, 46, 150.
Heinrich VII., König von England, VIII, 168.
Heinrich von Trastamare, König von Castilien, VII, 288. VIII, 246 fg.
Heinrich III., König von Castilien, VIII, 260.
Heinrich IV., König von Castilien, VIII, 264.

Heinrich, Infant von Caſtilien, VIII, 241.
Heinrich, Graf v. Portugal, VII, 48.
Heinrich, der Fromme von Niederſchleſien, VII, 63.
Heinrich, der Seefahrer von Portugal, VIII, 268.
Heinrich, v. Hochburgund, VII, 48.
Heinrich, von Kärnthen, VII, 90, 134.
Heinrich, Herzog von Niederbaiern, VII, 77, 149.
Heinrich von Isny, der Knoderer, Erzbiſchof von Mainz, VII, 75.
Heinrich, Graf v. Schwerin, VII, 58.
Heinrich v. Langenſtein, VII, 212.
Helena, die Heilige, VI, 63.
Heliand, V, 223.
Heloiſe, VII, 36.
Helmichis, V, 88.
Hemmerlein, Felix, VIII, 297.
Henoticon, V, 60.
Heptarchie, V, 55.
Heraclius, byzantiniſcher Kaiſer, V, 98.
Hereford, Heinrich von, ſ. Heinrich IV. von England.
Heribert, Erzbiſchof von Mailand, V, 278.
Hericourt, Entſatz von, VIII, 136.
Heriger von Mainz, V, 239.
Hermanfried von Thüringen, V, 22.
Hermann Billing, V, 243.
Hermann von Luxemburg, Gegenkönig, VI, 1.
Hermann von Siebeneichen, VI, 126.
Hermann von Reichenau (contractus), VI, 15.
Hermann von Salza, VI, 206 fg., 263 fg.
Hermann von Schwaben, V, 262.
Hermann Balke, VI, 264.
Hermann von Heſſen, Adminiſtrator von Köln, VIII, 105.
Hermenegild, V, 51.
Herzog, die Bedeutung des Amtes, V, 30, unter den Karolingern, V, 228, unter den Ottonen, V, 266, unter den Saliern, V, 284.
Herzogthümer, Auflöſung der, VI, 255.
Heſſen, VI, 257.
Heveller, V, 240.
Hidalgos, VIII, 255.
Hieronymus von Prag, VII, 221.
Hilderich, König der Vandalen, V, 70.
Hispalis, Schlacht bei, V, 51.
Hittin, Schlacht bei, VI, 139.
Hofrichter, VI, 216, 247.
Hohenburg, Schlacht bei, V, 295.
Hohenmölſen, Treffen bei, V, 319.
Hohenſtaufen, ſ. Konrad III., Friedrich I., Untergang, VI, 235.
Hohenzollern, ſ. Friedrich VI. von Nürnberg.
Holland, Grafſchaft, VII, 153, 235.
Holzer, Wolfgang, VIII, 99.
Holzſchneidekunſt, VIII, 299.
Homagium, VI, 12.
Honorius II., VI, 89.
Honorius III., VI, 203.
Horebiten, VII, 232.
Hoſenbandorden, VII, 291.
Hoyer von Mannsfeld, VI, 7.
Hoyer von Falkenſtein, VI, 254.
Hrabanus Maurus, V, 222.
Hubert de Bürgh, VI, 289.
Hugo der Große, V, 231.
Hugo Capet, V, 232.
Hugo, Graf von Arles, V, 246.
Hugo von Pajens, VI, 82.
Hugo von St. Victor, VII, 42.
Hugo von Blankenburg, ſ. Hugo von St. Victor.
Hugonet, Kanzler, VIII, 142.
Hulaku, VII, 63.
Humanismus, VIII, 230.
Humbert, Graf von Vienne, VII, 235.
Hundrede, VI, 23.
Hunnen, V, 84.
Hunold von Aquitanien, V, 152.
Hunyadi, Johannes, VIII, 68.

Hussaren, VIII, 107. Anm.
Hus, Johann, VII, 219.
Husiten, s. Hus.
Husinez, Nicolaus von, VII, 228.
Hyvatius, V, 66.

J.

Jacob I., König von Aragonien, VII, 54 fg.
Jacob II. von Aragonien, VIII, 241, 256.
Jacob, St., an der Birs, Schlacht bei, VII, 264.
Jacob al Barai, V, 68.
Jacobäa von Hennegau, VII, 236.
Jacobiten, V, 68.
Jacquerie, VII, 283.
Jacub Almanzor, VII, 49.
Jagello von Litthauen, VII, 231. VIII, 85, 272.
Jago di Compostella, St., VII, 48.
Jaik, Fluß, VII, 65.
Jalovaz, Schlacht bei, VIII, 69.
Janitscharen, VIII, 56.
Janow, Mathias von, VII, 220.
Jaroslaw I. von Rußland, VII, 64.
Jaroslaw II., VII, 66.
Ibbas, V, 18.
Ibn al Arab, V, 156.
Iconium, Schlacht bei, VI, 143. Sultanat von, V, 195. VIII, 51.
Jerusalem, VI, 77, Königreich, VI, 79, von Saladin genommen, VI, 140, an Friedrich II. übergeben, VI, 209, von den Chowaresmiern genommen, VI, 210.
Jenstein, Johann von, Erzbischof von Prag, VII, 190.
Jezdedgerd III, V, 115.
Igor, VI, 51.
Ignez de Castro, VIII, 251.
Ildebad, V, 80.
Imam, V, 188.
Imbercourt, VIII, 142.
Immunität, V, 168. VI, 247.
Ingeburg v. Norwegen, VIII, 280.
Ingeburg v. Frankreich, VI, 159.
Innocenz II., Papst, VI, 89.
Innocenz III., VI, 156.
Innocenz IV., VI, 223.
Innocenz VI., VII, 178.
Innocenz VIII., VIII, 145.
Innungen, VII, 247.
Inquisition, VI, 175. VII, 7.
Investitur, V, 307. VI, 9 fg. Der Streit darüber beigelegt, VI, 9.
Jobst (Jodocus) von Mähren, VII, 191.
Joctan, V, 102.
Johann VIII., Papst, V, 216.
Johann XII., Papst, V, 250.
Johann XIII., Papst, V, 253.
Johann XV., Papst, V, 259.
Johann XVI., Papst, V, 259.
Johann XIX., Papst, V, 278.
Johann XXII., Papst, VII, 143 fg.
Johann XXIII., Papst, VII, 210 fg.
Johann Tzimisces, byzantinischer Kaiser, V, 200.
Johann II. Comnenus, byzantin. Kaiser, Kalojohannes, VI, 165.
Johann V., byzantinischer Kaiser, VIII, 53, 66.
Johann VI., byzantinischer Kaiser, VII, 241. VIII, 66.
Johann VII., Kantakuzenos, VIII, 54.
Johann, Batatzes, Kaiser von Nicäa, VII, 69.
Johann, von Brienne, Titularkönig von Jerusalem, VII, 70.
Johann II., Markgraf von Montferrat, VII, 178.
Johann, König d. Bulgaren, VII, 69.
Johann III., Herzog von Bretagne, VII, 269. VIII, 21.
Johann ohne Land, König von England, VI, 192.
Johann, König von Böhmen, VII, 134, 147, 155.
Johann Heinrich, böhmischer Prinz, VII, 148.
Johann I., König von Castilien, VIII, 252.

Johann II., König von Castilien, VIII, 261.
Johann I., König von Aragonien, VIII, 260.
Johann II., König von Aragonien, VIII, 265.
Johann von Görlitz, VII, 175.
Johann, Herzog v. Berry, VIII, 18.
Johann I., der Unechte, König von Portugal, VIII, 252 fg., 267 fg.
Johann der Gute, König von Frankreich, VII, 275 fg., 285 fg.
Johann der Unerschrockene von Burgund, VIII, 22, 27.
Johann I., Graf v. Holland, VII, 88.
Johann, Parricida, VII, 91.
Johann, Graf von Avesnes, VII, 88.
Johann, König von Schottland, VII, 101.
Johann, König von Dänemark, VIII, 286.
Johann von Nassau, Erzbischof von Mainz, VII, 203, 210.
Johann, Graf v. Habsburg, VII, 91.
Johann von Procida, VI, 240.
Johann von Ravenna, s. Malpaghino.
Johannes Duns Scotus, s. Duns Scotus.
Johannes Scotus Erigena, V, 222. VI, 21.
Johanna, angeblicher Papst, V, 299.
Johanna I. von Neapel, VII, 154, 176, 200.
Johanna II. v. Neapel, VIII, 174.
Johanna, Wittwe Wenzel's von Luxemburg, VII, 235.
Johanna, Gemahlin des Kaisers Wenzel, VII, 190.
Johanniter, VI, 81.
Jolanthe von Jerusalem, VI, 204.
Jongleurs, VII, 25.
Joppe, Schlacht bei, VI, 150.
Irene, Kaiserin, V, 129.
Irland, s. Heinrich II. von England.
Irmensäule, V, 153.
Irnerius, VII, 45.
Isaak Comnenus, byzantinischer Kaiser, V, 200.
Isaak Angelus, VI, 141.
Isaak von Cypern, VI, 148.
Isabeau, Gemahlin Karl's VI., VIII, 21, 27.
Isabella, Gemahlin Friedrich's II., VI, 215.
Isabella, Königin von Castilien, VIII, 266.
Isenburg, Diether von, VIII, 96.
Isidor, V, 227.
Islam, V, 109.
Island, VI, 49.
Ismael, V, 102, 189.
Ismaeliten, V, 189.
Isonzobrücke, Treffen an der, V, 8.
Ispahan VIII. 61.
Juden, V, 244.
Judith, Gemahlin Ludwig's des Frommen, V, 207.
Judith, Mutter Friedrich's Barbarossa, VI, 106.
Julian, Graf von Ceuta, V, 117.
Jungingen, Ulrich von, VIII, 273.
Justinus I., byzantinischer Kaiser, V, 13, 61.
Justin II., V, 86, 96.
Justinian I., V, 62.
Justinian II., V, 122.
Justitia, in Aragonien, VIII, 259.
Iwan III. Wassiliewitsch, von Rußland, VIII, 287.
Iwar Widfadmi, VI, 48.

K.

Kaaba, V, 103.
Kadi, VIII, 81.
Kadiaskere, VIII, 81.
Kaem Beamrillah, V, 194.
Kärnthen, V, 216. VI, 133. VII, 152.
Kalisch, Friede zu, VIII, 272.
Kallinikus, V, 119.
Kalykadnus, VI, 143.
Kamel von Aegypten, VI, 207.
Kanonisches Leben, V, 226.

Kaptschack, Chanat von, VII, 64. VIII, 61.
Karamanen, VIII, 68.
Karl Martell, V, 134.
Karl der Große, V, 151 fg.
Karl der Kahle, V, 207.
Karl von Provence, V, 214.
Karl der Dicke, V, 217.
Karl der Einfältige, V, 219, 231.
Karl von Anjou, VI, 237.
Karl IV. von Deutschland, VII, 155, 163 fg.
Karl IV., König von Frankreich, VII, 120.
Karl V., König von Frankreich, VII, 287, 291.
Karl VI., König von Frankreich, VIII, 18.
Karl VII., König von Frankreich, VIII, 31.
Karl II. von Neapel, VIII, 83.
Karl der Kleine, König von Neapel und Ungarn, VII, 200. VIII, 86.
Karl Robert, König von Ungarn, VIII, 83.
Karl Knutson, König von Schweden, VIII, 284.
Karl der Böse, König von Navarra, VII, 276, 281 fg.
Karl, Graf von Blois, VII, 270, 288.
Karl der Kühne, Herzog von Burgund, VIII, 122 fg.
Karl von Viana, VIII, 265.
Karl von Valois, VIII, 200.
Karl von Maine, VIII, 147.
Karl von Calabrien, VII, 145.
Karlmann, Karl Martell's Sohn, V, 147.
Karlmann, Pipin's Sohn, V, 152.
Karlmann, König von Baiern, V, 216.
Karolinger, Deutsche, V, 215 fg., 229.
Karthäuser, VII, 14.
Kasimir I., der Große von Polen, VIII, 84.
Kasimir II., VII, 242.
Kasimir III., VIII, 277.
Keichner, s. Hussiten.
Kemenate, VII, 23.
Kerboga, VI, 74.
Kenschberg, Treffen bei, V, 241.
Ketzer, Verfahren gegen, VII, 7.
Khadidscha, V, 107.
Khaled, V, 115.
Kiew, VII, 64, zerstört, VII, 66.
Kilian, der Heilige, V, 137.
Kilidsch Arslan I., VI, 72.
Kilidsch Arslan II., VI, 141.
Kirchenversammlungen zu Constantinopel, V, 68, zu Piacenza, VI, 66, zu Clermont, VI, 66, zu Pisa, VII, 209, zu Constanz, VII, 213, zu Basel, VII, 233, 239, zu Pisa und Siena, VII, 233, zu Ferrara, VII, 241, zu Mantua, VIII, 94, zu Lyon, VI, 224.
Kleph, V, 88.
Knipprode, Winrich von, s. Winrich.
Knud der Große, König von Dänemark und England, VI, 31.
Knud VI., VII, 58.
Knutson, s. Karl Knutson.
Knowles, VIII, 6 fg.
Köllmer, VI, 273.
Königsfelden, VII, 93.
Koloman von Ungarn, VII, 67.
Komödie, göttliche, s. Dante.
Konrad I., deutscher König, V, 236.
Konrad II., deutscher Kaiser, V, 277.
Konrad III., deutscher Kaiser, VI, 89.
Konrad IV., von Deutschland, VI, 235.
Konrad von Worms, V, 245.
Konrad, Heinrich's IV. Sohn, VI, 2.
Konrad von Uerslingen, VI, 158.
Konrad von Hochstaden, Erzbischof von Köln, VI, 244.
Konrad von Masovien, VI, 261.
Konrad von Thierberg, VI, 272.
Kopten, V, 68.
Koran, V, 109.

Koreiſchiten, V, 103.
Koribut, VII, 231.
Koſſova, Schlacht bei, VIII, 55.
Kremſier, Milic von, VII, 220.
Kreuzzug, der erſte, VI, 68, der zweite, VI, 103, der dritte, VI, 138, unter Philipp Auguſt u. Richard Löwenherz, VI, 146, Kreuzzug gegen Conſtantinopel, VI, 165, gegen die Ketzer, VI, 172, Kreuzzug Friedrich's II., VI, 206, der erſte Ludwig's des Heiligen, VI, 274, Ende, VI, 285.
Küchenmeiſter v. Sternberg, VIII, 275.
Kulmiſche Handveſte, VI, 265.
Kumanen, VII, 65.
Kunimund, V, 86.
Kunz von Kaufungen, VIII, 95. Anm. 96.
Kunz von der Roſen, VIII, 145.
Kurfürſten, VII, 170, erſte Erwähnung derſelben, VI, 244.
Kurverein zu Renſe, VII, 151.

L.

Ladislaus I., König von Ungarn, VI, 55.
Ladislaus IV., König v. Ungarn, VII, 77. VIII, 83.
Ladislaus, König v. Neapel, VII, 200, 206, 210.
Ladislaus Poſthumus, VIII, 89, 92.
Lakonien, Deſpotat, VIII, 65.
Lambert, Herzog v. Spoleto, V, 216,
Lambert von Hersfeld, VI, 16.
Lamego, Reichstag zu, VII, 55.
Lancaſter, Geſchlecht, VIII, 151.
Lancaſter, Graf Thomas, VII, 127.
Lancaſter, Graf Heinrich, VIII, 3.
Landammann, VII, 94, 95.
Landenberg, Beringer v., VII, 95.
Landeshoheit, VII, 172.
Landfrieden, VI, 215, 246. VII, 80. VIII, 112.
Landfriedenseinung, zu Eger, VII, 194.
Lanfranc, VI, 42. VII, 34.
Landgrafen, VI, 248.
Lando, Michael, VIII, 208.
Langobarden, V, 86.
Langobardiſche Conſtitution, V, 280.
Langenſtein, Dietrich v., VII, 212.
Langton, Stephan, VI, 195.
Lanzenſtechen, ſ. Buhurdiren.
Lara, Geſchlecht, VIII, 240.
Laupen, Schlacht bei, VII, 162.
Laura von Sade, VIII, 224.
Lauſitz, an Böhmen, VII, 173.
Lazarus, Kral d. Serbier, VIII, 55.
Lechfeld, Schlacht auf dem, V, 249.
Legaten, päpſtliche, VII, 3.
Leges barbarorum, V, 40.
Legnano, Schlacht bei, VI, 130.
Lehen, V, 37, 228, in England, VI, 22 fg., 41. Anm.
Leiceſter, Simon, Graf v., VI, 292.
Leinenpapier, ſ. Gutenberg.
Leipzig, Univerſität zu, VII, 222.
Lenzen, ſ. Heinrich von Schwerin.
Leo III., Papſt, V, 159 fg.
Leo VIII., Papſt, V, 252.
Leo IX., Papſt, V, 286, 300.
Leo II., byzantin. Kaiſer, V, 59.
Leo III., der Iſaurier, V, 124.
Leo IV., der Chazare, V, 128.
Leo V., der Armenier, V, 197.
Leolf, Mörder Edmund's von England, VI, 26.
Leontius, byzantin. Kaiſer, V, 122.
Leopold IV., Herzog von Oeſterreich, VI, 95.
Leopold V., Herzog von Oeſterreich, VI, 149.
Leopod VI., Herzog von Oeſterreich, VI, 172.
Leopold, Sohn Albrecht's I., VII, 133, 140 fg., 157.
Leopold, Sohn Albrecht's des Weiſen, VII, 196.
Leovigild, König der Weſtgothen, V, 51.
Leudes, V, 37.

Lewes, Schlacht bei, VI, 293.
Lex Salica, V, 40.
Lex de tribus capitalis, V, 67.
Lex Burgundionum, V, 40.
Liemar, Erzbischof v. Bremen V, 295.
Lincoln, Schlacht bei, VI, 183.
Lithauen, bekehrt, s. Jagello.
Liutward, von Vercelli, V, 218.
Livland, bekehrt, VI, 261.
Llewellyn von Wales, VII, 120.
Löwlerbund, VIII, 108.
Lollharden, VIII, 17, 25.
Lombardischer Bund, VI, 125.
Longinus, V, 60.
Lorebano, Admiral, VIII, 66.
Lothar I., Sohn Ludwig's des Frommen, V, 206.
Lothar II., König von Lothringen, V, 214.
Lothar von Frankreich, V, 232, 255.
Lothar, Sohn Hugo's v. Arles, V, 246.
Lothar von Supplinburg VI, 7, 86.
Lucern zu den Eidgenossen, VII, 158.
Lucius II., Papst, VI, 99.
Lucius III., Papst, VI, 136.
Lucka, Treffen bei, VII, 90.
Ludolf, Sohn Otto's I., V, 245.
Ludolf, Erzbischof von Magdeburg, VI, 161.
Ludwig der Fromme, V, 205.
Ludwig der Deutsche, V, 206.
Ludwig II., V, 214.
Ludwig der Jüngere, V, 216.
Ludwig der Stammler, V, 216.
Ludwig das Kind, V, 220.
Ludwig, d'outre mer, V, 231.
Ludwig der Faule, V, 232.
Ludwig der Baier, VII, 140.
Ludwig VI. von Frankreich, VI, 177.
Ludwig VII. von Frankreich, VI, 102, 179.
Ludwig VIII. v. Frankreich, VI, 274.
Ludwig IX. von Frankreich, VI, 274, 280.
Ludwig X. v. Frankreich, VII, 119.
Ludwig XI. von Frankreich, VIII, 50 fg., 115 fg.
Ludwig der Große von Ungarn und Polen, VII, 155, 176. VIII, 64.
Ludwig I. von Anjou, Prätendent von Neapel, VII, 200.
Ludwig II. von Anjou, Prätendent von Neapel, VII, 200, 206, 210. VIII, 18.
Ludwig III. von Anjou, Prätendent von Neapel, VIII, 175.
Ludwig, der Aeltere von Brandenburg, VII, 153, 165.
Ludwig, der Römer von Brandenburg, VII, 168.
Ludwig, Herzog v. Orleans, VIII, 13.
Ludwig II., Graf von Flandern, VII, 266. VIII, 19.
Ludwig I., Herzog v. Baiern, VII, 74.
Ludwig von Tarent, VII, 176.
Lügenfeld, V, 209.
Luitprand, V, 145.
Lüttich, VIII, 121, zerstört, 127.
Luna, Alvaro de, VIII, 262.
Lyöe, Insel, VII, 58.
Lysura, Johann, VII, 245.

M.

Magna Charta, s. Charta.
Magnus Smek v. Schweden, VIII, 280.
Magnus, Lagabätter, VII, 57.
Magnus, Herzog v. Sachsen, V, 292.
Mahdi, V, 189.
Mahmud Jemin ed daula, V, 192.
Maifeld, V, 166.
Mailand, s. Konrad II. Friedrich I. Visconti und Sforza.
Maillard, Jean, VII, 284.
Major domus, V, 39, 133.
Mainz, Fest zu, VI, 125, Reichstag unter Friedrich II., VI, 215.
Maires, VI, 178.
Malatesta, Dynastie in Rimini, VII, 178, 216.
Malek Schah, V, 195.
Malek el Adel, VI, 208.
Malek el Moez, VI, 279.
Malek el Nasi, VI, 279.

Malkberg (Malstätte), V, 30.
Malerei, VIII, 237.
Malpaghino, Johann di Ravenna, VIII, 231.
Malterer, Martin, VII, 197.
Maltravers, Johann v., VII, 130.
Mamelucken, VI, 279.
Manfred von Sicilien, VI, 232.
Manfredi, die in Faenza, VII, 178.
Manuel Comnenus, VI, 105.
Manuel II., Kaiser, VIII, 60, 64.
Marbach; Städteeinung, VII, 207.
Marcel, Stephan, VII, 280.
Marchfeld, Schlacht auf dem, VII, 78.
Marche, Graf von, VIII, 16.
Marco Polo, VI, 288.
Margaretha, Königin von Dänemark, VIII, 281.
Margaretha v. Thüringen, VI, 239.
Margaretha von Anjou, Gemahlin Karl's VII., VIII, 46.
Margaretha von Anjou, Gemahlin Heinrich's VI., VIII, 153, 155 fg.
Maria, Königin v. Ungarn, VIII, 86.
Maria v. Burgund, VIII, 135, 141.
Marienburg, belagert, VIII, 269.
Markward von Anweiler, VI, 158.
Markgrafen, VI, 248.
Maroniten, V, 121.
Marozia, V, 245.
Martin V., Papst, VII, 217 fg.
Martin, König v. Aragonien, VIII, 260.
Martinsvögel, s. Ritterbünde.
Masaccio, VIII, 238.
Masovien, s. Konrad v. Masovien.
Mathäus Paris, VI, 220, Anm.
Mathias Corvinus, VIII, 93, 97, 106.
Mathilde von England, s. Heinrich V. von Deutschland.
Mathilde, die große Gräfin, V, 313.
Maupertuis, VII, 277.
Mauricius, byzant. Kaiser, V, 97.
Maximilian I., VIII, 141.
Mayr, Martin, Doctor, VIII, 97.
Mebicaer, VIII, 209.
Medici, Johann, VIII, 209.
Medici, Cosmus, VIII, 210.
Medici, Peter, VIII, 211.
Medici, Lorenz, VIII, 212.
Medici, Julian, VIII, 212.
Meinhard von Bremen, VI, 261.
Meinhard, Graf v. Tyrol, VII, 77.
Meinwerk, Bischof von Paderborn, V, 272.
Meißen, Markgrafschaft, VII, 84.
Meistersänger, VIII, 290.
Mekka, V, 103.
Melrichstadt, Treffen bei, V, 317.
Melus von Bari, V, 285.
Memleben, V, 242. 254.
Menetriers, VII, 25,
Mereniden, VII, 51. VIII, 244.
Merovänus, V, 25.
Merovinger, V, 19 fg.
Mersen, Vertrag zu, V, 214.
Mervan, V, 118.
Michael I. Rhangabe, V, 196.
Michael II., der Stammler, V, 197.
Michael III., V, 199.
Michael Parapinaces, V, 203.
Michael Cerularius, V, 204.
Michael Paläologus, VII, 70.
Michieli, Vital, Doge, VIII, 185.
Mieß, Jacob von, VII, 321.
Milzener, V, 241.
Ministerialen, V, 38, 272. VI, 12, 251. VIII, 114.
Minnesänger, s. Walther von der Vogelweide.
Minoriten, VII, 13.
Minstrels, VII, 25.
Moabdhem, VI, 207.
Moattam, VI, 278.
Moawijah, V, 116.
Moez, V, 191.
Mohammed, der Prophet, V, 105.
Mohammed I., Sultan, VIII, 65.
Mohammed II., VIII, 71.
Mohammed II., König von Granada, VIII, 241.
Mohammed V., VIII, 243.
Molay, Jacob, VII, 111.

Molara, Schlacht bei, VIII, 257.
Mollahs, VIII, 81.
Mönchsorden, VII, 9.
Mongolen, VII, 64.
Monophysiten, V, 61, 65.
Monotheleten, V, 119, 121.
Montecattini, VII, 139.
Montereau, Brücke zu, VIII, 30.
Montesecco, Condottiere, VIII, 212.
Montfort, Simon Graf v., VI, 292.
Montiel, Schlacht bei, VIII, 6, 248.
Montlheri, Treffen bei, VIII, 118.
Morabethen, VII, 47.
Moray, Graf Randolf v., VII, 267.
Morea, Krieg in, zwischen Türken und Venetianern, VIII, 79.
Morea, Abstammung der Einwohner, V, 79.
Morgarten, Schlacht bei, VII, 157.
Moro, Christoforo, Doge, VIII, 101.
Mortimer, Roger, VII, 130.
Mortimer, Edmund, VIII, 15.
Mortimerscroß, Schlacht bei, VIII, 155.
Moskau wird Hauptstadt, VIII, 287.
Mostasem, der letzte Chalif, VII, 63.
Motassem, Chalif, V, 188.
Motawakkel, V, 189.
Mundium (Mundiburgium), V, 37.
Mühldorf, Schlacht bei, s. Ampfingen, VII, 142.
Murad I., Sultan, VIII, 55.
Murad II., Sultan, VIII, 66.
Münzverfälschungen, VIII, 99.
Murten, Schlacht bei, VIII, 139.
Musa, V, 117.
Muspilli, V, 223.
Mystik, VIII, 295.

N.

Näfels, Schlacht bei, VII, 198.
Nahavend, Schlacht bei, V, 116.
Nancy, VIII, 140.
Narses, V, 82.
Navarra, mit Frankreich vereinigt, VII, 99, 266, 276.
Navarrette, Treffen bei, VIII, 5, 248.
Nemours, Herzog von, VIII, 147.
Nepomuk, s. Pomuk.
Neuß, Belagerung von, VIII, 905.
Neustrien, V, 21.
Nibelungen, VII, 31.
Nicäa, Concil zu, V, 129, Kaiserthum, VI, 171.
Niccoli, VIII, 232.
Nicephorus I., byzantinischer Kaiser, V, 130, 184, 195 fg.
Nicephorus II. Phocas, byzantinischer Kaiser, V, 200, 253.
Nicolaus I., Papst, V, 204, 227 fg., 296.
Nicolaus II., Papst, V, 267, 301.
Nicolaus III., Papst, VI, 240.
Nicolaus IV., Papst, VIII, 83.
Nicolaus V., Papst, VIII, 234, 245. VIII, 77.
Nicopolis, Schlacht bei, VIII, 59.
Niban, Graf von, VII, 161.
Niem, Dietrich von, VII, 203, 212.
Nilaufruhr, V, 66.
Nisam al Molk, V, 195.
Nissa, Schlacht bei, VIII, 69.
Nobschmebdin, Eyub, VI, 276.
Nominalisten, VII, 35.
Norbert, Erzbischof v. Magdeburg, VI, 89. VII, 10.
Norfolk, Herzog von, VIII, 14.
Norfolk, Graf von, VII, 123.
Normandie, V, 231.
Normannen, V, 215, 230, 285 fg.
Northampton, Schlacht bei, VIII, 153.
Northumberland, Graf v., VIII, 15.
Norwegen, VII, 56.
Notker, V, 272.
Novellä, V, 63.
Nowgorod, VII, 65. VIII, 288.
Nürnberg, Reichstag zu, VII, 76.
Nurebdin, VI, 84.
Nyborg, Vertrag zu, VIII, 282.

O.

Obeid Allah, V, 190.
Oberlothringen, VIII, 127.

Obotriten (Abodriten), V, 158.
Obrecht, VIII, 239.
Ockenheim, VIII, 239.
Octai, VII, 63.
Odo von Paris, V, 231.
Odo von der Champagne, V, 278.
Odo von Canterbury, VI, 27, 28.
Oboaker, V, 6 fg.
Oelmalerei, s. Eyck.
Oesterreich, V, 258. VII, 74.
Olav, Schoosskönig, VI, 48.
Olav, Trygvåson, VI, 48.
Olbcastle, VIII, 25.
Olga, VI, 51.
Oluf, Margarethen's Sohn, VIII, 281.
Omar, Chalif, V, 115.
Omayyaden, V, 116. 118.
Omayyah, V, 104.
Oppas, Erzbischof v. Sevilla, V, 117.
Orchan, s. Urchan.
Orbale, V, 42, 167.
Orbelassi in Forli, VII, 178.
Oriflamme, VI, 147.
Orleans, belagert, VIII, 32, gerettet, VIII, 36.
Orleans, Herzog Ludw. v., VIII, 21.
Orsini in Rom, VII, 136.
Orthok, der Geldschucke, VI, 64.
Osman, VIII, 51.
Ostgothen, V, 6, 78.
Otbert von Lüttich, VI, 4.
Otfried, V, 223.
Othman, Chalif, V, 115.
Otto, der Erlauchte von Sachsen, V, 216, 220.
Otto I., Kaiser, V, 242 fg.
Otto II., Kaiser, V, 254.
Otto III., Kaiser, V, 258.
Otto IV., Kaiser, VI, 161.
Otto von Schwaben, V, 255.
Otto von Nordheim, V, 288.
Otto von Wittelsbach, VI, 113, 116, 133.
Otto, Graf von Wittelsbach, VI, 162.
Otto von Freising, VI, 144.
Otto, der Finne von Brandenburg, VII, 168, 172.
Otto, der Lange, Markgraf v. Brandenburg, VII, 79.
Ottokar von Böhmen, VI, 161. 256. VII, 77.
Ourique, Schlacht bei, VII, 55.
Oxenstierna, Jöns Bengtson, VIII, 285.

P.

Pacheco, VIII, 264.
Padilla, Maria de, VIII, 246.
Pairs, in Frankreich, VI, 198, in England, VIII, 9, 10.
Pandulf der Eisenkopf, V, 253.
Pandulf, Legat, VI, 197.
Pannonien, V, 6.
Papstthum, Anfänge, V, 44, 92, 144, steigende Macht, V, 227, 296, nach Gregor VII., VII, 1.
Parcival, VII, 31.
Parlament, in Frankreich, VI, 281, in England, VIII, 9, 10, das tolle, VI, 292.
Paschalis II., Papst VI, 3.
Paschalis III., Papst, VI, 123.
Patrik, der heilige, V, 57.
Paul III., Papst, VIII, 102.
Paulicianer, VI, 173.
Pavia, V, 87, 154.
Pazzi, Verschwörung der, VIII, 213.
Pecquigny, VII, 281. VIII, 131.
Pelayo, VI, 57.
Pembroke, Wilhelm von, VI, 289.
Peniscola, VII, 217.
Percy, Heinrich, VIII, 16 fg.
Perebeo, V, 88.
Peronne, Zusammenkunft, zu, VIII, 126.
Persisches Reich, V, 85, 99 fg.
Pest, große, VII, 167.
Peter von Ungarn, V, 282.
Peter, Damiani, V, 303.
Peter von Amiens, VI, 64, 69.
Petrus, Valdus, VI, 174.
Peter von Vinea, VI, 231.
Peter, der Ehrwürdige, VII, 9.
Petrus, Lombardus, VII, 46.

Peter, der Grausame, VIII, 245.
Peter II. v. Aragonien, VII, 49, 50.
Peter III. von Aragonien, VI, 242. VIII, 254.
Peter IV. von Aragonien, VIII, 246, 258.
Peter, König v. Portugal, VIII, 250.
Peter, Kirchspalter, VII, 91, 133.
Peter von Ailly, VII, 212.
Peter, König, VII, 117.
Peter von Courtenay, VII, 69.
Petrus, Mongus, Bischof, V, 59.
Peter, der Gerber, V, 60.
Peuerbach, Georg, VIII, 298.
Pfalzgrafen, VI, 248.
Pfalzgrafen, bei Rhein, VI, 113.
Pfahlbürger, VII, 171, 193.
Pfeddersheim, Treffen bei, VIII, 96.
Philipp der Hohenstaufe, VI, 160.
Philipp I. von Frankreich, VI, 177.
Philipp II., August von Frankreich, VI, 146, 159, 190.
Philipp III. v. Frankreich, VII, 98.
Philipp IV., der Schöne v. Frankreich, VII, 99 fg.
Philipp V. v. Frankreich, VII, 119.
Philipp VI. v. Frankreich, VII, 266.
Philipp, der Kühne von Burgund, VII, 235.
Philipp, der Gute von Burgund, VII, 235. VIII, 30.
Philipp, Sohn Maximilian's, VIII, 145.
Philippa v. Hennegau, VII, 101, 274.
Philippa, Gemahlin Erich's v. Pommern, VIII, 283.
Philippus Barbanes, byzantinischer Kaiser, V, 97.
Photcas, V, 97.
Photius, V, 204.
Piabe, VIII, 57.
Piasten, Ende der, VIII, 85.
Piccinino, Jacob, VIII, 183.
Piccinino, Niccolo, VIII, 172.
Picten, V, 57.
Piligrin, Erzbischof von Salzburg, VII, 193.
Pipin von Landen, V, 132.
Pipin von Heristall, V, 133.
Pipin, der Kleine, V, 147.
Pipin, Sohn Ludwig's des Frommen, V, 206.
Pisani, Niccolo, VIII, 192.
Pisani, Victor, VIII, 193.
Pisano, Niccolo, VIII, 237.
Pistoja, VIII, 200.
Pitti, Lucas, VIII, 211.
Pius II., Papst, s. Aeneas Sylvius.
Plantagenet, Haus, s. Heinrich II. von England.
Plasian, Wilhelm von, VII, 108.
Plectrudis, V, 134.
Plessis, Schloß, VIII, 148.
Podesta, VI, 122.
Podiebrad, Georg von Böhmen, VIII, 92, 100, 102.
Poggio, Jacob, VIII, 297.
Poggio, Bracciolini, VIII, 232.
Poitiers, Schlacht bei, V, 135.
Pol, St., Connetable von Frankreich, VIII, 131.
Pola, Schlacht bei,
Pole, de la, Graf v. Suffolk, VIII, 12.
Politianus, Angelus, VIII, 233.
Pommerellen, VII, 58. VIII, 278.
Pomuk, VII, 191.
Ponsard von Gisi, VII, 114.
Popolo minuto u. grasso, VIII, 201.
Poppo von Friesland, V, 136.
Possadniki, VII, 65.
Prämonstratenser, VII, 10.
Prag, Universität, VII, 174.
Pragmatische Sanction, VII, 243. VIII, 49.
Precisten, VII, 5.
Predigermönche, VII, 14.
Pregadi, s. Consiglio, VIII, 185.
Preußen, s. Hermann von Salza und Winrich von Kniprode.
Prevôts des Marchands, VII, 280, auch VI, 199.
Pribislav von Böhmen, VI, 127.
Prinzenraub, s. Kunz v. Kaufungen.

Privilegium de non appellando, VII 170.
Privilegium generale Aragonum, VIII, 254.
Procope, die Anführer der Hussiten, VII, 232.
Procop, von Mähren, VII, 191.
Procopius, der Geschichtschreiber, V, 10, 70.
Procurationen, VII, 4.
Provence, VII, 235. VIII, 147.
Provencalische Dichtung, VII, 24.
Provisionen von Oxford, VI, 292.
Pseudo-isidorische Decretalien, V, 227, 296.
Ptolemais, s. Acre.
Pullanen, VI, 139.

Q.

Quarantie in Venedig, VIII, 185.
Quatrevaux, VII, 88.
St. Quentin, VIII, 131.
Querini, Geschlecht der, VIII, 187.
Quiercy, V, 136.

R.

Rabanus (Hrabanus) Maurus, V, 22.
Rachimburgen, V, 43.
Radbertus, Paschasius, VII, 34.
Radegundis, V, 20.
Ragaz, Treffen bei, VII, 265.
Ragnachar, König d. Franken, V, 19.
Raimund du Puy, VI, 81.
Raimund IV. v. Toulouse, VI, 68 fg.
Raimund VI. v. Toulouse, VI, 175.
Raimund VII. von Toulouse, VI, 176. VII, 275.
Raimund, Kön. v. Aragonien, VII, 53.
Raimund von Pennaforte, VII, 44.
Rainald von Spoleto, VI, 207.
Rainulf von Aversa, V, 286.
Ramiro von Aragonien, VII, 53.
Rapperschwyl, VII, 160. VIII, 133.
Ratbod, Friesenherzog, V, 138.
Ravenna, V, 76, 84. V, 9.
Realisten, VII, 35.
Reccared, V, 53.
Recceswinth, V, 53.
Rechberg, Hans von, VIII, 96.
Rechtsbücher, VI, 253.
Rechtsstudium, VII, 45.
Rectoren in der Lombardei, VI, 125.
Rebing, Itel, VII, 262.
Regalien, VI, 249. VII, 151. VIII, 111.
Regino von Prüm, V, 225.
Rehbock, Jacob, VII, 165.
Reichsmatrikel, VIII, 112.
Reichsministerialen, VI, 250.
Reichsvögte, VI, 249.
Reiks, VI, 259.
Reinald von Dassel, Erzbischof von Köln, VI, 115.
Reis-Effendi, VIII, 81.
Reliquienbienst, V, 125.
Remigius von Rheims, V, 17.
Rhebarier, V, 240.
Renaissance, VIII, 231.
Renatus I. v. Lothringen, VIII, 176.
Renatus II. v. Lothringen, VIII, 137.
René von der Provence, VIII, 147.
Rennbahn, s. Circus.
Rense, Kurverein zu, VII, 151.
Reuß von Plauen, VIII, 273.
Reutlingen, Schlacht bei, VII, 194.
Rhabi, Chalif, V, 189.
Rheims, VIII, 38.
Riade, V, 241.
Riario, Cardinal, VIII, 213.
Riga, Gründung, VI, 262.
Richard I., Löwenherz, VI, 147, 191.
Richard II. v. England, VIII, 8 fg.
Richard III., Herzog von Glocester, VIII, 160. König von England, VIII, 163, 168.
Richard, Herzog v. York, VIII, 151.
Richard von Cornwallis, VI, 244.
Richard von St. Victor, VII, 42.
Richtung, die ewige, VIII, 136.
Rignomar, V, 20.
Ripuarische Franken, V, 14.
Ritterstand, VI, 11, VII, 16.
Ritterbünde, VII, 192.
Ritterbrüder v. Dobrin, VI, 263.

Ritterorden, VI, 81. Deutscher, VI, 263. VIII, 271.
Rivers, Graf von, VIII, 163.
Robert, König v. Frankreich, V, 231.
Robert, lat. Kaiser in Byzanz, VII, 69.
Robert, König v. Neapel, VII, 140.
Robert von der Normandie, VI, 68.
Robert Guiscard, V, 287, 320.
Robert von Flandern, VI, 68.
Robert von Bari, VI, 239.
Rocca secca, Treffen bei, VII, 210.
Roderich, Kön. d. Westgothen, V, 117.
Roger von Apulien, V, 287.
Roger II. von Sicilien, VI, 89.
Roger Bacv, VII, 41.
Rokyczana, Johannes, VII, 233. VIII, 93 fg.
Roland, V, 156.
Roland, Cardinal, VI, 116.
Rollo, V, 231.
Römisches Recht in Deutschland, VIII, 115.
Rom, eingenommen, V, 75, 252, 259, 320. VI, 7.
Romanische Dichtkunst, VII, 24.
Romanus IV., byzant. Kaiser, V, 200.
Romove, VI, 269.
Roncalische Felder, VI, 6, 109.
Roncesvalles, V, 156.
Roosbeke, Schlacht bei, VIII, 20.
Roscellin, VII, 35.
Rose, Kriege der weißen und rothen, VIII, 152.
Rosenblüt, VIII, 294.
Rosimund, V, 87.
Rossano, V, 256.
Roswitha, V, 272.
Rotgaut von Friaul, V, 155.
Rotharis, König der Langobarden, V, 91.
Rubruquis, VI, 288.
Rudau, Schlacht bei, VIII, 271.
Rudolf I. von Burgund, V, 230.
Rudolf II. von Burgund, V, 246.
Rudolf III. von Burgund, V, 278.
Rudolf von Schwaben, Gegenkönig, V, 288.
Rudolf von Habsburg, VII, 73.
Rudolf, Pfalzgr. bei Rhein, VII, 166.
Rudolf, Bruder Albrecht's I., VII, 81, 90.
Rudolf, Sohn Albrecht's I., VII, 88.
Rudolf von Wart, VII, 91.
Rugier, V, 6.
Rügen, ann. v. Waldemar II., VII, 58.
Rütli, Bund, VII, 96.
Runnemede, VI, 200.
Ruprecht von der Pfalz, VII, 203.
Ruprecht, Erzbisch. v. Köln, VIII, 105.
Rurik, VI, 50.
Russen, VI, 50.
Rußdorf, Paul von, VIII, 276.
Rußland, VII, 69. VIII, 286.
Rutland, Graf von, VIII, 154.

S.

Sacebaronen, V, 45.
Sachsen, V, 153, 290, Lauenburg und Wittenberg, VI, 256.
Sachsenspiegel, VI, 254.
Sämund, VII, 60.
Saladin, VI, 138.
Salado, Schlacht am, VIII, 244.
Saleph, s. Kalycadnus.
Salisbury, Grafen v., VIII, 32, 153.
Salische Franken, V, 14.
Salische Kaiser, V, 276.
Salomo v. Constanz, V, 220, 237.
Samaiten, VIII, 272.
Samaniden, V, 191.
Samarkand, VIII, 63.
Sancho, der Große, König von Aragonien, VI, 57.
Sancho IV., König von Castilien, VIII, 240.
Sancho VII., Kön. v. Navarra, VII, 49.
Sancho I., Kön. v. Portugal, VII, 55.
Sancho II. von Portugal, VII, 55.
Sancho, Erzbischof v. Toledo, VII, 52.
Sandschakbeg, VIII, 81.
Saragassa, von den Christen erobert, VII, 49.
Sbinko, Erzbischof v. Prag, VII, 221.
Scacarium, échiquier, VII, 117.

Scala, Can della, VII, 137, 147.
Scala, Mastino, VII, 149, 175.
Scala, Antonio, VII, 201.
Scala, Alberto, VII, 148.
Scandinavien, VII, 56. VIII, 279.
Schießpulver, VIII, 299.
Schilten, s. Aliten.
Schisma, d. griech. u. latein. Kirche, V, 204, des Abendlandes, VII, 175, 190.
Schlegler, s. Ritterbünde.
Schlesien, an Böhmen, s. Karl IV.; an Mathias Corvinus, s. denselben.
Schleswig, an Holstein, VIII, 281.
Schlick, Caspar, VII, 242.
Schöffer, Peter, VIII, 300.
Scholastik, VII, 33.
Schottland, VII, 121.
Schultheißen, VI, 251.
Schulen, Karl's des Großen, V, 172, unter den Saliern, VI, 15.
Schwabenspiegel, VI, 254.
Schwarzen, die in Florenz, VIII, 199.
Schwarz, Berthold, VIII, 299.
Schweden, s. Scandinavische Reiche.
Schweiz, VII, 93. VII, 195, s. auch Karl der Kühne.
Schweppermann, Seifried, VII, 142.
Schwerin, Graf von, s. Heinrich von Schwerin.
Schwertbrüderorden, VI, 262.
Schwyz, VII, 94.
Scone, schottischer Krönungsstein zu, VII, 121.
Scotus Erigena, V, 12.
Scotisten, s. Scholastik.
Scurcola, Schlacht bei, VI, 238.
Seckenheim, Treffen bei, VIII, 97.
Seidenbau, nach Europa, V, 64.
Seerecht von Barcelona, VIII, 255.
Selbschuck, V, 193.
Selbschucken, VI, 72, 104.
Sempach, Schlacht bei, VII, 196.
Send, V, 225.
Sendgrafen, V, 166.
Senior, V, 37, 39.
Serai, VIII, 61.
Serrar bel consiglio, VIII, 187.
Sevilla, v. d. Christen erobert, VII, 51.
Sforza, der ältere, VIII, 172, 178.
Sforza, Francesco, VIII, 172, 177.
Sforza, Galeazzo, VIII, 183.
Sforza, Johann Galeazzo, VIII, 184.
Shaw, Doctor in London, VIII, 166.
Shore, Johanne, VIII, 165.
Shrewsbury, Schlacht bei, VIII, 16.
Sicilische Vesper, VI, 240.
Sigebert von Burgund, V, 16.
Sigebert von Austrasien, V, 24.
Sigismund von Burgund, V, 21.
Sigismund, Kaiser, VII, 191, 207, 211. VIII, 58, 85, 87.
Sigismund, Erzherzog von Oesterreich, VIII, 91, 153.
Siegfried v. Feuchtwangen, VIII, 269.
Siegfried, Erzbischof von Mainz, V, 289.
Signoria, VIII, 185.
Sil, Treffen an der, VII, 263.
Silbergruben bei Goslar, V, 273. VIII, 299.
Simonie, V, 300, 305.
Simon von Montfort, VI, 292.
Simplicius, V, 69.
Sirmium, Schlacht bei, V, 8.
Sisebut, König d. Westgothen, V, 53.
Sit, Treffen am, VII. 85.
Sixtus IV., Papst, VIII, 215.
Siwas, Eroberung von, VIII, 62.
Skalden, VII. 47.
Skanderbeg, VIII, 71.
Skiolbunger, VI, 48.
Sklaven, V, 44, 224.
Slaven, V, 79, 215, 244.
Sluys, Schlacht bei, VII, 269.
Soissons, Schlacht bei, V, 15.
Soltwedel, Alexander, VII, 251.
Somerset, Geschlecht v., VIII, 152.
Sophia, Kaiserin, V, 86.
Sophie von Brabant, VI, 257.
Sophienkirche, V, 63.
Sophronius, Patriarch von Jerusalem, V, 119.
Spanien, VI, 56 fg. V, 47 fg. VIII, 245 fg.

Spahis, VIII, 57.
Speicher, Treffen am, VII, 198.
Speier, Tag zu, VII, 193.
Spenser, Hugo, VII, 128.
Spiritualen, VII, 14.
Spolienrecht, VI, 137, 249.
Sprache der german. Völker, V, 45.
Staatsinquisitoren in Venedig, VIII, 189.
Städte, deutsche, VI, 15. VII, 246, 250, französische, VII, 279, englische, VIII, 9, flandrische, VIII. 19, lombardische, V, 273, 274. VI, 111, aragonische, VII, 54. VIII, 255, schwedische, VIII, 280.
Städtebünde, VII, 193.
Stallung, Heidelberger, VII, 193.
Stamfordshire, Treffen bei, VI, 37.
Stanley, VIII, 163 fg.
Stauffacher, VII, 96.
Stellinga, V, 212.
Stenkils, in Schweden, VI, 48. VII, 56.
Steno, Michael, Doge, VIII, 188.
Stephan, d. Heilige v. Ungarn. VI 54.
Stephan II. von Ungarn, VII, 67.
Stephan II., Papst, V, 149.
Stephan IV., Papst, V. 205.
Stephan IX., Papst, V, 301.
Stephan v. Blois, v. England, VI, 183.
Stephan, Langton, VI, 195.
Stigand von Canterbury. VI, 39.
Storteberker, Claus, VIII, 282.
Stoß, Schlacht am, VII, 199.
Stüssi, Rudolf. VII, 262.
Sture Sten, VIII, 286.
Sturleson, Snorro, VII, 60.
Sturmi, Abt zu Fulda, V, 143, 222.
Suantepolk v. Pommern, VI. 267.
Suffolk, Herzog von, VIII, 150.
Suger, Abt von St. Denys, VI, 177.
Suidger von Lemberg, s. Clemens II.
Suleiman (Soliman), VIII, 54.
Suniten, s. Alten.
Süntel, Schlacht am, V, 156.
Supane, VI, 55.
Swen, Estritson, VI, 48.
Swen von Dänemark, VI, 30.
Swerker, VII, 56.
Syagrius, V, 15.
Sylvester II., V, 260.
Symmachus, Senator, V, 13.
Symmachus, Papst, V, 93.
Synodus, s. Send.

T.

Taboriten, VII, 229.
Tagina, V, 82.
Tagliacozzo, Schlacht bei, VI, 238.
Taktik, s. Zizka.
Talbot, VIII, 37, 47.
Talleyrand, de Perigord, VII, 277.
Tamerlan, s. Timur.
Tancred von Hauteville, V, 286.
Tancred, der Kreuzfahrer, VI, 69.
Tancred von Lecce, VI, 152.
Tanneguy du Chastel, VIII, 28.
Tannenberg, Schlacht bei, VIII, 278.
Tarek, V, 117.
Tataren, VII, 63.
Tauler, VIII, 295.
Tausend und eine Nacht, V, 184.
Tejas, V, 83.
Tell, Wilhelm, VII, 96.
Tempelherren, VI, 81. VII, 111.
Temudschin, s. Dschingischan.
Territorien, VI, 247. VIII, 113.
Testri, V, 133.
Tewkesbury, Schlacht bei, VIII, 160.
Thabbäus von Suessa, VI, 225.
Than, VI, 22.
Thankmar, Sohn Heinrich's I., VI, 242.
Thassilo, V, 138, 157.
Thaus, Schlacht bei, VII, 283.
Theobat, V, 73 fg.
Theodebald, Kön. v. Austrasien, V, 83.
Theodebald, Hausmeier von Neustrien, V, 134.
Theodebert, König v. Austrasien V, 28, 74.
Theodelinde, V, 90 fg.
Theodemir, V, 7.
Theoderich der Große, V, 6 fg.

Theoderich, König der kleinen Gothen, V, 7.
Theoderich, Kön. v. Austrasien, V, 21.
Theoderich II. v. Burgund, V, 28.
Theoderich III. von Neustrien und Burgund, V, 133.
Theoderich IV., König der Franken, V, 135.
Theodor Lascaris, VI, 171. VII, 79.
Theodor von Tarsus, Erzbischof von Canterbury, V, 57.
Theodora, Gemahlin Justinian's, V, 62.
Theodora in Rom, V, 245.
Theodora, Gemahlin des Theophilus, V, 199.
Theodosius III., byzantinischer Kaiser, V, 123.
Theophano, deutsche Kaiserin, V, 253.
Theophano, byzant. Kaiserin, V, 200.
Theophilus, byzant. Kaiser, V, 199.
Thessalonich, Königr. v., VII, 69.
Theudelinde, s. Theodelinde.
Thietmar von Merseburg, V, 257.
Thomas von Aquino, VII, 40.
Thorberg, Freiherr v., VII, 163.
Thorn, gegründet, VI, 265.
Thorner Friede, VIII, 274, 278.
Thüringen, Reich zerstört, V, 22, kommt an Meißen, VI, 257.
Thut, Nicolaus, VII, 197.
Tiberias, s. Hittin.
Tiberius II., Kaiser, V, 96.
Tiberius III., Kaiser, V, 122.
Tiepoli, die, VIII, 187.
Tiers état, VI, 178.
Tile Kolup, VII, 81.
Tilleda, Vertrag zu, VI, 153.
Timur, VIII, 57.
Ting, V, 31.
Tiscar, Schlacht bei, VIII, 243.
Toggenburg, Graf v., VII, 262. Krieg, ebenda.
Togrul Beg, V, 193.
Toktamisch, VIII, 287.
Toledo, Residenz der westgoth. Könige, V, 51, Concilien, V, 54, erobert, VII, 47.
Tolosa, Schlacht bei, VII, 49.
Tonkunst, s. Franko.
Toro, Schlacht bei, VIII, 267.
Torre, de la, Dynastie v., VII, 135.
Tostig, VI, 36.
Totilas, V, 80.
Toulouse, Grafschaft, an Frankreich, VII, 98, 99.
Tours, Schlacht bei, V, 135.
Towton, Schlacht bei, VIII, 156.
Trapezuntios, VIII, 233.
Trapezuntisches Reich, VI, 171.
Trausnitz, VII, 142, 144.
Traustila, Gepidenkönig, V, 8.
Traversari, Ambrogio, VIII, 232.
Tribonianus, V, 63.
Tribur, Reichstag zu, V, 218.
Trifels, VI, 192.
Tristan, l'Hermite, VIII, 149.
Troubadours, VII, 25.
Trouveres, VII, 25.
Troyes, Vertrag zu, VIII, 30.
Trutis, V, 37.
Tudor, Heinrich VII., VIII, 168.
Türken, V, 86. VIII, 51 fg.
Tusa, V, 9.
Tula, Fluß, VII, 62.
Tului, VII, 62.
Tunis, Kreuzzug nach, s. Ludwig IX.
Turnier, VII, 21.
Tusculum, zerstört, VI, 152.
Tyrol, an Oesterreich, VII, 173.
Tyrrel, VIII, 167.

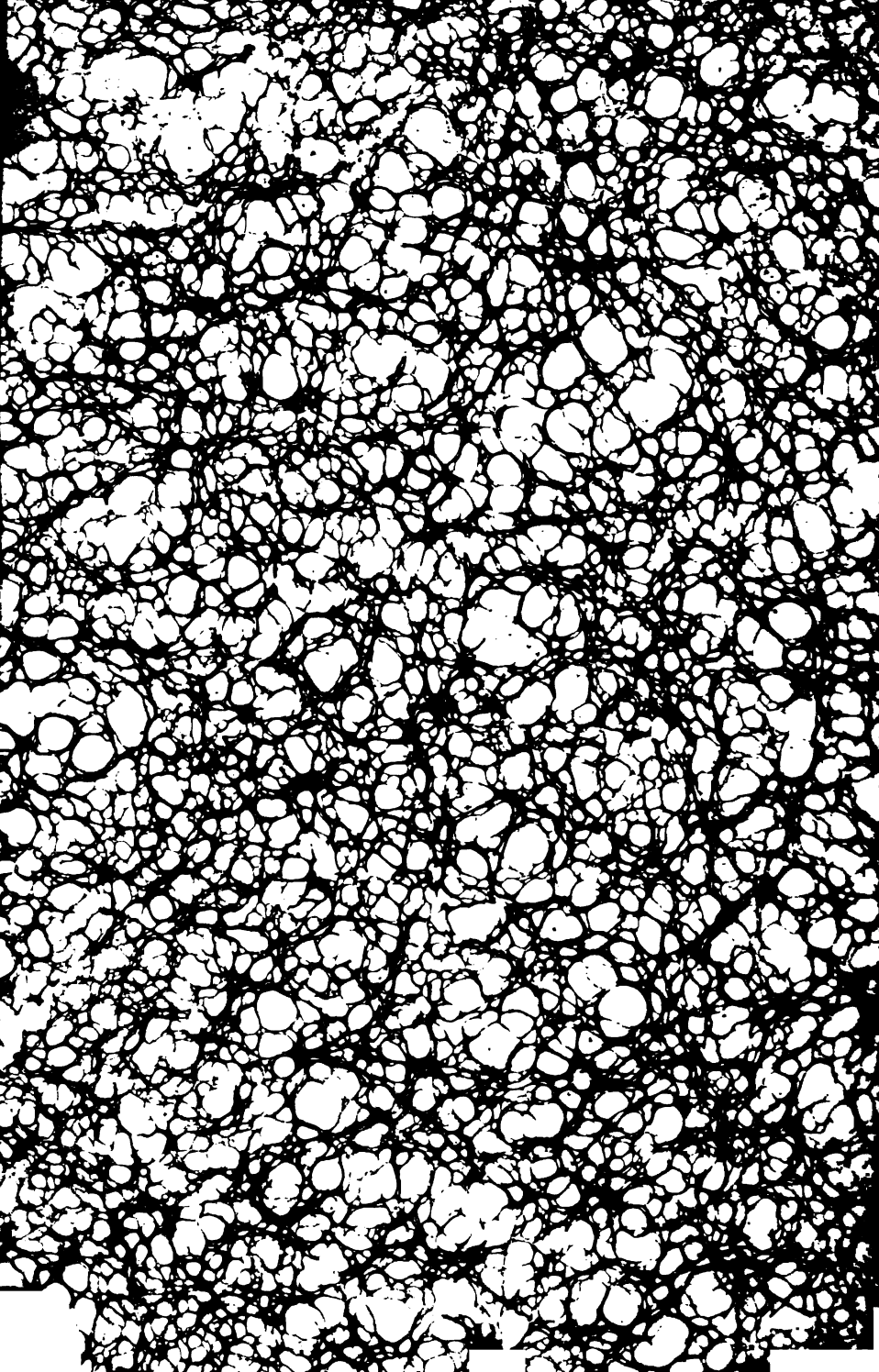
U.

Ulema, V, 45.
Ulfilas, V, 45.
Ulrich, Bischof v. Augsburg, V, 248.
Ulrich, Gr. v. Würtemb., VII, 164, 194.
Ultramontaner, VII, 45.
Umurbeg, VIII, 53.
Unam sanctam, Bulle, VII, 107. Anm.
Ungarn, wird Lehen des deutschen Reichs, V, 282. VII, 67. VIII, 89.

Ungarn, die, V, 218, 237 fg., 248.
Ung-Chan, VII, 61.
Universitäten, VII, 43. VIII, 296.
Union, zu Calmar, ſ. Calmar.
Unſtrut, Schlacht an der, V, 241.
Unterhaus, engliſches, ſ. Richard II.
Unterwalden, VII, 94.
Urban II., Papſt, VI, 2.
Urban III., Papſt, VI, 136, 140.
Urban IV., Papſt, VI, 236.
Urban V., Papſt, VII, 179. VIII, 55.
Urban VI., Papſt, VII, 182, 201.
Urchan, VIII, 53.
Urgel, Graf von, VIII, 261.
Uri, VII, 94.
Usbeken, VIII, 287.
Utraquiſten, VII, 227.

V.

Valencia, von den Chriſten erobert, VII, 54.
Valla, Laurentius, VIII, 234.
Valois, VII, 265.
Valvaſſaren, V, 274, 280.
Vandalenreich, zerſtört, V, 71.
Varna, Schlacht bei, VIII, 74.
Vaſallen, V, 37. VI, 12.
Vaſſag, Schlacht bei, VIII, 69.
Veit von Flandern, VII, 101.
Veit von Namür, VII, 117.
Velbeke, Heinrich von, VII, 26.
Vendome, Graf von, VIII, 49.
Venedig, V, 275. VII, 177. VIII, 65, 79, 172, 181, 184, — Friede zu, VI, 131.
Verdun, Vertrag zu, V, 213.
Verneuil, Schlacht bei, VIII, 31.
Verona, Schlacht bei, V, 9.
Vesper, ſicilische, VI, 240.
Viana, Karl von, VIII, 265.
St. Victor, Schule von, VII, 42.
Victor II., Papſt, V, 301.
Victor III., Papſt, VI, 2.
Victor IV., Papſt, VI, 120.
Vienne, Grafſchaft, an Frankreich, VII, 235, Schlacht bei, V, 21.
Vigilius, Biſchof v. Rom, V, 67.
Villena, Marquis, VIII, 264.
Vinea, Peter von, ſ. Peter.
Visconti, Azzo, VII, 147, 175. Galeazzo, VII, 178, 181. Bernabo, VII, 178, 181. Johann, VII, 176. Johann Galeazzo, VII, 182, 201. Herzog, VII, 205. Luchino, VII, 176. Matteo, VII, 135, 143, 178. Philipp Maria, VII, 205. VIII, 171.
Valentina, VIII, 21, 180.
Vitalienbrüder, VIII, 282.
Viterbo, Niederlage Friedrich's II. bei, VII, 224.
Vittoria, Schlacht bei, VI, 230.
Vizthume, VIII, 114.
Vögte, in der Schweiz, VII, 94.
Volkwin, VI, 267.
Vouglé (Vouillé), V, 18.
Vribanc, VIII, 292.

W.

Wahlſtadt, Schlacht bei, VII, 63.
Waifar von Aquitanien, V, 151.
Waiſen in Böhmen, VII, 232.
Wakefield, Treffen bei, VIII, 154.
Wala, V, 206.
Walafried Strabo, V, 222.
Waldemar I. v. Dänemark, VII, 56.
Waldemar II. v. Dänemark, VII, 58.
Waldemar III., Atterdag, VII, 253. VIII, 279.
Waldemar v. Brandenburg, VII, 140.
Waldemar, der falſche, VII, 165.
Waldenſer, ſ. Petrus Waldus.
Waldmann, Hans, VIII, 139.
Waldſtätte in der Schweiz, VII, 94.
Wales, von Eduard I. unterworfen, VII, 120.
Wales, Prinz von, Urſprung des Titels, VII, 121.
Walid, V, 117.
Wallace, William, VII, 124.
Walther, Fürſt von Attinghauſen, VII, 96.
Walther von Eſchenbach, VII, 91.
Walther von Brienne, Herzog von Athen, VIII, 53.
Walther von Brienne, Sohn des Vorigen, VIII, 202.
Walther von Pezejo, VI, 69.
Walther Senzaveir, (von Habenichts), VI, 69.
Walther v. d. Vogelweide, VII, 28.
Walther von Ramſchwag, VII, 78.
Wappen, VII, 22.
Wappenkönige, VII, 20.
Waräger, VI, 50.
Warenne, Graf von, VII, 122.
Warnefried, Paul, V, 172.